Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden



Hundertunddritter Band

Oktober / Dezember 1918



BERLIN

Verlag der Zukunft

Großbeerenstraße 67

1918

Inhalt



Berlin, den 26. Oktober 1918

Das Recht soll siegen

Unmöglich, nach so lange erzwungener Pause, im Wirbel unseres Erlebens auch nur die Grundlinie der Ereignisse mit ruhiger Hand nachzuzeichnen. Am dreiundzwanzigsten August wurde das letzte Heft der „Zukunft" veröffentlicht. An diesem Tag schrieb ich an die zu höchster Entscheidung in solchem Fall berufene Instanz: „Ich halte den Grafen Hertling nicht für einen Wesenstheil der ‚deutschen Sache‘; kann erweisen, daß er diese Sache, noch auf der Höhe militärischer Erfolge, schlimmer geschädigt hat als je ein anderer Politiker und daß seine ‚Faustpfand‘-Rede von feindlichen und neutralen Stimmen mit Empörung zurückgewiesen worden war, ehe ich darüber schrieb und, uns zu Nutzen, zu zeigen versuchte, daß diese unhaltbare Theorie nicht etwa von allen politisch Wirkenden gebilligt werde. Das schien mir um so nothwendiger, als jeder politisch Gewissenhafte sich sagen konnte, daß der vom Grafen Hertling gewählte krumme Weg der, vielleicht, letzten Möglichkeit raschen und doch würdigen Abschlusses ausbog. Mit dem Präsidenten Wilson werden wir schließlich zu rechnen haben. Die Kaiserliche Regirung wird spätestens im Herbst mit ihm Fühlung suchen. Ich hatte, nach ernstester Ueberlegung, den Anfang eines Aufsatzes geschrieben, der sich direkt an Wilson wenden und ihn an die Unmöglichkeit mahnen sollte, durch Gewalt sein Ziel zu erreichen: als meinen Wirkensversuchen wieder ein Ende bereitet wurde."

Herr von Stein (der inzwischen aus dem Amt des Kriegsministers entlassen worden ist) fand meinen ausführlich begründeten Einspruch nicht der Beachtung werth. Deutschland soll Wilson anrufen? Unsinn. Schon die Vorstellung dünkt die Meisten unauslöschliche Schmach. Bulgarien, dessen rohes, doch tüchtiges Volk seit fast sieben Jahren die perverse Eitelkeit eines Gauklers in Blutströmen ausbadet, löst sich aus dem Vierbund und tritt den Serben das ihnen gebührende Makedonengebiet ab. Die Türken können sich in Palästina und Syrien nicht mehr, kaum noch in ihrer Hauptstadt halten. Oesterreich-Ungarn, das sich mit dem in kluger Stille bereiteten czecho-slowakischen Staat und dem Neugebild eines Südslawenreiches abfindet, fordert mit begreiflichem Ernst, fordert stürmisch schleunigen Friedenschluß. Die von Kindern und Narren, Schmarotzern und Schwindlern aufgetriebene Seifenblase „Mitteleuropa" platzt; mit der Gunst und dem Geld leichtfertig lüdernder Regirung hatte dieses Unding dem deutschen Volk allzu lange geschadet. In West bringt jeder Tag den Feindesheeren neuen Erfolg; rücken unsere tapferen, geduldigen Krieger den Grenzen Belgiens und Deutsch-Lothringens von Woche zu Woche näher. Noch aber wird zu Haus Jeder gedrosselt, der Zweifel an triumphalem Endsieg anzudeuten wagt: an Eintagssieg, der Deutschlands Unheil geworden wäre. Die sichtbarsten Mauerflecke sind mit einem Aufruf des Feldmarschalls Von Hindenburg beklebt, worin steht: „Auch im Krieg lassen wir jede Meinung ungehindert zu Wort kommen. Wir haben im Osten den Frieden erzwungen und sind stark genug, es auch im Westen zu thun." September. Der Aufruf klebt noch heute. Nicht mehr Graf Hertling. Der schädlichste, „reaktionärste", politisch unwahrhaftigste Kanzler, den das Reich je erlitten hat, ist, endlich, nach einem jämmerlichen Trugmimus von Demokratie, nach unwürdigen Kniffen und Pfiffen, von aufbrausendem Volkszorn weggeweht worden. In die Wirrniß der Reichswochenstube blitzt der kluge Pflichtruf der Obersten Heeresleitung nach einer verhandlungfähigen Regirung, die Waffenstillstand vorschlagen könne. Aus jäher Ueberraschung rafft die Mehrheit, Sozialdemokratie (Scheidemänner), Centrum, Volkspartei, sich in den Ent-

schluß, eine Regirung zu bilden; an deren Spitze tritt Prinz Max von Baden. Der bittet, am fünften Oktober, den Präsidenten Wilson, Waffenstillstand zu erwirken. Der Präsident stellt zwei Vorbedingungen: Rückhaltlose Annahme seiner Vierzehn Punkte und Räumung aller von deutschen Truppen besetzten Gebiete. Auch diese Bedingungen werden, nach dem Gutachten der Obersten Heeresleitung, angenommen. Einzige Einschränkung: Nur die eroberten, nicht alle besetzten Gebiete werden geräumt; also nicht die Strecken russischen Landes, die Willkür „Ukraina" getauft hat. Diese Schranke wäre mit dem Zeigfinger umzustoßen. So weit sind wir am fünfzehnten Oktobermittag. Der bringt Wilsons zweite Antwort. Sie klingt rauh erkältet; und aus den Hürden Oeffentlicher Meinung hallt ihr Wuthgeschrei nach.

Hier folgt der Anfang des Aufsatzes, der im letzten Augustheft erscheinen sollte, doch an dem Stein zerschellte.

Am zweiten August hat die französische Sozialistenfraktion in Paris mit den von Amerikas Sozialdemokratie abgeordneten Herren Howat, dem pittsburger Führer der Bergarbeiter von Kansas, Kopelin, Russell, Simons und John Spargo verhandelt. Herr Simons sprach zuerst. „Wir freuen uns, zu sehen, daß alle Sozialisten für die Landesvertheidigung sind. Die Verschiedenheit der Meinung über manchen Punkt überrascht uns nicht; die ist natürlich und wir haben sie bei uns auch. Wir müssen, wie Ihr, gegen den Kapitalismus kämpfen und die Heilige Eintracht ist drüben nicht dichter als hier. Präsident Wilson, der fest auf den Grundsätzen der Demokratie steht, ist eine Ausnahme. In unserem Sozialismus ist der deutsche Einfluß noch vielfach fühlbar. Auf unsere Friedensbedingungen haben die Deutschen, denen sie doch längst genau bekannt sind, noch nie unzweideutige Antwort gegeben. Ein Gespräch mit ihnen, eine internationale Sozialistenkonferenz kann aber erst nützlich werden, wenn sie geantwortet und sich in Kampf gegen alle Selbstherrschaft verpflichtet haben. Mir scheint, wir müssen siegen, ehe wir verhandeln. Aber wir sind nicht hergekommen, um Euch Rathschläge zu geben, sondern, um zu berichten, wie die amerikanischen Sozialisten denken. Die wollen weder Im-

1*

perialismus noch Sättigung der Rachsucht, nur: den Sieg, der den deutschen Arbeitern die Augen öffnet.“ Spargo: „Im fünften Kriegsjahr müssen die Sozialisten ihre Standpunkte vergleichen. Beim Beginn des Krieges hat die Thatlosigkeit der deutschen Sozialisten uns bitter enttäuscht. Ihr, Franzosen, habt damals kräftig auf Eure Regirung eingewirkt; und seitdem sehen wir Frankreichs opfermuthigen Kampf für die Sache der Civilisation, sehen Euch dem Nationalgefühl fest verbunden und zugleich dem Gedanken der Internationale treu. Die schlimmste aller Ausgangsmöglichkeiten wäre ein imperialistischer Friede. Der könnte fast so gefährlich werden wie der Krieg selbst. Ein kurzer Weg, der in flauen Kompromiß endet, ein nur noch kurzer Krieg, dem auch nur kurzer Friede folgt, kann uns nicht nützen; lieber so lange kämpfen, bis auch ein lange haltbarer Friede zu erringen ist. Wir müssen das Problem als Sozialisten prüfen, müssen darauf bestehen, daß der Friede auf die Grundsätze der Demokratie gebaut und dem in den Kaiserreichen Mitteleuropas verkörperten Militarismus die Möglichkeit genommen wird, künftig den Weltfrieden zu stören. Einmischung in rein französische Angelegenheiten erlauben wir uns nicht; daß aber die Bereitschaft zu kräftiger Fortführung des Krieges nicht gelähmt werde, müssen alle der Internationale Zugehörigen wünschen. In Frankreich und England erstrebt ein Theil der Sozialisten einen Regirungwechsel. Der mag ihnen aus triftigen Gründen wünschenswerth sein; wichtiger ist dennoch die Wahrung ungetrübter und untrübbarer Eintracht unter den verbündeten Sozialisten. Auch im Krieg ist der Gedanke der Sozialrevolution zu nähren; dabei aber zu bedenken, daß wir noch gegen Autokratie kämpfen und jede Schädigung der Demokratie in solchem Kampf eine Gefahr ist.“ Russell: „Dreierlei scheint mir nothwendig. Wir müssen siegen; sonst ist die Weltmachtstellung des Sozialismus nicht zu halten. Wir müssen alle zur Erringung des Sieges tauglichen Mittel anwenden. Wir Amerikaner werden es thun. Ich bin kein Freund der Kapitalisten, heute aber bereit, mit allen zusammenzugehen, die an das selbe Ziel gelangen wollen; denn alles Schicksal hängt jetzt an der Gewißheit, den Krieg zu gewinnen. Drittens

dürfen wir nie vergessen, daß Frankreich der Hauptpfeiler aller Sieghoffnung ist. Für Amerikas Volk ist Frankreich Alles; Ihr könnt das Ansehen, das Euer Land heute bei uns hat, gar nicht überschätzen. Jetzt kommt Amerika, zu dem von Frankreich begonnenen Werk mitzuwirken. Gerechtigkeit fordert, daß wir Euren Kriegern helfen und sie an mancher Stelle ablösen. Hand in Hand haben die zwei Nationen den Weg beschritten, der an das selbe Ziel, auf die Höhe des selben Ideals führen soll. Hat in der ganzen Welt sich erst Demokratie durchgesetzt, dann können wir in Gemeinschaft die Republik des brüderlichen Sozialismus aufbauen." Genosse Mistral, aus der Pazifistengruppe, antwortet: „Auch wir scheuen Bürgerkrieg und versuchen deshalb nicht, unseren Sozialistentraum schon jetzt in Wirklichkeit zu wandeln. Auch wir wollen den Sieg. Aber zu welchem Zweck? Um die Anderen zur Annahme von Wilsons Friedensbedingungen zu zwingen? Einverstanden; auf der londoner Konferenz haben wirs gesagt. Kein Sozialist, Vandervelde hats bestätigt, wollte den Krieg; jeder hat alles Erdenkliche gethan, ihn zu vermeiden. Heute ist die Sache nicht so einfach, wie sie Manchem scheint; sie wäre so, wenn alle Verbündeten aufrichtig demokratischen Frieden wollten. Den will Präsident Wilson, dessen edlen Worten wir zustimmen. Aber wir wissen auch von Geheimabkommen, deren Ziel imperialistischer Vortheil ist. An mancher Stelle sind eben zwei Strömungen fühlbar; auch in den feindlichen Kaiserreichen, wo, freilich, die imperialistische Strömung noch stärker ist. Warum soll also, wie viele Genossen behaupten, eine internationale Besprechung der Lage gefährlich sein? Ich bin überzeugt, daß sie nützen, uns, Alle, in Einheit um Wilsons demokratischen Frieden schaaren wird." Simons: „Alles Gezettel von Finanzleuten und Diplomaten, jede Berathung, von der die Regirungen sich ausschließen, ist jedenfalls zwecklos. Offen und öffentlich muß man, wie Präsident Wilson, reden; die von ihm deutlich ausgesprochenen Bedingungen gerechten Friedens hat ja auch Herr Lloyd George zu seinen gemacht. An dem Tag, wo Deutschland diese Bedingungen, Wilsons und aller Sozialisten, annimmt, hat es den Frieden. Die deutschen Sozialisten scheinen aber

mit diesen Bedingungen nicht einverstanden; wären sies, dann hätten sie die Macht, auf ihre Regirung einzuwirken.“ Spargo: „Die Vermuthung, daß wir uns die Sache zu einfach vorstellen, ist falsch. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind das Land der Kosmopoliten. Wir haben zwölf Millionen Deutsche, haben Serben, Czechen, Slowaken, Vertreter aller europäischen Völker und lebten fast drei Kriegsjahre lang ohne jede Censur. Täglich sprachen französische, deutsche, bulgarische, englische Sozialisten mit einander; unter den deutschen waren manche für, viele gegen ihre Regirung. Wir haben auch eine Million russischer Juden und in New York saßen sechs Russen, die später in Kerenskijs Kabinet eintraten. Diese vier Jahre gaben uns die Gelegenheit, unsere Sachkenntniß zu vertiefen. Deshalb sehen wir auch nicht auf der einen Seite alle Tugenden, auf der anderen alle Laster. Wir hatten, wie schon meine Angaben beweisen, bei uns in Amerika eine internationale Dauerkonferenz. Und was ihr nicht gelungen ist, wird auch in Europa nicht, in vierzehn Tagen, einem Kongreß gelingen.“ Genosse Renaudel: „Ich würde bedauern, wenn der Besuch unserer amerikanischen Genossen nicht die Wirkung hätte, die er haben könnte. Wir müssen einander unterrichten, bis auf den Grund der diplomatischen, sogar der militärischen Fragen gehen: und dazu ist mehr Zeit nöthig als zu bloßem Austausch von Worten, die aus herzlicher Kameradschaft kommen.“

Ich glaube, daß zu solcher Prüfung den auf diesem Stoffgebiet nicht ganz Fremden heute nicht mehr Zeit nöthig ist, als zwischen zwei Sonnenaufgängen liegt; und kann weder den Amerikanern noch den Franzosen ganz zustimmen. Der Plan zu einer internationalen Sozialistenkonferenz ist bestattet, seit ihn die Amerikaner, große Bruchtheile der britischen Arbeiterschaft und die vierzig hinter Herrn Albert Thomas stehenden Franzosen abgelehnt haben; und die nicht vom Allheil des Sozialismus Ueberzeugten müssen wünschen, daß er nicht auferstehe. Den eifrigsten Marxisten, auch vielen Anhängern Bakunins und Blanquis ist Demokratie nur ein Mittel, ist die Sicherung des kommunistischen Sozialismus der Zweck; den meisten der Endzweck aller Menschheitregung. Ich glaube nicht, daß in naher Zeit nach diesem

Krieg die Welt kommunistisch wird. Gewiß noch viel mehr sozialistisch, als sie schon ist (und sie ists in einem Umfang, der einem Strozzi, Fugger, Amschel Rothschild ungeheuerlich scheinen müßte); so sehr, daß der Großkapitalist eigentlich kaum Anderes sein wird als der vom Staat kontrolirte und erbarmunglos geschröpfte Verwalter des unter seinem Namen und nach seinem Wink arbeitenden Geldes. Kommunistisch? Nein. Die Welt wird, um zu genesen, die Erfahrung, die Macht, die behenden Künste, sogar die Schleichwege und Schlupfwinkel des Kapitalismus zunächst noch brauchen. Wird mit der Pflicht, ihre Ordnung international zu verankern und in allen dazu reifen Bezirken wahre Demokratie, nicht deren Schein nur, zu sichern, schwer genug belastet sein. Sie kann nach dem Ablauf der Sintfluth sich nicht sofort aus allen Fundamenten lösen; und zu ihren Grundbegriffen gehört, seit Noah aus seinem Tannenholz, mit seinem Beil und Pech sich seine Arche baute und dichtete, nun einmal die spornende Möglichkeit, durch eigenes Können Eigenthum zu erwerben. Was da wird, wo ein aus grauer Theorie aufgeilender Sadismus solche Lösung aus allen Wurzeln befiehlt und mit grausamer Gewalt, die in allen dieser Wirthschaftform widerspänstigen Ländern unvermeidlich wäre, erzwingt, lehrt uns Rußlands Erlebniß. Die zum Kongreß vereinten Sozialisten würden, müßten mehr als an alles Andere an die Sicherung ihres Glaubenszieles denken; oder ohne Einigung auseinandergehen. Brächte das nächste Jahr den Hauptländern sozialistische Regirungen und würde der Friede deren Werk, dann könnte er nicht haltbar sein: weil er Nothwendigkeiten der noch unersetzlichen Einzelwirthschaft mit Bewußtsein mißachten würde. Haltbar wäre der Friede aber auch nicht, wenn er, nach dem Wunsch aller Westsozialisten, die Frucht triumphalen Sieges wäre. Mag vor dem Sieg der Wille einer kämpfenden Mächtegruppe noch so rein, noch so fern von aller Erobersucht sein: der Triumphtag wird ihn verschmutzen. An diesem um den Preis unerschauten Menschenopfers erkauften Tag wird der Sieger, wie einst Roms im Gewande des kapitolinischen Jupiter einziehender Feldherr, dem das entzückte Volk für diese Sonnenrunde das Imperium der Ewigen Stadt übertrug, sich als

den Herrn der Erde fühlen, wird er zum Wohl seines Landes, seiner Bundesgruppe so viel zu erraffen suchen, wie irgend möglich ist, viel mehr, als dem Wohl der Menschheit frommt; und die Stimme Derer, die den unter Jovis Goldkrone Schreitenden, dem Dreischritt des Siegestanzes Zuschauenden an sein Menschthum, seine Menschheitpflicht mahnen, wird in das Gebrüll verhallen, das jauchzt: Io triumphe! Der Welt taugt und Dauer verheißt nur Friede, der wird, ehe die letzte Entscheidung gefallen ist, der aus den Lehren des Krieges zwar mit unerbittlichem Ernst den Schluß zieht, dessen Annahme aber nicht mit dem Schwert erzwingt. Denn daraus würde wieder nur Waffenstillstand. Siegt das Deutsche Reich auf dem Festland, so hält es in Ost und West ihm fremde, seinem Staatswesen mindestens unfreundliche Völker in seiner Gewaltsphäre fest und legt die Hand auf alle Gebiete, ohne die es die Zukunft seiner Gewerbe nicht zulänglich geschützt glaubt. Siegen die Westmächte, dann trennen sie Elsaß-Lothringen, Posen, Theile Preußens, vielleicht auch Nordschleswig mit dem kieler Kanal und ein Stück Oberschlesiens von dem Deutschen Reich, zerstücken Oesterreich-Ungarn, theilen die Türkei, Vorderasien und das nicht britische Afrika. Würden die Besiegten, große, nicht ausrodbare Völker, solchen „Frieden“ als endgiltigen Schicksalsspruch hinnehmen? Würde nicht ihre Hauptkraft vom ersten Waffenstillstandstag an sich in den Versuch zu Wendung dieses Spruches stämmen? Ist denkbar, daß sie mit den Siegern, durch deren Willen ihr Leben zerrüttet wurde, reinen Gemüthes einen Völkerbund schlössen? Einen, dessen Zweck die Wahrung eines Rechtsstandes wäre, den sie als Unrechtstand empfinden müßten? Alles Hoffen auf Selbstentsagung des Siegers würde trügen. Ich bin nicht einmal gewiß, daß Amerika, wenn es auch, ohne Eigennutzsucht, für ein Ideal in den Kampf gegangen ist, nach langem Krieg, der selbst dieses reichsten Landes Blüthe unter dicke Reifschicht begrübe, nicht eine Wunschliste auf den Kongreßtisch legen würde. Weil nun, seit den londoner und pariser Verhandlungen mit den Amerikanern, über jedem Zweifel steht, daß (wie hier oft mahnend erwähnt wurde) das Friedensprogramm des Präsidenten Wilson das aller Westmächte, der Regirungen und der Arbeiterparteien, Lansdownes, Lloyd Georges,

Balfours, Hendersons, Clemenceaus, Briands, Longuets, Re=naudels, Sonninos und Turatis, ist und daß auch der Schöpfer dieses Programmes meint, erst der Sieg seiner Gruppe könne die Annahme erwirken, nur dieser Sieg zu gerechtem Frieden den Grund= und den Schlußstein fügen, will ich, ohne der Absicht der uns Regirenden nachzubirschen, noch einmal ver=suchen, die Möglichkeit nahen Friedensschlusses zu durch=leuchten. Zu sagen, was sein müßte und was, in gemeiner Wirklichkeit, in der Welt guten Willens, morgen sein könnte.

Im April 1916 ließ ich Wilson hier sprechen:

„Die Hoffnung, ein Volk von der Tapferkeit und Kraft des deutschen durch Drohrede zu ängstigen, wäre thöricht und eitel. Obendrein weiß es, wissen die Leiter seines Reichs=geschäftes, welche Folgen der Bruch mit Amerika haben müßte. Unser ganzer Erdtheil, Nord und Süd, würde, nicht nur für die Kriegszeit, dem Deutschen Reich verfeindet. Das verlöre alle Schiffe, die in amerikanischen Häfen liegen, und müß=te mit ihnen als mit beträchtlichem Zuwachs der Feindes=tonnage rechnen. Müßte, ferner, vom Tag des Bruches an Belgien, dem wir jetzt die Nährmittel liefern, selbst provi=antiren. Holland und Skandinavien könnten auf Seezufuhr kaum noch hoffen: also, um nicht in Noth zu gerathen, von Waarenvorrath, Viehbestand, Ernteertrag nichts mehr an Frem=de abgeben. Ob so hoher Preis die Entkräftung Englands (durch Mangel an Nahrung und Schiffsraum) erkaufen könn=te, hat Deutschland nach dem Ergebniß des napoleonischen Sperrkrieges und nach der Leistungfähigkeit eines Bundes, dem auch Amerika, mit seinem Kapital und seiner Wirth=schaftmacht, sich angeknüpft hätte, allein zu prüfen. Daß des Krieges Ende dann, weil auch der schon arg Geschwäch=te die Wirkung unserer Hilfe abwarten würde, ins Unab=sehliche schwände, ist gewiß. Und nicht minder, daß von dieser Stunde an auch wir im Inneren nur eine Front hätten. Die Abstammung von Deutschen, Iren, Oesterreichern, Ungarn, wäre fürs Erste vergessen, jeder Amerikaner den Sternen und Streifen verlobt; und der gestern im Gefühl Abtrün=nige morgen, wie Plechanow, Guesde, Legien, ein von Eifers=hitze dampfender Patriot.

Wir haben nicht mit der Zunge für Belgien getobt, weil

unser Geldbeutel ihm die Ernährung sichern sollte und diese Sicherung nur im Einvernehmen mit den deutschen Behörden möglich war. Wir haben uns gegen die Hinschleppung des zwischen Deutschland und unseren Staaten schwebenden Zwistes nicht gewehrt, weil in fast allen Fällen der Thatbestand zunächst undurchsichtig war; weil uns der Wunsch hemmte, der Welt den Graus ganz und gar uneingeschränkten Unterseekrieges, den in Westeuropa noch neutralen Staaten quälenden Mangel, der solchen Krieges Folge wäre, zu ersparen; weil die berliner Regirung uns unzweideutige Beweise ehrlichen Willens zur Verständigung gab und sich nicht scheute, eine kräftige, von Vielen hochgeschätzte Persönlichlichkeit auszuscheiden, damit fortan nur eine Strömung noch, die ihres Wollens, ungestört wirksam werde; weil wir die ungeheure Schwierigkeit ihres verantwortlichen Handelns empfinden und nicht erwarten durften, daß schon der zweite Kriegswinter den Entschluß gebären werde, der ein Ziel des Friedensfrühlings werden soll: Diplomatie über Strategie zu stellen, die Vorherrschaft des Politikerrathes gegen jeden Einbruch und Einspruch der zu Kriegsführung Erzogenen fest zu verschanzen.

Wenn diese Vorherrschaft schon gesichert wäre, hätten wir heute nicht den Krieg, der das Entsetzen und, trotz allen Tugenden, die er täglich entbindet, auch die Schmach weißer Menschheit ist. Frommts, seine Wurzeln, noch einmal, aus der von Blutmeeren durchspülten, von Leichenwürmern durchwühlten Erde zu graben? Alle sind schuldig; unterschieden nur durch die Schuldlast und durch die Zeit ihrer Sünde. Das merkt der von eigener Schuld Befangene nicht. Eben so wenig, wer nur den letzten Anstoß sieht und, ohne die lange Ursachenkette mit wägendem Blick abzutasten, vorschnell urtheilt: „Deutschland hat das zur Schlichtung des austro-serbischen Streites von allen Mächten empfohlene, schließlich auch von Oesterreich-Ungarn selbst angenommene Schiedsgericht schroff abgelehnt, den Krieg, den es, nach dem unbestrittenen Zeugniß von San Giuliano und Giolitti, schon 1913 wollte, begonnen, die von ihm selbst einst geforderte, durchgesetzte, verbürgte Neutralität Belgiens muthwillig verletzt, nach raschem, verwüstenden Durchbruch

aus Frankreichs Großindustrieland ein gewaltiges Pfand errafft: ist also, ohne Zuerkennung mildernder Umstände, allein schuldig zu sprechen. Das ergiebt der Vergleich aller veröffentlichten Akten." Daß ers ergiebt, ist tausendmal, auch von eiskalten Männern der Wissenschaft, in allen Sprachen bewiesen worden. Nur wurde vergessen, im Buch der Geschichte hinter den Juli 1914 zuzückzublättern. Frankreich konnte Sedan, Metz, Straßburg nicht verschmerzen; buchte den Verlust nicht auf das Konto des verdammten Kaiserreiches, beschloß nicht neuen Krieg; reizte aber den Sieger von 1870, der ihm kein Hälmchen und keinen Stein mehr abnehmen wollte und ihm das zweitgrößte Kolonialreich gern gönnte, durch stete, oft laute Rachedrohung und bot sich zu Genossenschaft Jedem an, von dessen Schwert es die Rückeroberung des Elsaß und Deutsch-Lothringens hoffen konnte. Der Draht, der es dem Russenreich verbinden sollte, wäre viel früher fest geworden, wenn Bismarck nicht, unermüdlich noch mit Greisenbeinen, immer wieder die Stange erklettert und das Gefädel zerrissen hätte. Nach dreißigjähriger Gnadenzeit wird Deutschland nicht länger von ehrgeizlosem Genie bedient; doch durch die unübertroffene, unübertreffliche Tüchtigkeit seines Volkes in nie erträumten Wohlstand gebettet und mit dem Besitz eines ungeheuren Welthandelstheiles ausgestattet. In allen Zonen nisten Deutsche sich ein und arbeiten emsig, emsiger als irgendein Wettbewerber, für das Kapital und die Flagge des Vaterlandes. Das bedenkt nun, leider, nicht, daß es für so steilen Aufstieg, für so beispiellos aus jedem Thatgebiet blühenden Erfolg nur durch würdig bescheidene Stille Verzeihung erlangen könnte; auch nicht, daß die Feinde, auf deren Kosten es in Größe wuchs, noch leben, manche noch rüstig sind. Sein Schwert klirrt und aus schimmernder Wehr tönt oft die Verkündung der Absicht auf ein weiteres Machtgebiet. Statt sich in Küstenschutz, Schnellkreuzer- und Torpedorüstung zu beschränken, baut es eine Kriegsflotte, deren Radius nicht über die Nordsee und den Aermel hinaus reicht und die ihren Milliardenaufwand nur anständig verzinst sähe, wenn sie, nach ihr günstigem Krieg, wenigstens einen vorragenden Zacken aus Britaniens Krone gebrochen hätte. England fühlt seine Industrie und Technik überflügelt, Handel,

Weltclearing, Kolonien gefährdet, seine Vormacht im Islam, also in Egypten und Indien, von Konkurrenz bedrängt: überall Deutschland auf Nacken und Ferse. Weil es nicht müßig sitzen will, bis es, eines schwarzen Tages, sich ins Joch deutschen Willens beugen muß, und weil mißtrauisches Selbstbewußtsein ihm jede Verständigung über die Marineziffern weigert, bequemt es sich aus umglänzter Einsamkeit in das Bündniß mit Deutschlands Feind. Der, Frankreich, war aus träger Neigung in Sozialismus und schlaffe Friedseligkeit durch Deutschlands heftigen Einspruch in sein (1880 von Bismarck ihm zuerkanntes) Recht auf Marokko jäh aufgescheucht und in der Klage über räumlich und zeitlich unbegrenzte deutsche Geschäftsstörung mit England einig geworden. Tanger, Casablanca, Algesiras, Agadir: die auf diese Namen getauften Fasern darf der Kriegswurzelforscher nicht übersehen. Deutschland betheuert, allzu eifrig, den Willen zu Friedenswahrung; stärkt aber, zu Land und zu See, seine Wehrkraft. Warum, da Niemand ihm Gebietsstücke rauben, kein Schwert für Elsaß-Lothringen aus der Scheide will? Offenbar, um seine Grenzen vorzuschieben. Davor schützt nur feste Einkreisung. Das von Japan, auf Britenbefehl, aus Ostasien geschlagene Rußland fürchtet die deutsche Militarisirung der Türkei, von der es Armenien und den Meerengenschlüssel heischt, und beißt auf den Köder der Hoffnung, im Bund mit den stärksten Westmächten das von preußischen Generalen Geleistete aus dem Osmanenreich tilgen, in die durch Russenblut erlösten Balkanstaaten endlich mindestens religiös-geistigen Einfluß erlangen und durch Einschüchterung oder gar Kleinerung Oesterreich-Ungarns die aus der Mandschurei heimgebrachte Scharte vor dem Auge der Stadtgesellschaft und der Mushiks, der Europäer und Asiaten, auswetzen zu können. Die Kriege in Tripolitanien, Albanien, Makedonien und Thrakien sind Folgen der vom Marokkohader dicht verschnürten Bündnisse und sollen Südosteuropa, damit es nicht von deutscher Macht, Kultur, Wirthschaft durchsickert werde, unter slawo-romanische Vormundschaft stellen. Gelingts und krallt Italien sich in die Balkanflanke der Adria, ist Oesterreich-Ungarn zwischen Slawen (Russen und Serben) und Lateiner (Italer

und Rumänen) eingeklemmt und in seinem Leib von den Fremdsplittern, die in den Körper ihrer Nation zurück streben, gelähmt, dann vermag Deutschland nicht mehr, zu gewaltigem Schlag auszuholen. Seine Feinde wollen nicht Krieg: nur, weil sie Angriff und Absicht auf unerträgliche Vorherrschaft fürchten, die Einzwängung der jüngsten Europäergroßmacht in das bisher von ihr Erworbene. Darin kann Deutschland, mit seinem Menschen- und Millionenzuwachs, seiner geistigen und wirthschaftlichen Leistung, sich nicht bescheiden; und weil es nicht feindsäligem Wollen unterthan werden, seine wuchtigste Waffe, den mit dem Werkzeug und nach den Methoden der Großindustrie zu führenden Krieg, nicht rosten lassen noch die so schicksalsvollem Unternehmen günstigste Stunde verzaudern mag, enthebt es sich jeder Diplomatenvermittelung und zückt gegen Frankreich und Rußland das Schwert. Setzt sich durch diesen Entschluß, den es von Nothwehr geboten glaubt, der gefährlichsten Verkennung aus und vergißt das Warnwort, das der Schöpfer deutscher Reichsmacht in seiner fruchtbarsten Rede sprach: ‚Wenn wir Angreifer werden, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als alle materiellen Gewichte, auf der Seite der Gegner sein, die wir angegriffen haben.‘

Präventivkrieg also? Der Schulfall. Zwei Machtgruppen, die einander nicht über den Weg trauen. Frankreich fürchtet, überfallen und als Geisel behandelt, Rußland, abermals für ein Jahrhundert vom eisfrei offenen Meer abgesperrt zu werden. England hat sich verpflichtet, jedem Angriffskrieg gegen Deutschland fern zu bleiben, nicht aber, wie von Berlin verlangt wurde, seine Neutralität für jeden dem Deutschen Reich ‚aufgezwungenen‘ Krieg zugesagt: weil es fürchten mußte, daß auch ein durch aggressives Handeln bewirkter Krieg dem damit Belasteten ‚aufgezwungen‘ scheinen werde. Deutschland wollte nicht eingekesselt sein, nicht einer feindlichen Mehrheit ein Schiedsrecht einräumen, nicht durch die von drei Seiten versuchte Zerrüttung Oesterreich-Ungarns sich selbst schwächen lassen. Von der Behauptung, es habe durchaus den Krieg, nicht als Nothwehr-, sondern als Eroberungmittel, gewollt, wird es verleumdet; so unabsehbaren Krieg, aus dem für die Dauer doch nichts zu heimsen wäre, konnte nur Wahn-

sinn wollen. Eben so falsch ist, freilich, die Annahme, England, Frankreich, Rußland, die gar nicht gerüstet oder höchstens halb fertig waren (und zur Anschaffung des Nothwendigsten noch ein Jahr brauchten), seien von bewußter Absicht auf Ueberfall ausgegangen. Sie wollten diplomatisch, nicht militärisch kämpfen; und sträubten sich mit allen Wesensfasern gegen beschleunigten Krieg. Dessen Ausbruch war aber nicht aufzuhalten: weil in den Entscheidungstunden der Wille des Strategen stärker als des Politikers war. Den militärisch Verantwortlichen gilt Bismarcks Rath, ‚in der Kriegsvorbereitung immer einen Schritt hinter dem Gegner zurückzubleiben', als Schwatz, mit dem ein pfiffiger Notenschreiber ins rauhe Kriegerhandwerk hineinpfuschen wollte. Wenn Mars regire, meinen sie, habe nur ihr sachverständiges Wort noch Gewicht; und wann der Beginn dieser Scharlachregirung zu erwarten sei, könne nur ihr Urtheil lehren. Aus dem uralten, seit den Tagen der Agamemnon und Kalchas fortzeugenden Zwist zwischen Schwert und Hirn sind Zweifel an der Wahrhaftigkeit alles aus Schreibstuben Gemeldeten im Bewußtsein der Kriegsführer haften geblieben. In jeder Hemmung (wir habens wieder erlebt) wittern sie den Versuch, die Waffe, für deren Schlagkraft sie verantwortlich sind, zu stumpfen. Sie glauben nicht, daß Rußland, wie der Zar betheuert, auch mit mobilem Heer bis zum Schwinden der letzten Verständnißhoffnung jeden kriegerischen Schritt, jeden Gestus sogar meiden werde. Glauben nicht, daß England aus bequemer und gerade jetzt einträglicher Neutralität sich sofort ins Getümmel herablassen werde: und halten die londoner Warnung vor solchem Glauben für Bluff, Greys bündiges Versprechen, nach gelungener Friedenswahrung Englands ganze Kraft und alles Ansehen seiner Person für ein würdiges Verhältnis der Triple-Entente zu Deutschland einzusetzen, für öden Schwindel. Ihnen zählt nur die physisch faßbare Thatsache. Sie bedenken nicht, daß Annexion längst nicht mehr das einzige Mittel zur Erlangung von Machtrechten ist: und erblicken in Rußlands und Englands Zögern, mit der Zusage völliger Schonung französischen, belgischen, serbischen Gebietsumfanges sich zu begnügen, den Beweis hinterhaltigen Truges. Sie brauchen nicht zu wissen, daß die Gründung (1815) und die Neutralisirung

(1839) des vlamo=wallonischen Belgierstaates von dem Briten=wunsch erwirkt ward, das Inselreich gegen Angriff von diesem ihm gefährlichen Theil der nordwesteuropäischen Küste aus zu schützen, und daß England den deutschen Versuch, Belgien als Basis kriegerischen Handelns gegen Frankreich zu benutzen, schon als den Vorläufer einer von dem selben Stützpunkt aus gegen seinen Leib gerichteten Operation abwehren muß. Wich=tig dünkt sie nur, die Mobilmachung nicht zu verschleppen, der Heimath jeden Nutzen weiten Vorsprunges zu sichern und den Weg zu wählen, auf dem schnell die Frucht eines Sieges zu pflücken ist. Imponderables zu wägen, einen neutralen Staat, der sich morgen in Krieg entschließen kann, von einem unter Bürgschaftverschluß neutralisirten, der zur Vertheidigung sei=ner unwiderruflichen Neutralität durch Schwur verpflichtet ist, zu unterscheiden: dazu fehlt ihnen Zeit und Sinn. Weil sie in allem Militärischen sich die höchste Entscheidung vor=behalten, meinen sie, auch der britische Militärbevollmächtigte, der 1912 in Brüssel ankündete, England werde im Nothfall, ohne zu fragen, Truppen an die belgische Küste landen, habe im Namen des Vereinigten Königreiches gesprochen, und be=lächeln die Angabe, dieser Oberstlieutenant Bridges sei, des unklugen Einfalles wegen, von der londoner Regirung ge=tadelt, von der brüsseler abgewiesen worden, als jämmerliche Ci=vilistenausflucht. Den Staatsmännern festigt die Kenntniß aller Abkommen, Vorgänge, Stimmungen und Interessenstränge die Ueberzeugung, daß Belgien, um nicht Kriegsschauplatz zu werden, gegen jeden Einbruch, auch anglo=französischen, sich mit all seiner Kraft gebäumt hätte. Der Stratege nimmt die Möglichkeit (Duldung feindlichen Truppenaufmarsches in Belgien) für Gewißheit und schließt daraus: ‚Wir müssen als Erste drin sein; durchlassen werden die Leute uns schon.‘ Uebermacht, denkt er, erzwingt rasch Verzicht auf Widerstand. Und: ‚Den Krieger darf Zwirn nicht binden; Unterhandlung vertrödelt unersetzliche Zeit; das Vaterland ruft.‘

Den Zustand, der in jedem Hauptbezirk staatlichen Lebens solchen Gedanken den Vortritt erlaubt, nennt neuer Sprachgebrauch ‚Militarismus‘. Er drängt nicht nur in immer stärkere Rüstung: er gewöhnt auch den Bürger, Gelehrten, Kaufmann, Künstler, in die Vorstellung, daß zum Austrag

eines Völkerstreites nur der Waffenkampf das taugliche Werkzeug, alles andere unwürdig, unnützlich sei; und durchtränkt jede Wurzelscholle, durchduftet jeden Ast und Wipfel der Nation. Militarismus ist Geistesverfassung und Kulturform. Daß ohne sein Walten Heldenthum und Kriegertugend gedeihen kann, lehrt ein Blick auf England und Frankreich, auf beide Serbenstaaten, Ungarn und Oesterreich, Australien und Kanada. Daß aber nur er stete Bereitschaft aller Glieder des Volkskörpers zu schleunigem Uebergang in Krieg verbürgt, wird durch Deutschlands Leistung erwiesen, die in aller Menschengeschichte nicht ihresgleichen hat. Im Reich der Materie; als seelische Leistung wird Mancher die freiwillige Waffnung von drei Millionen Insel- und Kolonial-Briten, die heroische Ausdauer und Selbstopferung der in Athemnähe des Feindes fechtenden Serben und Franzosen noch höher schätzen. Zwischen Antwerpen und Trapezunt kämpfen zwanzig Millionen Helden: und die Mehrzahl erwuchs in nicht militaristischen Ländern, auch in denen, die von Luxuslastern verseucht schienen. Weil Militarismus Bereitschaft zu und Verlockung in Krieg erleichtert und weil er nur ins Weite fortwuchern oder mit Stumpf und Stiel ausgejätet werden kann, soll bis zu seiner Vernichtung Krieg währen. So wills die laute Losung aller dem Deutschen Reich verfeindeten, die leise aller neutralen Mächte. Wie lange nur ihre? Nach dem unahnbar grausen Gemetzel, von dem heute schon fünf Millionen Leichen, zehn Millionen Krüppel, mindestens, zeugen, wird auch zwischen Hamburg und Bagdad der Schrei nach Friedensverankerung jeden anderen überdröhnen. Ist sie, ist die Entwurzelung des Militarismus möglich? Mir: unabwendliche Gewißheit. Deren Nahen nur durch das blöde Trachten verlangsamt würde, einer Macht ein der Lebensfunktion oder dem Selbstgefühl unentbehrliches Stück aus dem Leibe zu hacken. Diese Macht wäre dadurch ja gezwungen, vom ersten Tag nach dem Friedensschluß an der Wiederherstellung ihres Reichskörpers und ihres Ansehens jedes Opfer von Gut und Blut zu bringen. Besinnet, Grey, Briand, Sasonow, in welcher Gewitterschwüle, welchem Elendsdrang Ihr hinschmachten müßtet, wenn diese verstümmelte Macht das unsterbliche Deutsch-

land wäre, das alle Kräfte des Hirnes und der Wirthschaftmuskeln in den Willen zur Spaltung des vor sein Haus gewälzten Blockes und zur Ahndung frevler Ungebühr sammeln müßte! Vergesset aber, Bethmann und Burian, auch nicht, daß Schmächtige noch empfindlicher als Riesen sind und daß Serbien selbst einmal schon aus der Modergruft, in die es geurnt schien, auferstanden ist! Friedensschluß, der, wie der Krieg, Krüppelvölker hinterließe, brächte nur Waffenstillstand. Und wir wollen nicht Frieden, der Waffenstillstand ist, sondern Waffenstillstand, aus dem fester, edler Friede und Europas Ostern wird. Wollen ihn heute: weil er heute möglich und drum nothwendig ist.

Wir: alle nicht von vernunftloser Wuth geblendete Menschen, deren Zahl jeder Tag in Gewimmel mehrt und mit denen aus beiden Lagern, Mann vor Mann, die Toten stimmen. Fernab stehen nur noch, die wähnen, dieser Krieg sei im Wesen anderen Kriegen ähnlich und könne, müsse sogar wie andere, mit Sieg und Niederlage, Vertrag und Entschädigung, enden. Denen noch nicht die Erkenntniß tagt, daß dieses Krieges sicherste, einzig sichere Folge die ungeheuerste Revolution aller Zeiten sein wird, eine Europa durchlodernde, den ganzen Erdtheil umpflügende, neben der die von 1789 und 93 ein neckischer Kinderspaß scheinen mag, und daß jeder Mensch guten Willens und naturfrommer Andacht sich inbrünstig mühen muß, diese Revolution vor Blutschuld zu schützen und in die Welt des Geistes einzugrenzen. Kein Staat, kein Volk, keine Klasse, weder Mann noch Weib wird nach diesem Krieg, dieser Sintfluth sein, wie sie zuvor waren. Verfassung und Gesetz, Vorurtheil und Bedenken wird, wie Binsen am Teich, der Wirbelsturm knicken. Lasset uns sorgen, daß von dem Opferaltar des neuen Bundes (der Menschheit mit gotthaft beseelter Natur) lieblicher Ruch himmelan schwebe, wie von Noahs Dankbrunst, da seine zweite Taube im Schnabel ihm das Oelblatt in die Arche getragen hatte, durch dessen Gerippe die Botschaft schimmerte: Friede auf Erden!

... Nicht einen Tag länger dürfte der Krieg, nicht einen nun unnützes Erinnern an vergeblichem Streit noch währen. ‚Horchet! Horcht dem Sturm der Horen! Tönend wird für

Geistesohren schon der neue Tag geboren. Felsenthore knarren rasselnd, Phöbus' Räder rollen prasselnd; welch Getöse bringt das Licht!' Das Morgenroth verjüngter Menschheit. Die athmet auf. Läßt, endlich, wieder Vernunft zu Wort kommen, Scham über Selbstvergottung und Feindverteufelung dichte Schleier spreiten. Wer hält die Wette, daß sie aus Waffenstillstand, wenn ihr auch eine Hoffnungblüthe verreifte, erfröre, sich nicht wieder in Krieg entschlösse? Was könnte er ihr bescheren? Welchem Europäerstaat hat im letzten Jahrhundert die Einverleibung fremden Volksthumes denn leidlich genützt? Rußland, Oesterreich, Preußen, Niederland, Deutsches Reich: keinem; die in Savoyen, an der Seealp Geborenen sind Halbfranzosen und, wie die meisten auf Fremdenindustrie Angewiesenen, der Brandung des Nationalgefühles entrückt. Annexion ist von Hellsicht längst als eine mit Europäergewohnheit unvereinbare Art der Machtdehnung erkannt worden. Sie ist rasch verkündet. Ist der geschluckte Bissen aber unverdaulich und spiee der Schlinger ihn gern wieder aus: Ehre befiehlt, ihn bei sich zu behalten und, noch mit Lebensgefährdung, gegen Feindesgier zu vertheidigen. Deutsche Banken und Industriegesellschaften beherrschen (kontroliren: heißt der newyorker Heuchelausdruck) manches ausländische Unternehmen; offen oder hinter eine mit anderen Farben bepinselte Wand versteckt. Sie erwarben die Aktienmehrheit oder eine ihr nahe Summe, aber nicht Gebäude und Boden; und hüteten sich, deutsche Beamte ins Haus zu setzen und die Reichsfahne herauszuhängen. Warum müssen Staaten unklüger handeln? Macht giebt Recht? Machtschein nur Aergerniß. Meines Geistes Auge sieht die Zeit, in der Staaten einander sich in Interessengemeinschaft verbünden, von Pool in Fusion übergehen und, um Kosten zu sparen, zwei Behördenstäbe in einen verschweißen. Das ist zunächst nur für Glieder des selben Reichskörpers denkbar. Weshalb, je dürrer am Tag Elektrischer Vollbahnen und internationalen Gerichtsstandes, der Grenzbegriff, je fester Europens Einheit wird, nicht auch für Niederland, Belgien und Luxemburg, für Spanien und Portugal, Skandinavien, das Baltikum von Riga bis ins finische

Tornea, für zwei oder drei Balkanstaaten? Die neue Form der Annexion, die dem Starken das Einflußbett öffnet und das Gefühl der Schwächeren schont, ist morgen sicher im Guß. Und (da nach den Dammbrüchen des Krieges, der Sintfluth, Demokratie unaufhaltsam ist) die Stunde nicht weltenfern, in der selbst Großmächte sich in Wehrgenossenschaft bündeln und, neben Rhedereisozietät (für Kauffahrt und Passagiere), nur eine Kreuzerflotte, ein Unterseegeschwader, ein Stehendes Heer noch halten. Warum nicht, da sie einander schon heute in Europa kein Besitzesstück von dauerndem Werth abnehmen können und übermorgen, spätestens, der entknebelte Volkswille hindern wird, daß sie es auch nur wollen? Horcht dem Sturm der Horen! Seinem Wehenwind wird sich, wenn Wahnsinn ihn nicht länger überheult, gewaltigeres Wunder als dieses entbinden.

... Der Völkerbund, die internationale Assekuranzgesellschaft braucht eine starke Polizeitruppe oder Miliz: sonst könnte sie ihren Rechtssprüchen nicht Gehorsam erzwingen; und unvollstreckbares Urtheil ist Plunder, wird Zunder. Sie braucht, ohne Einkunft sich selbst und ihre Europäerlandwehr zu löhnen, einen zinsenden Schatz. Woher ihn aus dem verwüsteten, verarmenden Erdtheil häufen? Woraus, frage ich, die Kriegsanleihen tilgen, den Wiederaufbau des Landes, Wiederaufbau zerstörter Städte und Dörfer, Ersatz des Geräthes bezahlen, die Krüppel und hilflos Hinterbliebenen anständig, hoch über bloße Nothdurft hinaus, bis an das Lebensende versorgen? Einundzwanzig Kriegsmonate haben hunderttausend bis hundertzwanzigtausend Millionen Mark gekostet; dazu kommt die Wiederherstellung und die Last der Invaliden- und Verwandtengehälter. Bare Entschädigung, die neben solchen Summen nicht wie der Pfefferling am Fuß der Riesenbuche aussähe, kann selbst der triumphal Siegende nicht erhoffen. Und Tributzahlung, die durch eine das Lustrum, das Jahrzehnt überdauernde Gebietsbesetzung erpreßt wird, war in Roms Glanz- und Verfallzeit möglich, ists aber heute eben so wenig wie die von Manchem erträumte gewaltsame Forträumung ganzer Stämme und Völker. Kein in die Sintfluth gerissener Staat kann andere Entschädigung erwarten als durch eigene Ersparniß

zu bewirkende. Die Großmacht, die den Jahresaufwand für Land= und Seewehr um eine Milliarde kürzt, kann nach einem Menschenalter wieder die Morgenröthe der Finanz=ordnung sehen. Und was wird aus Schulden und Tilgpflicht? Denn das Ersparte langt höchstens zu ziemlicher Deckung des neuen, aus dem Krieg nachschleppenden Bedarfes. Steuern und Zölle, die auch nur den Zins der schuldigen Zehntelbillion einbrächten, müßten Gewerbe und Handel im Wettbewerb mit Amerika, mit Australien und der Gelbenwelt lähmen, den Eigenthumsbegriff zerbeizen, die halbwegs Satten aus Angst vor Vermögenskonfiskation in neutrale Staaten ge=sunden Haushaltes jagen und den Wagemuth zu ausgreifen=dem Unternehmen, wie Schimmel das Rosenblatt, morden. Geld wächst nicht wie Heu. Was also soll geschehen?

Was nie noch und nirgends geschah. Nur neue Gedanken, nicht vergilbte, vergrämte, schließen den Schlund. Aus Europas Kriegsschuld werde ein Sühnhort. Aus den Anleihescheinen in allen am Krieg betheiligten Europäerstaaten (und in den zur Anerkennung der Schiedsgerichtsbarkeit bereiten) giltiges, von allen Schuldnern verbürgtes Geld. Nicht ein, wie die Assignaten des Jakobinerkonvents und der Franzosenreichs=direktoren, durch Lüderlichkeit und Betrügerei entwerth=bares: Geld, das in jedem der Schiedsrichtergewalt unterthanen Land an jedem Schalter, von jedem Gläubiger zum vollen Nennwerth angenommen werden muß. Wie lange? Bis die vom Krieg Geschwächten das internationale Zahlmittel mit nationalem, Metall oder Papier, einlösen können. In früh=stens vierzig, spätestens sechzig Jahren nach dem Friedens=schluß. Der Völkergerichtshof verwaltet den Schatz und sondert, zu gleichen Theilen aus den Anweisungscheinen aller Staaten, davon, was er für sich und seine Miliz braucht. Er darf den seinem Spruch Ungehorsamen mit Geldbuße strafen und alle umlaufenden Anleihescheine des Staates ent=werthen, einziehen, vernichten, der, ohne an Leib und Le=ben bedroht zu sein, den Frieden bricht. Daher winkt eu=ropäische Gemeinbürgschaft; winkt ein Band, das zusam=menhalten kann und doch nicht Striemen einschnüren, nicht in Athemstod drosseln muss. Der Erdtheil wäre aus der Geld=klemme befreit: brauchte nicht Künste und Wissenschaft dor=

ren, Industrie, Technik, Handel und Hausrath in Dürftigkeit zurück sinken zu lassen; nicht durch Steuerfrondrohung seine Bürger übers Meer zu scheuchen. Würde sanft genöthigt, das unnütze Erinnern an vergeblichen Streit flink und tief zu vergraben, damit nicht der Fäulnißstank irgendwo den Willen zu großem, sauberen, dem Recht und der Kultur, den Nächsten und Fernsten fruchtbaren Menschheitgeschäft vergifte. Wer uns selbst nur für schlaue Schachermacher ohne Ideal und Ehrfurcht vor edlem Gebilde des Hirns und der Hand hält, kann nicht zweifeln, daß wir, Nord- und Südamerika, schon der Kundschaft und des Absatzes wegen das neue Papiergeld in Zahlung nähmen, in Umlauf setzten und mit beiden Füßen in das Bundesgehäus einträten, unter dessen Kuppel wir unserer Rieseninsel die Angst vor Angriff, die heftiger quälende Pflicht zu unbequemer Militarisirung entbürden dürften. Frankreich, das liebenswürdig unvernünftige, vor unheilbarer Erschöpfung der Zeugerkraft bewahrt; der von altgallischer Fröhlichkeit umkicherte Quell feinsten Gesellschaftvergnügens und bald vielleicht, auf eigenes Verlangen, wie das (auch von Rachsucht) freie Belgien, von dessen Aufbaukosten Deutschland zwei, England und Frankreich je ein Viertel übernehmen, neutralisirt. Großbritanien: Erdmacht und Seemacht, dem grämlichen Wunsch entwachsen, Europens mißtrauisch nörgelnder Vormund zu sein, rauh aus trägem Schlummer, allzu lässigem Behagen geweckt; dem Deutschen Reich, dem es Kohlenstationen und weites, ergiebiges, nicht von Fremdkeilen durchsetztes Siedlerland geöffnet hat, aufrichtig versöhnt; zwischen Gleichberechtigten der Vormann auf dem von Prisenrecht und anderem Mißbrauch neidiger Raubzeit befreiten Meer. Rußland endlich, nach dem Orkan, von Tatarenwust und Spukbleibseln reingefegt; mit breitem Ausgang in stets offenes Meer; fern von der Sucht, aus Glaubensgemeinschaft, über Binnensee und Gebirg hinweg, Machtzoll zu pressen; dem Völkergerichtshof verpflichtet, Balten, Finen, Polen, Ukrainern, Letten kein Staatsbürgerrecht zu stümmeln; Bauerland, das alle Kraft für moderne Wirthschaft, Schulen, Wege aufwendet, seine Städte aus funkelnden Beulen in Sammelbecken für die kräftigsten Volkssäfte wandelt und seinen Tshin, geistlichen und welt-

lichen, im Feuer fessellosen Massenzornes läutert. Oesterreich-Ungarn ein Staatenbund, zwischen deutschem und schweizer Muster, in den, als selbständiger Bundesstaat, wie Sachsen in Deutschland, jedes Balkanland, wenn es will, aufgenommen werden kann; Herr seiner Adriaküste, von der die Westslawen den Erben Roms abschrecken; fest und klar in dem Entschluß, schädliches Vorurtheil auszuschalten, jedem Volk seine Zunge, jedem Glied des Reichskörpers Regungfreiheit zu gewähren; im nahen Orient Sämann und Schnitter. Deutschland: Ihr werdet es prangen sehen. Wenn Friede geworden ist; und wir nicht mehr, mit Fieberköpfen, umstreiten, welcher Unterseeschuß erlaubt, welcher verboten ist. Wenn überall Freiheit herrscht, Güte, nicht schwächlich, gebietet und Menschenrecht noch im zerlumpten Bettler geachtet wird. Wenn Europa vor den Grüften und Urnen der Gefallenen sprechen darf: ‚Dafür starbet Ihr; nicht für gestern begehrte, morgen verleidete Landfetzen noch für das zeitwidrige Werk künstlicher Einpflanzung von Stammessplittern, um die aus unserem Fleisch und Blut bald Eiter rönne. Ihr starbet für helle Freiheit und würdigen, in Fels gerammten Frieden des Vaterlandes, der Mutter Europa.'"

Diese neun in doppelte Anführstriche gegrenzten Abschnitte entnahm ich dem Aufsatz, der, unter dem Titel „Wenn ich Wilson wäre" im April 1916 hier erschien und den (nebst einem, der im selben Monat, über das selbe Thema, gefolgt war) der Senat der Vereinigten Staaten am siebenten September 1916, „zu ewigem Gedächtniß", dem Congressional Record einzufügen beschloß. „Ewig" ist ein furchtbar gewichtiges Wort. Doch zwei Jahre mag die Erinnerung an den Versuch eines Einzelnen überleben, dem Wollen Amerikas und dem Handeln des Deutschen Reiches gerecht zu werden und den Präsidenten der Vereinigten Staaten so sprechen zu lassen, wie er, nach dem aus seinen Schriften entstandenen Bild, sprechen mußte. Sie haben, Herr Präsident, in der Botschaft vom dreiundzwanzigsten Januar 1917 so gesprochen; auch nach dem Abbruch des staatsgeschäftlichen Verkehrs mit dem Deutschen Reich, nach der Kriegserklärung kaum anders. Die sanfte, nicht schwüle Sonne sieglosen Friedens sollte den guten Willen zu freundlicher Verständigung reifen, der eben so wichtig

ist wie das der Rasse, dem Stamm zu gewährende Recht. Das soll dem Kleinsten selbst fortan nicht bestritten werden; der Riese, ders ihm zu schmälern trachtete, wäre dem Weltbund, der internationalen Schutzgenossenschaft, haftbar. Völker sind nicht das Eigenthum Derer, die über die Staatsgewalt verfügen. Niemand darf Völker in Wechsel des Staatsverbandes, in neue Unterthanschaft, in den Dienst eines Staatszweckes zwingen, der ihrem Wesen feindlich ist. Keine Nation und kein ihr Angehöriger soll Dünger auf fremder Scholle sein; alle sollen den Weg ihres Lebens, Glaubens, ihrer seelischen und gesellschaftlichen Entwickelung frei wählen. „Wir werden für Güter kämpfen, die unserem Herzen immer die theuersten waren: für Demokratie, für den gerechten Anspruch der noch einer Obrigkeit Unterthanen auf Mitwirkung zum Staatsgeschäft, für das Recht und die Freiheit kleiner Völker, für die Weltherrschaft des Rechtes und für einen Bund freier Nationen, der allen das Reich sicher behüteten Friedens bringen und die Welt, endlich, von Schreckensgewalt erlösen will. Der Hoffnung, an dieses Ziel zu gelangen, weihen wir Leben und Besitz". Und jetzt soll dieses Ziel erst nach vollkommenem Sieg der Westmächte und ihrer Helfer zu erreichen sein? Jetzt, im August 1918, da Ihr Amerika im Krieg und sein Heer, seit acht Tagen, im Oberkommandobereich des Marschalls Foch eine selbständige Einheit geworden ist, wollen Sie auf den unverwelklichen Kranz verzichten, mit dem, bis in späteste Zeit, alle Menschengeschichte den Stifter dieses Friedens krönen wird? Oder die Frage, ob Friedensschluß möglich sei, vertagen, bis Sie zwei Millionen Mann im Feld haben? Schon solche Säumniß wäre schwer zu verantworten; niemals von Einem, der des Frevels bewußt ist, auch nur einen Tag lang unnöthigen, vermeidbaren Graus fortwähren zu lassen. Ich wanke nicht in dem Glauben an die Reinheit des Wollens, das in Ihnen und Ihren Landsleuten athmet, aus Ihnen wirkt; zweifle nicht, daß Amerika, ohne Selbstsuchtregung, auf die Gemüthshöhe Washingtons strebt und überzeugt ist, für das Heil der Welt zu kämpfen; auch, freilich, überzeugt, sich zu rechter Stunde gegen die Gefahr sichern zu müssen, daß ein in Europa übermächtig gewordenes, von Siegestaumel aus den Banden hemmender Erkenntniß gerissenes Volk eines Tages die Rachefront wider

die Vereinigten Staaten wende. Das ist der Idealismus Vernünftiger, die ihr Handeln so einrichten, daß ihm die Näherung an das Ideal nur nützen, nie schaden kann. Die von deutschen Tröpfen in Umlauf gesetzte Mär, Amerika führe den Krieg nur, weil es nach der Niederlage der europäischen Westmächte den ihnen geliehenen Milliardenhaufen verloren hätte, braucht man vor Ernsten nicht zu widerlegen. Erstens wären dem nicht in schleunige Geldeintreibung genöthigten Gläubiger England und Frankreich nach keinem Kriegsausgang je schlechte Schuldner. Zweitens gliche ein Land, das, um zwanzig gefährdete Milliarden zu retten, sich in den Aufwand von zweihundert entschließt, dem Mann, der eine Nordpol-Expedition ausrüstet und selbst führt, sein und seiner Gefährten Leben und einen Theil seines Vermögens aufs Spiel setzt, weil er gehört hat, an der Ostküste des Franz-Joseph-Landes hause ein Wicht, der ihm mit tausend Mark durchgegangen ist. Wer dem Geschäftsgenie des Amerikaners solche Dummheit zutrauen will, mag in dem Glauben selig werden. Doch solcher Glaube ist nicht blöder als der Ihrer Mitbürger, die, in Chicago oder Milwaukee, am Schaufenster eines Barbierladens unter einem Ungethüm aus Mull mit rothen Flecken gläubig erschauernd die Worte lasen: „Diese Bartbinde trug Kaiser Wilhelm in der Schlacht von Lüttich. Man beachte die Blutspuren!“ Kriegsgewächs. Sind Sie, Herr Präsident, sicher, daß es nicht höher, nicht wilder wuchern werde, als Sie heute noch zu ahnen vermögen, hoch über die reine Flamme Ihres Wollens hinauf? Daß nicht Nationalismus, Jingothum, Imperialistenwuth, Erobererwonne, Weltheilandswahn die von Ihrem Edelgefühl gebauten Dämme brechen und mit ihrer eklen Fluth den ganzen Erdtheil überschwemmen werden? Schon sind deutsche Menschen, ist deutscher Besitz in Ihren Staaten härter behandelt worden als in England selbst. Schon gellt das Gekreisch Ihrer Presse, Ihrer Bilderblätter noch schriller fast als das aus Deutschland hinüberheulende. Wie lange wird, wie lange kann Idealismus sich als Wortführer behaupten, wenn auch bei Ihnen erst Hunderttausende um Gatten, Söhne, Väter, Brüder trauern, die Provinzen der Kriegsindustrie sich in immer breiteren Umfang dehnen, die dem Friedensbedarf dienstbare Arbeit stockt, die Noth, barfuß, auf schwieligen Sohlen, durch alle

Vorstädte stapft, mit ihrem Odem schlecht genährte Leiber vergiftet, in Lügenqualm ausgedörrte Seelen entsittlicht, Farmern und Gräbern, Händlern, Handwerkern, Kopfarbeitern das rothe, das schwarze, das fahle Pferd aus Johannis Offenbarung vors Auge trabt? Gewiß nicht bis in den Tag nach vollkommenem Sieg. Ich habe hier nicht über die militärische Lage zu urtheilen, nicht zu erforschen, welche Trümpfe noch, für Diesen, für Jenen, in dem Spiel sein könnten; ich spreche nach verlorener Schlacht nicht anders als nach gewonnener und begreife, daß der Krieger die Leute verachtet, die eben so rasch verzagt wie berauscht sind, nach Siegen den Erdball von allen Seiten anknabbern möchten und nach jedem Rückschlag ins Mausloch kriechen. „Weder Rausch noch Furcht": Das stand, als Titel, über dem Artikel, den ich, in der dritten Kriegswoche, vor dem ersten Marneverhängniß, mit den Worten schloß: „Nun schlug des Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem Erdtheil sänke unsere Heimath in Nacht." Seit das Kampfgefild sich ins Unermeßliche weitete, fünf Erdtheile Partei ergriffen und sich waffneten, hat Mancher, leis auch in Deutschland, gehofft, dieser Politiker, dieser Menschheitretter werde Präsident Wilson sein, aus dessen Reden ein so feines Gewissen, so würdige Vernunft uns erquickte. Der will durchaus nun endgiltigen Waffensieg? Er lebt nicht in Kindeswahn. Weiß also, daß nach vier Jahren noch die deutsche Militärmaschine sehr stark ist und ihre Zerstörung, wenn sie möglich wäre, langwierig würde Daß er zuvor Belgien, dem aus der Atlantis so viel Mitgefühl zugeströmt ist, als Stätte eines Krieges sehen müßte, neben dem der von 1914 einem Scharmützel gliche und aus dessen Schrecken die Denkmale alter Kultur kaum zu retten wären. Das will der Präsident, in dessen Wahlspruch die Worte Peace and Prosperity, Friede und Bürgerfreiheit, vornan standen? Der leuchtende Bringer des Rechtes?

Ich durfte nicht weiter schreiben. „Wozu? Der Sieg ist uns sicher." Noch in der letzten Augustwoche 1918.

Nach Tirpitzens, des Reichsverderbers, Sturz schrieb ich an Bethmann einen Brief, der jetzt ans Licht soll.

Grunewald, 22. 4. 16.

Eure Excellenz!

Wir spielen das Spiel unserer Feinde, wenn wir nicht, ohne jede Säumniß, ohne jeden Hinterhalt, Das thun, was frivole oder seichte Gesellen „Nachgeben“ nennen.

Was wünscht der Feind? Daß wir in Bruch mit Amerika gerathen. (Der mit den U. S. A. würde automatisch den mit den Südstaaten bewirken.) Was würde ihn maßlos enttäuschen, in Resignation zwingen? Wenn wir rasch unverrückbare Verständigungbasen mit Amerika fänden.

England hat die Weizenausfuhr beendet; hat offenbar die besten Sorten „drin“: denn der Preis ist in der letzten Woche um dreißig Points gefallen. Englands Ernährung ist gesichert: Das müssen wir, als Rechner, die nicht Hazardspieler sind, annehmen. Woher soll noch radikale U-Wirkung kommen? England schiebt die letzte Entscheidung in der Wehrpflichtfrage auf: weil es hofft, die Antwort werde dadurch ihm erleichtert werden, daß die Vereinigten Staaten eine Million Mann aufstellen. Spielen wir Englands Spiel? Und darf auch nur für eine Sekunde gefragt werden, ob es wichtiger sei, das Gesicht zu wahren, das Phantom einer „Ehre“ zu retten, die zum Wappenschild im Leichenzug des deutschen Volkes werden könnte, oder die Zukunft von siebenzig Millionen deutscher Menschen zu verbürgen? Die Wirkung des Bruches wäre (nicht „unabsehbar“, sondern klar erkennbar) ungeheuer; bis nach Südost; bis ins Herz von Kanada, Australien, Japan (mit dem die U. S. A. einig sind). Eben so gewaltig wäre, für uns, die Wirkung raschen Einvernehmens.

Man hat Eurer Excellenz den Ruf gemacht, Politik allzu gern zu ethisiren. Deutschlands Geschichte und Genius wird Eurer Excellenz danken, wenn jetzt, was Schwäche sein sollte, Ihre Riesenstärke wird.

Wir wollen keine Unwahrhaftigkeit, keine „Schiebung“, keine Tirpitzerei ohne Tirpitz. Heute gehört Muth, gehört Größe nur zu dem Entschluß, rasch, gegen künstlich geschaffene aura popularis, das Nothwendige, das nicht Schimmernde, das dem Mob der Politik erst spät Einleuchtende zu thun. Die Entscheidung kann nicht schnell genug fallen. Der Gestus, der sie bringt, nicht groß, vornehm, kühn

genug sein. Keine Rückfragen, kein Hin- und Herzerren. Das, Alles, würde nur den Eindruck vertiefen, daß wir unter Druck nachgeben. Kein Haften an Details, kein Bestreiten der Angaben, sondern, in einer kurzen, wahrhaft großen Antwort die Unterstellung, das Angeführte sei wahr und unser Standpunkt zu hoch, als daß wir uns jetzt noch in Einzelprüfung herabließen. Ich sehe die Antwort klar vor dem inneren Auge. Sie kann, sie muß uns die Seele der unbefangenen Welt gewinnen.

Der U-Krieg kann nichts Entscheidendes in absehbarer Zeit erreichen. Der Bruch bedeutet allermindestens Verlängerung des Krieges bis tief ins Jahr 1917. Einigen wir uns jetzt ganz schnell, ganz groß und wahrhaftig, dann flammt sofort der Zorn Amerikas und aller kleinen Neutralen gegen England auf, das nachgeben muß. Wir bekommen wieder Lebensmittel durch die Sperrlücken und können bis in die Ernte vegetiren. Aber Versprechungen in Sachen England kann Wilson nicht geben. Sie auch nur zu fordern, wäre unser nicht würdig. Die gute Wirkung ist unzweifelhaft ohne Erwähnung unserer Wünsche sicherer als je zuvor. Der Kanzler kann auf alle selbstlos klugen Politiker in dieser Sache zählen.

In dieser Verhängnißstunde beschwöre ich Eure Excellenz, nicht kleiner zu sein als Ihr Schicksal. Nicht bei Halbheit und mesquinem Fragespiel sich aufhalten zu lassen.

Aus dem Herzen meines Herzens ruft meine Ueberzeugung: Räumen Sie, wie der tapferste Feldherr oft thut, früh, kühn und nobel die unhaltbare Position. Dann sind wir in vierzehn Tagen anständigem Frieden näher, als wir je nach einem triumphalen Waffensieg sein können. Denn England prüft dann erst, wenn dieser Trumpf ihm genommen ist, seine Karten. Fängt dann erst an, Bilanz zu machen.

Nachschrift:

Die Entscheidung ist in der Stunde gefallen, in der beschlossen wurde, Herrn von Tirpitz gehen zu lassen. Gegen die Entscheidung durften die Marine-Instanzen sich nicht aufbäumen. Seit dieser Stunde aber ist der „rücksichtlose“ Unterseekrieg, dessen Endung den Vereinigten Staaten zugesagt worden war, (auf oder ohne Ordre) erst recht geführt worden. Ist rücksichtloserer denkbar als einer, in der

mehr neutralen als englischen Schiffen der Bauch geschlitzt wird? Nicht wesentlich neues Zugeständniß, das, als ein Zeichen schwächlicher Nachgiebigkeit, bestöhnt werden könnte, wird uns jetzt abverlangt; nur: daß wir die schon gewährte Zusage ehrlich halten. Soll der alte Zwist zwischen militärischem und politischem Wollen, zwischen Schwert und Hirn, nach nie genug zu beklagendem jetzt neues Unheil stiften? Darf das Schicksal von siebenzig Millionen deutscher Menschen dem ungestümen Willensdrang der kühnen jungen Herren überlassen werden, die auf Tauchbooten befehlen? Die Wunde, die der Tirpitzismus dem Reichsleib schlug, muß völlig enteitert werden. Wie stünde der Kaiser, der Kanzler vor der Nation, wenn sie, nach der „Opferung" des leichtfertig vergotteten Mannes, nun dennoch in den Konflikt käme, den die Entlassung des Staatssekretärs vermeiden sollte? Nicht nur um des Reiches Sache gehts hier: auch um des Kaisers.

Das Selbstbewußtsein des Herrn Gerard kann der Sache zinsbar werden. Der Botschafter lechzt nach Bethätigung, nach Mitwirkung, nach dem Großen Hauptquartier; er möchte nicht, nach dem ersten Diplomatenversuch, drüben als „Jimmy mit dem Bruch" herum laufen und sich nachsagen lassen, er habe in Berlin nichts geleistet. Um seine Zukunft in der Demokratenpartei zu retten, wird er alles zur Versöhnung ihm Mögliche thun. Wenn ihn, wie ich sehnlich wünsche, der Kaiser ins Hauptquartier ruft, dann wird in den Entente-Köpfen zunächst eine uns nützliche Verwirrung entstehen.

Siegt, wie ich noch hoffen will, Vernunft, dann bietet die Antwortnote an die Vereinigten Staaten die erwünschte Gelegenheit, deutlich, ohne der Reichswürde das Allergeringste zu vergeben, auszusprechen, daß wir entschlossen sind, bei ungeschmälerter Wahrung der Souverainetätrechte nach dem Friedensschluß internationale Vereinbarung über alle dazu geeigneten Wehrfragen (der Land- und der Seewaffe) zu erstreben. Findet diese Bereitschaft zu organisirtem Frieden den der großen Sache würdigen (nicht kleinlich zaghaften) Ausdruck, dann ist dem Schreckgespenst des Militarismus ein Kopf abgehackt. Und das Volk von England, dem diese Note nicht zu verheimlichen ist, wird danach

erwägen, ob Verständigung auf solcher Basis nicht fortwährender Entkräftung seines Reichskörpers, sicherer Verwüstung Europas und unsicherer Siegeshoffnung vorzuziehen ist.

Wir wären um ein Wegstückchen vorwärts gekommen. Entschließt gar unsere Heeresleitung sich zu schimmerloser, unbrechbarer Defensivkriegsführung, von der allein (seit der letzte gewaltige Vorstoß sein Ziel, die Ueberrumpelung, Ueberrennung der Franzosen, und dessen Nachwirkung in den Gemüthszustand nicht zu erreichen vermochte) noch Heil zu hoffen ist, dann können wir, ohne Zersplitterung und rasche Abnutzung unserer Wehrkraft, warten und jedem rachsüchtigen Feind zurufen: „Da Du nicht Frieden willst, wirf uns aus dem eroberten Gebiet!"

In vollkommener Hochschätzung bin ich

Eurer Excellenz ergeben

Harden.

Dieser Brief erwirkte Herrn Gerard die Ladung ins Hauptquartier; erwirkte den „Rückzug" nach Wilsons Sussex-Note. Doch Bethmann glaubte an die Herren Helfferich und Zimmermann (die dem Staatsgerichtshof nicht entschlüpfen dürfen): und der Tauchbootkrieg riß, England zu höchstem Heil, Amerika in den Krieg.

Am siebenten Oktober 1918 schrieb ich an den Leiter der Ueberseenachrichten, der mein Urtheil für Amerika erbeten hatte:

Ich bin gewiß, daß Präsident Wilson nicht kleiner sein wird als sein Schicksal, das die größte Entscheidung aller Weltgeschichte ihm in die Hand gegeben hat. Nicht ihm allein. Als Vormann und Sprecher der Vereinigten Staaten von Amerika muß und will er in Eintracht mit den zu gemeinsamem Kampf verbündeten Völkern handeln. Erstens aber darf Blutnebel und Lügengespinst unser Auge nicht darüber täuschen, daß auch im Rath der europäischen Nationen Männer von sittlichem Adel und Menschenliebe sitzen. Und zweitens vermag heute kein Sterblicher so wie Woodrow Wilson, alle pazifistischen, alle sittlichen Kräfte der Menschheit für die Vertretung seines Glaubens zu mobilisiren.

Wilsons Programm ist von allen Sozialistenparteien, dann auch von allen Regirungen der gegen das Deutsche Reich von 1914 verbündeten Mächte als Basis dauernden

Friedens und neuer Weltordnung angenommen worden. Als solche hat auch Deutschland es nun acceptirt.

Ein neues Deutschland, das den ehrlichen Willen hat, von dem Zweibund der Machtsucht und der Raubgier, von dem Dreibund Nationalismus, Imperialismus, Militarismus sich zu lösen und, in würdiger Freiheit, mit dem Recht auf unbegrenzte Selbstbestimmung seines Schicksals, sich in die Menschheit einzuordnen, ein edles, nützlich thätiges Glied im Körper der still schon werdenden Völkergesellschaft zu sein.

Niemals habe ich für irgendein Friedensangebot der Kaiserlichen Regirungen mich eingesetzt. Auch der ersten deutschen Volksregirung stehe ich fern, bin nicht ihr Sachwalter, spreche und schreibe nicht in ihrem Auftrag oder auf ihr Ersuchen. Doch als unabhängiger Bürger und Publizist bekenne ich mit reinem Gewissen den Glauben an den redlichen Willen dieser deutschen Volksregirung, ihr Wort That werden zu lassen und unwürdige Zweideutigkeiten, jämmerlichen Hinterhalt wie Pesthauch zu meiden.

„Waffenstillstand ist möglich. Nichts Unentbehrliches noch zu erkämpfen, nichts, wodurch des Kampfes Kostenaufwand zulänglich belohnt würde. Dessen Zweck und Ertrag kann nur sein: die Wandlung sumpfigen, von Haß umwölkten, von Neid umzüngelten Bodens in die helle Wohnstatt freier, aus eigenem Recht schaffender, drum fremdes Recht achtender Menschen." Diese Sätze schrieb ich im April 1916. Wieder sage ich heute: Waffenstillstand ist möglich. Und ich darf hinzufügen: Die Stunde findet das sich erneuende Deutschland zu einem Frieden reif, der, weil er die Erde entmilitarisirt und von den Seuchenkeimen des Nationalhasses und der Herrschgier entgiftet, Dauer verheißt.

Weil die einander feindlichen Nationen jetzt von einander abgesperrt und weil Optik und Akustik amerikanischen und deutschen öffentlichen Lebens noch tief verschieden sind, bleiben Zweifel begreiflich. Und es versteht sich, daß jede Bürgschaft-Forderung, die billig ist, also keinen Vorvertragspartner ungebührlich begünstigt und überall sogar den Schein gewollter Demüthigung meidet, von willigem Herzen erfüllt werden wird.

Das neue Deutschland will die Sühnung jeden erwiesenen Unrechtes, auch des seinen früheren Regirern etwa nach-

zuweisenden; aber es würde sich leidenschaftlich gegen den Versuch wehren, Fehler und Mißgriffe Einzelner, die, da oder dort, bisher heimlich das Staatsgeschäft führten, an Ehre und Gut der Völker zu rächen, die in diese Geschäftsführung nicht hineinreden durften, kaum hineinblicken konnten. Wie auch über die Genesis des Krieges einst der Spruch des Weltgewissens lauten möge: die Masse des deutschen Volkes hat ehrlich geglaubt, zur Vertheidigung ihrer gefährdeten Heimathrechte aufgestanden zu sein. Sonst hätte sie nicht so unbrechbar gekämpft, nicht so geduldig an Leib und Seele gelitten.

Das neue Deutschland will, daß Staatsmoral fortan streng dem selben Gesetz folge wie Einzelsittlichkeit. Aber es müßte sich gegen den Versuch sträuben, die Bindkraft des Rechtssatzes, der den Ertrag kriegerischer Eroberung geraubtem Gut gleichstellt, willkürlich von einem beliebig gewählten Zeitpunkt aus zu datiren. Manches Staatsgebild ist durch Eroberung entstanden; auch die Vormacht Amerikas. Wir wollen, daß solche Entstehung unmöglich werde. Aber wir können den Spruch nicht als gerecht empfinden, der alles bis 1871 irgendwo durchs Schwert Erworbene sanktionirt und nur den Ertrag dieses Kriegsjahres als Raubgut ächtet.

Dennoch: Waffenstillstand und Friede sind sofort möglich; und deshalb nothwendig. Nirgends ist noch ein Punkt, über den gerechte Verständigung nicht leicht erreichbar wäre. Alle nationalen Probleme müssen, wie religiöse, vom Staatszwang erlöst, den Selbstbestimmungrecht der Stämme und der Einzelpersönlichkeit überlassen, alle Wirthschaftgrenzen dem Völkerbedürfniß, nicht mehr den in einer versinkenden Weltordnung von Kriegszufall bestimmten politischen Grenzen angepaßt werden. Und das Ziel aller Neuerung muß die Läuterung der Menschheit sein: Denn nur ihr frohes Gedeihen sichert jeder Nation die Athemfreiheit.

Freiheit ist Kraft. Auf diesem Grundsatz steht die deutsche Volksregirung. Daß sie den Trennungstrich, der sie von Gewesenem, Verwesendem scheidet, nicht noch dicker ziehen durfte, wird die Weitsicht der Amerikaner begreifen. Noch ist Krieg; und Niemand weiß, ob er morgen enden kann.

Vor dem Ohr der Welt hat Präsident Wilson gefragt: „Wollt Ihr die Weltordnung, deren Umriß ich Euch hier

zeichne?" Deutschland (und die ihm Verbündeten) hat geantwortet: „Ja". Wie Pausanias den Rath, den Leichnam des Mardonius ans Kreuz zu schlagen, weil Leonidas gekreuzigt worden sei, als schmählichen Schimpf empfand, so, Das ist meine Zuversicht, würde Woodrow Wilson den Vorschlag, grausame Gewalt mit gleicher zu vergelten, mit grausamerer zu überbieten, aus empörtem Herzen abwehren. Er und seine Sozien wissen, daß Deutschland nicht ganz besiegt ist, daß, ehe es besiegt werden könnte, noch viel unersetzliches Menschenblut fließen, viel heiliger Menschheitbesitz vernichtet werden müßte und daß auf Trümmern und neuen Leichenfeldern ihr Ideal nicht Wirklichkeit würde. Sie werden die mühsam, in stillem, doch schwerem Geisterkampf gezimmerte Wiege deutscher Demokratie nicht durch die Wucht unziemlicher, ungerechter Forderungen zerbrechen. Sie werden nicht so blind, nicht vom Rausch des Waffenerfolges so dicht umnebelt sein, daß sie das einzige Mittel zur Wiederbelebung der überwundenen militaristischen Kräfte wählen: den Versuch irgendwelcher Demüthigung, die das deutsche Volk erst in völliger Ohnmacht hinnehmen könnte und die auch dann ihm ein neues „Kriegsziel" aufzwänge. Dieses Volk aber will keine Kriegsziele mehr; will, selbst in engeren politischen Grenzen, nicht neue Kriege, will nur würdigen Menschheitfrieden noch bereiten.

Ich bin gewiß, daß Präsident Wilson nicht kleiner sein wird als sein Schicksal. Ich glaube inbrünstig an die Neue Welt, an die Heiligung der Menschheit zu edler Gemeinschaft, an freudige Erdverjüngung nach dem Graus der Sintfluth.

Am neunzehnten Oktober sprach ich in der berliner Philharmonie. „Frei", wie immer; aus der Stimmung der Stunde. Ein freundlicher Hörer hat die Rede stenographirt und mich mit der Reinschrift überrascht. Ich lasse den Wortlaut hier folgen.

Ist die hold bewegte Glocke vertönt, die Hoffnung entband und Friedensahnen weckte? Und sollen vor die Morgenröthe, die wir zu sehen wähnten, neue Blutnebel sich weben? Noch wird gekämpft; und jeden fernher klingenden Glockenton überschrillt ein Stimmengeschwirr, das an Feier, an Glück, an Frieden nicht mahnt. Wir horchen hinein und hören die Worte: „Uebermuth", „Frevel", „Schmach", „Frechheit", „Dünkel", „Heuchler"; „Machtfriede also,

nicht der verheißene Rechtsfriede, soll sein." Ringsum schrille Stimmen, die grobe Schelt- und Schimpfwörter ausstoßen. Der Glockenmund scheint verstummt. Ich will hier nicht forschen, ob nicht aus den selben Männerbrüsten, aus den selben Mäulern jetzt dieser Ruf erschallt, die bis in die vorige Woche hinein Jeden, der nicht für Machtfrieden war, als einen Feind des Vaterlandes schmähten. Wozu auch forschen? Es sind die selben. Doch in dieser furchtbar ernsten Stunde will ich mich in die Freude darüber einmauern, daß in unserem schönen, großen, in Ewigkeit unzerstörbarem Lande endlich wieder laut, aus dem Herzensgrund herauf, das Wort steigt, dessen Hall allzu lange vermißt wurde, das heilige Wort: „Recht". Wir wollen Recht für uns, wir wollen Recht für alle Anderen, für Schwache und Starke; und wir wollen uns freuen, wenn auch in den Schichten deren Bewohner uns dahin gebracht haben, wo wir heute sind, der Gedanke keimt: Die Menschheit steht auf dem Recht und von Rechtsbruch zerbirst alle Menschheit.

Lassen Sie mich Ihnen gleich sagen: Ich glaube nicht, daß die Glocke vertönt ist. Ich glaube nicht, daß sie je wieder vertönen kann: wenn Sie wollen. Wenn Deutschlands Volk, endlich, will.

Ganz Anderes, als ich nun muß, glaubte ich Ihnen heute sagen, in ganz andere Weiten hinausschauen zu dürfen. Ich hatte gehofft, ich hätte geschworen, daß die Antwort an den Präsidenten der Vereinigten Staaten heute, nach vier Tagen, fertig, abgeschickt, veröffentlicht wäre, daß ich mich auf ihren Boden stellen könne und von ihm aus zu betrachten versuchen dürfe, was ist und was sein muß. Doch die Antwort, ist noch nicht fertig, nicht abgeschickt, nicht veröffentlicht. Wie Das möglich wurde, sollte des ganzen Deutschlands Stimme heute fragen. Jede Stunde ist kostbar. Ist unwiederbringlich. Und hier tagen Klüngel, die Sowjets spielen möchten, und machen Entwürfe! Man sollte auf die Geduld der deutschen Nation nicht zu weit, nicht zu weit an den Rand bauen. Ich habe an den Sturz eines als unsäglich verhängnißvoll bewährten Systems den Faden heller Hoffnung geknüpft. Ich hahe die neue Regirung froh begrüßt. Aber wenn diese Herren den Begriff Demokratie so umdeuten, so umdenken (wie man ja jetzt alle Vierteljahre, je nach

der Kriegskonjunktur, zu thun pflegt), daß sie meinen, Kenntniß des Berufskreises, Kenntniß der Dinge, die im Geschäftsbezirk die wesentlichsten sind, seien nicht nöthig, dann ist nichts zu hoffen. So gehts nicht vorwärts. Eine Regirung, die den Brauch „interfraktioneller Besprechungen" in alle Reichsämter verlegt, ist nicht regirungfähig.

An die Spitze der Regirung, die sich demokratisch nennt, ist ein deutscher Prinz getreten. Das habe ich nicht nur gebilligt, sondern sogar empfohlen: weil mir nothwendig schien, hell zu illuminiren, daß die deutsche Demokratie, der vom Schicksal beschieden war, in ihrer ersten Lebensstunde eine Kapitulation anzubieten, nicht von „Flaumachern, Juden und anderen vaterlandlosen Gesellen" ertrotzt oder erlistet worden sei. Und mir schien dankeswerth, daß Prinz Max von Baden, ders, vulgär gesprochen, doch „nicht nöthig hat", den Muth aufraffte, in diese Katastrophe seinen altfürstlichen Namen einnageln zu lassen. Danach ist die Briefgeschichte gekommen. Der Reichskanzler hat, als badischer Thronfolger, noch im Januar dieses Jahres an seinen Vetter Alexander Hohenlohe einen Brief geschrieben, dessen Inhalt nicht auf Sehweite des politischen Blickes schließen läßt und Grundsätze der am fünften Oktober im Reichstag gehaltenen Rede als unwahr erweist. Notabene: in der einzigen Sitzung, einer monologischen, die dieser Deutsche Reichstag im ganzen Frühling demokratischer Regirung hatte. An diesen, im Ton recht häßlichen Brief, der irgendwie ans Licht kam, hat nun in unserer Zeit grauser Erdtragoedie die gesammte Regirung, mit all den zu unerkennbarem Zweck ernannten Staats- und Unterstaatssekretären pp., drei ganze Tage und einen halben verzettelt. Muß Max uns verlassen? Kann er bleiben? So gings hin und her. Und diese Sache war doch in einer Viertelstunde zu erledigen. Das deutsche Volk hat jetzt nicht Muße zu solchem Kram. Der Prinz konnte, als ihm der Brief vorgelegt wurde, einfach sagen: „Ich muß Ihnen, werthe Herren, offen gestehen, ich wußte selbst nicht mehr, daß ich noch im Januar 1918 so verrückte Stunden gehabt habe. Aber wer von Ihnen hat in dieser tollen Kriegszeit nicht mal Unsinn geredet oder geschrieben? Wem hat nicht mal diese oder jene Stimmung das Urtheilsorgan überfluthet? Wollen Sie, daß ich gehe, dann gehe ich; wol-

len Sie daß ich bleibe und Sie mich nach meinen Thaten, nicht nach Zufallsgerede, beurtheilen, dann bin ich auch morgen Ihr Mann." Damit mußte, so oder so, die Sache ein Ende haben. Und fortan mußte erwogen werden, was dem Präsidenten Wilson, dessen Antwort täglich zu erwarten war, erwidert werden könne. Das ist nicht geschehen. Ein übles Zeichen. Am Dinstag, mittags, war der Bescheid aus Washington hier; und seitdem werden „Entwürfe" gemacht. Soll Demokratie in Verruf sinken? Das erste Verlangen, dem eine Regirung genügen muß, heißt: Entschlußfähigkeit.

Wer nun die Note endgiltig machen wird, weiß ich nicht. Ich sehe keinen durch seine Leistung bewährten Diplomaten dabei beschäftigt. Und stehe staunend vor der Thatsache, daß der einzige deutsche Diplomat, der berufen wäre, als unbefangener Kenner der Vereinigten Staaten und ihres Präsidenten in dieser Sache gehört zu werden, daß Graf Bernstorff weder nach Berlin gerufen noch auch nur um Rath ersucht worden ist. Vielleicht vermuthet man, daß ihn das Schauspiel des Briteneinzuges in Konstantinopel interessiren werde. Ich aber glaube, daß da unten in Südost, wo längst nichts mehr zu thun, längst Alles abgemacht ist, Bernstorffs Herz blutet von dem Wehgefühl, müßig sitzen zu müssen, während hier von Neulingen, von Dilettanten, von wackeren Juristen und Versammlungschwätzern Entschlüsse gefaßt werden, an denen Schicksal hängt. Der Staatssekretär im A. A., Herr Solf, ist ein sich und Anderen behaglicher Mann, der den Engländern viel Gutes abgeguckt hat; auch ein ehrlier Mann. Er sieht in der gemeinen Wirklichkeit nicht ganz so imperatorisch-dämonisch aus, wie ihn der stark begabte Herr Friedel Huf in seiner Büste gemacht hat; eher wie ein Alt-Berliner, der er ist, einer, der gern gut ißt, und früh Weißbier trinken lernte. Sicher ein vernünftiger Mann. Er war ein strebsamer Assessor, der in Weimar Hofluft einsog, in Berlin sich auf der ruchlos philistrischen Weide der Lindaus hielt; wurde ein tüchtiger, doch vielbefehdeter Kolonialbeamter, der, halb schon abgesägt, das Glück hatte, gerade während des Zwistes Bethmann-Lindequist in Berlin anzukommen und, weil kein Anderer da war, zwischen Nacht und Mittag Staatssekretär des Kolonialamtes zu werden. Da hat er seine Sache wohl recht

ordentlich gemacht. Seit vier Jahren ist er unbebürdet. Vor der Beantwortung internationaler Fragen sieht er sich auf den „gesunden Menschenverstand“ angewiesen. Gelernt hat er dieses Metier nicht. Der ihm vorgesetzte Kanzler ist ein Mann besten Willens, vielleicht auch mancher Kenntnisse; doch irgendwelche Bürgschaft (um ein jetzt gangbares Wort zu brauchen) dafür, daß in den Nachbarhäusern der Wilhelmstrasse das Bestmögliche gemacht werde, sehe ich nicht, Und frage mich, wie man es vor der Nation verantworten will, wenn auch der dritte Schritt uns nicht dem Ziele nähert. Die so seltsam fabrizirte Note wird wohl nicht schroff, wird sogar „entgegenkommend“ sein und vielleicht nur „Verwahrung gegen die Anschuldigung der deutschen Flotte und des deutschen Heeres einlegen“. Ich fürchte, daß da aus Kompromissen was Halbes und Lahmes wird. Und Das wäre ein neues Unglück. Denn entweder muß man nun den Schritt vom fünften Oktober rückgängig machen, also die Verhandlung abbrechen, weil man sich gekränkt glaubt, bedroht glaubt, — oder man muß mit der Antwort, die jetzt schwebt, den Konflikt enden, den ganzen Krieg enden. Ein Drittes dürfte es nicht geben. Man mag sagen: „Wir sind zu rasch gewesen, wir fühlen uns einem Ton aus Washington gegenüber, der uns nicht genehm ist, wir geben das Gespräch auf.“ Meinetwegen. Ich bewundere das robuste Gewissen, das Solches in solcher Lage vermöchte. Oder man soll endlich die Höhe erklimmen, auf der die Aussicht frei wird.

Meine Versuche, zu Lichtung unserer Wirrniß im Stillen mitzuwirken, sind mißlungen. Ich habe die Zurückhaltung, die Selbstachtungbedürfnis mir stets empfahl, in dieser verhängnisvollsten Zeit des deutschen Volkes überwunden und jeder wichtigen Stelle dargestellt, wie ich die Möglichkeiten und Nothwendigkeiten sehe. Ich habe dem Kanzler geschrieben, daß ich bei Tag und bei Nacht gern bereit sei, in der letzten, verborgensten Hinterstube irgendwie an den Dingen, und sei es nur redaktionell, mitzuwirken. Da ich aber weder beamtet noch abgeordnet bin, außer von meinem Gewissen, so sind meine Dienste nicht beansprucht worden. Man hat ungemein artig für höchst werthvolle Anregungen gedankt; und ich bin felsfest überzeugt, daß nichts von Alledem, was ich auszustreuen versuchte, irgendwo Wurzel geschlagen hat.

Deshalb stehe ich heute hier: die letzten Schleier fallen zu lassen. Das ist kein Heldenstück, Octavio. Das ist nicht so schwer wie Manches, was Millionen unserer Menschen gethan haben und thun. Nur: Genug der Lüge! Uebergenug.

Wir sind allein. Bulgarien ist vom Heer unserer Feinde besetzt. Die Türkei hat schon durch die Annahme der Vierzehn Punkte, die ihr Schicksal besiegeln, sie in das rein türkische Asien beschränken, hat aber auch durch andere Abmachungen (was ihr gutes Recht ist) einen endgiltigen oder einen Präliminarfrieden sich zu sichern gewußt. Die vierzig Millionen in deutschem Golde, die der Herr Großwesir Talaat vor vier Wochen hier säckeln sollte, haben gerade so tief gewirkt wie die zweihundertfünfzigtausend funkelneuen Uniformen, Stiefel usw., die Bulgarien von uns empfing, als es sich schon zu kampfloser Ablösung von der Front des Vierbundes bereitete. Wir sind allein: am Abgrund. Kein künstlich aufgequältes Dickicht mehr, ihn zu verbergen! Wollen wir hinein: gut! Sie haben zu entscheiden, nicht ich; die Tausende, die jeden Winkel dieses weiten Saales füllen, sind die Stimmen fast aller Volksschichten. Sie müssen entscheiden. Ich bin nicht Richter über Deutschland. Ich bin ein Bürgor wie Sie. Ich stelle Ihnen die Dinge dar, wie sie sind. Deutschlands Volk soll entscheiden. Aber nicht hinter Lügennebeln mehr, sondern in Kenntnis Dessen, was ist. Wir kommen mit Lügen und mit dem Belagerungzustand, der ihre Vertreibung begünstigt, nicht an ein gutes Ende. Wir kommen damit ins Verderben; nur da kann der Trugpfad münden. Ins Licht der Wahrheit zurück!

Sie wissen, daß auch Oesterreich-Ungarn den Kampf aufgeben will. Es gehört zu den grausigsten Witzen der Weltgeschichte: ein Krieg, von unserer Staatsweisheit begonnen, um ein unhaltbares Oesterreich zu halten, hat jetzt bewirkt, daß dieses Oesterreich sich selbst für unhaltbar in seinen alten Formen erklärt, auseinanderfällt und seinen nicht deutschen und nicht magyarischen Völkern, den Schützlingen seiner Feinde, die Konzessionen macht, die sie begehren. Wir sind allein. Und seit wir gesagt haben, daß wir Waffenstillstand brauchen, regt sich in allen neutralen Staaten von Tag zu Tag heftiger der angesammelte Groll. Insbesondere der

durch den Tauchbootkrieg angesammelte Groll. Wir hören von recht ernst zu nehmendem Abkommen Hollands mit den Vereinigten Staaten. Norwegen zürnt dem Präsidenten Wilson, der den Schwingern des Siegerschwertes in den Arm fallen will. Dänemark denkt an den Nordschleswig-Artikel des Prager Friedens von 1866. Wenn sich die Sache lange hinzieht, werden Sie auch aus Süd und West Beschwerde hören.

Das darf uns nicht verängstigen. Ich bitte: Scheuchen Sie alle Vorstellungen von „Furcht“, „Feigheit“, „Angst vor Vernichtungwillen“, alle diese Töne von abgespielten Tages-, Mittags- und Abendwalzen, aus Ihrer Seele! Das deutsche Volk kann Keiner vernichten! Keiner vermags. Und ist Jemand so dumm, es zu glauben, dann wird ihm bewiesen werden, daß . . . er eben dumm ist. Mit all solchen Reden soll uns nur graulich gemacht werden, sollen Sie verhindert werden, zu erkennen, was die Stunde heischt. Was heischt sie? Leider ists sehr spät erkannt worden. An allen Mauern kleben noch die Plakate mit einer Kundgebung, unter der ein ehrwürdiger Name und in der steht: „Wir haben im Osten den Frieden erzwungen und wir sind stark genug, ihn auch im Westen zu erzwingen!“ An den selben Häusern klebt, daneben, die Rede des Prinzen Max mit dem Waffenstillstandsangebot. Dazwischen liegen drei Wochen. Welche Wendung! Durch Gottes Fügung? Nun hört man sagen: Daß solche Wendung kommen werde, war zuvor nicht ahnbar. Auch Das wäre grundfalsch. Jeder politische Kopf konnte, nein: mußte längst ermessen, wie die Entwickelung gehen werde. Ich muß hier von mir sprechen, auf die Gefahr, daß Sie mir zutrauen, ich wolle mich besonderer Weisheit rühmen. Die war zu Erkenntniß des Wirklichen nicht nöthig. Jedem Politiker mußte sie lange schon dämmern. Ich muß von mir reden, weil ich nur diesen Fall beweisen kann. Mir ist oft, insbesondere von militärischen Stellen, vorgeworfen worden, daß ich, im Gegensatz zu den meisten Anderen, den Präsidenten der Vereinigten Staaten stets würdig zu behandeln suche und seine für uns wichtigen Reden sehr sorgsam übersetze. Als der Vorwurf sich erneut hatte, am dreiundzwanzigsten August dieses Jahres, dem Tag, an dem meine Zeitschrift zum letzten Male erschien, schrieb ich an den militärischen Oberbefehlshaber, Kriegsminister von Stein (der

Brief liegt bei den Amtsakten): „Spätestens im Herbst wird die Kaiserliche Regirung zum Zwecke der Friedensvermittlung mit dem Präsidenten Wilson Fühlung suchen".

Auf die Reichszinnen ist die Erkenntniß ein Bischen spät gelangt. Als militärische Vorgänge sie über allen Zweifel hoben, entschloß man sich hastig zu dem Schritt vom fünften Oktober. Aber ich habe nachgerade den Eindruck, daß man sich der Konsequenzen dieses Schrittes nicht bewußt ist. Ich bin nicht dafür gewesen. Ich wollte es anders machen. Aber es ist gemacht worden: und jetzt muß man auf den Noten, die seitdem nach Washington gegangen sind, stehen. Man muß deren Inhalt in sein Bewußtsein aufnehmen und darf nicht mehr dran rütteln, wenn man nicht etwa entschlossen ist, zu sagen: Aus! Wir kämpfen weiter! Wir werden uns, Allen zu Trotz, ein glanzvolles Ende erfechten! Nur: jede Stunde ist im höchsten und tiefsten Sinn kostbar. Will Deutschland, Deutschlands freier Wille den Bruch: Keiner kanns hindern. Will es ihn aber nicht, dann muß es vermeiden, daß der Bruch von der anderen Seite komme. Wir können nämlich bei diesem Zaudern auch erleben, daß uns plötzlich eine Note überrascht, in der steht: „Am fünften Oktober hat die Deutsche Regirung einen Waffenstillstand angeboten. Jetzt ist der neunzehnte oder zwanzigste und auf dem vom Kriegsbrauch gebahnten Wege, durch Parlamentäre, ist nichts an uns gelangt. Deshalb betrachten wir das Gespräch als abgebrochen." Und ist nicht eben so möglich, daß in einer nahen Nacht durch einen unseligen Zufall wieder ein Lazaretschiff versenkt wird, daß wir ein furchtbar über Ozean und Erde hin schallendes Gekreisch hören und an der Weltwuth die Verhandlung scheitert? In jeder Stunde hängt das Werk der Friedensstiftung an einem Härchen. Mir scheint, man konnte sich in dieser ganz einfachen Sache schneller zu Handlung entschliessen. Entschlußfähigkeit, nicht unnützes Zaudern, interfraktionelles Plaudern! Ein Aber, ein Bedenken spricht gegen Alles. Spricht auch dagegen, ob ich mich morgens oder mittags rasire. Doch ich muß mich entscheiden; und schneller als irgendein Anderer, wenn ich für ein blutendes, darbendes, nach Froheit lechzendes Volk die Geschäfte zu führen die Ehre habe.

Man hat allgemein, ich will lieber sagen: Man hat da, wo

Oeffentliche Meinung gemacht wird, die Antwort des Präsidenten Wilson auf unsere Note sehr hart, sehr kränkend gefunden und gesagt, er schlage einen völlig veränderten Ton an, den Deutschland nicht hinnehmen könne.

Wer ist dieser Wilson?

Er war ein Professor, ein Ideologe, der sich in seinen Schriften als einen Idealisten darstellt. Als seine Kandidatur zum Präsidium der Republik auftauchte, habe ich mir diese Schriften verschafft, habe sie gelesen und Amerikaner verschiedenen Standes und Schlages gefragt: Wer ist Das? Ich habe gehört, die sichtbarste Handlung seines Lebens sei gewesen, daß er aus der sehr bequemen, sehr vornehmen und einträglichen Stellung eines Präsidenten der Princeton-Universität, die Etwas wie ein amerikanisches Bonn ist, freiwillig schied, weil ein Erzmillionär dieser Universität zwölf Millionen unter Bedingungen schenkte, die nach der Meinung des Professors Wilson den sozialen Klassenspalt an der Hochschule vertieft hätten. Solche Professoren, Rektoren sehen wir nicht oft. Ich schrieb damals, daß seine Kandidatur mir, von Weitem gesehen, insbesondere nach seinen Wahlreden, die sehr anständig waren, durchaus in edlem Sinn sozialistisch, daß seine Kandidatur mir durchaus der des Herrn Roosevelt vorzuziehen scheine, der in seiner bethulichen Unrast grotesk wirke, der ein wandelndes Plakat, ein Barnum-Wunder scheine und eher als eine „Spezialität" ins Apollo-Theater tauge als auf den Ehrensitz des Ersten Bürgers. Sie lachen schon bei der Erinnerung an diesen Feuerfresser. Aber erinnern Sie sich auch, daß er, jetzt auf dem Erdrund der lauteste Schimpfer auf alles Deutsche, unter unserem Ancien Régime in Berlin wie ein Monarch gefeiert wurde, daß er hier eine öde Banalität in der Hochschule stammeln durfte und die schmählich gehorsame Professorenschaar in feierlicher Andacht zu seinen Füßen sah; daß ihm auf dem Tempelhofer Feld eine Brigade vorgeführt wurde. So lebten wir damals alle Tage. Und hörten, drei Jahrzente lang, die Weise: „Herrlichen Tagen führe ich Euch entgegen, und wer mir auf diesem Weg entgegentritt, Den zerschmettere ich!" Wir zerschmettern nicht. Wir haben gar nicht den Wunsch, irgendwen, draußen oder in der Heimath, zu zerschmettern. Aber da wir nun sehen, wie herrlich die Zeiten sind, in die wir verführt wurden, wollen

wir unser Schicksal selbst in die Hand nehmen. Wir haben die Meinung; Dann erst wird es besser. Wir haben die Meinung: Das Deutsche Reich von 1870 ist ungefähr verwirthschaftet. Wir werden ein helleres schaffen, ein gesunderes, ein auf Recht, schlichter Wahrhaftigkeit, prunkloser Sittlichkeit ruhendes. Und wer uns auf diesem Wege entgegentritt, Der wird sehr höflich, höchst artig entfernt.

Lassen Sie mich aber sogleich hinzufügen: An der Stelle, von der vor dreißig Jahren das Wort der Verheißung, der nun enttäuschenden, kam, wohnt heute durchaus nicht der Wille, dem deutschen Volk auf seinem selbst gewählten Weg entgegenzutreten. Da waltet jetzt bescheidene Vernunft. Da ist alles in Ordnung ... Also ich schrieb damals, Wilson scheine mir besser als Roosevelt. Mir antwortete einer der reichsten Männer Amerikas, deutscher Abkunft übrigens, in einem sehr langen Brief: Natürlich sind Sie mit Ihrem Urtheil über den widerwärtigen Roosevelt im Recht; aber er ist wenigstens ein Praktiker, er weiß doch ungefähr in unserem Riesenhaus Bescheid, während der Andere ein weltferner Ideologe ist und den größten Unsinn machen kann. Wilson wurde gewählt; zweimal gewählt. Und dann kam, was kein vernunftvoller Mensch je für möglich gehalten hatte: die Gefahr rückte heran, daß Deutschland und die Vereinigten Staaten in Krieg gerathen. Mein Gott, wenn man . . . Ich stelle mir manchmal vor, man könnte in das unschöne Gruftgewölbe am Bahndamm von Friedrichsruh eindringen, den dort ruhenden Mann, der Bismarck hieß, wecken und könnte ihm sagen: Jetzt haben wir auch mit den Vereinigten Staaten Krieg; und mit England, Japan, China, Australien, mit Weiß, Schwarz, Gelb, Braun. Er würde Einen geradezu ins Irrenhaus schicken. So, riefe er, kanns doch nicht sein! Ich will vor Ihnen aber, weil ich nun bald der letzte Ueberlebende bin, der ihn wirklich noch intim gekannt hat, offen aussprechen: Hundertmal, mindestens hundertmal hörte ich, wenn ich Zweifel andeutete, ob sein tiefer, furchtbarer Groll und Pessimismus berechtigt seien, und darauf hinwies, daß einstweilen doch im Reich neuer Kaiserei Alles mit Beifall, mit Glanz und Zeitungapplaus gehe, aus seinem Mund: „So schnell, wie Sie, junger Herr (damals war ich noch sehr jung), sichs

vorstellen, ist das Deutsche Reich nicht zu ruiniren. Aber Sie werdens erleben; ich, Gott sei Dank, nicht. So kann nicht regirt werden. So kann nicht regirt werden!"

In der Zeit unseres Krieges gegen die Menschheit schien mir ein Glück, daß an der Spitze des jüngsten Erdtheiles (denn den Vereinigten Staaten hängt Amerika nun einmal an) dieser seltsame Idealist, dieser Professor stand; und ich habe im April 1916, als jedem nicht Blinden die Gefahr unserer Lage sichtbar wurde, einen Aufsatz geschrieben, „Wenn ich Wilson wäre", der, versteht sich, in Deutschland verboten wurde und der . . . ja, ich muß es sagen, weils zu der Historie gehört: er enthält alles Wesentliche des Weltfriedenprogrammes, das der Präsident sechs Monate danach verkündete. Das ist nicht etwa im Sinn von Plagiat zu verstehen. Die Grundgedanken gehören weder Wilson noch mir; sie sind uralt und von Sully und dem vierten Henri, von Bernardin de Saint-Pierre und von Rousseau, von Grotius und, in seiner herrlichsten Weltschrift, von Kant durchgeknetet worden. Mein Aufsatz ist in Amerika von Fords Friedensgesellschaft übersetzt und in Millionen Exemplaren verbreitet worden. Es gibt kaum eine amerikanische Winkelzeitung, die ihn nicht gebracht hat. Ueber Deutschland steht, wie ich nach mannichfacher Entsteißung von Schmutzfinken erwähnen will, recht Gutes und Rühmliches darin; nur wird das weniger Gute, wie von jedem vernünftigen Menschen, zugegeben, wird nicht gesagt: Es gibt nur eine Gesellschaft von Engeln, und Das sind wir, bieder, fromm und stark, worauf der Ausländer zu antworten pflegt: „Danke. Von dem Gericht habe ich schon gegessen. Bringt mal was Anderes." Das nennt man bei uns: Propaganda machen. Das geht unter der Flagge: „Die Wahrheit ins Ausland!" Ach, Excellenz Erzberger, Sie haben so überreichlich von diesem Stoff exportirt, daß er der Heimath nun fehlt! Hätte in meinem Aufsatz nicht dem Deutschen Reich Nützliches gestanden, dann hätte mir, nach dem Präsidenten, nicht auch unser Botschafter so herzlich dafür gedankt. Warum Herr Wilson der Türkenkopf wurde, auf den alle Pfeile, oft auch Klümpchen aus stinkender Masse einprasselten: ich weiß es nicht. Ich kenne den Mann nicht, werde ihn wohl nie persönlich kennen lernen. Ob er ist, wie alldeutsche Zeitungen und andere

Witzblätter ihn malen, oder so, wie ich ihn sehe, Bernstorff, Dernburg, Bonn ihn sahen, Idealist oder Heuchler: er ist; und die Deutsche Regirung, die ihn anrief, muß ihn doch wohl für einen sittlichen Menschen halten. Ich habe nie einen Grund gefunden, ihn anders zu sehen. Ist er anders, so wird es sich zeigen; und dann werden wir mit ihm sprechen, wie sich gebührt. Der Mann ist nicht nur, auch nach dem fünften Oktober mit Zustimmung der Censurstellen, durch alle Kothkanäle Deutschlands geschleift worden, sondern er hat auch mit den amtlichen Stellen des Deutschen Reiches die übelsten Erfahrungen gemacht. Da war ein Herr Zimmermann, der, einst Vicekonsul und Junger Mann bei Herrn von Holstein, auf unbelichtetem Weg plötzlich Staatssekretär wurde. Mittlerer Burschenschafter-Schlag; niemals Diplomatie auch nur gelernt; Gastwirthssohn aus Pillkallen, also „demokratisch" aussehend; sonst unbescholten. Fein gewöhnte Botschafter nannten ihn „den Hausknecht der deutschen Politik". Er aber zeigte mit schämigem Lächeln ein Telegramm, worin der präsumptive Reichserbe ihm zurief: „Endlich ein vernünftiger Mensch an der Spitze des Auswärtigen Amtes!" Nie hat es einen übler vernunftlosen erduldet, Kronprinz! Dieser Mann war nicht minder stolz auf das Spiel, das er mit Amerika und mit dessen berliner Vertreter spielte. Der Botschafter Gerard war durchaus nicht so schlimm, wie er auf Zerrbildern aussieht. Er war zunächst verliebt bis über die Ohren in deutsches Wesen und wollte, wie mancher Demokrat aus dem Sternbannerland, um jeden erschwinglichen Preis in die Hofluft schnuppern; kam aber nicht tief hinein. Selig, als der Kronprinz sich zu Jagd in Amerika angesagt hatte. Schon deshalb wünschte er rasches Kriegsende. Er wurde dumm behandelt und dadurch brummig. Mit Dem spielte Herr Zimmermann ein Spiel von lieblicher Unwahrhaftigkeit, in der er das Wesen der Diplomatie zu sehen glaubte; auch, freilich, in aberwitzigen Geheimverträgen, nach deren Veröffentlichung Deutschlands Zorn aufbrüllen wird. Unser gescheiter Botschafter Graf Bernstorff wurde gezwungen, wider sein Wissen dem Präsidenten Wilson immer wieder Unwahrheiten vorzutragen. Er mußte ihn, im Auftrag der Kaiserlichen Regirung, heimlich ersuchen, die Friedensvermittlung zu übernehmen; und ihn,

als der Friede fast schon gesichert war, plötzlich mit der Ankündung hemmunglosen Tauchbootkrieges überrumpeln. Das haben alle den Dingen Nahe damals gewußt.

Seit gar unsere Diplomaten und Journalisten aus Amerika zurück sind, ist der Thatbestand allgemein bekannt. Ein Herr, dem die fünf Brüder Ullstein die „rasche Niederkämpfung Englands“ und die Entwürdigung ihrer eigenen Preßorgane anvertraut haben, behauptet nun öffentlich, die Sache sei erst jetzt zu seiner Kenntniß gekommen. Er heißt Bernhard und ist so ziemlich alldeutsch; bis auf Weiteres. Wenn der Herr Seichtling, der in diesen vier Kriegsjahren so ubiquitär war wie nur je ein Giftpilz und der seine von ihm geschätzten Finger in allen Näpfen hatte, solche Behauptung ausstreut, so läßt er uns nur die Wahl, anzunehmen, daß er, trotz seiner Betriebsamkeit, seinen breitmäulig ausgeplauderten Einladungen und Gesellschaften, jämmerlich schlecht informirt war, oder, daß er heute einfach liebevoll die Wahrheit verbirgt. Mir ist dieser Artikelmacher vollkommen gleichgiltig. Er hat in meiner Zeitschrift lange über Handel und Börse geschrieben und hat Das sehr nett gemacht. Damals war er Marxist, Sozialdemokrat. Ein ganz schlauer Kopf. Von internationaler Politik aber, von Diplomatie versteht er so viel wie ich vom Torpedowesen; von Geschichte und von Völkerpsyche so viel wie ich von Sanskrit. Er wäre mir gleichgiltig. Aber da die fünf Gewaltigen, fünf bürgerlich höchst achtbare Männer, ihn Oeffentliche Meinung machen lassen, unter seiner Leitung die deutsche Nation täglich blenden, täuschen, in die Irre führen lassen, bin ich genöthigt, endlich einmal zu sagen, was ist; auch in diesem Fall. Die von dem Herrn Verlagsdirektor Bernhard geleitete Ullsteinpresse ist in der Kriegszeit zur deutschen Pest geworden. Und ich bange davor, daß diesen fünf Männern, denen ich nur Gutes wünsche, einst, wenn hier mal wirklich Leidenschaften aufkochen, alle diese Trug- und Luggeschichten furchtbar heimgezahlt werden. Aber wir dürfen uns nicht länger gefallen lassen, daß Reventlow und Reventlöwenthal hier sich für die Prokuristen oder gar Magister deutscher Nation ausgeben! Wer hat sie denn dazu gemacht? Die Stunde der Abrechnung schlägt. Es gehört keine Tapferkeit dazu, hier, zu Haus, im sicheren

Port (die Herren haben alle das Glück, jünger zu sein als ich und mit der Waffe ihren Teutonenzorn austoben zu können), hier die Tonerzeugunganstalt aufzuthun und zu schreien: „Weiter kämpfen! Niederringen! Weiter bluten, verkrüppeln!“ Ihr Fünf seid mithaftbar. Wir wissen ja allgemach, daß Herr Georg Bernhard, „östlich orientirt“ ist. Schon die ewig wiederholte Redensart (kann Einer denn anders orientiert sein als östlich?) beweist, wie dunkel das Hirn dieses „Weltpolitikers“ ist. Er und seine Kumpane sollten lieber mit dem eigenen Leib das schöne Beispiel todbereiten Heldenthumes geben. Das Geschreibe des Herrn Bernhard, dem die geschäftliche Tüchtigkeit der Ullsteins weite Resonanzmöglichkeit schuf und der anständige, begabte Journalisten in die Bahn seines Strebens verleiten durfte, hat arg mitgewirkt, Alldeutschland bis an den Rand dss Abgrundes zu bringen. Deshalb erwähne ich ihn und seine Ullsteinblätter, die widrigsten so ungefähr, die wir im Reich haben, heute hier. Und ich halte es nicht für eine schlechte That, auf jede Schimpfgefahr hin, Schädlinge Schädlinge zu nennen.

Nach dieser Parenthese muß ich von der Note sprechen, die Präsident Wilson der deutschen Regirung als Antwort geschickt hat. Ich kann nicht ermessen, wie Ihre Mehrheit, wie Ihre Minderheit darüber denkt, und maße mir nicht an, irgendwen hier gleich überzeugen, überreden zu können. Ich spreche meine redlich erdachte Meinung aus.

Ich halte die Note taktisch nicht für so gut wie Anderes, das von Wilson kam. Sie scheint mir etwas hastig, in zorniger Stunde abgefaßt zu sein. Das aber dünkt mich in diesem weltgeschichtlichen Augenblick ziemlich gleichgiltig. An dem „Ton“, an einer Ungeschicklichkeit dürfte diese furchtbar große und ernste Sache nicht scheitern. Bismarck hat einmal gesagt: „Internationalen Streit, der nur durch einen Völkerkrieg erledigt werden könnte, habe ich nie aus dem Gesichtspunkt des göttinger Comment und der Privatmensurenehre aufgefaßt, sondern stets nur in Abwägung der Rückwirkung auf den Anspruch des deutschen Volkes, in Gleichberechtigung mit allen anderen großen Mächten Europas ein selbständig politisches Leben zu führen, wie es auf der Basis der uns eigenthümlichen nationalen Leistungfähigkeit möglich ist.“ Er hat sich im Reichs-

tag bescheinigt, daß er, im Dienst des Vaterlandes, „Herausforderung, Drohung, Beschimpfung“ hingenommen, zu sänftigen getrachtet, im Nothfall sogar ein „Nachlaufen und Wettkriechen“ nicht gescheut habe; denn: „der Vernünftigere giebt nach“. So dachte der Staatsmann, der nicht gerade feig, doch in keiner Lebensstunde je Militarist war.

Wir hatten den Vereinigten Staaten den Vorschlag eines Waffenstillstandes übermittelt. Ein Waffenstillstand kann zweierlei Zweck haben. Entweder den, die Gefahr einer Niederlage zu vermeiden, oder den, ein Heer zu reorganisiren, Verstärkungen heranzuziehen und den Kampf wieder zu beginnen. Waffenstillstand wurde bisher, in der ganzen Kriegsgeschichte fast ausnahmelos, von den Heerführern vorgeschlagen. In unserem Fall hat die neue Regirung den von der Heeresleitung gewünschten Waffenstillstand selbst angetragen. Sie hat dann vorgeschlagen, eine aus deutschen und feindlichen Militärs gemischte Kommission solle die Form, die Modalitäten dieses Waffenstillstandes bestimmen. Das lehnt der Präsident in seiner Antwort ab. Er weist darauf hin, daß es sich um eine militärische Angelegenheit handle, die von dem deutschen mit dem feindlichen Generalissimus abzumachen sei. Und zwar nicht in den Formen der Unterhaltung, sondern so, daß Der, dem der Waffenstillstand angeboten ist, die Bedingungen stellt und daß der Anbieter sie annimmt oder ablehnt. Das ist Brauch. Ich sehe darin nichts, was Deutsche kränken könnte noch gar die Absicht auf Kränkung vermuthen läßt.

Nun kommt etwas Aergeres. Unsere deutschen Truppen haben sich in den letzten Wochen durch weite Gebiete zurückgezogen. Kämpfend zurückgezogen, weil es ihre Befehlshaber für richtig, für angebracht hielten. Am fünften Oktober, an dem Tag unseres Waffenstillstandsangebotes, ließ die französische Regirung einen mit Clemenceaus leidenschaftlichen Worten aufgischtenden Protest, eine Repressaliendrohung ins Weite gehen, worin behauptet wird, auf diesem Rückzug seien Barbareien geschehen; man habe Volkshaufen verschleppt und muthwillig jeden Ort zu Oede verwüstet. Das ist von Deutschlands Feinden überall kräftig ausgenützt worden; besonders in Washington. Ists Wahrheit? Ich kann und wills nicht glauben. Es wäre, auch wenn man die

Grenzen Dessen, was im Krieg erlaubt ist, sehr weit steckt, unmittelbar nach einem Waffenstillstandsangebot schlimm und müßte die Betroffenen aufs Höchste empören. Nun kann man den Präsidenten fragen: „Wie darfst Du einer Parteiaussage glauben, ohne die andere zu hören?“ Aber so ist es ja nun einmal: Wenn Krieg ist, glaubt der Feind dem Feinde nichts, dem Verbündeten Alles. Der Präsident hat es geglaubt; und da ein unseliger Zufall gewollt hat, daß in dieser Zeit wieder ein großer Passagierdampfer versenkt wurde, wofür wahrscheinlich auch der Tauchbootkommandant gar nichts kann, und daß auch die Rettungboote, wie behauptet wird, noch beschossen wurden, so hat man in Washington gesagt: „Hier beginnt ja nur wieder eine deutsche Schiebung; Das, Alles, ist ja unwahrhaftig. Geh nicht in die Falle; beweise durch schrofferen Ton den Leuten, daß ihre Maske Dich nicht trügt.“ Der Präsident der Vereinigten Staaten kämpft (Das darf man nicht vergessen) einen schweren Kampf gegen seine Bundesgenossen England, Frankreich, Belgien, die glauben, nach vier Jahren unsäglichen Leidens die Stunde ganz dicht vor sich zu sehen, wo sie uns, wie man hier zu sagen pflegt, das Knie auf die Brust drücken können. Sie sind wüthend über diesen Mann, der, seiner Ideologie zu Liebe, der, seine Heilandsrolle bis ans Ende zu spielen, jetzt vor sie hintritt und der Sache ein Ende machen will, ehe sie ihre Rache völlig gekühlt haben. Ich stehe auf dem Glauben: Nur mit höchster Gerechtigkeit für Alle können wir in Klarheit kommen. Der Präsident kann dieses Aeußerste, von dem ich nicht weiß, ob es realisirbar ist, den Kniedruck, den Einmarsch in deutsches Land, die Vergeltung des auf französischem Boden Geschehenen („Stadt für Stadt!“ hatte Clemenceau gesagt, „Boot für Boot!“ werden die Engländer sagen), diese letzte Grausamkeit der Rachsucht nur dann seinen Sozien weigern, wenn er ihnen etwas Greifbares aus den Waffenstillstandsverhandlungen bringt. Und dieses Greifbare wäre, erstens, die Gewißheit, daß der Waffenstillstand, der im Augenblick den feindlichen Heeren sicheren Vortheil raubt, nicht dazu benutzt werde, Verstärkungen heranzuziehen, Rekruten auszuheben, Tanks und Tauchboote zu bauen; und, zweitens,

die offene (früher sagte man: „männliche") Anerkennung der militärischen Ueberlegenheit des Gegners.

Herr Wilson sagt: So lange ungesetzliche und unmenschliche Handlungen fortdauern, kann nicht die Rede von Waffenstillstand sein, der Euch Deutschen auf dem Rückzug den Verlust von Mannschaft, Kriegsgeräth, Stimmung erspart. Und er sagt weiter: Wir müssen Bürgschaften dafür haben, daß dieser Waffenstillstand nicht zu gefährlicher Rüstung benutzt wird. Die unmenschlichen und ungesetzlichen Handlungen, hoffe ich bestimmt, sind nicht geschehen; und daß sie nicht geschehen sind, daß man über das, so lange Krieg ist, nun einmal unbedingt Nothwendige nicht hinausging, wird zu erweisen sein und erwiesen werden.

Ein letzter Punkt wird berührt. Der Präsident fragt, mit wem er und seine Bundesgenossen denn eigentlich hier zu verhandeln, „zu thun haben", und fordert das deutsche Volk auf, einen Zustand sich selbst zu schaffen (was es, nach seinem Ausdruck, allein kann), in dem eine heimlich waltende, unkontrolirte Gewalt nicht mehr im Stande ist, ohne Parlament, ohne Volkszustimmung Krieg und Fieden zu beschließen. Hier liegt nah, zu sagen: Das ist eine Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten. Dieser Einwand ist aber überholt. Denn in Wilsons „Punkten", die wir sämmtlich, in Uebereinstimmung, wie hundertfach gedruckt worden ist, mit dem Marschall Hindenburg und dem General Ludendorff, zwei Männern, die gewiß nicht verdächtig sind, Etwas wider die nationale Ehre zu thun, angenommen haben, ist diese „Einmischung in unsere inneren Verhältnisse" schon sanktionirt worden; und zwar deshalb, weil diese inneren Verhältnisse davon nur so weit berührt werden, wie sie international wirksam werden, die Welt noch einmal in Kriegsgraus schleudern können. Was bleibt gar so fürchterlich? Die Ablehnung der gemischten Kommission? Die hätte die Dauer des Kräfteverhältnisses von heute zu sichern, also Lebensfragen der gegen uns Verbündeten die Antwort zu finden. Wer gestattet dabei die Mitwirkung der Feinde, wenn er die Macht hat, solche Schicksalsfragen aus eigenem Willen zu beantworten?

Der Schlußsatz der washingtoner Note ist vielfach, bis in die hohen und höchsten Kreise, so aufgefaßt worden,

als fordere er die Abdankung des Deutschen Kaisers, die Abdankung der gesammten Dynastie. Ich will hoffen, daß die Feinde niemals und unter keinen Umständen so seltsam unklug sein werden, solche Forderung zu stellen. Sie würden damit der Dynastie, die sie nicht mögen, den denkbar größten Dienst erweisen. In dem Augenblick, wo von außen gesagt würde: „Die Hohenzollern müssen weg, sonst setzen wir uns überhaupt nicht an den Tisch", müßten wir, müßten auch Solche, denen die dynastische Frage diskutabel scheint, einstimmig antworten: „Das geht nicht! Ihr bestimmt nicht, wer hier herrscht. Das bestimmen wir." Aber ich glaube nicht, daß man so thöricht sein wird, den Fehler zu wiederholen, den der Wiener Kongreß vor hundert Jahren gemacht hat, als er den Franzosen eine neue Dynastie (es war die alte) aufzwang. Napoleon Bonaparte war ein verlorener, beschimpfter, verhöhnter, körperlich mißhandelter Mann, als er nach Elba ging; und daß er von Elba noch einmal, für hundert Tage, zurückkehren konnte, war durch den tiefen Ingrimm der Franzosen darüber mitbewirkt, daß die triumphirenden Feinde, England, Preußen, Oesterreich, Rußland, ihr Frankreich gezwungen hatten, den Mann mit dem Birnenkopf, die Bourbons noch einmal auf den Thron zu lassen. Ich hoffe, daß in England und Amerika Vernunft noch wirksam genug ist, um solche Forderungen zu hindern.

Das, wogegen Wilson sich in seinen Schlußsätzen wendet, ist Ihnen wohl ganz klar. Ich will aber aus seiner Rede in Mount Vernon einen Satz vorlesen, ders noch deutlicher macht: „Jede Willkurgewalt, die, allein, heimlich, aus freiem Entschluß, den Frieden zu stören vermöchte, müßte, wo sie auch walte, zerstört oder, wenn völlige Zerstörung noch nicht zu erlangen ist, außer Stand gesetzt werden, durch ihre Uebermacht Schaden zu stiften." Das ist, nur in anderen, in professoralen Worten, das Selbe, was Bismarck im zweiten Bande seines Werkes (auf Seite 93, wo Sie sehr zeitgemäße Sätze über das Verhältniß von Politik und Militär finden) sagt: „Daß sich der Generalstab und seine Chefs bis in die neuste Zeit zu Gefährdung des Friedens haben verleiten lassen, liegt in dem nothwendigen Geist der Institution, den ich nicht missen möchte, und wird gefährlich nur unter einem Monarchen, dessen

Politik das Augenmaß und die Widerstandsfähigkeit gegen einseitige und verfassungmäßig unberechtigte Einflüsse fehlt." Diese Gewalt soll entmachtet werden. Das ist international wichtig. Und damit sind alle Faktoren einverstanden.

Uns bleibt zu fragen: Welche „Bürgschaften" können verlangt werden? In der Note selbst steht darüber nichts. Das, woran man Anstoß nehmen kann, woran ein hitziges patriotisches Empfinden sich vielleicht ärgern kann, ist, daß dieser Mann einfach gleich für wahr nahm, was man ihm aus Frankreich gemeldet hat. Dabei ist aber mitzuwägen, daß man vielfach von amtlichen Stellen gehört hatte: „Wo wir zurückgehen, werden wir Euch eine nakte Wüste hinterlassen." Daraus hat man, wie ich hoffen möchte, leichtfertig, den Schluß gezogen, so sei auch jetzt, nach dem Waffenstillstandsangebot, gehandelt worden. In der Bürgschaftfrage ist die Note stumm. Herr Wilson führt eine große Gruppe, die im Augenblick ihrer höchsten, einstweilen höchsten Konjunktur aufgefordert wird, mit einem Feinde, der ihr ungemein lästig war, der ihr ungeheures Leid zugefügt hat, einen Vergleich zu schließen, und dieser Vermittler, dieser Anwalt, dieser Gruppenführer ist natürlich genöthigt, für seine Sozien und Mandanten das anständig Mögliche herauszuschlagen. Er muß, wie jeder Anwalt, wie jeder Kaufmann weiß, vermeiden, daß ihm seine Sozien sagen: „Höre mal, wir können uns doch nicht gefallen lassen, in solcher Situation einen solchen Vergleich zu schließen!" Ueberlegen Sie, bitte, was Sie thäten, wenn es umgekehrt läge, wenn Frankreich, wie so oft verkündet wurde, zusammengebrochen wäre, wenn Amerika durch die Tauchboote oder Anderes gehindert worden wäre, starke Armeen herüberzuwerfen, wenn Belgien und Italien genöthigt gewesen wären, einen Sonderfrieden, wie Rußland, zu schliessen. Dann hätte England allein gestanden. Stellen Sie sichs vor. Deutschland im Besitz von Calais, Boulogne, Brest. Und nun wäre von England der Antrag gekommen: Waffenstillstand! Nicht wahr, wir haben doch die Absicht, so anständig und gerecht zu sein, wie wir es von der ganzen Welt auch fordern? Seien wir doch offen! Dann wäre nur eine Stimme in diesem Land gewesen: „Was? Jetzt? Die Brieder? Jetzt kommen sie und winseln? Nein! Feste druff!" Weh Jedem, der widersprochen hätte! Ich bitte, messen Sie doch daran,

messen Sie doch an den Empfindungen von vorgestern, was nun geschieht, und lassen Sie uns nicht sogleich von schimpflichen Bedingungen und Aehnlichem sprechen. Wir sind, Alle, entschlossen, schimpfliche Bedingungen unter keinen Umständen anzunehmen. Aber ich glaube, wir müssen uns darüber klar sein, was schimpflich, was schmälich in solchem Fall ist, und wir müssen, da wir den Schritt vom fünften Oktober gethan haben, nun auch dessen Konsequenzen auf uns nehmen. Ich habe manchmal daran erinnert, daß in Nikolsburg, nach dem deutsch-österreichischen Krieg, der alte König Wilhelm schrieb: „Da mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stich läßt, bin ich genöthigt, in den saueren Apfel zu beißen und nach so glänzenden militärischen Erfolgen einen so schmachvollen Frieden zu schließen." Das war der Friede von Nikolsburg, der ein halbes Jahrhundert gute Verhältnisse zu dem sterbenden Oesterreich, zu dem in Selbstherrlichkeit sehr lebenskräftigen Ungarn ermöglicht hat.

Was ist Schande? Was ist Kapitulation? Wenn in einer Festung den Belagerten Proviant und Munition zu Ende geht oder wenn der Zustand in der Festung so labil, so schwach geworden ist, daß sie einem Sturm nicht mehr Stand halten könnte, dann handelt der Befehlshaber nach dem Kriegsrecht ehrenhaft, wenn er die Festung übergibt, wenn er kapitulirt; und der Feind, der einen Funken von Anstand im Leibe hat, läßt dann die Besatzung mit allen Ehren, mit den Waffen, oft sogar mit wehender Fahne und klingendem Spiel aus den Thoren der Festung ziehen. Das darf jedes Heer fordern, wenns ehrlich gefochten hat.

Nun sagt man, es stehe bei uns nicht so, daß wir kapituliren müssen. Man sagt uns: Noch stehen wir in Feindesland; die Linie wird sehr verkürzt, wir können uns gut halten. Klammern wir uns aber nicht an Worte. Am fünften Oktober haben wir einen Waffenstillstand angeboten. Wir haben vor Eintritt in irgendwelche Verhandlungen uns verpflichtet, alle besetzten Gebiete zu räumen, und haben Wilsons „Punkte" vorbehaltlos, ohne jeden Hinterhalt, angenommen, die von der größten, schwersten, tiefsten Bedeutung für die ganze Zukunft des Volkes sind. Die Thatsache, daß man sich dazu entschlossen hat, ist nicht rückgängig zu machen, nicht in der Welt des Wägbaren und

auch nicht in der oft wichtigeren des Unwägbaren, in der Stimmung der Heimath und des Heeres. Man hat uns nachher flüsternd erzählt: „Wissen Sie denn nicht, wie Das gekommen ist? Ludendorff war überarbeitet, hat die Nerven verloren, leidet an Schlaflosigkeit; die Sache steht ja viel günstiger, als er damals annahm." Kindergeschwätz! Der General Ludendorff ist nicht der Mann, der die Nerven verliert und zusammenbricht. Er ist ganz so aufrecht, wie er immer war, und hat in klarer Erkenntnis der Nothwendigkeit, pflichtgemäß, ehregemäß, wach und bewußt gehandelt. Und wir müssen entweder die Konsequenzen auf uns nehmen oder wir müssen den Antrag zurücknehmen, das Wortpfand wiederfordern und weiterkämpfen.

Was könnte verlangt werden? Daß wir unsere Heere zurückziehen, haben wir zugestanden. Ich kann mir allerlei Forderungen denken, die hart, aber durchaus erfüllbar wären. Ich will sie nicht ausmalen. Ich kann mir andere denken, die völlig unerfüllbar wären. Wenn, zum Beispiel, verlangt würde, das deutsche Heer solle seine Waffen abliefern, solle waffenlos über die Grenze gehen, dann würde ich wünschen, daß zum Mindesten der Versuch gemacht würde, das Heer solcher Leistung selbst zu fragen, ob es sich einer so ungeheuerlichen, so unedel demüthigenden Forderung auch im höchsten Interesse des Vaterlandes unterwerfen wolle. Aber ich will und kann nicht glauben, daß solche Forderungen kommen. Und wenn meine Stimme die Macht hätte, hinauszudringen bis in die feindlichen Kanzleien, dann würde ich rufen: „Ueberspannet nicht in maßloser Hybris jetzt den Bogen! Wenn Ihr wirklich Frieden, dauernden Menschheitfrieden wollt, dann hütet Euch vor Allem, was das neue Deutschland als den Versuch einer Entehrung seines innersten Wesens auch nur empfinden könnte! Meidet Alles, was in Deutschland die geduckten Militaristen wieder in Uebermuth kräftigen müßte! Ich weiß nicht, ob Ihr durchsetzen könntet, ob Euch möglich sein würde, nach dem Wiedererwachen der bald erstarrenden Offensive solche Erfolge zu haben, daß Ihr mit den dann drei Millionen Amerikanern über den Rhein auf Deutschlands Boden marschiren und hier eine Fremdherrschaft herstellen könntet. Versuchet Ihr es aber, trotzdem wir guten Willen

zu redlichem Handeln zeigen, dann seid Ihr als Lügner vor aller Welt gebrandmarkt und schaffet einen Zustand, der Friedensdauer niemals erlauben wird".

Als der Krieg ausbrach und noch ungewiß war, ob Frankreich, das zum ersten Mal ein pazifistisches Ministerium hatte, neutral bleiben wolle oder seine Pflicht gegen Rußland erfüllen werde, da sollte der Deutsche Botschafter Freiherr von Schoen in Paris eine Note überreichen, in der er als Bürgschaft für Frankreichs, des nicht in Krieg befindlichen Landes, Neutralität die Besetzung der beiden Festungen Toul und Verdun forderte. Das war ein ziemlich absurder Gedanke, wie mir scheint. Aber er kam doch gewiß nicht aus der Absicht, Frankreich damit zu entehren. Man sieht, wie weit die Forderung gehen kann, sich Bürgschaften zu schaffen, die der Augenblick nöthig macht, ohne daß dahinter der Zweck lauert, den Feind zu entehren. Erinnern Sie sich, bitte, heute und morgen daran! Was ist denn Schande? Ein Dichter Oesterreichs hat darauf geantwortet: „Nur eine Schmach weiß ich auf dieser Erde; und die heißt: Unrecht thun!" Niemals kann es Schande bringen, männlich, menschlich, offen, redlich die Folgen der Handlungen, in die man sich entschloß und für die man haftbar ist, auf sich zu nehmen.

Liebe Mitbürger! Hier muß ein Opfer gebracht werden; und ein Opfer von Stellen, denen es nach ihrer ganzen Natur, nach ihrem ganzen Wesen, nach ihrer Tradition schwer wird. Hier muß, vielleicht, ein Opfer gebracht werden von dem Kaiser. Von dem Deutschen Kaiser Wilhelm dem Zweiten.

Sie wissen, daß im ganzen Deutschen Reich (und es ist dafür gesorgt, daß auch der Kaiser es weiß) das Gespräch umgeht: „Wird Er abdanken? Soll auch sein ältester Sohn abdanken? Soll man eine Regentschaft für den Enkel einsetzen?" Einzelne finden, Prinz August Wilhelm sei der gegebene Nachfolger. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht, weil sie ihn öfter als andere Prinzen in Civil gesehen haben. Mit solcher Rednerei wird nichts erreicht. Und Diejenigen unter Ihnen, die schon einmal, vor sieben Tagen, die Geduld hatten, in diesem Gedräng mir zuzuhören, wissen: Mir scheint die Stunde nicht geeignet, das Chaos auch noch dadurch zu mehren, daß morgen ein Thronwechsel erfolgt. Ich sagte damals: Wir können nicht vergessen, aber wir wollen verzeihen,

wollen Allen verzeihen, — wenn es nun anders wird! Und ich glaube, wie es ungerecht war, alles, alles Licht auf die Generalsgestalten fallen zu lassen und doch vielleicht die außerordentlichen Leistungen von Unterführern und Mannschaften gar zu sehr in den Schatten zu bringen, so ist es jetzt ungerecht, nun das ganze Leid, das Vielen gekommen scheint, auf das Schuldkonto des Kaisers zu schreiben. Das darf ich sagen, der seine Politik und die Wesensart, die er gedeihen ließ, ein Vierteljahrhundert lang leidenschaftlich und doch nicht gerade feig bekämpft hat; ohne Ermatten, unerbittlich. Die Franzosen und ein Theil der Engländer, auch der Amerikaner, haben nun aber ein Schreckbild aus Wilhelm gemacht, das so falsch ist wie die Schreckbilder, die wir uns von Grey, Wilson, Lloyd George und Anderen gemacht haben. Man muß sich die Mühe nehmen, das Leben, das Wirken, die Arbeit der Menschen kennen zu lernen, ehe man auch nur anfängt, Karikaturen von ihnen zu zeichnen. Sonst wirds gar zu falsch, schief, blödsinnig.

Aber die allgemeine Volksstimmung ist ungefähr noch heute: „Mags sein, wie es will, Wilhelm würde uns den Frieden erleichtern, wenn er ginge; warum also geht er nicht?“ Ja ... Ich bin gar nicht mal so sicher, daß dadurch die Sache beträchtlich erleichtert würde. Das hinge an der Frage, wer dann käme. Es giebt die nächstliegende Möglichkeit; die würde den Frieden erschweren. Wobei ich gar nicht urtheile, sondern nur konstatire. Denn auch da wird eben mehr nach einzelnen unbesonnenen Aeußerungen als nach dem Wesen geurtheilt. Ich habe von sehr ernsthaften Leuten auch viel Gutes über den Kronprinzen gehört.

Unvermeidlich aber scheint mir, daß der Kaiser ein Opfer bringe. Ein zwiefaches Opfer. Mir scheint, der Zustand, der jetzt ist, kann nicht fortwähren. Etwas, worüber man in seiner Regirungzeit leider niemals klagen konnte: Man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht; man weiß nicht, wie sich all dieses Geschehen von heute eigentlich in seinem Hirn spiegelt. Aber ein Monarch kann nicht latiren; nicht schmollend im Dunkel sitzen, wenn dem Volk, dem anzugehören er die Ehre hat, Schicksal wird. Ein Monarch kann nicht verschwinden, ohne endgiltig zu verschwinden.

Ich bin deshalb der Meinung und habe sie, wo es mög-

lich war, vertreten: Der Kaiser muß sich seinem Volk (ein schlechter Ausdruck aus der üblichen Hofsprache; es ist nicht „sein“ Volk, ists nur in dem Sinn, wie es auch Ihr Volk ist), muß sich den Deutschen und den Preußen neu verloben. Er muß Alles abthun, vor allem Volke, was Flitter, was Scheinwesen war. Er muß sich darein beschränken, die Verkörperung der Nation zu sein, und sich alle Möglichkeiten lassen, ihr zu nützen, und sich und seinen Nachfahren jede Möglichkeit versperren, ihr zu schaden. Er lebe hoch: auf seiner Höhe, und steige nicht wieder in das Gewühl politischen Streites, kulturellen, künstlerischen Streites hinab, er zwinge nicht seinen Geschmack einem mündigen Volke auf, er sei der Erste Bürger, nicht weniger, nicht mehr, und er bekenne freudig, nicht ächzend, den Willen, in die neue Zeit, die neue Menschheitordnung, in das neue Deutschland sich einzuordnen. Dann werden Alle ihn ehren.

Das genügt aber nicht. So furchtbar viel ist verschüttet worden, so entsetzlich sind die Verheerungen nicht nur im Reich der Materie, auch die Verheerungen im werthvolleren Reich der Seele, daß noch ein Opfer gebracht werden muß. Und dieses Opfer sehe ich nicht in der Abdankung, sondern sehe ich darin, daß der Deutsche Kaiser das Kreuz auf sich nimmt, diesen Frieden, diesen äußerlich schlechten Frieden schnell, schnell zu machen und, was daran hart ist, auf sein Haupt zu nehmen. Auch dann wird im engeren Deutschen Reich der Groll, vielleicht, noch nicht ganz ausgejätet sein, aber man wird sagen: „Was dem Letzten, dem Aermsten, dem Bettler, dem Sünder, dem Verbrecher gewährt wird, Das müssen wir dem Mann an der Spitze auch gewähren: das Recht zu reuiger That!“

Die militärischen Männer an der Spitze stehen vor einer Wegesgabel. Sie müssen fragen: Wird nun eigentlich weiter gekämpft oder kommt Friede? General Ludendorff soll, wie mir einer seiner Freunde erzählt hat, in der Sitzung beim Reichskanzler, mit all den vielen Staatssekretären, gesagt haben: „Meine Herren, ich betrachte mich durchaus als militärischen Beamten der neuen Regirung. Können Sie schnell einen anständigen Frieden machen, so ist es das Beste für die Armee, was ich denken kann. Geben Sie mir die Weisung, ich solle kämpfen, so werde ich es nach

bestem Gewissen thun." Ist Das richtig, dann hat der stärkste Militärtechniker wieder gut und klug gehandelt.

Nun muß aber eine Regirung ... Eine Regirung muß regiren! Nun muß aber Jemand da sein, der so viel Dämon in sich hat, daß er endlich mal entscheidet: Hört es auf oder wird weiter gekämpft? So lange Das nicht geschieht, können die Befehlshaber immer sagen: „Laßt uns aus dem Spiel! Wenn wir erst Parlamentäre geschickt haben: wie sollen wir die Armee dann je wieder in die rechte Stimmung bringen? Macht Ihr diese Sache!" So aber läßt es sich nicht machen. Hier ist nun einmal offenes Bekenntniß nothwendig ungefähr von der Art, wie es Graf Tisza, früher einer der ärgsten Kriegstreiber, im Ungarischen Reichstag gegeben hat. Hier ist nothwendig, zu sagen: Auf der anderen Seite ist die militärische Ueberlegenheit. Das ist doch gewiß keine Schande, wenn man so viele Völker gegen sich hat und vier Jahre so gekämpft und gedarbt hat. Und dann müssen die Dinge den üblichen militärischen Weg gehen. Dann muß der Oberbefehlshaber angewiesen werden: „Schicke Bevollmächtigte hinüber und erfrage die Bedingungen des Waffenstillstandes!" So lange aber nicht volle Klarheit über Weg und Ziel ist, kann man einem Generalissimus nicht zumuthen, Das zu thun, was doch in diesem Augenblick gethan werden muß, wenn man überhaupt weiterkommen will. Deshalb meine ich, die Schwere dieses Entschlusses muß nun der Deutsche Kaiser, so lange er noch Oberster Kriegsherr ist, auf sein Haupt nehmen. Evangelisch-dostojewskijhaft ausgedrückt: Er muß sich unter das Kreuz bücken. Wenn in ihm das Bewußtsein lebt, das die alte Militärmonarchie zwar sehr viel Ehre erworben, Ruhm in Fülle geheimst hat, nun aber gestorben ist, dann muß er diesen Tod auch der Welt anzeigen. Dann muß eine Proklamation ergehen, worin der Deutsche Kaiser die militärische Ueberlegenheit des Feindes, die sachlich ja durch das Waffenstillstandsangebot anerkannt ist, mit seinem Namen deckt und worin er zugleich den Willen bekennt, freudig sich in das Neue einzufügen. Es giebt kein anderes Mittel als Bruch oder volle Offenheit im Anerkenntniß Dessen, was ist.

Man sagt, die Offensive müsse nach Menschenermessen in wenigen Wochen an der Witterung erstarren. Auf der

kurzen Linie von morgen können wir uns lange halten. Sie wissen, daß diese Linie auf der einen Seite schon bei Brügge läuft. Sie wissen jetzt auch, daß selbst die besten Generale in der Schätzung der Kraft, der Widerstandskraft, in der Schätzung der Haltbarkeit einer Vertheidigunglinie verhängnißvoll irren können. Kann man daran das Schicksal des deutschen Volkes knüpfen? Wenn auf der einen Seite auch nur die Möglichkeit naher feindlicher Invasion ist, oder die Möglichkeit eines neuen Kriegswinters, in dem wir weder Oesterreich-Ungarn noch die Türkei, weder Bulgarien noch die Ukraina (denn die Dardanellen sind doch morgen offen) vielleicht auch nicht Schmieröl-Rumänien neben uns haben, wenn hinter Tetschen der uns feindliche Czechenstaat anfängt . . . Ich will das Alles nicht ausmalen. Ein solcher neuer Winter mit je fünf Milliarden neuer Schulden im Monat und, was viel mehr ist, mit den ungeheuren Menschen-Erschöpfungen, Menschenverlusten ... Und wenn auf der anderen Seite nur liegt: offene Anerkennung, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist, und feste Verbürgung des Willens zur Waffenruhe: dann, glaube ich, darf die Wahl nicht schwanken. Dann muß man eine Note schicken die, endlich, Alles klärt. Auf den Präsidenten Wilson, dem der Herr Zimmermann, während er den Botschafter Gerard feierte, Mexiko und Japan auf den Hals hetzen wollte, auf diesen Mann wirkt natürlich nur noch lauterste Wahrhaftigkeit; und eine gewisse ethische Unterkellerung der Sache.

Deshalb würde ich, wenn ich zu bestimmen hätte, den Reichstag zusammenrufen, so schnell wie irgend möglich, und würde ihm eine Note vorlegen, die ich zuvor mit den Häuptern seiner Mehrheit, nachdem ich, allein, sie fertig gemacht habe, besprochen hätte, und ich würde diesen Herren dann mit leidenschaftlichstem Ernst sagen, was ist, wie es ist, was werden kann. Meine Note würde lauten:

„Mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten stimmt die Deutsche Regirung durchaus darin überein, daß die Vorbedingungen der Gebietsräumung und des Waffenstillstandes, als militärische Angelegenheiten, von der militärischen Instanz zu bestimmen sind. Um aber deutlich zu erweisen, daß im Deutschen Reich die Vormacht bürgerlicher Staatsgewalt fortan gesichert ist, hatte die Regirung in ihrer Note

vom zwölften Oktober zunächst dem Präsidenten anheim=gestellt, den Zusammentritt einer gemischten Kommission zu erwirken, die diese Fragen zu beantworten hätte. Da die Rechtsverwahrung und Repressaliendrohung der französi=schen Regirung (vom fünften Oktober) hier schon bekannt war, sollte mein Vorschlag auch die Möglichkeit schaffen, durch diese Kommission feststellen zu lassen, ob die vom Präsidenten jetzt erwähnten ,ungesetzlichen und unmensch=lichen Handlungen' das Werk unserer eigenen oder, wie uns von den bewährten Heerführern berichtet wird, der uns feind=lichen Truppen sind. Ist der erste Fall erweislich, so wäre wider die bestimmte Weisung der Deutschen Regirung ge=handelt worden und die Sühnung würde nicht ausbleiben. Erweisen unsere Berichte sich ais wahrheitgetreu, so bin ich gewiß, daß der Präsident der Vereinigten Staaten seine auf einseitige Aussagen gestützten anklagenden Worte bedauern wird. In keinem Fall scheint mir ersprießlich, diese im Leben civilisirter Menschheit wichtige Stunde durch Erörterung zu verbittern, der auf beiden Seiten das Grundgerüst nach=prüfbarer Thatsachen fehlt. Ganz zu vermeiden wäre, frei=lich, solche Verbitterung nur, wenn auf das Phantom eines Waffenstillstandes überhaupt verzichtet würde und sofort, zu Land, zu See, in der Luft, Waffenruhe einträte und nicht neue Menschenopfer für die Eroberung des Bodens fielen, den zu räumen die Deutsche Regirung sich am zwölften Ok=tober bereit erklärt hat. Diese Waffenruhe würden wir zu=gleich mit den gegen uns verbündeten Regirungen anordnen; und dann, in offener Anerkennung des militärischen Ueber=gewichtes der Gegner, unsere Truppen hinter die heute gil=tigen politischen Grenzen des Deutschen Reiches zurück=ziehen. In der selben Stunde hätte aller Krieg auf und unter See zu enden. Für die schleunigste Benachrichtigung ferner Tauchboote ist alles Mögliche vorgesehen. Eben so für die rasche Heimbeförderung und Demobilisirung unseres Heeres, dem damit jede Gelegenheit zu Angriff und Gewichts=verschiebung, selbst wenn es sie suchte, genommen wäre.

Aber es sucht sie nicht. Das deutsche Volk, für das, als Mandatarin einer großen Reichstagsmehrheit, die Regirung spricht, ist, Bürger und Krieger, einig in dem Entschluß, sein Schicksal in alle Zukunft selbst zu bestimmen, als ein nütz=

lich thätiges Glied im Körper der Menschheitgesellschaft zu wirken und jedes Recht anderer Völker eben so gewissenhaft zu achten, wie es für sein Recht Achtung heischt. Kriegserklärung und Friedensschluß ist unter allen Umständen, auch im Fall eines Angriffes auf das Bundesgebiet, an die Zustimmung des Reichstages gebunden, der aus allgemeinem, gleichem, direktem Wahlrecht hervorgeht. Die zur Sicherung innerer Ordnung und zum Schutz unseres Ueberseehandels nothwendige Mannschaft (mehr nicht zu halten, haben wir uns ja in den Vierzehn Punkten, wie alle Mächte der Erde, verpflichtet) wird auf die Verfassung vereidet werden. Keiner heimlich waltenden Macht könnte jemals gelingen, Deutschland in Krieg zu reißen oder selbstherrisch die Friedensform zu bestimmen. Und wie die junge deutsche Demokratie, deren Entwickelung noch in Fluß ist, ihre Innenordnung nur auf den Fels des Vertrauens, nicht auf autoritäre oder parteiliche Macht, gründet, so wird sie auch in der Weltweite nur nach der Macht streben, die durch Vertrauen erworben wird. Nur nach solchem Erwerb wird sie trachten und erhofft ihn durch aufrichtiges Bekenntnis und redlichen Willen zu Freiheit, Recht, Menschlichkeit. Jede Sucht nach Bedrückung, nach Unterjochung anderer Volksart scheidet sie um so lieber aus ihrem Wesen, als sie selbst aus Erfahrung gelernt hat, daß schon der Versuch solchen Eingriffes überall die militaristischen Kräfte stärkt, deren Unterordnung unter die edelsten Zwecke der Menschheit in neu werdender Zeit ringsum als eine Hauptaufgabe civilisatorischer Arbeit erkannt worden ist. Mit dieser jungen Demokratie, mit dem in Freiheit seines Selbstbestimmungrechtes waltenden deutschen Volk würden die gegen das deutsche Volk verbünden Regirungen ‚zu thun haben', wenn auch sie sich entschlössen, zwecklos gewordenes Menschenopfer und Zerstörungwerk jetzt, da über die Friedensbedingungen lückenlose Einigkeit erlangt ist, zu enden."

Eine Note dieses Tones würde, glaube ich, alle Golfströme von Menschlichkeit, von Herzenswärme, von Lechzen nach menschheitwürdigem Zustand in den reinen deutschen Willen münden lassen. Wenn eine Note dieser Art, die sich nicht an Kleinliches hält, die nicht erst nach der Schnur Verwahrung einlegt, im Reichstag verlesen würde, wenn die Mehrheit ihr in kurzen, starken Worten zustimmte, in offener Sitzung,

wenn die widerstrebenden Parteien sich auf resignirende Erklärungen ohne Schimpfrede beschränkten, wenn die wildesten Männer alle etwa noch gegen die Parole handelnden Militaristen und Militärs, Generale und Admirale, mit dem Volkszorn bedrohten, dann, ich bin gewiß, wäre der Eindruck muthiger Absage an Verwesendes nie wieder aus der Welt wegzuharken. Und damit hätten wir doch gewiß nichts Schimpfliches, nichts wider die Ehre gethan.

Dann erst könnten wir getrost abwarten, ob auf der anderen Seite wirklich der Uebermuth, der Frevel so frech wäre, daß er wagen würde, durch Ansinnen von Entehrung das deutsche Volk in neuen Kampf zu reißen. Wie ein Choral müßte das Bekenntniß himmelan steigen und über die Welt singen: Hier ist ein sittlich erneutes Volk, das sich so einordnen will wie alle anderen Völker und das sich freudig unterwirft, nicht einem Feind, sondern in Brudergemeinschaft mit dem Feind einer neu werdenden Idee, der Sozialisirung der Menschheit, der gottmenschlichen Weltordnung, die auch dem kleinsten Volk die freie Bestimmung seines Schicksals gönnt. Ich glaube nicht, daß irgendein Wille stark genug wäre, dann die Thore des Tempels nicht aufzustoßen, in dem der Friede jetzt, bang, fröstelnd, die Frage nach Leben und Tod, nach Menschheit und Thierheit, in seinen Windeln birgt.

Scheiden Sie aus Ihrer Seele den Gedanken, der Krieg sei verloren! Lassen Sie nicht in deutsche Gemüther das Wort des Krüppels schleichen, den ich sagen hörte: „Nun hat man das Bein verloren. Man möchte gern sein Leben lang trockenes Brot essen, wenn mans wieder hätte. Und jetzt scheint ja Alles vergebens gewesen zu sein!“ Nein! Kein Tropfen deutschen Blutes ist vergebens geflossen, der für einen werdenden, einen sich unsäglich grausen Wehen entbindenden Gedanken hinsickerte. Alles Blut wäre vergebens geflossen, das für einen heute bejauchzten, morgen verleideten Landfetzen verströmt wäre. Hier kann ein Deutschland werden, in dem Potsdam und Weimar, wie die Feinde sagen, einander nicht mehr befehden. Hier kann ein Deutschland werden, muß eins werden, wie wir Alle es erträumt haben. Machen Sie dieses Reich wohnlich: und Alles kehrt Ihnen zurück, was im Grund seiner Seele deutsch ist und sich dennoch, eben deshalb von uns wegsehnt. Trennung von morgen gilt nicht

für alle Ewigkeiten. Machen Sie Deutschland sauber, hell, wohnlich: und die liebenswürdig starken deutschen Stämme Oesterreichs werden sich eines Tages dieser Demokratie, mit oder ohne Karl (ich weiß nicht, wie er dann heißen wird) gern einfügen. Und sagen Sie sich, Ihren Söhnen, Ihren Brüdern: „Dafür habt Ihr gekämpft, dafür sind unsere Toten gefallen: für eine hellere Heimath, für eine in Fels gerammte Freiheit, für die Würde, für das Recht des Vaterlandes, der Mutter Erde; und kein schönerer Tod, kein höheres Leben ist in der Welt!" Wir haben uns mehr oder minder Alle, von der Schule aus, von der aus auch die Heilung, sofort, sofort, wieder beginnen muß, viel zu sehr an den Gedanken gewöhnt, Macht, durch Gewalt errungene, sei Alles, rechtfertige Alles. Wir haben vergessen, daß die Reiche sämtlicher großen Eroberer vernichtet wurden, zerfielen und daß nur eines Eroberers Werk alle Zeit und jeden Zeitwandel überdauert hat: das des Gedankens. Wir haben die Tüchtigkeit, die Macht, den Vortheil, die Schlauheit zu hoch, wir haben im alten Deutschland den Geist zu niedrig geschätzt, den Geist, der nicht, wie die Aktie Coupons, Zinsen abwirft, Jedem flink nutzbaren Zins. Nun haben die überhitzten Patriotismen der Erde in Eiterfiebern wider einander getobt, eine kosmische Katastrophe, eine neue Sintfluth ist über die Erde hingerast: und neue Auferstehung des Geistes muß werden.

Nicht in dumpfem Trübsinn wollen wir bangen. Nein: herzlich, ja, herzlich, inbrünstiger Liebe voll wollen wir an das auferstehende Ideal, an die Idee, den Geist, an menschliche Weltordnung glauben. Es ist der Geist, der einst ans Kreuz geschlagen wurde und in den besten Deutschen, in den besten Menschen der Erde immer wieder auferstanden ist. Denn in all ihnen war das hohe, das tiefe Sehnen, endlich den Kainsmord zu sühnen, endlich auch für die Völker, für die großen Nationen den Zustand der Weltordnung zu bringen, den die Individuen, die Dörfer, die Bundesstaaten nach und nach sich zu Besitz erworben haben: Streitschlichtung durch Geistes Kraft, nicht durch brutale Waffengewalt.

Dieser Geist, jetzt in Eintracht mit den Interessen der Völker, die bluten, die leiden, die durch künstlich ihn verhüllendes Dickicht vielleicht in Abgründe gestoßen werden, der steht wieder auf. Höret Ihr, Mitbürger, nicht seine Stimme

die Zeterer fragen: „Was eifert Ihr gegen das Menschheitsehnen nach Heiligem Geist?“ Die Glocke, die Taube verstummt wähnten, tönt wieder. Und wir hören die frohe Botschaft: Friede allen Menschen, die guten Willens sind!

Die Rufe der Tausende, die, trotz der späten Stunde, nicht aus dem heißen Saal wichen, erzwangen von dem Redner noch zwei Nachträge. „In englischen Kirchen wird Sonntags seit Jahren gebetet, das Recht solle siegen. Auch wir ersehnen keinen anderen Sieg: denn von Rechtsbruch zerbirst alle Menschheit. Werben Sie, Jeder in seinem Kreis, morgen, noch morgen, Freunde für den Versuch zu Verständigung in heiligster Redlichkeit! Die wichtigste Aufgabe der neuen (aus Mitschuldigen zusammengesetzten) Regirung ist, ihrem Wort, dem Wort Deutschlands, endlich, wieder Vertrauen zu erwerben, das, leider, überall, nicht nur in Feindesländern, geschwunden ist. Wer jetzt, da die Regirung Wilsons ‚Punkte‘ vorbehaltlos angenommen hat, öffentlich noch die Unversehrtheit des deutschen Bodens als Friedensbedingung aufstellt, scheint Wortbruch vorzubereiten und schändet dadurch die Ehre des deutschen Namens. Mit einer Regirung, die so frevles Gerede, von Professoren, Handelskammern und anderen Unverantwortlichen, nicht mit herbster Schroffheit zurückweist, kann selbst der Gerechteste, kann just er nicht einen Vertrag von unerblickter Tragweite schließen. Die Feinde werden nicht, wie uns seit Jahren vorgeplärrt wird, von Mond zu Mond ‚weicher‘: härter nur stets; denn sie glauben sich des Endsieges gewiß. Marschall Foch, der mit Amiens, Paris, Reims Recht behalten hat, verspricht, im Frühjahr auf deutscher Erde zu fechten. Muß es sein: Deutschlands Muth wird nicht erlahmen. Muß es sein? Auch dem Feind müssen wir, ohne zage Säumniß, geben, was ihm gebührt. Als Preis der Waffenruhe die Bürgschaft, daß der Stillstand nicht zu neuer Kriegsbereitung genützt wird, und die tapfer offene Anerkennung: ‚Ihr habt militärisch jetzt das Uebergewicht.‘ Mit dem Schein von Remis ist die Partie nicht mehr zu enden. Das Wirksamste wäre eine von den Befehlshabern in Heer und Flotte unterschriebene Erklärung ungefähr dieses Wortlautes: ‚Auf Befragen der Regirung sprechen wir offen aus, daß unsere tapferen Truppen

zwar durchaus im Stande sind, die Heimatherde zu schützen, daß aber das militärische Uebergewicht der feindlichen Völker uns verpflichtet, jeden ehrenvollen Friedensschluß, der auch dem deutschen Heer nicht irgendwie schimpfliche Bedingungen zumuthet, mit unserer Verantwortlichkeit zu stützen. Mit allgemeiner, gleichmäßig kontingentirter Abrüstung bis auf das zur Sicherung innerer Ordnung und zum Schutz unseres Ueberseehandels Nothwendige sind wir einverstanden.' Sprechen triftige Gründe, Stimmungbedenken (mir würden sie leicht wiegen) dagegen, dann muß der Kaiser das Kreuz auf sich nehmen. ‚An die Deutschen! Nach Anhörung der politisch und militärisch Verantwortlichen habe ich beschlossen . . .' Und so weiter; wie zuvor angedeutet. Dazu an Wilson eine Note, die den Menschheitkonflikt auf der allein ihm ziemenden Höhe löst. Scheitert, dennoch, dieser letzte Versuch, dann haben wir Alles gethan, was Vernunft, Rechtsempfinden, Ehrgefühl befahl; und können getrosten Herzens, wenns sein muß, sterben. Jetzt aber, ich beschwöre Sie, lassen Sie sich nicht mit Gerede von Schimpf und Schande abspeisen! Mannhaft die Folgen seines Thuns auf sich nehmen, ist niemals Schande; ist immer Ehre. Und Mancher, der das großbrockige Wort auswirft: ‚Lieber in Ehre sterben als in Schande leben', Mancher (nicht Jeder) läßt am letzten Ende dann doch draußen die Anderen sterben, lebt zu Haus weiter und ahnt kaum, in welche Schande ihn sein prahlendes Großmaul gespeichelt hat. Den dicksten Trennungstrich, Mitbürger, hinter alles Gewesene! Wir wollen neu werden, wollen in vernunftvoller Freiheit, nicht beim Blendlicht des Wahnes von Gottes Einem, nur ihm, gewährter Gnade, unser Schicksal selbst schmieden. Die Herzen hoch! In Menschheit wird Deutschlands Tag. Und der Krieg, aus dessen Blutnebeln solches Morgenroth wird, kann nur Schäbigen als verloren gelten."

Die generatio aequivoca der Antwort an Wilson hat fast so lange gedauert wie, nach der Bibel, die Weltschöpfung. Das Ding konnte noch schlechter werden, als es geworden ist; und ich wills, ehe der Empfänger erwidert hat, nicht mit Kritik ätzen. Eine hübsche, von Willensfreundlichkeit angewärmte Rede des Kanzlers ist der Note nachgehüpft; was

redlich wacher Verstand seit Jahren räth, sollte in sanftem Trab eingeholt werden. Jede Stunde aber, Großherzogliche Hoheit, hat heute ihr Sondergebot in sich. Meinen Sie nicht, daß der Tiger selbst die Krallen einzöge, wenn ihm deutlich die Hoffnung winkte, die zwei Provinzen, gegen deren „Raub" er (der nun letzte Ueberlebende von Bordeaux) einst protestirte, dem Leib des Vaterlandes wieder einzugliedern? Noch, im Hastgestammel von künftiger Autonomie, in Professorenschwulst von unversehrbarem Reich, wagt ers nicht zu glauben. „Von Fehl und Sünde der Vergangenheit sind wir Deutsche gelöst. Wollen keinen Schuldigen, keinen, dem Spruch des Völkergerichtes entziehen, in das auch wir makellose Männer abordnen werden. Elsasser und Lothringer sollen in ungehemmter Abstimmung entscheiden, ob sie bei uns bleiben, ob sich von uns wenden wollen. Das selbe Recht haben wir den Polen da, wo sie in unbestreitbarer Mehrheit wohnen, zugesprochen. Fordern sie es auch in Oberschlesien, dessen Slawen seit achthundert Jahren nie dem Polenstaat angehörten, so muß, wie in Elsaß-Lothringen, in diesem unersetzlichen Montan- und Industriegebiet dem deutschen Wirthschaftbedürfniß volle Befriedigung werden. Danzig bleibt deutsch; und wird, als Polens Freihafen, nun erst wieder aufblühen. Nationalität ist, wie Religion, fortan Privatsache. Nicht mehr Gesetz, daß die politische Grenze auch die Wirthschaft absperre. Das Hoheitrecht aller Staaten muß sich in Schranken fügen, wie schon heute das gestern noch unumschränkte Recht der Eltern, Arbeitgeber, Partikulargebilde. Wir sind für internationale Verwaltung aller Kolonien und für gerechte Vertheilung aller aus ihnen erlangbaren Rohstoffe. Für völlige Abrüstung zu Land, zu See, in der Luft. Was wir, an Boden und Rechtsmacht, hingeben, opfern wir nicht dem Feind, sondern dem hehren Gedanken neuer Weltordnung." Das war, mit der Tonwucht deutschen Gewissens, zu sagen: und unverzagt dann zu warten, ob nach solchem Gelöbniß die Völkerseele auch nur um eines Tages Spanne den Kriegsgraus noch längern werde.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 2. November 1918

Nun wird große Zeit

Dank Dir, junge Volksregirung im Deutschenreich! Unter dem schrumpfenden Weinmond war Deine Arbeit gut, im ernstesten Wortsinn nützlich und lauteren Lobes würdig, als ihr, als Dir aus den Lungen öffentlich Meinender gespendet wurde. Der Reichskanzler und dessen Stellvertreter sind fortan dem Bundesrath und dem Reichstag verantwortlich. Der Kanzler, der keinen Spruch des Reichstagsmißtrauens im Amt überdauern kann, ist für alles politische Handeln, für alles fortwirkende Reden des Kaisers haftbar. Kriegserklärung und Friedensschluß sind unter allen Umständen (also auch nach einem „Angriff auf das Bundesgebiet) an die Zustimmung des Reichstages gebunden. Die Kommandogewalt sogar, das Recht zu Ernennung, Versetzung, Beförderung, Verabschiedung der Offiziere und Beamten des Heeres und der Flotte, ist nicht mehr Tabu, nicht mehr das altpreußischer Vorstellung unantastbare Kronrecht: ist von der Krone gelöst und unter die Aufsicht und Mitverantwortlichkeit des Reichstages gestellt. Was ein Halbjahrhundert lang umstritten, von hellen Geistern vergebens erstrebt wurde, was im Alltagstrab deutschen Lebens noch, vielleicht, fünfzig Jahre lang die allzu geduldig seufzende Masse ein fernes Phantasma gedünkt hätte: gestern ward es Erreichniß. Noch winkt mit Gebietersfinger die Pflicht, die zu Wahrung des Bürgerfriedens und zum Schutz un-

seres Ueberseehandels nothwendige Wehrmannschaft, die einzige, die das neue Deutschland halten will und wird, auf die Reichsverfassung, nicht länger auf eine Person, zu beeiden; jedem Bundesstaat eine aus allgemeinem, ungestuft gleichem, unmittelbarem Wahlrecht entstehende Volksvertretung zu sichern; in jedem, zuerst in Preußen, und in der Reichsgemeine selbst die Verfassung, das Grundgesetz, so, mit behutsamem Wagemuth, umzuwandeln, daß sie neu werdendem Bedürfniß genügt und allen Deutschen dadurch die Wohlthat der Athemfreiheit verbürgt. Noch bleibt Beträchtliches zu thun. Viel aber, mehr, als für unseren Tag der kühnste Traum hoffen durfte, ward erworben. Unverlierbares. Dank Dir, junge Volksregirung! In bedächtiger Schnelle hast Du die Grundmauer deutscher Demokratie geschichtet und fest vermörtelt. Nie wieder läßt daraus Deutschland das winzigste Steinchen wegbrechen. Nie darf, niemals wird es vergessen, daß seiner Krieger Blut in diesem Mörtel der Bindstoff war. Der Krieg verscharrte die Götzen und schuf auf deutscher Erde dem Volk die Freiheit. Nur ein Wicht, eine Memme schilt ihn „verloren“.

Durch unser Morgengrau spukt und schlottert, freilich, noch allerlei Gespenst. Wirbelt das kräftig aus der Willenseinheit von Regirung und Reichstag strömende Wehen dieses Furchtgebild nicht geschwind auf den Kehrichthaufen des Schattenreiches? Lauschet einer Kaufmannsklage.

„,Die Vorbereitung der Gesetzentwürfe durch das Staatsministerium ist unvollkommen. Ein Vortragender Rath ist im Stande, das Schicksal eines Gesetzes festzulegen bis zu der Veröffentlichung, indem er alle Einwirkungen auf den Inhalt, die von dem Staatsministerium oder in den verschiedenen Stadien der parlamentarischen Berathung versucht werden, an der Außenseite des Entwurfes abgleiten läßt, wenn der Gegenstand schwierig und die Zahl der Paragraphen groß ist. Schon im Staatsministerium beherrscht der Ressortminister nicht immer den Stoff, den ihm seine Räthe in Gestalt eines Gesetzentwurfes mit Motiven vorgelegt haben. Noch viel weniger verwenden die übrigen Minister Zeit und Mühe darauf, sich mit Inhalt und Tragweite eines neuen Gesetzes in allen Einzelheiten ver-

traut zu machen, wenn es nicht Wirkungen hat, die in ihr eigenes Ressort eingreifen. Ist Das aber der Fall, so regt sich das Unabhängigkeitgefühl und der Partikularismus, wovon jeder der acht föderirten ministeriellen Staaten und jeder Rath in seiner Sphäre beseelt ist. Die Wirkung eines beabsichtigten Gesetzes auf das praktische Leben im Voraus zu beurtheilen, wird aber auch der Ressortminister nicht im Stande sein, wenn er selbst ein einseitiges Produkt der Bureaukratie ist, noch viel weniger aber seine Kollegen. Diejenigen unter ihnen, die das Bewußtsein haben, nicht nur Ressortminister, sondern Staatsminister mit solidarischer Verantwortlichkeit für die Gesammtpolitik zu sein, machen nicht fünf Prozent Derer aus, welche ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Die übrigen beschränken sich auf das Bestreben, ihr Ressort einwandfrei zu verwalten, die Geldmittel dazu von dem Finanzminister und dem Landtag bewilligt zu erhalten und parlamentarische Angriffe auf ihr Ressort mit Beredsamkeit und, nach Bedürfniß unter Preisgebung ihrer Untergebenen, erfolgreich abzuwehren. Die Quittungen, die in der königlichen Unterschrift und der parlamentarischen Bewilligung liegen, sind ausreichend, um daneben die Frage, ob die Sache an sich vernünftig sei, vor einem bureaukratisch-ministeriellen Gewissen nicht zur Entscheidung kommen zu lassen. Ich halte auch die Voraussetzung für trügerisch, daß ein ungeschickter Gesetzentwurf des Ministeriums im Landtag sachlich genügend richtiggestellt werden wird. Er kann und wird hoffentlich in der Regel abgelehnt werden; ist aber die Frage, die er berührt, dringend, so liegt die Gefahr vor, daß auch ministerieller Unsinn glatt durch die parlamentarischen Stadien geht, namentlich, wenn es dem Verfasser gelingt, den einen oder andern einflußreichen oder beredten Freund für sein Erzeugniß zu gewinnen. Die meisten Abgeordneten lesen und prüfen nicht, sondern fragen die für eigene Zwecke arbeitenden und redenden Fraktionführer, wann sie in die Sitzung kommen und wie sie stimmen sollen. Das ist, Alles, aus der menschlichen Natur erklärlich; und Niemand ist darüber zu tadeln, daß er nicht aus seiner Haut hinaus kann. Nur darf man sich darüber nicht täuschen, daß es ein bedenklicher Irrthum ist, anzunehmen, daß unseren Gesetzen heutzutage die Prüfung und vorbereitende Arbeit zu Theil würde, deren sie bedürfen, oder auch nur die, welche sie vor 1848 genossen. Ich kann nur bedauern, daß die Mitwirkung weiterer Kreise zur Vorbereitung der Gesetze, wie sie im Staatsrath und im Volkswirtschaftrath gegeben war, gegen-

über ministerieller oder monarchischer Ungeduld nicht hinreichend hat zur Geltung gebracht werden können. Ich habe, wenn ich Muße fand, mich mit diesen Problemen zu beschäftigen, zu meinen Kollegen gelegentlich den Wunsch geäußert, daß sie ihre legislatorische Thätigkeit damit beginnen möchten, die Entwürfe zu veröffentlichen, der publizistischen Kritik preiszugeben, möglichst viele sachkundige und an der Frage interessirte Kreise, also Staatsrath, Volkswirtschaftrath, nach Umständen die Provinziallandtage, zu hören, und erst dann die Berathung im Staatsministerium mögen eintreten lassen. Das Zurückdrängen des Staatsrathes und ähnlicher Berathungskörper schreibe ich hauptsächlich der Eifersucht zu, mit der diese unzünftigen Rathgeber in öffentlichen Angelegenheiten von den zünftigen Räthen und von den Parlamenten betrachtet werden, zugleich aber auch dem Unbehagen, mit dem die ministerielle Machtvollkommenheit innerhalb des eigenen Ressorts auf das Mitreden Anderer blickt.' (Bismarck: ‚Gedanken und Erinnerungen', zweiter Band, Seite 271 ff.).

Fürst Bismarck hat diese Gedanken nicht nur in seinen Erinnerungen ausgesprochen, sondern auch während seiner Amtszeit im Jahr 1881 bei der Begründung des preußischen ‚Volkswirtschaftsrates', dessen Uebertragung auf das Deutsche Reich ihm in diesem Jahr vom Reichstag mit großer Mehrheit zweimal abgelehnt wurde. Es fragt sich, ob der Reichstag auf dieser Ablehnung noch heute beharren würde, wenn er sich daran erinnerte, wie oft und wie lebhaft schon vor dem Krieg aus den Kreisen des deutschen Erwerblebens über die geringe Mitwirkung dieser Kreise bei der Feststellung und Durcharbeitung solcher Gesetzentwürfe geklagt worden ist, die für unser Wirthschaftleben entscheidend sind. Auch an die Klagen über die mangelnde Vertretung von Handel und Industrie im „Wirthschaftlichen Ausschuß' sei erinnert. Man kann auch nicht sagen, daß dieser ‚Wirthschaftliche Ausschuß' Das ist, was Fürst Bismarck unter dem Volkswirthschaftsrat sich gedacht hat; denn er wird nur nach dem Gutdünken der Regirung zur Besprechung wichtiger Wirthschaftfragen zusammenberufen, niemals aber hat man daran gedacht, ihm jedes wirthschaftlich wichtige Gesetz ausnahmelos zur Vorberathung und endgiltigen Ausgestaltung zu überweisen.

Alles, was Bismarck über die Gesetzmacherei sagt, paßt durchaus auf die Verordnungmacherei unserer Kriegszeit und liefert den Stoff zu bitterster Kritik an dem Entwurf zu dem Ermächtigungsgesetz für Maßnahmen des Bundesrathes während

der Uebergangszeit. Rein bureaukratische Gesetzmacherei, selbständige Gesetzfabrikation der Ressorts unter Ausschließung der Sachverständigen, in deren Lebenswerk die Gesetze eingreifen, Fehlen öffentlicher Erörterung: all die von Bismarck gerügten Mängel würden in dem Zustand fühlbar werden, den das Ermächtigungsgesetz schaffen will. Die (so genannte) Uebergangswirthschaft soll geregelt werden nicht durch Gesetze, sondern durch Verordnungen des Bundesrathes, die er nach freiem Belieben, nur in Ausnahmefällen, wenn es sich um ‚grundlegende Fragen' handelt, unter Mitwirkung eines Ausschusses von fünfzehn Reichstagsmitgliedern, beschließt. Und würden wirklich alle wichtigen Verordnungen diesem Ausschuß vorgelegt: wo ist die Bürgschaft dafür, daß in diesem Ausschuß der Sachverstand vertreten ist und daß er zu ausreichender Geltung kommt? Eben so wenig ist verbürgt, daß die Oeffentlichkeit Gelegenheit haben wird, sich mit den geplanten Verordnungen und mit deren Einwirkung in die Praxis des Lebens im Voraus irgendwie zu beschäftigen. Der Bundesrath braucht keine Handelskammer, keine amtliche oder selbständige Vertretung der Erwerbskreise zu fragen; diese Körperschaften kommen überhaupt nicht in die Lage, ihre Meinung zu sagen. Eine schlimmere Form von absolutistischer Gesetzmacherei haben wir in Deutschland noch nie gesehen. Im Krieg haben wir sie kennen gelernt und ihre Folgen gespürt. Als die Grundlage dafür, das bekannte Gesetz, bei Beginn des Krieges geschaffen wurde, meinte man, daß für den erwarteten kurzen Kriegszustand eine Ausnahmegesetzgebung nothwendig sei. Hätte der Reichstag geahnt, daß der Krieg länger als vier Jahre dauern werde, so hätte er diesem Gesetz wohl nicht zugestimmt. Und heute sollte ers thun?

Wir müssen fordern, daß alles für die ‚Uebergangszeit' Geplante vom Reichstag und von den sachverständigen Wirthschaftkreisen gründlich geprüft werde. Dem Selbstbestimmungrecht der Völker, das künftig das internationale Leben regeln soll, entspricht im nationalen Leben die Selbstverwaltung. Die Selbstverwaltungorgane auszugestalten, ist eine Aufgabe der Zukunft für unser inneres Leben. In viel weiterem Umfang als bisher müssen die Vertreter der Wirthschaft an der Leitung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten selbst betheiligt sein. Die Gedanken des Fürsten Bismarck sind nicht nur nicht veraltet, sondern bis heute noch niemals zu rechter Geltung gekommen. Sie sollten eine Warnung sein für die Kreise unseres Wirthschaftlebens, die glauben, auch mit dem bisherigen System sei auszu-

kommen. Stark ist dabei zu betonen, daß die Heranziehung weniger ‚berufsständischer‘ Mitarbeiter aus den Kreisen des Erwerbslebens noch durchaus nicht den Grundsätzen entspricht, die Fürst Bismarck verkündet hat: denn in der Luft der Ministerien werden diese freien Mitarbeiter meist schlimmere Bureaukraten als die Geheimräthe selber und, was viel schlimmer ist, sie wurzeln mit ihrer materiellen Existenz nicht in ihrem Amt, sondern in ihrem Privatgeschäft. Es liegt aber in der menschlichen Natur, daß man nicht zugleich zween Herren dienen kann.“

Aus diesen Sätzen spricht die Stimme eines Mannes, der auf gewachsenem Hanseboden ein deutsches Weltunternehmen leitet. Lauschet seinem Gestöhn, Volksvertreter! Gleitet nie in den Bureaukratenwahn, durch den Staubschleier des Aktenkäfigs den Strom des Lebens und alles von ihm getragene, in Schlingeln und Stampfen vorwärts bewegte Fahrzeug richtiger, „unbefangener“ zu sehen als Strombettordner und Schleußenmeister, als Rheder, Kapitän, Ingenieur des Fischdampfers oder Kauffahrers. Vor jedem Schritt in die Welt der Wirklichkeit, vor jedem Schnitt in das Muskelfleisch der zu redlichem Erwerb gestrafften Volkskraft brauchet Ihr den Rath Sachverständiger: als stützenden Stab, nicht als eigenen, freien Urtheils schlechten „Ersatz“. Fest ruht und stolz ragt, wie eine Akropolis auf erstarrter Erdwelle, Demokratie nur auf dem Fels des Bürgervertrauens. Eure Vormänner sind nicht zu selbstherrischen Regirern bestellt: sind die Vertrauensträger der vom Volkswillen erwählten Parlamentsmehrheit; und in gewissenhafte Verwaltung jedes der Volksgemeine zinsenden Hortes verpflichtet. „Ermächtigen“ könnt Ihr den Bundesrath nur im Bezirk der vom Volk Eurer Treue geliehenen Macht; und die wird Zunder, wenn das Feuer der Treupflicht verglimmt. Uebergangswirthschaft? Der Uebergang wird, nach der Niederlage, dem Einsturz der preußisch-deutschen Militärmonarchie, anders, als er in den Schwaden der Lügennebel vom vorsichtigsten Verstand zu ertasten war; ganz anders drum auch das Pulsen und Stocken, das Oben und Unten deutscher Wirthschaft. Die muß mit emsigerer Bescheidenheit als je zuvor die Einfühlung ins international Allumfassende erstreben und kann nur gedeihen, wenn sie in

Enge und Weite dem in Zukunft weisenden Weltzweck, unerschrockener Sozialisirung der Menschheit, dient. Was taugt ihr, was uns ein im Abenddämmern der Ritter- und Räuberromantik ausgeklügeltes Ermächtigungsgesetz? Bis in das Nachtreich der Eulen und Fledermäuse tost morgen das Licht. Klopfet und kamphert flink die Motten aus dem zottigen Pelz, dem altmodischen Flaus der Staats- und Gemeindeverwaltung! Freiheit ist Kraft; auch im Hügelgelände der Wirthschaft. Merket, endlich, daß neue Welt wird, werden muß. Und besinnet ihr Rechtsstatut.

„1. Alle Friedenserörterung muß öffentlich, jeder Friedensvertrag öffentlich nachprüfbar sein; internationale Geheimabkommen soll es nicht mehr geben und die Diplomatie ihr Geschäft vor Aller Auge treiben. 2. Ungeschmälerte Freiheit der Seeschiffahrt (außer in Territorialgewässern) in Friedens- nnd Kriegszeit; gesperrt ist ihr nur die See, die durch internationalen Beschluß, zu Sicherung internationaler Uebereinkunft, Allen verschlossen ist. 3. Fall aller entbehrlichen Wirthschaftschranken; Gleichheit der Handelsbedingungen für alle Völker, die Frieden wollen und zu seiner Wahrung bereit sind. 4. Bürgschaft für gleiche Minderung der Wehrmacht bis auf den niedrigsten Rüstungstand, der die innere Ordnung der Staaten sichert. 5. Aufrichtige und vollkommen unparteiische Schlichtung allen Streites um Kolonien; als unerschütterliche Grundlage aller Entscheidung über Hoheitrechte das Bewußtsein, daß die Rechte der Ureinwohner das selbe Gewicht haben wie die der Regirung, deren Souverainetät abgegrenzt werden soll. 6. Räumung des Rußland gehörigen Landes; allen Rußland berührenden Fragen ist die Antwort zu suchen, die diesem weiten Reich Unabhängigkeit, freie Entwickelung und Wahl seiner nationalen Einrichtung, freie und gedeihliche Gemeinschaftarbeit mit den anderen Völkern der Erde sichert. Rußland muß freundlicher Aufnahme in die Gesellschaft der freien Völker gewiß sein, selbst sich die Gesetze geben, die es wünscht, und stets Beistand finden, wenn es ihn ersehnt. Die Behandlung, die im Lauf der nächsten Monate dem Russenvolk von den

Brudervölkern gewährt wird, muß den guten Willen dieser Völker und ihr selbstloses Verständniß für Rußlands Nöthe erweisen: und damit eine Probe für das später von ihnen zu Erwartende sein. 7. Der ganze Erdball ist in der Ueberzeugung einig, daß Belgien geräumt, wiederhergestellt werden und in seinen souverainen Rechten so unangetastet bleiben muß wie jedes freie Volk, das sich solcher Rechte erfreut. Keine andere Einzelhandlung vermag so viel wie diese zur Erneuung des Völkervertrauens auf die Haltbarkeit der Gesetze, die nach dem Willen der Völker den internationalen Verkehr regeln sollen. Alles Völkerrecht wäre ohne solche Heilwirkung für immer entkräftet. 8. Frankreichs Land muß frei und dessen verheerter Theil wiederaufgebaut werden. Damit, im Interesse aller Völker, der Friede gesichert sei, muß das Unrecht, das Preußen 1871 that, als es den Franzosen Elsaß-Lothringen nahm, und das fast ein Halbjahrhundert lang diesen Frieden gefährdete, in Ordnung gebracht werden. 9. Die deutlich erkennbare Linie des nationalen Besitzstandes muß Italiens Grenzen bestimmen. 10. Oesterreich-Ungarn, dem wir in der Nationengesellschaft einen geschützten Platz sichern wollen, muß, so schnell, wie es irgend kann, seinen Völkern die Gewißheit freier Entwickelung verbürgen. Auch zu dieser Verständigung soll der Rath der Nationen mitwirken. 12. Sicherung der Osmanensouverainetät über alle türkischen Reichstheile; aber auch Sicherung des selbständigen Lebens und ganz unbelästigter Entwickelung für die nicht türkischen Völker, die bisher unter Osmanenherrschaft standen. Allen Schiffen und dem Handel aller Völker sind, unter internationaler Bürgschaft, die Dardanellen stets offen. 13. Das freie Polenreich muß alle von unbestreitbarer Polenmehrheit bewohnten Gebiete umfassen, freien Ausgang ins Meer haben und durch internationale Bürgschaft in seinem Landbesitzstand und seiner Wirthschaftfreiheit geschützt sein. 14. Ein Völkerbund muß, in klaren Vertragsvorschriften, großen und kleinen Völkern unantastbaren Besitzstand und politische Freiheit durch Gemeinbürgschaft sichern."

Das sind die Vierzehn Punkte aus der Botschaft, die, am achten Januar 1918, Präsident Wilson an den Krongreß

der Vereinigten Staaten von Amerika richtete. Ihnen hat er Sätze nachgeschickt, an die Deutschland ihn heute mahnen darf. „Wir hegen keine Eifersucht auf Deutschlands Größe; und durch unser Programm würde sie nicht verkleinert. Wir neiden ihm weder wissenschaftliche Erfolge und Ehren noch irgendein Unternehmen, das seinem Namen Klang und Glanz erwarb. Wir wollen es nicht kränken noch seine Macht, seinen Einfluß da schmälern, wo sie berechtigt sind. Will es sich durch gerechte Verträge uns und anderen friedlichen Völkern zu aufrichtiger Achtung der Gesetze und nationalen Anstandspflichten gesellen, so denken wir nicht daran, es mit der Waffe oder mit feindsäliger Wirthschaftvereinbarung zu bekämpfen. Wir wünschen nur, daß es auf seinem Platz in der Welt, in der neuen Welt unserer Tage, anderen Völkern gleiches Recht gewähre. Fern ist uns das Erdreisten, ihm Umsturz oder Umbildung seiner Inneneinrichtung aufzuzwingen. Offen aber müssen wir aussprechen: Vorbedingniß jeder vernünftigen Friedenserörterung ist Klarheit darüber, ob hinter seinen Wortführern die Reichstagsmehrheit steht, ob die Militärpartei und die Schaar, in der noch die Hoffnung auf Weltbeherrschung lebt. Das ganze Programm, das ich verkündete, rankt sich um den einen Grundsatz: Allen Völkern, starken und schwachen, allen Stämmen, großen und kleinen, gleiches Recht, in gesicherter Freiheit so zu leben, wie ihnen beliebt."

Dem Vorbeding ist heute genügt: die Thorenhoffnung auf Weltherrschaft eingesargt, der Militaristenklüngel geduckt und, dank dem guten Werk der jungen Volksregirung, jedem Reichshaupt und Reichsgeschäftsführer die Straße gesperrt, auf der unbewachte Regung, heimliches Gezettel oder plötzlich sichtbares Gefuchtel, sich in schädliche Wirkung recken, verdichten könnte. Nur aus dem Geist dieser von Deutschlands Volk aufrichtig, frohen Herzens beschworenen Erdverfassung kann im Bezirk der Reichsverwaltung irgendeiner Behörde fortan „Ermächtigung" sprießen.

Im Sonnenglanz der von unerschautem Blutopfer erkauften Freiheit verbleicht dem Volk, das sich dem Lügen-

knebel entrafft, selbst sich mündig gesprochen hat, die Frage, wer auf seines Reiches Zinne thronen und in welches Gewand dieses lebendige Symbolon höchsten und tiefsten Volkswesens sich kleiden solle. Ungestüm aber wird draußen, ringsum, nicht nur in Feindesland, Antwort auf diese Frage geheischt. Unter heißem und kaltem Himmel, diesseits und jenseits von der Atlantis rast der See und will sein Opfer haben. Die Wuth verschäumt nicht, ehe das Innenantlitz des Deutschen Kaisers, das in manchem Zug dem Ottos des Dritten, des zuerst als Weltwunder ausposaunten, dann von Roms Bürgern gestürzten Sohnes der Theophano, ähnelt, ins Neronische verfratzt, aus dem von Bewegungdrang mißleiteten Wilhelm ein tyrannisch rasselnder, von Machtbrunst funkelnder Filmhelm geworden ist. Und die unseres Erlebens, der deutschen Geschichte von gestern Unkundigen wähnen, uns geschwind aus dem Hang in Kaiservergottung aufscheuchen, der vom Pfühl erstandenen Vernunft Deutschlands die Gefahr zeigen zu müssen, die ihm von Wilhelms Neigung in Flackerschein und Wechselgeschiller her drohe. Sparet, Bethuliche, des Eiferns Mühe! Wir waren nie starblind; nicht zwei Sommer lang taub. Und hier wurde oft genug, früh genug auch gewarnt.

1892: „König Phaeton“.

Am Nachthimmel ein lichter Streif, zwischen zwei helleren Punkten ein matt beleuchteter Steg: die Milchstraße nennen die Menschen ihn und einen schönen Mythos ersannen sie, sein mildes Dämmern zu erklären. Doch die Mythen auch, die herrlichsten selbst, blühen ab, wenn ihrer Wurzel nicht neues Erdreich aufgeschüttet wird. Und weil der dunstende Herbst, der nach klarem Tage die Nebel emporscheucht, nachdenklich stimmt und weil uns neuerlich anbefohlen ward, rückwärts schreitend den Weg der Geschichte nun abzuwandeln, deshalb vielleicht kam mirs in den Sinn, dem Mythos der Milchstraße nachzugrübeln und, an losen Fabeln alter Sänger vorbei, zu dem Sehnen mich hinzufühlen, das erst den Mythos gebar.

Im Sagenlande, das man Arkadien nicht heißen darf, weil es von unruhigem Wünschen im Tiefsten erschüttert war, hatte König Merops geherrscht, ein freundlicher Mann mit gütigem Blick und ein Herr, der die Zeichen der Zeit wohl erkannte. In einem verblätterten Buch hatte er gelesen, der Tag sei nah,

wo aus den güldenen Kronen man Goldthaler prägen werde, mit dem Bildniß einer neuen Prinzessin, die den neuen Namen Demokratia empfangen sollte. Und da er buchgläubig war und holder Schwachheit geneigt, sah er mit mildem Mißtrauen immer die Krone an und ihrem mystischen Winken lächelte er in Wehmuth. Nicht zu majestätischen Gletschern flatterte sein Ehrgeiz; sein Gottesgnadenthum, von dem beschränktere Ahnen das Heil erwartet hatten, schlug er gering an und heischte für Reden und Handeln eben nur das Maß von Achtung, dessen Reden und Handeln auch würdig waren und das kein Verständiger dem repräsentativen Manne des Volkes weigern durfte. Uebrigens verschloß er sich keinem guten Rath, wußte klug hinter Klügere zu verschwinden und prunkte und prahlte nie mit einer Einzelkenntniß, die er nach dem Gange seiner Erziehung und in der prächtig dekorirten Enge seiner Palastlebenstage doch nicht erworben haben konnte. Er war ein guter König in schlimmer Zeit. Und Die da wünschten, gegen die drohende Gefahr einer Ochlokratie das monarchische Wesen erhalten zu sehen, die priesen ihn hoch und seufzten, als er zu sterben kam.

Ihm folgte der junge Sohn. Der hieß Phaeton und seinem Ruhm hatten Geberdenspäher und Geschichtenträger längst schon die Pauke gerührt; ein windiger Schreiber, von der Zunft Einer, die mit Federhalter und Tinte damals das alte Weglagererhandwerk aufzunehmen begann, hatte ihn dem Großen Alexander verglichen, ein Magister dem Caesar; jedes unbedachte Wort, das ihm entfuhr, wurde als wunderkindliche Weisheit durch alle Gassen getutet und ein Lärmen vollführt, daß von der phaetonischen Aera das Volk sich ein Unerhörtes erwarten mußte. Die Bedächtigen standen bei Seite und dämpften ihre Befürchtung, denn ins Schwabenalter mußte ja Phaeton wachsen, ehe ihm noch gelingen konnte, den reichen Schatz zu verstreuen, den Merops sorgend gehäuft hatte; und so fest stand im Fabellande die Monarchie, daß eine junge Laune sie nicht gleich zu erschüttern vermochte. Und als sie gar hörten, wie der neue Herr immer wieder gelobte, in allen Stücken dem weisen Merops nachzutrachten, da schwand auch aus der Bedächtigen Sinn die letzte Furcht und dem Jubel des Volkes lächelten sie freundlich.

Es geschah aber, daß König Phaeton andere Könige besuchte: und da vernahm er übel klingende Wahrheit. An den Kronen nagte gefräßiger Rost, der vor Edelmetall scheu sonst zurückkroch, und zum Gaste sprachen die müden Herrscher, wie zu Zarathustra sie einst dem Weisen, gesprochen hatten: „Dieser Ekel würgt mich, daß wir Könige selber falsch wurden, überhängt und verkleidet durch alten vergilbten Großväter-Prunk, Schaumünzen für die Dümmsten und Schlausten und wer Alles heute mit der Macht Schacher treibt! Wir sind nicht die Ersten: und müssen

es doch bedeuten: dieser Betrügerei sind wir endlich satt und ekel geworden. Es giebt kein härteres Unglück in allem Menschen-Schicksale, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die Ersten Menschen sind. Da wird Alles falsch und schief und ungeheuer." Viel noch von solcher Art mußte Phaeton hören; und er erkannte, wie ein trauriges Sterben des Königsgedankens durch die vom Glauben geirrte Welt schlich. Hier sah er dumpfe Dummheit auf stolzem Thron, da zerrten hitzige Spieler und gierige Dirnen an einer Krone, dort entsank das Szepter einer von unheimlicher Krankheit zermorschten Hand. Das Schlimmste aber war, daß die Könige selbst nicht mehr an sich glaubten und zufrieden waren, wenn hinter hohen Gittern, die man Verfassungen hieß, sie ein behagliches Leben in reichen Gewanden und bei standgemäßer Ernährung verbringen durften.

Anders hatte Phaeton, ganz anders, sich seine Sendung geträumt. Von Otto dem Großen hatte er gelesen, dem der Statthalter Petri den Eid der Treue geleistet, und von Otto dem Dritten, den man das Weltwunder nannte und der auf seine Siegel prägen ließ: Renovatio Imperii Romanorum. Warum sollte er nicht, dessen winzigstem Worte die Erde doch lauschte, ein neues Weltwunder werden und mit frischem Glanze die Römerkrone umgolden? Auf den am Meisten gefährdeten Thron war er gesetzt. Und dann erst, also lautete des Einsiedlers alte Verkündung, wenn den gefährdetsten Thron der gefährlichste Schwärmer bestiegen habe, werde offenbar werden, daß die Vorsehung den Königsgedanken verworfen hat. Phaeton fühlte sich Mannes genug, um der Welt zu beweisen, wie fern diese Todesstunde der Monarchie noch sei. Mit dem alten Wesen wurde rasch aufgeräumt; schlichte Einfachheit von lauter Pracht, stille Zurückhaltung von kühnem Hervortreten abgelöst und der König lächelte leise, so oft man ihm von seinem Vater sprach. Sein Vater! Nicht eines Menschen Sohn mochte er sein: nur ein Gott, Helios allein, der prachtvoll Strahlende, konnte aus seiner Mutter Klymene Schoß ihn gezeugt haben, denn göttlicher Art empfand er sich voll und göttlicher Odem blähte ihm trotzige Nüstern. Darin lag ja der Fehler, daß Merops in milder Schwäche zu früh sich dem Gottesgnadenthum entkleidet und das farblose Gewand eines geschäftigen Verwalters angethan hatte; sein Beispiel hatte die anderen Könige verführt und mit monarchischer Pracht (der neue Herr sah es wohl) war auch monarchische Macht nun gewichen. Der Vater hatte empfunden, daß er der Erste der Menschen nicht war, und drum mochte ers auch nicht scheinen; der Sohn klammerte sich an den Schein und wollte der Menschheit zeigen, daß er das Sein durchaus besaß und der Erste der Menschen drum auch heißen durfte. Alte Rumpelkammern thaten sich auf, vermottete Herrlichkeit wurde eilig wieder tragfähig gemacht, ein

eifriger Wettbewerb entstand um neue Zierath und neuen Schmuck und den stolz aufgeputzten König blökte die Heerde der Höflinge unterthänigst an: Heil Dir, dem Wunder der Welt, dem Neuschöpfer des alten Reiches! Und König Phaeton war höchst froh und allerhöchst zufrieden; denn er wußte ja nicht, der Aermste, daß es außer den Höflingen in seinem Lande noch Menschen gab.

Das erfuhr er auch nicht, als er sich ernstlich nun ans Beherrschen machte, Gesetze entwarf, Reformpläne spann und immer bedacht war, das Weltall an seine, des Allumfassers, wachsame Existenz zu gemahnen. Die Heerde der Höflinge nämlich, der längst schon auch von den Ministern Alles, was sich im Amt halten wollte, zugelaufen war, hatte einen wundervoll schlauen Zauber erdacht, des Königs Gewissen in Ruhe zu wiegen. Für gute Worte, für Geld, und auch, weil von den Parteien stets eine sich freute, wenn die andere die Ruthe bekam, fanden sich immer einige Schreiber, im Sagenlande oder auch in der Nachbarschaft, die den königlichen Schritten Beifall spendeten; und ihre Zahl wuchs an. Denn ein König, der so viel zu schreiben giebt, an dem man mit Zeilen so viel verdienen kann: Das ist eine Seltenheit, im Sagenlande sogar, und solchen Schreibermonarchen muß man wohl loben. Diese Lobschreibereien nun wurden, in sauberen Ausschnitten sauber zusammengeklebt, dem Könige vorgelegt, auf daß er erfahre, wie seinen Weg die Oeffentliche Meinung mit wohlwollenden Wünschen und zuversichtlicher Hoffnung begleite. Und wiederum war König Phaeton höchst froh und allerhöchst zufrieden; denn er wußte ja nicht, daß es außer Höflingen und feilen Schreibern in seinem Lande noch Menschen gab.

Es gab noch Menschen; und allgemach wurden sie ungeduldig. Jahre lang hatten sie im Fabellande ruhig gelebt, den alten Merops ehrfürchtig gegrüßt, um sein persönliches Thun und Lassen aber sich nicht bekümmert und immer am Abend gewußt, wie am anderen Morgen der Wind pfeifen werde. Damit wars nun vorbei: hastig wurde regirt, hastig gelebt und kein Luftdruckmesser half den rathlos nach Wetterzeichen Ausspähenden. Am Meisten aber verdroß sie, daß nun das hohe Gitter, das man die Verfassung hieß, durchfeilt und durchsägt wurde, daß man den König jetzt immer und überall sah und der nun verlangte, von ihm, von dem Gottentsprossenen, müßten die Menschen sich, ohne nach Weg und Richtung zu fragen oder zu forschen, willenlos leiten lassen, einem Ziel entgegen, dessen Geheimniß der Führer im Busen barg. Von den Fabellandleuten meinten die Alten, zu solchen Experimenten seien sie nicht mehr jung genug und ein König sei doch am Ende auch nur ein Mensch und meistens an Reife und Einsicht gleichalterigen Menschen nicht gleich, weil Die im Kampfe des offenen Lebens ganz andere Erfahrung doch sammeln. Die Jungen aber unter den Fabellandleuten, denen das kecke Selbstvertrauen

des Führers gar gewaltig imponirte, weil er mit seiner Allwissenheit den Alten die Augen ausstach, die Jungen forderten (und schließlich stand ja auch ihnen Leib und Leben auf dem Spiel) eine Probe: Bist Du in Wahrheit Gottes Sohn, wohl, so zeige uns Deine Kraft! Helios, den Du als den Vater ansprichst, hat allen Menschen, den Armen auch und den Elenden, das Licht getheilt, daß ihrer nicht Einer im Dunkel blieb. Besteige Du seinen goldenen Wagen, bringe in Hütten, wo Dunkel jetzt lastet und bresthafte Trübsal, das Licht zurück und die Freude am Leben: und niedersinken wollen wir gern in den Staub und mit Deinen Höflingen um die Wette anbetend rufen: Heil Phaeton, Heil ihm, dem Wunder der Welt, dem Neuschöpfer des alten Reiches!

Ein erstes Wunder geschah: der Ruf drang bis an den Thron. Und da die Luftfahrt persönlichen Neigungen des Königs entsprach, da ihm dunkel auch die Höhe des Einsatzes aufdämmern mochte (denn eine Rückkehr in das alte System des Merops gab es nicht mehr und nur Sieg oder Tod bot noch das Schicksal dem Königsgedanken), so wurde dem Wünschen der Jungen Erfüllung und gefährlichen Höhen trieb der waghalsige Lenker die scheuenden Rosse zu. Auf güldenem Gefährt im Purpur der Jüngling: jauchzend sah der Erdball das Schauspiel, das auf die verdüsterte Welt immer helleren Glanz zurückwarf, immer gleißenderen, — bis züngelnde Flammen emporleckten und in tollem Funkengestiebe die ganze durchmottete Herrlichkeit dann versank. In wildem Jagen hatte das Gespann in die leichten Binsendächer der Armen allzu wärmende Strahlen entsandt, lichterloh flackerte das Gebälk und in heulendem Jammer wälzte es aus den Höhlen sich in die Gassen: der ganze Troß der Elenden, die das Licht gesehen hatten und denen im Dunkel nun das letzte Lager in Asche sank.

Als der Rauch sich (es war tief in der Nacht) endlich verzog, war in der Runde von Rossen und Lenker nichts mehr zu erblicken. Es gab keinen König mehr: denn Phaeton hatte mit brennender Deutlichkeit die Menschen gelehrt, daß die Vorsehung den Königsgedanken verworfen hat, da auf den gefährdetsten Thron sie den gefährlichsten Schwärmer gelangen ließ. Zum geschäftigen Verwalter berief man nun einen Bürger: im Purpur war ja nicht göttliche Macht; und ein schwarzer Rock ist viel billiger als Hermelin.

... Am Nachthimmel ein lichter Streif, zwischen zwei helleren Punkten ein matt beleuchteter Steg: die Milchstraße nennen die Menschen ihn und einen schönen Mythos ersannen sie, sein mildes Dämmern zu erklären. Dort fuhr Phaeton entlang, spricht wohl der Vater zum Sohn; doch sein Vermessen strafte der allgewaltige Zeus. Dessen Blitz schleuderte ihn in des Eridanos Tiefen. Phaeton aber, heute wissen wirs, war ein König, der ein

verblichenes Gottesgnadenthum zu der Sonne emporführen wollte. Und Der ihn schlug, war nicht Zeus, der Hochmögenden immer noch lächelte. König Phaeton fiel durch den alten Chronos. Sein Vernichter war der rächende Gott der Zeit.

1918: „An den Kaiser".

Eurer Majestät Gestalt hat in den eben verstrichenen Tagen öfter als sonst noch die Blicke der Bürger auf sich gelenkt. Mit ehrlicher Freude ward es von ernst gestimmten, dem lauten Gassenlärm und der Prunksucht abholden Deutschen begrüßt, als bekannt wurde, der Kaiser habe das seltsame Ansinnen abgelehnt, die kurze, vielfach mit schlimmen Irrungen und Wirrungen erfüllte Zeitspanne seiner Regirung durch ein geräuschvolles Fest zu feiern, und schlicht und still nur, als ein fromm gläubiger Christ, der Hoffnung Ausdruck verliehen, Gott, der über diese zehn ersten Jahre hinweggeholfen habe, werde auch weiter helfen. Das klang wohlthuend in das vom steten Festlärm übersättigte Ohr und nährte den tröstenden Glauben, die leidige Lust an Jubelchören, geputzten und erleuchteten Häusern, an Menschenspalieren und buntem Fahnenpomp entstamme einer unterhalb des Thrones gelegenen Region. Dann kam die Kunde, mehr als zwei Millionen erwachsener, zur Mitwirkung an den Reichsgeschäften nach der Verfassung berufener Männer haben bei der Wahl ihre Stimme für die internationale, in ihrem besonderen Sinn revolutionäre und nach eigenem Bekenntniß antimonarchische Sozialdemokratie abgegeben; und erschreckt fragte Mancher, wie diese Botschaft wohl auf den Träger der Krone wirken werde, der in den schärfsten und schroffsten Wendungen das Volk so oft zum Kampf wider diese Partei aufrief und nun erleben muß, daß gerade während seiner Regirungzeit die Zahl ihrer Anhänger sicht fast verdreifacht hat. Ungefähr um die selbe Stunde erfuhr man, der Monarch habe sich öffentlich zu einem Gefühl „tiefer Achtung vor den exakten Wissenschaften" bekannt; man freute sich dieses modernen Bekenntnisses und glitt gern über die heikle Frage hinweg, ob es an die rechte Stelle gerichtet, ob an dem Begnadeten nicht vielmehr nur die technische Geschicklichkeit und die Gabe, fremde Leistungen sich behend anzueignen und sie Laien elegant vorzuführen, zu rühmen war. Nicht so erfreulich klang das Glaubensbekenntniß, das Eure Majestät vor den versammelten Mitgliedern Ihrer Hoftheater abzulegen für gut hielten. Viele Kunstverständige und künstlerisch Empfindende können die dort ausgesprochene Ansicht nicht theilen, das Theater solle „eine der Waffen des Herrschers" sein und pädagogisch-patriotischen Zwecken dienen; sie können nicht finden, daß die Leistungen der berliner Hofbühnen „in allen Ländern mit Bewunderung" betrachtet werden, sondern fällen gerade über die

neusten Leistungen dieser Bühnen ein sehr hartes, ein rückhaltlos verdammendes Urtheil und rathen jedem Ausländer, die deutsche Theaterkunst an anderen Stätten kennen zu lernen; sie sind auch nicht, wie Eure Majestät, der Meinung, daß von „Materialismus und undeutschem Wesen“ unserer Bühne heute die schlimmsten Gefahren drohen, sondern sind überzeugt, daß es die Aufgabe des jetzt lebenden Geschlechtes ist, seiner vom Determinismus, von der Entwickelunglehre und allen übrigen Ergebnissen der eben erst von Eurer Majestät gepriesenen exakten Wissenschaften beherrschten Weltanschauung den künstlerischen Ausdruck zu suchen und zu finden; sie glauben, daß die von außen, namentlich von Norden, Osten und Westen, gekommenen Anregungen für das Werden unserer Dichtung von schwer zu überschätzendem Werth gewesen sind und daß es für die deutsche Kunst förderlicher und deshalb auch im höchsten Sinn patriotischer ist, diesen Anregungen großer Europäer zu folgen, als pomphaft aufgeputzten Dilettantendramen, nur weil sie dynastische Legenden lärmend zu kurzem Scheinleben gestalten, die Theaterthüren zu öffnen. Doch da kein Vernünftiger dem Kaiser das Recht zu freister Aussprache der eigenen Meinung bestreiten kann, wurden auch diese fremd klingenden Worte mit der geziemenden Ehrerbietung hingenommen. Aehnlich war das Empfinden, als bald darauf die in Potsdam vor der Front der Leibregimenter gehaltene Rede hervorrief. Die Klage des Sohnes, der den Schmerz über den Verlust des Großvaters und Vaters noch nicht verwunden hat, weckte aus Mitempfinden Widerhall und die Klage des Königs, der sich lange verkannt wähnte, überraschte durch einen aus diesem Mund neuen Ton trübsinniger Resignation. Rasch aber meldeten sich doch auch diesmal Bedenken. Hat wirklich nur das Heer zuerst an den dritten Kaiser im Deutschen Reich geglaubt, ist gerade ihm nicht, mehr als irgendeinem anderen deutschen Fürsten, die weit überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes mit froh liebendem Vertrauen, wie nur je ein Bräutigam der Braut, entgegengekommen? Ist wirklich die Armee „die Hauptstütze des Landes und des Thrones“, von dem doch in der Volkshymne gesungen wird, daß ihn auf steiler Höhe nicht Rosse noch Reisige sichern, daß nur des freien Mannes unerzwungene Liebe ihn wirksam zu schützen vermag? Und kann es heutzutage, in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, überhaupt nützlich sein, das Heer, durch dessen strenge Schule jeder waffenfähige Mann zu gehen hat, als eine in sich abgeschlossene, zu begrenzende Kasteneinheit in einen Gegensatz zu der Masse des Volkes zu bringen? Der Armee hat, wie Eurer Majestät bekannt ist, auch die große Mehrheit der zwei Millionen Männer angehört, die jetzt für die Sozialdemokratie gestimmt haben; auch sie thaten im Waffenrock ihre Pflicht und eigneten sich da den vielleicht wichtigsten Theil der Fähigkeiten an, die

sie nun zu brauchbaren Werkzeugen einer antimonarchischen Bewegung machen: den blinden Gehorsam, die straffe Disziplin und die Bescheidenheit, die sich damit begnügt, in einem riesigen Maschinenbetrieb ein kleines, unscheinbares Rädchen zu sein. Wenn die Armee den jungen Kaiser mit getrostem Vertrauen begrüßte, dann kam dieses Vertrauen aus der in stolzer Jugendkraft prangenden Generation, die damals das Heer bildete und heute, obwohl sie zum großen Theil Sozialdemokraten wählt, noch nicht aus dem Heeresverbande geschieden ist. Der Gegensatz, den der Kaiser zu sehen glaubt, ist, so dachte das Volk, in der Wirklichkeit unserer deutschen Zustände, die keine Prätorianer kennt, nicht zu erblicken.

... Als der das erste Jahrzehnt Ihrer Regirung endende Tag nahte, las man in manchen Blättern präludirende Artikel, nach deren Schilderungen im Deutschen Reich Alles über jeden Begriff herrlich bestellt sein müßte. Kein Schatten einer Verstimmung zwischen Kaiser und Volk, keine Spur einer Minderung des deutschen Ansehens in der Welt, nein: ein wundervolles Wachsen, Blühen und Gedeihen unter dem Szepter eines Monarchen, den die große Mehrheit der Nation in überschwänglicher Liebe verehrt und um den ringsum uns alle Völker der bewohnten Erde beneiden. Mir wurden solche Artikel, wurden Gedichte und Anzeigen von Jubiläumswerken, die buchhändlerische Spekulation zu diesem Tage spenden zu sollen glaubte, in ganzen Haufen ins Haus geschickt. Sie ärgerten mich; denn sie widersprachen der Wahrheit, auch der subjektiven, zu der die Verfasser sich unter vier Augen bekennen würden. Soll, so dachte ich, das alte, unwürdige Spiel fortgesetzt, sollen die unheilvollen Versuche, den Kaiser über die wahre Stimmung zu täuschen, auch bei diesem Anlaß erneut werden? Das Volk ist mißtrauisch; es kratzt gern, nach neugieriger Kinder Art, von flimmernden Gegenständen den Goldfirniß ab, glaubt gern, daß auch die durch ihre Geburt hoch über die Masse Erhöhten kleiner Menschenschwäche zugänglich sind, und kichert vergnügt, wenn es unter dem Purpur die Fleischfarbe entdeckt. Es will heute noch einen Herrn haben, aber dieses Herrn Wesenheit soll sich von der eigenen nicht allzu sehr unterscheiden. Werden ihm nun Schriften gezeigt, die den Monarchen im niedersten Schranzenstil verherrlichen, dann ist es schnell mit der Meinung fertig, solche Hymnen müßten doch wohl nach dem Geschmack des Besungenen sein. Und diese Meinung muß selbst im Hirn der Verständigen Wurzel schlagen, wenn ihnen geschwätzig erzählt wird, der Gefeierte habe sich „huldvollst zur Entgegennahme“ eines Buches „bereit erklärt“, in dem er als ein auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung zur Meisterschaft Herangereifter geschildert wird und dessen Absatz die Unternehmer im Prospekt durch die Bemerkung zu mehren suchen, die Liste der Besteller werde Ihrer Majestät der Kaiserin unter-

breitet werden, die einen Teil des Ertrages wohlthätigen Werken zuwenden wolle. Ein solcher Prospekt, einer von vielen, wurde mir, mit recht unfreundlichen Glossen eines Vernunftmonarchisten versehen, gesandt und stimmte der Sinn zu allerlei ernsten Gedanken. Es ist nicht möglich, dachte ich, daß der Kaiser an diesen Dingen, die so übel nach Byzanz duften, im Innersten Freude hat, nicht möglich, daß es ihn befriedigen kann, wenn er erfährt, in der Thiergartenstraße, wo man doch keinen Grund hat, sich für den Bau neuer Protestantischer Kirchen besonders zu erwärmen, seien so und so viele Exemplare von Leuten gekauft worden, die ihre Namen vor das Auge seiner Frau bringen möchten; wie ihm auch nicht angenehm sein kann, daß auf Plakaten und in Theaternotizen sein hoher Titel zu Reklamezwecken mißbraucht wird. Er läßt wohl, weil er sie nicht hindern kann, den Dingen ihren Lauf, lobt vielleicht auch den Eifer der Unternehmer; aber seiner innersten Neigung entspricht solches Gebahren sicher nicht. In diese Stimmung wehte der Zufall die Erinnerung an Laboulayes reizvolles Märchen von dem Prince-Caniche hinein. Das weltberühmte, durch Geist und Grazie entzückende Buch schildert, wie ein edler Fürstensohn allen Versuchen der Byzantiner, ihn zu verblenden und zum Tyrannenwahn zu erziehen, siegreich widersteht, weil die Erfahrungen, die er selbst macht (der Märchendichter läßt sie ihn als Pudel machen), ihn zu ganz anderer Anschauung und zu weiser Selbstbescheidung führen. Hyazinth hat als fünfzehnjähriger Prinz, dessen Geist eine schlechte Tradition verwirrte, die eigene Kraft überschätzt, seiner Körperstärke und namentlich seiner Intelligenz zu viel zugetraut, aber er findet sich, als er auf den Thron gelangt ist, bald selbst und wird nicht nur ein guter König, nein: ein Musterbild moderner Monarchentugend. Da hatte ich ja, was ich brauchte, um die auch in loyalen Gemüthern entstandenen Zweifel schnell und hoffentlich für immer zu verscheuchen. Wilhelm der Zweite gleicht, wenn er ihm je glich, nicht mehr dem Prinzen, gleicht, wenn mein Blick nicht trügt, noch nicht dem König Hyazinth: er steht in der Mitte des von jedem temperamentvollen, mit einem reichen Erbe beschenkten Monarchen zu durchmessenden Weges und erst das zweite Regirungjahrzehnt kann über sein Charakterbild volle Klarheit schaffen. Jetzt aber, gerade jetzt, nach dem von der Profitsucht bewirkten Jubiläumslärm und nach den Wahlen, schien mir die Stunde gekommen, wo man andeuten durfte und sollte, wie eine ungewöhnliche Monarchenpersönlichkeit das Herandrängen byzantinischer Liebedienerei empfinden muß, wie sie das Maß des eigenen Wesens viel richtiger und viel bescheidener zu bestimmen weiß als der Troß der kleinen Leute, die sie, geschäftig wedelnd, umdienern, weil sie dabei einen fetten Bissen oder mindestens einen Huldbeweis zu erschnappen hoffen. Der in der kleinen Fabel skizzirte König weist allzu hitzige Be-

wunderer in ihre Schranken zurück und bekennt sich zu Meinungen, die jeden Monarchen zieren müßten. In der Märchenwelt könnte er so sprechen, wie ich ihn sprechen ließ, könnte er auch die Einstampfung von Schriften befehlen, deren Geruch ihm nicht wohlgefällig ist. In der gemeinen Wirklichkeit hat der moderne Monarch diese Macht nicht, spricht er auch wohl vor Privatpersonen aus einer ihm fremden Gesellschaftschicht nicht seine geheimsten Gedanken aus. Ist es aber beleidigend, anzunehmen, daß auch ein moderner Monarch über byzantinische Regungen im Innersten wenigstens so denkt, wie der zum Muth der Wahrheit gereifte König Hyazinth in der Fabel darüber spricht? Ist es eine Verletzung des Majestätrechtes, wenn man dem Volk sagt, es solle den Monarchen nicht für Erscheinungen verantwortlich machen, die er gewiß mit nicht geringerem, vielleicht mit größerem Unwillen sieht, als die Massen selbst sie sehen? Kann im Jahre 1898 einem Monarchisten im Deutschen Reich verboten sein, in einer kleinen Fabel, deren Held der wärmsten Sympathien würdig ist, zu zeigen wie eine edle, durch schmerzliche Erfahrung geläuterte Monarchennatur allzu beflissene Verherrlichungen als unerfreulich empfindet, — schon, weil sie fühlt, daß solche unerbetenen Dienste dem Volk ein falsches, gefährliches Bild ihres Wesens geben können?

Diese drei Fragen hat ein von der Staatsanwaltschaft veranlaßter Amtsgerichtsbeschluß bejaht. Anno 1898. Wer an die neue und neueste Gerichtspraxis nicht gewöhnt ist, wird staunend forschen, wo denn die Beleidigung der Majestät in einem Artikel wohl zu finden sei, in dem der Kaiser nicht mit einer Silbe erwähnt wird und in dem er, wenn sein Wesen wirklich der Pudel-König verkörpern sollte, doch nur in der anmuthigsten Gestalt erschiene. Und der Forscher wird weiter fragen, ob ein Märchen, das in Frankreich vor einunddreißig Jahren, in der schlimmsten Zeit der napoleonischen Büchercensur, in den Tagen des erbitterten Polizeikampfes gegen Rocheforts Lanterne, unbeanstandet blieb, heute im Deutschen Reich den Thatbestand eines Majestätverbrechens enthält, — vielleicht auch, ob nicht viel eher die Annahme beleidigend gewesen wäre, der Kaiser könne mit innerem Behagen auf die üppig ans Licht wuchernden byzantinischen Künste blicken, könne sich freuen, wenn er liest, daß er auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung ein Meister ist, könne am Ende gar befriedigt schmunzeln, wenn der von seinem Wink abhängige Theaterintendant ihm ins Gesicht zu sagen wagt: „Nur unter den Augen Eurer Majestät, nur dem weisen Rath, den allzeit das Richtige treffenden Anweisungen, dem hohen und feinen Kunstverständniß, dem umfassenden Wissen Eurer Majestät ist es möglich gewesen, die Königlichen Theater so weit zu bringen, daß ihre Aufführungen, wie ich sagen darf, mit wenigen Ausnahmen wohl jederzeit als Parade- und Festvorstellungen vor Eurer Ma-

jestät gegeben werden könnten.“ Die Annahme, solches Gerede könne den Kaiser erfreuen, würde auch ich heute noch für ungerecht, für beleidigend halten; sie zu entwurzeln, war der Zweck der kleinen Fabel; und kaum Etwas konnte mich mehr überraschen als der Versuch, in ihr eine Kränkung des Kaisers zu finden. Da ich aber recht oft schon das Objekt der vivisektorischen Bemühungen strebsamer Staatsanwälte gewesen bin, habe ich mich in die dunklen Gedankengänge solcher Herren nachgerade hineinfühlen gelernt und kann mir auch jetzt schon ungefähr vorstellen, wie sie ihre übereilte Anklage später begründen werden; bei solchen „Begründungen“ wird fast immer ja nach dem Satz Edmonds Schérer verfahren: „Rien n'est plus répandu que la faculté de ne pas voir ce qu'il y a dans un article, et d'y voir ce qui n'y est pas.“ Ein Herr in der Robe wird sich also am Tag der Hauptverhandlung vom Sitz erheben, die Barette aufstülpen und sprechen: „Der Angeklagte macht geltend, er habe einen der höchsten Sympathie würdigen Monarchen geschildert und ihn Worte sprechen lassen, die jedem Herrscher zur Ehre gereichen müßten. Das ist unbestreitbar richtig, wird auch von der Anklagebehörde natürlich nicht bestritten. Da aber dem Angeklagten bekannt war, daß unseres Kaisers Majestät nicht so zu reden geruht haben, wie er seinen Fabelkönig reden läßt, wollte er einen Vergleich heraufbeschwören, der die Allerhöchste Person zu verhöhnen und verächtlich zu machen voll und ganz geeignet ist. Er wollte sagen: ‚So müßte ein guter Monarch sprechen, — fragt Euch, Ihr Leser, also selbst, ob Einer, der nicht so spricht, ein guter Monarch sein kann!‘ Der Angeklagte hat demnach die Absicht, des Kaisers Majestät herabzusetzen, in sein Bewußtsein aufgenommen; er hat freilich, aus dem Gefühl einer Vorsicht, die man weniger höflich auch Feigheit nennen könnte, die Folgerungen seinen Lesern überlassen, mindestens aber mit unbestimmten Dolus gehandelt und deshalb habe ich, im Interesse der durch solches Treiben gefährdeten Rechtsordnung, zu beantragen“ . . und so weiter. Zuvor aber wird er sich emsig bemühen, dem Gerichtshof zu beweisen, alles Ungünstige, was über den Prinzknaben Hyazinth gesagt ist, müsse unbedingt auf den Kaiser bezogen werden, während die überaus günstige Schilderung des Königs Hyazinth für das Urtheil gar nicht in Betracht kommen könne... Ich will nicht erst fragen, ob solche Gesinnungriecherei, solches Schnüffeln nach Anspielungen überhaupt der Rechtspflege eines modernen Landes würdig ist, nicht prüfen, was mit solchen Waffen gegen Treitschkes Charakteristik Friedrich Wilhelms des Vierten auszurichten gewesen wäre. Aber ist dem begründenden Staatsanwalt der Unterschied zwischen dem Märchenstil und den Lebensformen unserer Alltäglichkeit denn wirklich so unfaßbar? Weiß er nicht, daß in der Märchenwelt, wo Baum und Busch, wo Alles, was kreucht und fleucht, mit menschlicher Stimme und menschlichem Intellekt

begabt ist, jedes handelnde oder leidende Wesen aussprechen darf und muß, was es in der Wirklichkeit schweigend fühlen würde? Und hat er nicht einmal bemerkt, daß ich selbst in der Märchenform noch ausdrücklich sagte, der Bericht über die Rede des Königs entstamme wahrscheinlich einem Organ der Umsturzpartei (einer märchenländischen Umsturzpartei, die, nach alter Legendensitte, den König gegen die Kamarilla auszuspielen versucht), während das unter ministerieller Verantwortlichkeit redigirte Regirungblatt keine Silbe davon mittheilte? Mit fast zu derber Deutlichkeit wies diese Bemerkung den Leser doch darauf hin, nicht in offiziellen Berichten etwa das Echo des Empfindens zu suchen, das in der Seele eines Monarchen lebt, und sich durch die Kahlheit solcher Berichte nicht den Glauben an den guten Geschmack eines Regenten rauben zu lassen.... Wenn man den kleinen Artikel so versteht, wie er gedacht ist und von Unbefangenen nur aufgefaßt werden kann, aufgefaßt worden ist: wo bleibt dann die Spur einer beleidigenden Absicht oder Wirkung?

Wie auch das Strafverfahren ende: ich werde weiter der Ueberzeugung leben, daß Wilhelm der Zweite so denkt, wie ich Laboulayes Hyazinth sprechen ließ. Und wenn ich offiziell und unzweideutig darüber belehrt werden sollte, daß er wider Erwarten nicht so denkt, dann werde ich mir sagen: Er kennt die Stimmung des Volkes nicht, hält, was künstliche Mache, was der Brunstschrei der nach Gunst oder nach Vortheil gierigen Profitwuth ist, für das Echo der Wahrheit und glaubt, der Volksstimme, mag sie ihn mit der Schmeichelsucht der Liebe auch nach seinem Gefühl überschätzen, den Weg zu seinem Ohr nicht versperren zu dürfen... Und hier wird die scheinbar private zur öffentlichen Angelegenheit; hier mündet die Klage des Einzelnen in die Besorgnis eines großen und wichtigen Theiles der deutschen Volksgemeinschaft.

„Sire“, so sprach Junius einst zum dritten Georg, „es ist das Unglück Ihres Lebens und die tiefste Ursache der unheilvollen Erscheinungen, die wir unter Ihrer Regirung erleben mußten, daß Sie die Sprache der Wahrheit nicht hören, sie in den Klagerufen Ihres Volkes nicht belauschen können. Noch sind wir bereit, alle bejammernswerthen Vorgänge zu vergessen und auf das natürliche Wohlwollen Ihres Wesens die stolzesten Hoffnungen zu setzen. Weit sind wir von dem Gedanken entfernt, Ihre Absicht könne übel, könne auf die Zerstörung der Grundrechte gerichtet sein, auf denen alle bürgerliche und politische Freiheit in Ihrem Lande beruht. Nährten wir einen für Ihr Ansehen als eines gewissenhaften Königs so schimpflichen Verdacht, dann würden wir für unsere Vorstellungen schon längst nicht mehr den Ton demüthiger Klage wählen. Englands Volk hält dem Hause Hannover die Treue, nicht, weil es eine Familie der anderen vorzieht, sondern, weil es überzeugt ist, daß für die Erhaltung seiner bürgerlichen und religiösen Freiheiten die Herrschaft dieser Familie nothwendig war und ist. Ein Fürst, der

dem bösen Beispiel der Stuarts folgen wollte, sollte gerade durch dieses Beispiel belehrt und gewarnt werden und, statt sich stolz seines hohen Königstitel zu rühmen, lieber still bei sich bedenken, daß Kronen in Revolutionen nicht nur gewonnen, nein, auch verloren werden können." Im Deutschen Reich Wilhelms des Zweiten ist heute, wie einst im England des Junius, nichts wichtiger als daß an einer Stelle mindestens noch die subjektiver Ueberzeugung entspringende Wahrheit rückhaltlos ausgesprochen wird; vielleicht dringt sie dann doch auf die Höhe des Thrones. Man kann mir durch fortgesetzte Tracasserien, durch Verbote, Anklagen und Konfiskationen, das Leben völlig verekeln, mich, der gern den Rest seiner Nervenkraft retten möchte, zur Einstellung meiner Thätigkeit zwingen. So lange ich aber noch Athem habe, so lange ich auf diesem Posten nicht von dem besseren Mann, den ich herbeisehne wie den Befreier, abgelöst werde, wird nichts, gar nichts, mich hindern, auszusprechen, was ist. Und wenn der Wunsch, mich ins Gefängniß zu bringen, endlich erfüllt, wenn auch jeder Andere, der noch ein offenes Wort zu sagen wagt, unschädlich gemacht würde: was wäre dann gewonnen?... Schopenhauer schrieb einmal: „,Die Wahrheit steckt tief im Brunnen', hat Demokritos gesagt und die Jahrtausende haben es seufzend wiederholt. Aber es ist kein Wunder, wenn man, sobald sie heraus will, ihr auf die Finger schlägt." Mich mag man in täppischem Eifer auf die Finger schlagen, meinetwegen auch auf den Kopf; an mir liegt nichts. Damit man aber sieht, daß mich das Ausholen zum Schlagen noch nicht wie einen Jammermann erschlottern läßt, will ich, was mir wahr scheint, wenigstens gründlich sagen, — auf die Gefahr, der Strebsamkeit neues Material zu neuen „Begründungen" zu liefern.

Sie werden, Herr Kaiser, schmählich seit Jahren belogen. Die Stimmung ist nicht so, wie sie Ihnen geschildert wird, ist vielmehr so, daß die wärmsten Anhänger der Monarchie sie bekümmert, mit wachsender Besorniß sehen. Ihnen hat man, wie ich annehme, gesagt, zuerst habe ich die von Friedrichsruh gespeiste Bismarckfronde, dann die Agrarfronde gegen Ihr Ansehen gewühlt; Beider Tücke, so fahren die Tuschler wohl fort, sei siegreich längst durch die Macht Ihrer strahlenden Persönlichkeit überwunden, der sich der Erdkreis in Bewunderung beuge, und nun schalle, außerhalb des Lagers der „rothen Rotte", nur eine hell jauchzende Stimme des Jubels über Ihre Reden und Thaten durch das deutsche Land. Als Beweisstücke werden Ihnen dann wahrscheinlich Zeitungausschnitte vorgelegt, aus denen das höchste Lob Ihnen entgegenklingt. Das Alles ist unwahr. Die Jubelartikel werden bei Parteiführern bestellt, denen man ins Ohr flüstert, es sei für die Fraktionzwecke nützlich, den Kaiser bei guter Laune zu erhalten, oder sie entstammen dem Geschäftssinn der Bourgeoisie, die aus Plusmachersucht um jeden Preis die Ruhe bewahrt wissen möchte und erst ungeber-

dig werden wird, wenn eines häßlichen Tages der kleinste Konflikt die Schachermachei und deren heiligste Güter bedroht. Die Leute, die, weil der Brotherr es heischt, diese Artikel schmieden müssen, glauben kein Wort von Dem, was sie schreiben; sie sitzen, während an Daumen und Zeigefinger noch die Tintenspur klebt, abends im Wirthhaus und erzählen einander Kaiseranekdoten. Genau das Selbe thun die Offiziere in den Kasinos, die Beamten in den Ministerien und Präsidialbureaux. Die konservativen Abgeordneten, die in dröhnendem Prologpathos ihre monarchische Gesinnung beheuern, haben ihrem Gutsnachbar eben den neuesten Hofklatsch über Sie mitgetheilt. Die Herren vom Hofdienst, die Ihnen aufwarten, haben uus dem Simplizissimus oder der Kladderadatsch in wonnigem Behagen eben eine möglichst gepfefferte Anspielung auf Ihre letzte Soldatenrede geschluckt. Und die Richter, die morgens einen Beleidiger der Majestät ins Gefängnis schickten, schlürfen grinsend beim Frühstück den neuesten Kaiserwitz ein, der gestern in einer Gesellschaft hoch betitelter Männer von Mund zu Munde ging. Daß solche erbärmliche Heuchelei dem deutschen Boden entkeimen konnte, dünkt Sie undenkbar. Thun Sie den Männern nicht Unrecht, von denen ich sprach! Sie sind Ihnen treu, lieben die Institutionen, deren Vertreter Sie sind, und wären glücklich, wenn sie nie ein unfreundlich kritisirendes Wort über den Monarchen hören müßten. Aber sie hören es überall; denn wo heute zwei Monarchisten, die einander der Denunziantenschmach nicht für fähig halten, beisammen sitzen, da wird dieses Thema berührt; muß es berührt werden, weil fast jeder öffentliche Vorgang, jedes politische, wissenschaftliche und künstlerische Ereigniß den Betrachter schnell auf Sie und Ihre Stellung zur Sache zurückführt. Wenn alle Leute, die bei solchem Anlaß gegen die strenge Auslegung des Strafgesetzes verstoßen, von Ihren Staatsanwälten der Majestätsbeleidigung angeklagt würden, säße bald die ganze Elite des deutschen Volkes hinter Kerkermauern und die Welt würde beklommen dann erkennen, daß Treitschke Recht hatte, als er zu sagen pflegte, jeder ehrliche Royalist sündige heutzutage mindestens einmal in jedem Monat gegen den Majestätparagraphen. Sie dürfen nicht zürnen, wenn von dieser allgemeinen Stimmung nach und nach auch die Männer angesteckt worden sind, die in Ihrem Namen das Recht sprechen, Rekruten drillen und Verfügungen ins Land gehen lassen. Keine Bismarckfronde und keine Agrarfronde hat diese Stimmung erzeugt: eine Reihe unseliger Mißgriffe und Mißverständnisse hat sie geschaffen und Bismarck hat, mit seinem weit vorausschauenden Blick, nur früher als Andere die dräuend heraufziehende Gefahr erkannt. Lassen Sie mich über die Ursachen der monarchischen Krisis heute schweigen. Ich habe sie oft zu schildern, oft die Hindernisse einer Verständigung aus dem Wege zu räumen versucht. Eins nur will und muß ich noch sagen: Die monarchische Mehrheit des Volkes fürchtet, daß die Freiheit Ihres Auges durch eine

Binde gehemmt ist, die schlaue Höflingskunst fältelte und schlang, und daß, wenn diese Binde nicht sehr bald entfernt wird, die Möglichkeit harmonischen Zusammenwirkens von Kaiser und Volk rascher und völliger vernichtet werden muß, als Sie in der königlichen Einsamkeit des Hofgetriebes heute noch zu ahnen vermögen.

Das ist meine Wahrheit, ist die Wahrheit, die tausend ernste, ihrem Lande treu ergebene Männer täglich ausstöhnen und in deren Dienst auszuharren sie mich in ergreifenden Briefen beschwören. Nicht mir, dem unbequemen Schreiber, sollen Sie glauben. Fragen Sie Ihre Minister, und wenn Die nicht klipp und klar antworten, Ihre greisen, in den Ruhestand verabschiedeten Offiziere. Die werden nicht lügen, werden im Angesicht des Todes nicht die unmännische Sünde auf sich laden, die der alte General Pape vor ein paar Jahren Hochverrath in Reihe und Glied genannt haben soll. Fragen Sie Ihre gekrönten Vettern, die Bundesfürsten, wie es in ihren Staaten aussieht und welche Erwägungen während der letzten Jahre in den zur Reichsgründung opferfroh vereinten Dynastien erwachsen sind. Wer Ihnen die Dinge anders darstellt, lügt in seinen Hals oder hat nie Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse in der Nähe zu sehen. Und wenn Sie über Einzelheiten wahrhaftig unterrichtet sein wollen: lassen Sie sich von dem Rektor der Alma Mater erzählen, wie von den berliner akademischen Lehrern Ihr Wort beurtheilt worden ist, Schule, Universität und Theater hätten „Werkzeuge des Monarchen" zu sein; und fragen Sie auf Ehre und Gewissen den Grafen Bolko zu Hochberg, ob er wirklich glaube, Sie seien der Einzige, dessen Leitung und Weisung die Hofbühnen fördern könne. Rufen Sie die bewährtesten Vertreter der exakten Wissenschaften und des Heeres herbei und fordern Sie von ihnen hüllenlose, ungeschminkte Wahrheit. Versammeln Sie die vorragendsten Künstler um Ihren Thron und lassen Sie diese Männer, als wären sie unter sich und unbelauscht, über die Wirkung Ihres Einflusses auf die deutsche Kunstgestaltung sprechen. Wenn sich aus Alledem dann ergiebt, daß ich das reine Bild der Wahrheit wissentlich entstellt, ihre Züge bübisch verzerrt habe, dann wird es Zeit sein, den ungeduldigen Bütteln zu winken... Aber mir bangt nicht vor dem Nahen solcher Fährlichkeit.

... Zwei Männer, denen Genie und Erfahrung das tiefste Dunkel monarchischen Wesens erhellte, haben über die heute wohl wichtigste Königspflicht gute, einander ergänzende Worte gefunden. Bonaparte sagte: „Nicht die Natur, erst die Civilisation hat Könige erschaffen. Ein nackter König: undenkbar, erst in Kleidern scheint ers." Und Bismarck fügte, ohne vielleicht Napoleons Wort zu kennen, die besser pointirte Lehre hinzu, ein moderner Monarch solle sich so selten wie möglich ohne ministerielle Bekleidungstücke zeigen. Thut er es, wie ja sein Recht ist, dennoch, dann darf er sich über die Wirkung solchen Wagemuthes nicht wundern; dann muß er auf seine Rede großmüthig auch die Gegenrede dulden; muß der nackt Einherschreitende gestatten, daß hier

und da ein Knabe ihm zuruft: Herr König, Ihr seid ja nackt! Solcher Ruf mag manchem schüchternen Gemüth skandalös scheinen; der Rufer darf sich aber mit Augustinus trösten, der meinte, wenn eine Wahrheit skandalös sei, müsse man, um sie hören zu können, den Skandal eben in den Kauf nehmen. Da sich kein Besserer meldete, habe ich gewagt, die Wahrheit zu sagen: und das Wagniß dünkt mich, offen gestanden, nicht einmal allzu groß. Die Zeiten sind ja längst vorbei, wo Karl der Zehnte Berryers Bedenken lächelnd mit dem Wort abwehren konnte: „Ich bedark keiner Erfahrung. Sie halten mein Beginnen für tollkühn; aber Gott steht mir täglich durch Mittheilungen bei, über deren Ursprung ich mich nicht täuschen kann." Die Geschichte der Dynastien hat gelehrt, daß jeder Monarch der Erfahrung bedarf, und der Märchendichter hat gezeigt, wie solche Erfahrung die Befreiung aus dem Bannkreis des Schranzenthurmes zu bringen vermag. Wer Laboulayes Pfaden folgte, kann, auch Das lehrt nun die Erfahrung, heute im Deutschen Reich eines Majestätverbrechens angeklagt werden. Aber kann man, Herr Kaiser, einen Monarchen mehr ehren, das feste Vertrauen in seine reine, den edelsten Zielen zugewandte Absicht besser beweisen als dadurch, daß man offen den Glauben bekennt, er wolle die Wahrheit hören?

Daß sie, von keiner Schranke, keiner spanischen Wand, keiner Lakaienkunst gehemmt, Ihr Ohr erreichen möge, wünscht M. H.

1908: „Gegen den Kaiser".

Die Kaiserkrisis ist Allen sichtbar geworden. Seit sechzehn Jahren ward hier gesagt, daß sie kommen müsse, wenn erwachender Massenmuth zur Wahrhaftigkeit nicht ein Wunder wirke. Seit dem März des Jahres 1890 hatte die mächtigste deutsche Stimme sie angekündet. War Bismarck ein verbitterter Greis, der ins Amt zurück wollte? Hat er nicht Alles, was geschehen ist, vorausgeahnt? Wir müssen dafür sorgen, daß nicht auch seine düsterste Prophezeiung noch erfüllt wird. Wir wollen nicht neue Sündenböcke in die Wüste schicken; nicht betitelte und besternte Herren zu Prügelknaben machen. Die Halbmänner, deren schädlicher Einfluß Jahrzehnte lang, Unheil zeugend, fortgewirkt hatte, sind beseitigt. Was sie angerichtet haben, sieht jedes ungetrübte Auge. Ob die Spur ihres Trachtens je ganz wegzuwishen sein wird, bleibt fraglich. Doch der Ring ist gesprengt. Und unzulängliche Rathgeber nisten sich überall ein. Jetzt hat die Nation mit dem Kaiser zu reden. Nur mit ihm. Die Fehler der Handlanger verschwinden neben der furchtbaren Gefahr, die er heraufbeschworen hat. Dem Reich heraufbeschworen hätte, auch wenn keins der vor Britenohren von ihm gesprochenen Worte gedruckt worden wäre. Merkt die Kurzsicht noch immer nicht, daß die Veröffentlichung der Interview (in The Daily Telegraph) in dem traurigen Stück deutscher Geschichte der einzige Akt ist, der uns Trost gewähren

kann? Daß in dem Streit um das Bestimmungrecht des deutschen Volkes die Hauptfrage nur lauten darf: Hat der Deutsche Kaiser die Sätze, die der britische Oberst ihm zuschrieb, gesprochen?

Er hat sie gesprochen. Konnte sie sprechen. Und hat, als er sie las, in ihnen den Ausdruck seines Denkens und Wollens erkannt. Seine Absicht war, den Briten zu sagen, daß er sie herzlicher liebe, als der Mehrheit seiner Landsleute erwünscht sei; daß er ihr Reich vor dem Zusammenbruch bewahrt, in tiefster Noth ihnen, die im Landkrieg rathlos waren, den wirksamen Feldzugsplan geliefert, die heimliche wühlende Feindschaft der (ihnen jetzt eng befreundeten) Mächte vereitelt, die Einladung in ein antibritisches Bündniß nicht nur abgelehnt, sondern, trotzdem sie Verschwiegenheit bedingte, nach London gemeldet habe; und daß die deutsche Flotte zum Kampf gegen Japan und China bestimmt sei. Die Mehrheit der Deutschen haßt England (also habt Ihr die Kriegsgefahr vor der Thür und die Wahl, ob Ihr morgen losschlagen oder noch hastiger Dreadnoughts bauen wollt). Wenn ich die russischen und französischen Anerbietungen, die im Vertrauen auf unsere Diskretion nach Berlin kamen, nicht abgewiesen und flink meiner Großmutter mitgetheilt hätte, wäre es Euch schlecht gegangen (überlegt also, ob Rußland und Frankreich zuverlässige Freunde sind). Um Euch aus der Ohnmacht zu helfen, habe ich, der höchste Kriegsherr des deutschen Heeres, einen Feldzugsplan für die britische Armee ausgearbeitet (also die Neutralitätpflicht verletzt) und dem Großen Generalstab zur Prüfung übergeben (also die Zeit meiner klügsten Offiziere mit Englands Interesse belastet). Meine Flotte baue ich, um für den Kampf um den Stillen Ozean stark zu werden (also merkt Euch, daß wir da große Ambitionen haben, und erzählt den gelben Männern, daß wir ihnen ans Leben wollen). Das hat Wilhelm der Zweite, Deutscher Kaiser und König von Preußen, vor Engländern gesagt. Daß Einer, der sich der Macht entkleiden will, so spräche, wäre noch zu begreifen. Auch ihm müßte staatsmännischer Sinn empfehlen, die Herrscherhoffnung des Erben nicht im Keim zu zerstören. Daß Einer, der weiterregiren will, sich draußen so um alles Vertrauen, um allen Glauben an seine Eignung für die einfachsten Aufgaben der Politik gebracht hat, ist ohne Beispiel in der neuen Geschichte. Ohne Beispiel auch die Wirkung dieser Worte auf dem weiten Rund der Erde. Angeln, Romanen, Slawen, Mongolen stehen gegen uns vereint. Vom Weißen bis zum Gelben Meer Wuth und Hohn. Wenn das Balkangewitter vorbeigezogen ist, werden behende Vermittler in Wien leis anfragen, ob Oesterreich-Ungarn noch Lust habe, allein mit diesem Nachbar im Schmollwinkel zu bleiben. Und vielleicht die Antwort hören, daß die richtige Einschätzung der berliner Diskretion schon aus der Zeit der ersten englischen Interview Wilhelms stamme. Deshalb sei dem Bundesgenossen damals auch über Bosnien und die Herzegowina nichts anvertraut worden.

Will der Kaiser und König der Krone entsagen? In geringerer, in nicht selbst verschuldeter Fährniß hat sein Großvater daran gedacht. Den Enkel wird kein Frauenwunsch und keine Volksdrohung drängen. Sein Wille ist frei. Doch er darf sich nicht darüber täuschen, daß seine Volksgenossen jetzt gegen ihn sind und daß kein Kanzler sich, der alte nicht noch ein neuer, halten kann, der nicht aus dem Munde des Kaisers die Bürgschaft unverbrüchlicher Selbstbescheidung bringt. Die muß Deutschland fordern. Auch das Haus Hohenzollern. In dieser grausam ernsten Stunde noch. Sonst wird es zu spät.

Der Lorber hängt heute niedrig und der Spazirgänger kann leichte Kränze bequem erreichen. Absolutismus, persönliches Regiment, Redseligkeit, verspätetes Schwanenritterthum, impulsive, launische, romantische Politik: so abgegriffene Wortspielmarken erkaufen dem geistlosen Redner dröhnenden Massenbeifall. Wer das Nahen der Kaiserkrisis früh erkannt, fast zwei Jahrzehnte lang vor ihr, trotz Schmähung, Vermögensschädigung, Einsperrung, als vor der drohenden Reichsgefahr furchtlos gewarnt hat, Der braucht sich jetzt nicht in Schweiß zu schreien, um den Applausspendern zu beweisen, daß ihm im Dunstkreis der Majestät feige Scheu nicht für immer die Kehle zuegschnürt hat. Der darf ruhig reden; gelassen wie Einer, der von unbestrittenen, unbestreitbaren Thatsachen spricht. Sind sie bestritten worden? Sind sie zu bestreiten? Nicht Einer hats auch nur versucht. Im weiten deutschen Land nicht ein irgendwie Beträchtlicher, dem Fronpflicht nicht das Kreuz so nutzlosen Mühens aufzwang. So weit sind wir. Endlich. Und dürfen aufathmen: denn der Erdkreis merkt nun wieder, daß auf deutschem Boden nicht eine Heerde lebt, die der Wink des Hirten auf eine kahle Dühnenklippe treibt oder in den Stall pfercht. Daß germanische Volkheit im Qualm der Städte den Stolz freier Sassen noch nicht verlernt hat; daß sie nach selbstherrlichem Ermessen ihr Vertrauen giebt und nimmt; und, wenn Nothwendigkeit befiehlt, dem Haupt der in ihrem Bereich mächtigsten Familie mit unüberhörbarer Stimme, wie Hiobs Gott einst dem wilden Meer, zuruft: „Bis hierher darf Deine Gewalt reichen und nicht um Fußes Breite je weiter!“ Das ist geschehen. Da der Wunsch treuer Herzen, die Majestät möge sich wieder mit Wolken kleiden und in Dunst wie in Windeln wickeln, unerfüllt geblieben ist, im Gebraus üppigen Hoflagerlebens wohl gar nicht vernommen ward, haben tausend schrille Stimmen von dem Kaiser und König Gehör erzwungen. In den rauhen Chor klang eine fromm mahnende Weise hinein; wie ins Feuergeläut der umflorte Ton einer Totenglocke. Der Vorstand der Konservativen Partei hat eine Erklärung veröffentlicht, in der gesagt wird: „Wir sehen mit Sorge, daß Aeußerungen Seiner Majestät des Kaisers, gewiß von edlen Motiven ausgehend, nicht selten dazu beigetragen haben, zum Theil durch mißverständliche

Auslegung, unsere Auswärtige Politik in schwierige Lage zu bringen. Wir halten, geleitet von dem Bestreben, das kaiserliche Ansehen vor einer Kritik und Diskussion, die nicht zuträglich sind zu bewahren, und von der Pflicht beseelt, das Deutsche Reich und Volk vor Verwicklungen und Nachtheilen zu schützen, uns zu dem ehrfurchtvolen Ausdruck des Wunsches verbunden, daß in solchen Aeußerungen künftig eine größere Zurückhaltung beobachtet werden möge." Eine Totenglocke. Die einen ehrwürdigen Wahn zur letzten Ruhstatt geleitet. Ein König von Gottes Gnaden dürfte nie getadelt, niemals zu „größerer Zurückhaltung" gemahnt werden. Der wüßte besser als jeder Andere, was ihm ziemt, was dem Lande frommt. Der fünfte Novembertag des Jahres 1908, der diese Erklärung gebar, ist aus Preußens Geschichte nicht mehr zu tilgen und die Männer, die uns ihn erleben ließen, verdienen Dank; trotzdem sie nicht Alles thaten, was die Noth der Zeit zu thun drängte. Wie dünnes Spinnengewebe nur umkleiden die Kurialien und Klauseln die ernsteste Rüge. Die Erklärung kann nicht verhallen und muß fortwirken wie eine That. Und die Männer, die sich dazu entschlossen, haben den Kranz, der Tapferen lohnt, nicht in bequemem Schlendern erreicht.

Vor zwanzig Jahren beim Johannitermahl in Sonnenburg, hat Wilhelm der Zweite die „Edelsten des Volkes" als seine zuverlässigsten Helfer gerühmt. Sechs Jahre danach sprach er in der Krönungstadt preußischer Könige: „Wie der Epheu sich um den knorrigen Eichstamm legt, ihn schmückt mit seinem Laub und ihn schützt, wenn Stürme seine Krone durchbrausen, so schließt sich der preußische Adel um mein Haus." Der sichtbarste Theil des Adels hat vor der Antwort auf die Reichslebensfrage so lange gezaudert, daß die kaiserliche Katachrese an Sätze erinnern mußte, die Goethe ins Buch seines Erlebens schrieb: „Wie die Mollusken keine Knochen, so hat der Epheu keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, dei Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben ist, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume saugt er aus und am Allerunerträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und versichert, hier sei ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe." Die Zeit ist vorbei. Der Adel will nicht länger anschmiegsamer Epheu sein. Nicht blind, wie ihm zugemuthet ward, durch Dick und Dünn folgen. Die Von Buch, Erffa, Heydebrand, Kröcher, Manteuffel, Mirbach, Normann, Pappenheim fühlen, daß ihre Kaste verloren wäre, wenn sie sich jetzt noch völlig von dem Empfinden der Nation schiede. Sie haben Brüder und Vettern, Söhne und Schwiegersöhne in der Armee und in der Verwaltung, sind dem Hofbann erreichbar: und sprechen dennoch deutlicher als irgendwo eine bourgeoise Gruppe. Muthig und (deshalb) klug. Hat Wilhelm sie gehört? Begriffen, wie tief das Volksgemüth erregt sein mußte, ehe der Freiherr von Manteuffel, der Präsident des Preußischen

Herrenhauses, sich entschloß, seinen Namen, eines sozial und wirthschaftlich bedrohbaren Mannes, als ersten unter die Rüge zu setzen? Die um den Kaiser und König sind, waren seit Jahren verpflichtet, so zu ihm zu sprechen wie die elf Deklaranten. Ihm zu sagen, wie im Reich über ihn gedacht werde; in den Palästen der Bundesfürsten und im Bauernhaus, auf dem Landsitz der Junkerfamilien und im Prunkzimmer des reichen Städters, im Kasino und in der Fabrik. Dann wäre der Wunsch, den die Deklaranten, um diligentiam zu zeigen, ihrer Mahnung anhängten, vielleicht zu erfüllen: dürfte man über das Geschehene schweigen. Jetzt darfs nicht sein. Um des Reiches willen. Noch ist nichts gewirkt, nichts gesühnt, nichts verbürgt. Ist durchaus nicht sicher, daß nach ein paar Wochen das alte Leid nicht wieder die Volkskräfte lähmt. Das aber darf nicht sein. Um des Reiches, auch um des Kaisers willen.

„Es ließ mir keine Ruhe: ich mußte reden", schrieb Friedrich Wilhelm der Vierte an Thile. Könnte auch sein Großneffe geschrieben haben. Er muß reden. Und Niemand hat das Recht, ihn zu hindern. Nur: die Nation will für seine Reden nicht länger verantwortlich sein. Für von ihm Gesprochenes und Geschriebenes nicht. Denn sie glaubt nicht, daß der fast Fünfzigjährige sich ändern, „sich Zurückhaltung auferlegen" könne. Als er darum ersucht worden war, kam das Zeppelinspektakulum als Trutzantwort. Wurde der alte Graf vor allem Volk aufgefordert, so rasch wie möglich neue Luftschiffe zu bauen. Warum so rasch? Der Brite fragts; und erwidert selbst: Weil der Kaiser uns an den Inselleib will. Das ist gedruckt worden. Da haben wirs also wieder. Ein Geschäftsmann ruft nicht über den Markt, was er vor hat. Ein Deutscher Kaiser, der die Kriegsschiffe für Meer und Luft nicht schnell genug fertig haben kann, mag tausendmal betheuern, daß er nichts Arges gegen Britanien sinnt: kein Engländer wirds ihm glauben. Das Reichsgeschäft fordert ein politisches Temperament, nicht ein dramatisches. Der Kaiser langt nach der Augenblickswirkung und freut sich, als wäre die Welt eine Schaubühne, an Worteffekten, Gruppenbildern, Abgängen und Aktschlüssen. Wir freuen uns nicht daran; haben für solches Vergnügen höchstens von Acht bis Zehn abends Zeit. Wir wollen die Geschäftsleitung ungeschmälert Politikern gesichert wissen, die über den Augenblick hinaus denken und jedes Thun, jedes Unterlassens Folge bis ans Ende ermessen. Die sich nicht stets vor dem Photo- oder Kinematographen fühlen. Gründlich vorgebildet sind und alle Stunden des Tages (und, wirds nöthig, auch der Nacht) ihrer Arbeit hingeben. Denn ohne zu arbeiten, von früh bis spät, kann heute selbst ein Genie nicht regiren. Für einen Jupiter, der aus der Wolke hervorblitzt, danken wir. Wollen endlich in gleich starker Rüstung mit den Rivalen um das Lebensrecht kämpfen. Und Leuten, die an die Staatsspitze nicht taugen, nicht auf ewig unlöslich verbunden sein. Uns die Möglichkeit wahren, taktlose, ungeschickte

oder kompromittirte Menschen wegzujagen. Solche Möglichkeit bleibt nur, wenn diese Menschen nicht im Purpur geboren sind.

Damaskus, Kiautschau, Tanger, Krüger, Stoessel, Witte, Loubet, Goluchowski, Tweedmouth, Hill, Wortley, Hale . . Wer zählt die Völker, nennt die Nammen? Wir haben genug. Schon müssen Manuskripte, die Bekenntnisse des Kaisers enthalten, heimlich zurückgekauft werden (und in England liegt noch gefährlicher Sprengstoff in Fülle). Schon müssen wir knirschend hören, wie in Westminster der Premier und die ehrenperthen Abgeordneten das Reichshaupt in offener Sitzung höhnen. Wir wollen nicht mehr. Wilhelm der Zweite hat bewiesen, daß er zur Erledigung politischer Geschäfte ganz und gar ungeeignet ist; hundertmal bewiesen, daß ihm selbst bei günstigster Marktkonjunktur kein Abschluß gelingt. Er mag viele Fähigkeiten haben; diese fehlt ihm völlig. Und hätte er den Keim in sich, so fände er, der Soldat und Seemann, Theologe und Historiker, Maler und Aesthetiker, Dichter und Komponist, Jäger und Yachtmann, Prediger, Maschinentechniker und Regisseur ist, nicht die Muße, die innere Stille, ohne die nichts hienieden zu reifen vermag. „Das Weltall Dir unterthan“: Das paßte vielleicht in die Tage des Sonnenkönigs. Heute würde durch die Ubiquität eines Herrschers nur Aergerniß gegeben. Wer mag denn immer von Einem hören, in jedem Morgen- und Abendblatt neidisch seines Erlebens Spur finden? Wir wollen auch nicht, daß der Kaiser seine Standarte über die Wälle einer Festung wirft, die für uns werthlos ist und deren Schanzen wir dann doch stürmen müssen, um die Standarte zurückzuholen. Gehts wie bisher weiter, so müssen wir einen Krieg führen, um die verlorene Achtung wieder zu erwerben und uns vom Fluch der Heerdenlächerlichkeit zu lösen. Das wollen wir nicht. Ein langwieriges Schauspiel nur: da wäre der Blutpreis zu hoch.

Der Kaiser ist nicht Monarch. Das Reich ist souverain; nicht der Kaiser. Der darf das Reich nicht ohne Zustimmung Sachverständiger binden. Und diese Sachverständigen dürfen nicht gezwungen sein, drei Viertel ihrer Kraft immer erst an die Beantwortung der Frage zu verwenden, wie ihr vernünftiges Planen dem Kaiser plausibel zu machen ist. Wir wollen nicht Tag vor Tag in unserem Kulturgefühl gebildeter Europäer durch Rede und Schrift beleidigt sein. Wir wollen Staatsgeheimnisse wahren. Fremden weder schmeicheln noch drohen. Unwahrhaftigkeit, Gaukelspiel, Byzantinerprunk verachten. Wieder bündnißfähig werden. Uns vor Händeln hüten, unvermeidliche aber ohne feiges Zagen ausfechten. Uns nie ohne Deckung zu weit vorwagen, nie aber auch vor einer Gefahr oder einem Bluff zurückweichen. Dieser Wille schon zwingt die alte Reichskraft herbei. Und die alte Achtung kehrt wieder, seit bewiesen ist, daß der Deutsche auch gegen den Kaiser noch zu wollen wagt.

Wenn wir heute leugnen, werden wir morgen überführt. Wenn wir heute aufathmen, schnürt morgen neuer Gram, neue Scham uns

die Kehle zu. Je schneller das Gift herauseitert, je rascher der im Inselreich gehäufte Sprengstoff zerprasselt, um so besser für Deutschland. Wir könnens dem Kaiser nicht ersparen. Warum ersparte er uns nicht die Wahl, zuerst an ihn oder ans Reich zuerst zu denken? Er hat in den zwei Interviews Britanien, Rußland, Frankreich, Japan, Holland, die Türkei gekränkt, alle Anderen mißtrauisch gemacht und in Amerika, wo er eifernd Liebe gesät hatte, nur Haß und Hohn geerntet. Vorbei. Zwei Möglichkeiten boten sich ihm. Er konnte dem Reich das Opfer freiwilliger Abdankung bringen oder auf das Amt des Geschäftsführers verzichten, für das er nicht paßt und das heute keinem Gekrönten und drum Unentfernbaren zufallen darf. Diesen Verzicht hat er öffentlich ausgesprochen; braucht unser Vertrauen in seine Politikerfähigkeit also nicht mehr. Darf, wie jeder Gentleman, aber fordern, daß seinem Wort geglaubt wird. Er will nicht in Bossuets, nicht in Fritzens Sinn ferner noch deutsches Schicksal regiren, sondern der still thronende König und Kaiser reifer und selbstbewußter Völker sein, die mit seinen Ahnen Verträge geschlossen haben. Ob ers vermag, müssen wir in Geduld abwarten. Doch entschlossen sein, jedem Schritt, der auf den Weg ins Unglück zurückführen könnte, uns wuchtig entgegenzustemmen. Nicht Friede ist: Waffenstillstand.

Auch Deutschlands Volk muß sich ändern. Dem Tand, dem Prunkschauspiel, der Titelsucht entsagen, dem Schmeicheldienst sich entwöhnen, seine Grundrechte gebrauchen, dem König und Kaiser imponiren lernen. Wer kennt denn die Verfassung gründlich? Wer nur von Denen, die sie jetzt umstülpen oder flicken möchten? Sie genügte dem Bedürfniß gestern noch; mit geringeren Rechten und Machtmitteln hat Britaniens Parlament die Stuarts unter den Willen des Gesetzes gebeugt. Kriechet nicht vor dem Kaiser noch haltet Euch fern von ihm wie, in der Sterbestunde, Chinas Edle von dem Himmelssohn, dessen Siechbett Keiner nahen darf und der in Asiens Hofpomp einsam verröchelt. Sehet ihn menschlich; den Menschen. Wenn an seinem Willen auch nie wieder das Schicksal deutscher Menschheit hängen darf: ein guter Vertreter leuchtender Rechtshoheit kann dieser Impressionable, mit seinem wirbelnden Eifer, seiner fluthenden und ebbenden Einbildnerkraft, morgen noch werden. Macht es ihm leicht; unüberwindlich schwer nur die Erfüllung des jäh etwa auflackernden Wunsches, wieder in den Bereich nüchterner Geschäfte hineinzutosen. Ringt ihm Achtung ab; die Erkenntnis, daß Ihr sicherer, als er that, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige herausrechnen könnt. Und sprechet gelassen dann, mit artiger Tapferkeit, zu den Fremden: „Daß Euch des Kaisers Zunge gekränkt hat, schmerzt uns. Daß er in der Stunde des Scheltens und Drohens eben so ehrlich war wie in der des Werbens und Streichelns, braucht Ihr nicht zu glauben. Wir wissens. Fraget fortan nicht immer nur ihm nach. Meinet nicht, Ihr Briten, weil seine vom Onkel gereizten Nerven von Weltkat-

strophen träumten, für die Abwehr deutscher Erobererheere Euch rüsten zu müssen. Im Bannkreis solchen Spukes müßte Euer Wohlstand, wie unser jüngerer, versiechen; und trotz der Interessenspaltung sind wir doch Verwandte und nicht für ewige Zeit vor der gelben, der braunen und schwarzen Menschheit in sicherer Hut. Wenn Ihr die Hoffnung aufgebt, sechzig Millionen arbeitsamer, gestählter und geschulter Menschen je wieder als arme Vettern aus dem Kontinentalwinkel behandeln zu dürfen, werden wir uns eines Tages auch über die Flotte verständigen. Weil wir müssen. Beide. Schon denkt mancher Ernüchterte wie Fritz von Preußen einst: ‚Ich glaube nicht, daß wir uns je überreden lassen dürfen, eine Kriegsmarine zu schaffen. Den großen Flotten Europas würde unsere doch nie an Kraft gleichen; und wenn wir weniger Schiffe haben als andere Nationen, ist die Ausgabe nutzlos. Um das für die Flotte nöthige Geld aufzutreiben, müßten wir am Landheer knausern. Mir aber scheint nützlicher, die stärkste Armee Europas zu haben als unter den großen Seemächten die schwächste zu sein.‘ (Exposé du gouvernement prussien, des principes sur lesquels il roule, avec quelques réflexions politiques.) Luftfahrzeuge werdet Ihr nicht langsamer bauen als wir. Wollt Ihr, weil wir Euch vereinsamt scheinen und auf der See und in der Luft noch fern vom Ziel unbedachter Sehnsucht sind, für ein Jahrhundert ein muthiges, mit gefährlicher Schnelle sich mehrendes Volk Euch verfeinden? Einem habt Ihr fürchterliches Planen zugetraut. Er blitzt nicht mehr; wird Euch mit Donner nicht mehr aufschrecken; ein Kaiser wie andere Kaiser werden. Merket Alle, in West und Ost! Wie Wilhelm über eine Person, eine Sache denkt: daran hängt nicht mehr die Entscheidung. Der Versuch, ihn durch Schmeicheleien zu ködern oder durch Bluff einzuschüchtern, verheißt nicht länger Lohn. Wer mit dem Deutschen Reich Geschäfte machen will, muß die Stimmung des deutschen Volkes errechnen. Wer dem Deutschen Reich Schaden oder Schande stiften will, auf die einmüthige Abwehr vom deutschen Volk gefaßt sein. Das will in ernster Stille mit starkem Arm seiner Kinder Land bestellen. Und sein Kaiser hat auf die Möglichkeit verzichtet, Unrechtes zu thun."

Am siebenzehnten November 1908. Da stand im amtlichen Theil des Reichsanzeigers: „Der Kaiser erblickt seine vornehmste Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern. Dem gemäß billigte er die Ausführungen des Kanzlers im Reichstag und versicherte den Fürsten von Bülow seines fortdauernden Vertrauens." Der durfte ohne Ueberhast sich (nach dem Brauchwort aus huldvollem Herzen) „seine Matratze stopfen"; ächzte auch hinter der Bö des „Daily Telegraph" noch unter Last und Lärm täglichen Telegraphirens, Feierns, Betriebes; fiel dann von dem selben

Paradedeck, das ihn in Glanz geschaukelt hatte. Und Alles blieb, wie es seit zwanzig Jahren gewesen war. Unsereins, spottete der unsanfter, nach kaum längerer Verschnaufenspause, weggeschickte Bismarck, „ist froh, wenn der eine Geburtstag in jedem Jahr überstanden ist: der junge Herr möchte alle Tage Geburtstag haben." Die Lust daran hat der alternde sich nicht abgewöhnt. Kein Gott je die Freude an Weihrauh. „Wer lange regirt hat, müßte verschmachten, wenn ihn nicht Lob umsänge. Und doch sind Könige Menschen wie andere; haben nur Wichtigeres zu thun. Wer sich für besonders merkwürdig hält, meint selbstgefällig, die Welt wolle jede Kleinigkeit erfahren, die ihn angeht." Als grämlicher Greis raunzt Fritz so, der einzige Zollern, aus dem (von unreinem Docht) eine Genieflamme knistert. Seines Neffen koburgisch gesprenkelter Urenkel bescheidet sich nicht in den kahlen Zwang nüchternen Geschäftes. „Einer nur ist Herr im Land und der Eine bin ich." „Ohne den deutschen Kaiser giebts auf dem Erdball keine Entscheidung." Zu Onkel Eduard: „Blut ist dicker als Wasser." Zum Gossudar Niki: „Rußlands Trauer ist Deutschlands Trauer." Dann: „Unter meinem Dach haben die Zwei, als Hochzeitgäste, sich gegen mich tückisch verschworen." „Wir hatten zu häßliche Auswüchse; Sezession und so was. Der Krieg ist ein Glück für uns. Jetzt wollen wir sie dreschen." Genug; sonst brennt in hundert Narben die Erinnerung an unsägliches Leid. Doch Einem, der vor der schwersten Pflicht nie bang gezaudert hat, ritzt Salbaders Bußpredigt nirgends die Seelenhat. Wir wissen, bethuliche Feinde, durchaus, was war, was ist; und blicken aus wachem Auge bis auf den Grund unseres Kelches. Eurem Einspruch ist nur der Innenzustand offen, aus dem internationale Gefahr keimen könnte. Der war. Wird nie wieder. Alle Kraft zum Guten, keine zum Schlechten ist, auch nach fritzischer Mahnung, dem König, dem Kaiser gewahrt. Die Abrechnung ist Deutschlands eigene, heilig ernste Sache. Und seines freien Willens Recht, die Stunde zu solchem Verhängnißwerk zu bestimmen.

In der Note, die, sogleich nach dem Eingang des von Deutschland beglaubigten Wortlautes, die Frage nach d Bereitschaft zu Waffenstillstand bejaht, sagt Präsident W

„Weil der Weltfriede jetzt an aufrechtem Geradsinn hängt, befiehlt Pflicht unzweideutig offene Rede und verbietet die Milderung schroffen Tones. Den Kriegsgenossen kann ich, zu Erwägung, nur den Waffenstillstand vorlegen, der vor Wiederaufnahme der Kampfhandlungen schützt und in dessen Dauer die Ausführung alles Zugesagten zu erzwingen ist. Die Zwangsmöglichkeit muß jede Einzelbestimmung der ‚Punkte‘ umfassen. Solche Sicherung ist unerläßlich, weil wie bedeutsam groß der in Deutschlands Verfassung bewirkte Wandel auch sei, der Kern der Schwierigkeit noch nicht erreicht scheint. Nur der Wille des deutschen Volkes soll fortan Krieg entfesseln und enden. Doch über den Krieg von heute hat er keine Gewalt: denn der Einfluß des Königs von Preußen ist ungedämmt, die Macht der Reichsmilitärbehörden nicht dem Volkswillen unterthan und alle Entscheidung Denen gelassen, die bisher Deutschlands Herren waren. Diesen aber weigern die Völker der Erde ihr Vertrauen. Weder morgen noch jemals wollen die Vereinigten Staaten über Friedensschluß, Rechtssühnung, völkerrechtliche Pflichtleistung mit selbstherrisch Thronenden oder mit Heereshäuptern verhandeln. Die dürfen nur Unterwerfung, nicht Verständigung, anbieten. Verhandeln können und wollen die Vereinigten Staaten nur mit Männern, die sich im Ernst Vertreter des deutschen Volkes nennen dürfen und denen die Verfassung einen unentreißbaren Regirersitz einräumt. Durch Verhüllung solcher Grundpfeiler des Denkens und Wollens würde der Sache, um die es geht, nicht gedient.“ Der Staatssekretär unseres Auswärtigen Amtes hat geantwortet: die Volksregirung, der seit dem Verfassungwandel alle Machtbefugniß zugefallen, auch die Militärgewalt unterstellt sei, werde, allein, verhandeln, entscheiden; und harre der Angabe, unter welchem Beding der Waffenstillstand zu erlangen sei. Harter Forderung ist sie, sind wir gewärtig. Oesterreich, Ungarn und die Türkei haben sich, weil sie zu müssen glaubten, auf Gnade oder Ungnade ergeben. Der czecho-slowakische und der südslawische Staat klammern sich mit allen Fasern in die Gunst der Westmächte, denen sie selbständiges Leben danken, und können morgen Aufmarschgebiete des Feindes sein. Graf Andrassy, als Liquidator der Doppelmonarchie Burians Erbe, hat sich,

ohne Deckung durch einen Vermittler, an die Regirungen Amerikas, Englands, Frankreichs, Italiens gewandt. Wen hats, wie Donner den Blinden, noch überrascht? Vor zwei Wochen sagte ich: „Es gehört zu den grausigsten Witzen der Weltgeschichte: ein Krieg, von unserer Staatsweisheit unternommen, um ein unhaltbares Oesterreich zu halten, hat jetzt bewirkt, daß dieses Oesterreich sich selbst für unhaltbar in seinen alten Formen erklärt, auseinanderfällt und seinen nicht deutschen und nicht magyarischen Völkern, den Schützlingen seiner Feinde, die Konzessionen macht, die sie begehren. Wir sind allein: am Abgrund. Kein künstlich aufgequältes Dickicht mehr, ihn zu verbergen!" Allein, deutsches Volk; doch, endlich, frei zu würdiger Gestaltung Deines Sehnens und edler Gemeinschaft nicht länger unwerth. Drückende Bedingniß der Waffenruhe? Die Seesperre, die dem vereinsamten, auch in Ost bald wohl umwallten Deutschland nun noch rauher fühlbar werden muß, böte den Feinden, den Inhabern aller deutschen Siedlergebiete, schon zulängliche Bürgschaft. Jede von Vernunft und Rechtsgefühl ertragbare sollen sie obendrein haben. Daß die Völkerbundesgenossen von morgen so thöricht, bis zu Selbstgefährdung tollwüthig sind, Deutschlands Entehrung zu wollen und dadurch den geduckten Militaristen in Auferstehung zu helfen, werde ich glauben, wenn Gewißheit die Dünste muthloser Reue verscheucht. Wird Hartes geheischt: kein Wuthschrei darf aus der Kehle. Wir wissen, von welchen Mächten uns dieses Verhängniß kam; und wollen nicht auf dem ekel besudelten Grab der Militärmonarchie, die einst jung und schön, an Seelenkraft und Wesensglanz reich war, nun aber in Gräueln ohnegleichen erstickt ist, einer „Ehre" nachtrauern, die niemals wieder unser sein dürfte. Wer in dem Absturz des Militarismus, der von Millionen wilder Flüche umheulten Geistesverfassung, ein hohes Glück, ein allem Erdgewimmel Gnade spendendes, bejauchzt, darf das verwesende Gerippe, die Aasweide, nicht mit Witwersthränen feuchten. Im Rhythmus froher Andacht heilige, trotz dem Drang zehrenden Leides, Dein Herz, deutsches Volk! Selbst schufest Du Dir Freiheit; und Dein Schicksalsweg biegt in Menschheit zurück.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verl[illegible]
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Unter Bezugnahme auf die heutige Bekanntmachung betreffs ***Einlösung der bei den Zahlstellen hinterlegten fälligen Zinsscheine und ausgelosten Stücke***

russischer Staatsanleihen
und staatlich garantierter Wertpapiere

fordern wir die Hinterleger von Zinsscheinen und verlosten Stücken, insoweit sie Bescheinigungen von uns erhalten haben, auf, diese Bescheinigungen bei uns einzureichen.

Falls die Einreichung ***an unseren Hauptkassen*** in ***Berlin*** erfolgt, so hat sie in den ***Vormittagsstunden zwischen 9—1 Uhr,*** und zwar im Interesse schnellerer Erledigung nach den Anfangsbuchstaben der Namen, auf welche die Bescheinigungen lauten, an folgenden Tagen zu geschehen:

Für die Buchstaben *A* bis *D* am *14. Oktober 1918*
„ „ „ *E* „ *H* „ *15.* „ *1918*
„ „ „ *J* „ *L* „ *16.* „ *1918*
„ „ „ *M* „ *R* „ *17.* „ *1918*
„ „ „ *S, Sch, St* „ *18.* „ *1918*
„ „ „ *T* bis *Z* „ *19.* „ *1918*

Bei Aufarbeitung der brieflich zu erledigenden Einreichungen werden in Anbetracht des überaus großen Materials und der knappen Arbeitskräfte gewisse Verzögerungen unvermeidlich sein, wenn wir auch selbstverständlich auf größtmögliche Beschleunigung bedacht sein werden.

Die am Anfang des Krieges von uns ausgestellten Bescheinigungen über Restbeträge von Zinsscheinen und verlosten Stücken von Obligationen verschiedener russischer Eisenbahn-Gesellschaften gelangen gleichfalls jetzt zur Auszahlung und sind demgemäss bei uns einzureichen.

Berlin, den 9. Oktober 1918.

Mendelssohn & Co. **S. Bleichröder.**
Direction der Disconto-Gesellschaft. **Berliner Handels-Gesellschaft.**

Rennen zu Karlshorst.

7. Tag:
Montag, den 4. November, vorm. $^1/_2$12 Uhr, 7 Rennen u. a.:
Großes Hürdenrennen. Preise 25 000 Mark.

Fahrplan der Vorortzüge über Stadtbahn siehe Anschlagsäulen. Außerdem **Stadtbahnverbindung** von **Charlottenburg, Friedrichstraße** nach **Niederschöneweide,** sowie von **Görlitzer Bhf.** nach **Niederschöneweide,** von hier in 15 Minuten ca zu Fuß zur Rennbahn Karlshorst. — **Straßenbahnverbindungen:** 1. vom **Schlesischen Bhf.** über Stralau-Treptow nach **Oberschöneweide;** 2. von **Bahnhof Niederschöneweide** nach Rennbahn Karlshorst; 3. vom **Alexanderplatz** nach **Friedrichsfelde;** 4. von **Friedrichsfelde** nach Rennbahn Karlshorst.

Graphologin

Charakter deutet aus Handschrift, für **3 M.**

Hoffmann
Hamburg, Grindelallee 26

Verschiedene ältere Jahrgänge „Zukunft“

IV, V, XI, XII usw.
preiswert zu verkaufen

Krohn, Hamburg
Isestraße 2

Hat es denn noch Zweck,

besteht denn heute noch eine Notwendigkeit, Kriegsanleihe zu zeichnen?

Darauf gibt es nur eine Antwort:

Wer will, daß es zum Frieden kommt, der zeichne nach seinem besten Vermögen. Und wer will, daß der Frieden möglichst gut wird, der zeichne erst recht Kriegsanleihe.

Ein grosser Erfolg der Kriegsanleihe wird im Innern des Landes das Vertrauen befestigen, nach aussen unser Ansehen erhöhen, und die Hoffnungen der Feinde auf einen finanziellen Zusammenbruch Deutschlands widerlegen, dem Reich die Mittel zur Fortführung des Kampfes, falls es notwendig werden sollte, gewähren, und für den Fall, dass es zum Frieden kommt, die Ueberführung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Friedensfuss erleichtern

Vom Büchermarkt

Das einsame Herz. Ein Leben aufgezeichnet von Anni Apel. Ausstattung von Otto Baumberger. Verlag: Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig. Geh. 4,20 M., geb. 5,80 M.

Diese Frauendichtung tritt in mehr als einer Hinsicht aus der Reihe der alltäglichen Bucherscheinungen heraus. Die Frau, die sie schrieb, ist Künstlerin im echten, schicksalsvollen Sinn, nicht Schriftstellerin aus Muße, die nur aus ihrem engbezirkten Erleben zu berichten hat, oder Literaturweib, vor dessen gewaltsam emanzipierter Anschauung die Grenze zwischen männlicher und weiblicher Welt verwischt ist. Das Grunderlebnis aller ganz starken, ganz tiefen Frauen an der Lauheit und Schalheit der heutigen Beziehungen von Mensch zu Mensch ist hier zum erstenmal rücksichtslos von einer Frau gestaltet. Die seelischen Vorgänge sind mit kühner Offenheit aufgedeckt, die in der klaren Reinheit der Anschauung ihre Rechtfertigung hat. Unbewußtes ist in einer Fülle hell geworden, und besonders sind die kleinen Empfindungen und Eindrücke des Kindes mit einer Erinnerungsfeinheit aufgezeichnet, daß das Buch dem auf Seelenwissen Schürfenden mehr gibt als eine Bibliothek psychologischer Werke. Die mit der strengen, ausdrucksmächtigen Plastik jüngster Sprachkunst geformte Prosa beweist, daß eine Künstlerin von seltenem Rang ihr Letztes gab.

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt der Firma **Julius Klinkhardt, Leipzig**, beigelegt, der auf ein Werk von Dr. K. Henning hinweist. Wir möchten nicht verfehlen, unsere Leser auf das interessante Buch aufmerksam zu machen, in dem die Kriegshetzereien der amerikanischen Schwerindustrie bloßgestellt werden.



Berlin, den 9. November 1918

Kaiserkrisis

Jedes Herz, dessen Schlag vom Morgendämmern großen Erlebnisses nicht zu verschüchtern ist, grüßt mit den Wünschen brüderlichen Hoffens die frei gewordenen Völker Oesterreichs und Ungarns. Die haben ihre Sache gut geführt. Die „Schmach“ der Kapitulation, der Ergebung in Gnade und Ungnade des Feindes haben sie der k. k., der k. und k. Regirung aufgebürdet, deren niederträchtige Tücke durch das Handeln gegen Serbien, deren dick verstaubte Unzulänglichkeit durch alles seitdem Geschehene (Mobilisirung, Kriegsführung, Korruption, Hungersnöthe) jedem nicht völlig Blinden erwiesen ist. Diesen längst rundum zerbeulten und stinkig gewordenen Zwillingapparat hat, sammt der ihm anhaftenden Schmach, ein Höllentrichter verschlungen. Das sahen die Völker jauchzend. Czechen, Deutsche, Italer, Kroaten, Magyaren, Polen, Serben, Slowaken, Slowenen, Walachen. Alle nicht von der Sorge um die Sicherheit ihres Geldschrankes bis an den Wesensrand bebenden Menschen. Und danach ist jedes Volk rüstig an die Arbeit gegangen, nach Bedürfniß und Willen seinem Leben Gestalt, seiner Zukunft feste Wurzeln zu schaffen. Die Bedingungen, die den Waffenstillstand erkauften, sind furchtbar hart? Darüber darf die Staatsmacht nicht klagen, die in das auf ihren Antrag neutralisirte, nicht der winzigsten Neutralitätverletzun schuldige Belgien einbrach und einundfünfzig Monate lang

wie im Land eines ruchloser Gräuel überführten Feindes drin hauste. Nach halbjährigem Feldzug forderte, im Januar 1871, Bismarck in Versailles von einer Regirung, die für den Kriegsausbruch nicht verantwortlich war: die Uebergabe aller Forts und das Recht zu Besetzung der ganzen äußeren Vertheidigunglinie von Paris, das in den ersten zwei Wochen des Waffenstillstandes zweihundert Millionen Francs, als Kriegstribut, zahlen mußte; die Gefangenschaft und Entwaffnung der gesammten Besatzungmannschaft (bis auf die zur Wahrung des Bürgerfriedens unentbehrlichen zwölftausend Mann); die Auslieferung aller Laffeten von den Wallgeschützen. So waren in einem überwältigten, wehrlosen Reich die Bedinge des Waffenstillstandes. In Oesterreich und Ungarn drückt die Härte höchstens den k. k. Kadaver. Die Völker werden nicht stöhnen, wenn Amerikaner, Belgier, Briten, Franzosen, Italer einmarschiren; die meisten werden jubeln. Sie verlieren nichts. Sie gewinnen das kaum noch erträumte Glück, auf dem nationalen, durch Eroberung ihren Vätern geraubten, durch Heirathschacher oder sonstwie durch List dem Erzhaus Habsburg-Lothringen zugeschmuggelten Boden ihrem Schicksal selbst den Weg zu bahnen, der auferstandenen Volkheit das wohnliche Haus, von der Grundmauer bis auf den Dachfirst, zu bauen. Nirgends wird dieses Werk leicht werden. Doch Freiheit ist Kraft; und niemals wird als unerträglich schwer empfunden, was in Freiheit geschieht. Die Völker Oesterreichs und Ungarns werden, früh oder spät, sich in Gruppen, in lockere oder straffe Gemeinschaft bündeln. Ihnen hat der Kriegsgraus die Möglichkeit freien Aufstieges in Menschheithelle beschert. Was hatte bisher sie gehemmt, in tausend Knebel gekettet, ihrem Wesen fremdem, ihrer Hoffnung feindlichem Staatszweck verfrondet? Die Hausmachtgier einer häßlich greisenden Dynastie. Deren letztes Haupt, der junge Karl, hat vom ersten Regirungtag an den Wahnsinn dieses Krieges zu enden getrachtet, die einzige Gelegenheit aber, dem vom Taumel der Eintagssiege trunkenen Genossen das Ende abzutrotzen, an der Hand des eitlen Schwätzers Czernin, des Reichsschänders, verpaßt: und büßt, als Erbe, nun für Säumniß

und Frevel der Ahnen. Ohne die unverzeihlichen Friedensverträge von Brest und Bukarest wäre er zu retten gewesen; oder schuldlos gefallen. Horchet der dröhnenden Warnung! Ehe sie verhallt und die letzte freiem Entschluß noch offene Stunde schmählich verzaudert ist. Das dunkelste Jahr deutscher Geschichte ging, seit ich in den schimpflichen Zustand, in den der vergottete Militarismus das deutsche Volk geknechtet hatte, die Andeutung schickte, würdiger Friede sei heute noch zu erlangen, wenn von Hamburg bis Triest freie Volksstaaten ihn heischten. Jetzt gesteht der Kanzler des Deutschen Reiches: „Die Politik der militärischen und konservativen Führer hat Schiffbruch gelitten." Will er aus diesem tapferen Wort nicht den letzten Schluß ziehen, aus dem tapfere That wird? Dann weht ihn der Volkszorn, des Südwindes Sengflamme morgen vom Sitz. Die Reichsverfassung lehrt, wer für die „militärische Führung", für Erkärung und Führung des Krieges, für den Schiffbruch in der Gewissenswelt verantwortlich ist. Monarchie im alten Wortsinn kann, darf, wird die Sintfluth nicht überdauern.

Die Zumuthung, vor dem Sterblichen auf dem römischen Apostelsitz sich zu beugen, hat mit unwiderstehlicher Wucht zuerst Otto der Große abgewehrt, als er Johann den Zwölften der Unzucht und Simonie, des Meineids und Tempelraubes anklagen und von Petri Stuhl stoßen ließ und obendrein die Römer durch Eidschwur verpflichtete, nie wieder ohne seine Zustimmung einen Papst zu wählen. Der Gewaltige, der Leo dem Achten, dem Mann seines Vertrauens, mit eiserner Faust wieder den Weg auf die Sella gebahnt, den Gegenpapst Benedikt aus Rom in den deutschen Norden geschleppt und den diesem Usurpator anhangenden Stadtpräfekten mit den Haaren ans Reiterdenkmal des Marcus Aurelius geknüpft, auf einem Esel nackt durch die Tiberstadt gepeitscht und dann aus deren Mauern verbannt hatte, war Herr auch über Rom; war nun jedem Papst überthan. Von Gottes Gnaden. Doch erst ein langes Halbjahrtausend nach Ottos Tod in Memleben kam die Formel überall in Gebrauch, wo ein Herrscher unumschränkt über das Leben

und die Habe ihm Unterthaner gebot. Dann erst gewöhnte die Christenheit sich in den Anblick, in die Vorstellung eines Kaisers oder Königs, der laut künden läßt, er habe seine Krone, ohne Mitwirkung irdisch Gezeugter, von Gott empfangen und sei für sein (durch kein Gesetz je gebundenes, durch keine Schranke begrenztes) Handeln nur dem höchsten Herrn des Himmels und der Erde verantwortlich. Leicht konnte da geschehen, daß aus dem Wort der Demuth ein Wort des Hochmuthes wurde und in Fürstenhirne sich der stolze Wahn einnistete, mit dem Goldreif habe auch eine besondere Kraft, eine den Gekrönten vorbehaltene göttliche Weihe sich um ihre Schläfen geschmiegt und die Empfänger solcher Gnade seien über den gemeinen Haufen erhaben. Das Gefühl der Abhängigkeit von dem Walten eines im Unermessenen thronenden Geistes schrumpfte oft allzu schnell und wich dem Wonnebewußtsein, in einem großen oder kleinen Erdenwinkel, als ein von Gottes Gnade Auserwählter, des höchsten Weltwillens Vertreter, Verkünder zu sein. Paulus hatte einst an die Korinther geschrieben, nur durch die Gnade Gottes sei ihm, dem geringsten, unwürdigsten aller Apostel, beschieden gewesen, Gutes und Großes sogar zu vollbringen. Mancher König und Kaiser sprach: In mir wirkt, aus mir redet Gott, dessen Gnade mich krönte, und an Rechte und Sitten, an Wollen und Wünschen des Gehudels da unten knüpft mich drum keiner Pflicht fesselndes Band; da eine Euch unhörbare Stimme mir das Nothwendige, das Nützliche ins Ohr raunt, weiß ich allein, was morgen geschehen und wie meines Reiches Ordnung, um dafür geeignet zu werden, beschaffen sein muß.

Große Menschen galten der griechisch-römischen Mythologie oft als Göttersöhne (Alexander, Platon, Pythagoras); und aus der altjüdischen, in die Legende von der Jungfrauenempfängniß und weiter fortwirkenden Ueberlieferung wissen wir, wie gern in der Welt dieser Vorstellung der Menschenantheil an der Zeugung wichtiger Männer eingeschränkt und ihr Ursprung göttlicher Mitwirkung zugesprochen wurde. Isaak und Joseph, Samuel und Simson: der Ueberragende war das Kind greiser Eltern oder lange unfruchtbar geblie-

bener Mütter, war, wie Jesus, vielleicht gar der Sohn einer vom Manne nie berührten Jungfrau; und die Phantasie der Volkheit konnte träumen, die besondere Wesensart solcher Männer, die, nach dem Plan einer Vorsehung, ihrem Stamm Großes erwirken sollten, sei göttlicher, nicht menschlicher Zeugerkraft zu danken. Konnte sich mit dem Gedanken trösten: Weil ihn ein Gott schuf, wuchs er höher als wir armem Menschensamen Entsprossenen. Und da der König stets aller sterblichen Menschen größter scheinen mußte, war in allen Zeiten und Zonen das Mühen fühlbar, ihm im Glauben die Weihe göttlicher Abkunft zu sichern. »Wie dürfte er über uns herrschen und seiner Brust, seinem Hirn das Recht zur Vorschrift unserer Lebensordnung entnehmen, wenn er nicht aus anderem Stoff gefügt wäre als wir?« Die Könige von Hellas sahen in Zeus ihren Ahnherrn; Romulus, den ersten Römerkönig, hat, nach uralter Sage, Mars im Schoß der Vestalin Rea Silvia gezeugt; und im Germanenmythos ist Wotan der Stammvater der Heerkönige. War jungen Völkern, deren Fühlen noch dumpf, deren Denkvermögen noch schmal war, denn zuzumuthen, dem Rath kühler Vernunft zu folgen und aus freiem Willen sich dem Wink eines ihnen Gleichen zu beugen, weil er geeignet sei, ihren nationalen Wünschen die Erfüllung zu bescheren? Wo sie gehorchen sollten, mußten sie einen Hauch göttlichen Odems wittern; ihr König durfte nicht ein Mensch wie andere Menschen sein. Und diesem König, der oft als Eroberer ins Land gekommen war, konnte die Berufung auf das immer verhaßte Recht des Siegers nicht behagen; wenn er ohne hemmende Schranke herrschen, die Gesetze nach Belieben aufheben oder ändern, nach Bedürfniß oder Willkür über die Habe der Unterthanen verfügen und selbst von Gekränkten und Beraubten als in der Glorie Thronender angebetet sein wollte, brauchte er einen stärkeren Rechtsanspruch, der doch milder schien und die Gemüther nicht zum Zorn aufreizte. Deshalb war das dem Titel vorzusetzende Demuthwort »Von Gottes Gnade«, die vom ephesischen Konzil der Bischöfe angenommenen Formel, ihm willkommen. Die paßte noch in die Vorstellung der Zeit des Byzantinisch…

Kodex, des dantischen Traumes von der Weltmonarchie und der Ubiquität des Kaiseradlers, des hemmunglos gläubigen Satzes: »Den König müßt Ihr als Einen denken, der in seines Herzens Schrein alle Rechte gespeichert hat.« Der Zustand genügte dem Bedürfniß; und war drum erträglich. Die Völker hatten in der vom Himmelsglanz umleuchteten Krone einen der Anbetung würdigen Gegenstand und die Könige konnten das Recht auf schrankenlose Gewalt aus dem übersinnlichen Ursprung ihres Herrscherberufes ableiten. Jahrhunderte gehen und kommen; und in willenlos frommer Demuth dulden in Ost und West die Völker den sanften oder harten Druck der Hand eines Imperator oder Basileus, Kaisers oder Königs von Gottes Gnaden. Noch im sechzehnten Jahrhundert der Christenzeit sagt William Barclay (in dem Traktat De regno et regali potestate adversus monarchomachos), die Monarchie sei das irdischem Blick sichtbare Abbild des göttlichen Regimentes: nur von Gott, der die Völker höchstens einmal als Werkzeug zum Thronbau benutze, habe der König seine Krone und sei darum, so lange er nicht wider Gottes Gebot handle, unantastbar und noch als ein Ungerechter, als der ärgste Tyrann dem Urtheil und der Rache des Volkes entrückt; denn ihm habe, als dem einzig von Gott zur Herrschaft Berufenen, das Volk sich mit all seinen Rechten und Sitten, seinem Besitz und seiner Kraft, mit Städten und Aeckern, Land und Wasser unterworfen und damit auf jede Möglichkeit verzichtet, die einmal hingegebenen Rechte und Gewalten zurückzufordern; als ein Teil oder Abglanz göttlicher Majestät sei die Gewalt des Königs weder an Recht noch Brauch, weder an Volkswünsche noch an den Rath Edler gebunden und jeder Versuch, sie zu fesseln oder ihrem Willen den Weg zu sperren, als frevle Auflehnung wider die göttliche Weltordnung anzusehen. Und der in Frankreich lebende und lehrende Schotte wurde bald von dem Italer Albericus Gentilis noch übertrumpft, der den König gegen den unwürdigen Verdacht, der Hüter des Gemeinwohles zu sein, verwahrt und ihm das Recht zuschreibt, jeder launischen Regung die unlösliche Fesselkraft des Gesetzes

zu geben. Freilich nur einem König, der auf der Erde keinen Herrn über sich anerkennt und auch in Sachen des Glaubens, ohne des Papstes oder gar eines anderen Kirchenfürsten zu achten, das entscheidende Wort spricht. »Ein König im wahrsten Sinne des Wortes ist nur, wer sich in keiner Angelegenheit, geistlichen oder weltlichen, auch nicht in der allergeringsten, dem Richterspruch eines Anderen unterordnet. Der König steht nur unter Gott und ward allein berufen, auch die älteste Gesetzestafel nach eigenem Ermessen auszulegen. Was dem König paßt, ist Gesetz. Er ist ein auf Erden wandelnder Gott und seine Macht reicht weiter als die in vorchristlicher Zeit dem Vater über das Kind, dem Herrn über den Sklaven anvertraute.« Ungefähr eben so denkt Hobbes, der in dem Buch »De cive« den Unterthanen verpflichtet, auch ungerechtem, vom Gesetz unzweideutig verbotenem Befehl der Obrigkeit blind und stumm zu gehorchen, dem König die Befugniß vorbehält, den Sinn der Heiligen Schrift zu deuten und die Glaubenssatzung vorzuschreiben, den Besitz des Bürgers von der Willkür des Herrschers begrenzen, mehren und mindern läßt und als ein Vorrecht der Königsmacht verkündet, im ganzen Umkreis ihres Waltens mit alle Unterthanen bindender Kraft die Normen der Sitte und Sittlichkeit zu bestimmen, im Bezirk der gleicher Rechtssatzung Gehorsamen Allen und Jedem Ehre und Schmach zu prägen.

Ungefähr wie die Lehre Barclays und der Stuartvertheidiger Gentilis und Salmasius klang diese Rede. Nur glomm in Thomas Hobbes kein Fünkchen mystischen Glaubens. Der Mann, der das Wort vom Krieg Aller gegen Alle sprach und die Behauptung, der Zweck könne jedes Mittel heiligen, nicht scheute, war den Römern näher als dem Galiläer und benutzte die Religion nur als Werkzeug zur Festigung der Staatsallgewalt. Mit Macchiavelli, dem beredtesten Anwalt des Absolutismus, hätte er sich verständigt, auch mit dem Doktor Luther, der rieth, wider Vernunft und Wissen, wenns die Obrigkeit befehle, zu glauben, die Addition von Fünf und Zwei ergebe Acht. Nicht so leicht mit Bossuet; dieser Bischof von Meaux wäre ihm allzu christlich und daneben allzu kri-

tisch gewesen. »Der Königsthron ist der Thron Gottes, nicht eines Menschen. Als Diener Gottes, von dem alle Macht kommt, handelt der König: deshalb ist seine Person, als eines Statthalters Gottes, heilig; ist sie vom höchsten Herrn selbst gesalbt und auserwählt, hienieden den Willen der göttlichen Majestät zu vollstrecken. Der Friede jedes Gemeinwesens ist bedroht und das Staatsgefüge in Lebensgefahr, wenn das Volk sich das Recht zuspricht, aus irgendeinem Grunde sich in Empörung gegen den König zu wenden. Denn in dem König lebt der ganze Staat.« (Tout l'État est en lui: das Wort steht in der Schrift »Politique tirée des propres paroles de l'Écriture Sainte«. Daß Ludwig der Vierzehnte nie gesagt hat: »L'État, c'est moi«, scheint heute fast gewiß; daß ers nicht im April 1655, als gehorsamer Schüler Mazarins, der damals noch »der Staat« war, gesagt haben könne, hat schon Fournier erwiesen. Doch hätte der Satz nur mit der Deutlichkeit eines Entschüchterten ausgedrückt, was jeder Absolutist empfinden mußte. Und unter den Reden Napoleons fand ich eine, in der, noch 1813, der Kaiser zu den in die Gesetzgeberversammlung Abgeordneten spricht: »Wer mich angreift, greift den Leib der Nation an. Was ist ein Thron? Ein mit Sammet überzogenes Holzgestell. In der Sprache der Politik bin ich der Thron. Nur ich bin der Vertreter des Volkes. Ich bin der Staat.«) Solche Sätze Bossuets hätten dem englischen Materialisten, der den »Leviathan« schuf, nicht gefallen; doch auch das Rügerecht und den Einspruch ins Monarchenamt hätte er dem genialisch eifernden Kronprinzenerzieher nicht eingeräumt. Der sah, beinahe noch aus dem Auge eines Augustinus oder Tertullian, die unter dem Wink und unter der Hut des dreieinigen Gottes stehende Majestät des allerchristlichsten Königs; und schrieb dennoch: »Etwas vom Wesen der Gottheit lebt in dem König und flößt den Völkern Furcht ein. Aber vergeßt nicht, Ihr Götter aus Fleisch und Blut, aus Staub und Schmutz, daß Ihr eines Tages sterben werdet wie andere Menschen! Nur für eine kurze Zeitspanne trennt die Größe die Glieder des Menschheitkörpers; das Allen gewisse Ende stellt die Gleichheit wieder her. Weil den Königen alle Gewalt von oben kommt, schulden sie Gott Rechenschaft und dürfen die Ge-

walt, die er ihnen gab, nicht nach willkürlicher Laune an= wenden. Zitternd müssen sie ihres Amtes walten und stets bedenken, wie grausig das Verbrechen wäre, wenn sie die vom Himmel stammende Macht zum Bösen gebrauchten. Ein König, der nicht nützt, nicht für das Wohl des Volkes sorgt, ist ein schlechter Diener des Herrn und wird eben so gestraft wie einer, der gewaltthätig im Lande haust. Wer von Gott die Macht hat, muß wie Gott herrschen: edel, uneigennützig, wohlthätig. Wie der König die Hand vom Blut Unschuldiger rein halten soll, so soll er auch die Zunge hüten, die nicht minder gefährliche Wunden schlägt als das Schwert. Was ist von einem König zu erwarten, der die Zunge nicht zügeln kann und dessen Rede unaufrichtig ist? Die Kunst der Rede soll dem König nicht ein versperrtes Gebiet sein. Doch darf er auch nicht zu viel reden. Ein Wäscher, heißts im Ek= klesiastes, ist nicht besser denn eine Schlange, die unbe= schworen sticht. Wer zu unrechter Zeit redet, wird nicht nur lästig, sondern schadet geradezu. Ein Narr, spricht der Pre= diger Salomo, macht viele Worte über Gewesenes und über Das, was nach ihm sein wird: und von Beidem weiß der Mensch doch nichts. Der König muß Herr seiner Zunge sein. Schweigen zu können, ist seine wichtigste Pflicht: denn ohne Wahrung des Geheimnisses frommt der nützlichste Entschluß nicht und ohne Schweigsamkeit ist keine Kraft. Wer viele Worte macht und keins davon hält, Der ist wie Wolken und Wind ohne Regen: so stehts unter den Sprüchen Salomos, des von David gezeugeten Königs; und ferner: Wer seine Zunge nicht im Zaum halten kann, ist wie eine offene, der Mauer beraubte Stadt. Durch unbedachte, verwegene Rede hat mancher König Unruhe gestiftet. Darum rief der weise Priesterkönig: Leget ein Schloß auf meine Lippen und stellet Wächter um meinen Mund, auf daß meine Zunge mich nicht verderbe!« Der Erzieher, der so zu seinem Zögling, zum Dauphin von Frankreich zu sprechen wagt, ist weit von dem Glauben an die Allmacht und Allweisheit, Allgegenwart und Allwissenheit der Könige. Ist, all in seiner Frommheit, dem Bracton, der die Möglichkeit sah, der Statthalter Gottes könne sich in einen Satanspriester wandeln, näher als dem un=

gläubigen Thomas aus Malmesbury. Mit hartem Wort rügt er die Willkürherrschaft; und tritt für den Absolutismus als Kämpfer nur ein, weil dem Sohn des siebenzehnten Jahrhunderts die Völker noch gottmenschlicher Führung bedürftig, noch nicht reif für die Aufgabe scheinen, ihres Schicksals Ring mit starker, von Weisheit gelenkter Hand selbst zu schmieden.

Wie sie bald danach, auf der Angelninsel zuerst, dann im Frankenreich, reiften und, im stolzen Bewußtsein der Mündigkeit, aus schwüler Mystik in die kühle Klarheit der Vernunftatmosphäre langten, ist Völkern und Fürsten oft erzählt worden. Der asiatisch-egyptische Spuk zerflattert; und der Wirbelwind, der über den Aermelkanal ins Reich des Heiligen Louis weht, fegt des Dunstes letzte Schwaden in den Wolkenkehricht. Just in den Ländern, wo einfältiger Glaube einst der Hand des Königs die Kraft zur Heilung von jeglicher Siechthumsform zugetraut hat, richtet man nun die Könige, köpft die unter dem Auge der höchsten Himmelsmacht Gekrönten und schließt mit denen, die der erwachsene Volkswille leben läßt, Verträge, in denen die Rechte und Pflichten beider Kontrahenten genau abgegrenzt werden. Der Begriff der Monarchie bildet sich um; paßt sich neuer Nothwendigkeit an. Wer König heißen will, braucht nicht mehr, wie Saul in Israel, der an Körpermaß Längste, nicht, wie Herodots Aethiopierkönig, jedem Blick als der Kräftigste erkennbar, braucht auch nicht von der Weissagung einer Sibylle als Weltmonarch, Erlöser und Friedenbringer empfohlen zu sein. Gewissenhafte Haushalter und tüchtige Geschäftsführer werden gesucht. Ein Volk, das die Stuarts oder die Lilienlouis erlebt hat, wäre nicht von dem Bilde des Normannenherzogs zu blenden, der, als Sohn Roberts, des Teufels der Normandie, und einer Kürschnerstochter, im raschesten Ritt den Bogen zu spannen vermag, dessen Sehne der Griff eines britischen Edlen, auch eines mit beiden Beinen auf festem Grund stehenden, niemals noch vom Bügel zum Schaft herabzog. Kriegerkunst, dem Eroberer unentbehrlich, scheint an dem Erhalter, Verwalter des Staates kaum noch wichtig. Die heroische Zeit des Königsgedankens ist überlebt. Auch der Machtstreit mit der Kirche längst

schon entschieden. Seit der erste Papst Gelasius an Anastasios Dikoros, den Basileus von Byzanz, geschrieben hatte: „Weil am Tag des Jüngsten Gerichtes die Nachfolger Petri auch vom Wirken der Könige Rechenschaft zu geben haben, lebt in der Priestergewalt höhere Bedeutung, heiligere als in irgendeiner Königsmacht", war der Primat unter den Trägern geistlicher und weltlicher Gewalt streitig gewesen. Durchs ganze Mittelalter hin. Nun war die Saat der Reformatoren auch im Römerland aufgegangen. In dem Entschluß des zweiten Calixtus, von der Stunde des Wormser Konkordates an dem Kaiser das Recht zur Belehnung der Bischöfe mit Reichsgut und Kirchenregalien zu gewähren, hätte der kleinste Territorialherr jetzt nicht mehr ein ausreichendes Zugeständniß der Kurie gesehen. Am hellen Tag wenigstens öffnet sich dem von Rom her in den Bereich weltlichen Regimentes vordrängenden Einfluß fortan kein Schleußenthor. Der Priester, der dem Akt der Krönung die im Volksempfinden nachhallende Weihe giebt, ist noch willkommen. Doch mancher König betont schon laut, daß er die Krone nicht von einem Papst oder anderen Fremden empfangen, sondern „aus eigenem Recht" aufs Haupt gesetzt habe. Von Gottes Gnaden? Die alte Formel hatte so gute Dienste geleistet; wozu sie ohne Zwang opfern? Sie putzte den Titel des Kaisers, den der Pfalzgraf vor seines Gerichtes Schranke lud und dem in der Wahlkapitulation, für den Fall schuldvollen Fehles, die Absetzung angekündet worden war. Wie im Patrimonialstaat, dem ins Weite gedehnten Erbgut einer Familie, so hatte sie auch in der Lehensmonarchie gegolten, die auf Eide gegründet, durch Eidbruch zu lösen war. Der Kluge bewahrt Ehrwürdiges, bis ers fahren lassen muß. Auch der hinter das Goldgitter eines Vertrages gezwängte König mag sagen: Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin.

Doch soll er, der Solches spricht, an den demüthigen Apostel Paulus denken, nicht an Karl Stuart und den Sonnenkönig. Woher nähme eine Europa, deren Antlitz von Zweifelssorge durchfurcht, von schlimmer Erfahrung verrunzelt ist, je noch Monarchen, wenn, nach dem Wort des Aristoteles, nur Einer, der, wie ein Gott die Menschheit, alle Mitlebenden

überragt, des Königstitels würdig wäre, nur, nach dem Prahlruf des Korsen, der erste Mann seines Jahrhunderts den Thron besteigen dürfte? Rückfälle in den Brauch der Wahlmonarchie fand der Europens Leib umkreisende Blick gestern ja höchstens noch auf den von Asiens Sonne gewärmten Flächen der Ostflanke. Dahin holte man aus Sigmaringen, Kopenhagen, Koburg einen Prinzen, aus Potsdam einen Offizier, aus Genf einen grauen Verschwörer: und kürte ihn zum Fürsten. (Weil er Halbgott und Heros schien? Nein: weil er nützliche Familienbeziehungen hatte oder im Wahlland Anhang zu werben wußte.) Der Westen weicht, wenn er nicht zur Republik abschwenkt, nicht von der Erbmonarchie, die alt und schon dadurch den Meisten heilig ist und zwar selbst den Untüchtigsten auf den Thron hebt, aber durch tausend Gefühlserinnerungen, durch die Gemeinschaft langen Erlebens, guten und schlimmen, geschirmt wird und für alle Zeit den Wettbewerb um die höchste Staatsstelle mit der Gefahr arger Wirrniß und ekler Massenvergiftung ausschließt. Das Ziel aller Kämpfe für Volksrecht und Verfassung war, den monarchischen Staaten einen Zustand zu sichern, der dem König jede Möglichkeit zu nützlichem Wirken läßt und ihm jede Möglichkeit nimmt, dem Lande zu schaden. Nun mag der vom Zufall der Geburt (oder des Todes) mit dem Erbrecht Beschenkte herrschen. Die Namen, oft nur die Namensziffern wechseln; der König, der zur Regirung berechtigte Sohn der Dynastie, kann niemals sterben. In der Frühe des neunzehnten Jahrhunderts schrieb Joseph de Maistre: „Ich bin es, der die Könige einsetzt: also stehet geschrieben. Und diese (nicht etwa als Redensart oder Rhetorenbild eines Predigers zu nehmende) einfache und leicht faßliche Wahrheit gilt auch für die Gebiete der Politik. Gott setzt die Könige ein; er pflanzt die königlichen Geschlechter, läßt sie in einem Gewölk, das ihren Ursprung verhüllt, reifen und erst hervortreten, wenn Ruhm und Ehre sie krönt. Der Mensch kann wohl da als Werkzeug nutzbar werden, wo einem souverainen Fürsten die Macht genommen, wo diese geraubte Macht einem schon zuvor Gefürsteten über-
en wird, niemals aber souveraines Fürstenrecht verleihen.

Noch sahen wir keine Dynastie, deren plebejischer Ursprung sich nachweisen ließ; der Tag, an dem dieser Nachweis gelingen könnte, begönne einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte." Als Sardiniens Vertreter am Hof des Zaren schrieb der fromme Bruder des Zimmerreisenden Xavier diese Sätze. Das Buch, das sie ans Licht bringen sollte („Essai sur le principe générateur des constitutions politiques et des autres institutions humaines"), erschien erst 1810 in Petersburg: fast sechs Jahre nach der Krönung des korsischen Plebejers, dessen Geschwister sich bald auf den Thronen großer und kleiner Reiche räkelten. Dämmerte der Monarchie nun der letzte Morgen? Sie lebte noch; sah gar nicht schwindsüchtig aus. Nur Laetitiens Brut wohnte nicht lange im Kronrecht. Kühler als der späte Verkünder des theokratischen Absolutismus hat der Wirthschafthistoriker Wilhelm Roscher die Entwickelungmöglichkeiten beurtheilt, da er schrieb, nur eine in den Tagen kindhafter Volkseinfalt gegründete Erbmonarchie könne dauern; denn ohne Herzenshang, ohne ein religiöser Andacht ähnliches Massengefühl, wie es nur auf niedriger Kulturstufe keime, sei die willige, völlige Hingebung an ein Fürstenhaus und dessen schwache oder verächtliche Sprossen undenkbar. Das Haus Bonaparte zerfiel. Napoleon? Das Genie herrscht wirklich aus eigenem Recht. Und der Mann, der als Reiter, „ruhig auf einem wilden Roß", gemalt sein wollte, vor einer Büste Alexanders des Großen aufbrüllte, der Makedone sei kleiner als er gewesen, und eben so laut bestritt, daß sein Sohn ihn, das Geschöpf der Zeit, ersetzen könne, sprach in Mailand dennoch, als er die Eisenkrone Karls des Großen auf den Schädel gestülpt hatte: „Weh Dem, der danach greift! Gott gab sie mir." Der Gott, der Carolum auserwählt hatte.

Deutschen Fürsten hatte Fritz von Preußen, ehe es noch zu Grenzregulirung und Konstitution kam, den Imperatorenwahn auszutreiben versucht. „Der König muß sich an die Stelle des armen Mannes setzen und sich fragen, was er, unter solchen Lebensbedingungen, vom Monarchen wünschen würde. Wenn der König seine Pflicht erfüllen will, darf er nie vergessen, daß er ein Mensch ist, wie der

Geringste der ihm Unterthanen, und als Erster Diener des Staates so redlich, klug und uneigennützig zu handeln hat, als müsse er in der nächsten Stunde den Mitbürgern von seiner Verwaltung Rechenschaft geben." Das war einmal Preußenstil. Auf den Sohn des gekrönten Korporals folgt ein dicker Lüdrian und Wundersucher, dann ein unköniglich kleinmüthiger Herr, den York und Schill, Stein, Scharnhorst, Gneisenau zur befreienden, rettenden That zwingen wußten. Friedrich Wilhelm der Vierte: „Keiner Macht der Erde soll je gelingen, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln. Von Gott allein habe ich meine Krone und nur ihm bin ich von jeder Stunde meiner Regirung Rechenschaft schuldig." Sieben Jahre später, im Zorn über die widerspänstigen Unterthanen: „Ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Ruthe fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen." Acht Monate danach: „Höret die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene! Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen." Der König von Gottes Gnaden muß unter die Urkunde des „konstitutionellen Verhältnisses" seinen Namen setzen; vor den Leichen der Rebellen den Hut ziehen; wird zur Zielscheibe giftigen Pöbelspottes. Das Ministerium ist zu feierlicher Anerkennung der Revolution gezwungen, „als einer, deren ruhmvoller und eigenthümlicher Charakter darin besteht, daß sie, ohne Umsturz aller staatlichen Verhältnisse, die konstitutionelle Freiheit begründet und das Recht zur Geltung gebracht hat. Auf rechtlicher Grundlage steht die Versammlung, steht die Krone; diese Grundlage halten wir fest." (Hansemann.) In der Preußischen Nationalversammlung sagt Lothar Bucher: „Das ganze Gebäude des Absolutismus, so sorgfältig gezimmert, so voll künstlicher Dunkelheit, anscheinend so unerschütterlich gegründet, es ist vor dem Frühlingshauch einer Märznacht über den Hau-

fen gefallen." Wird die Frage erörtert, ob man die ephesische Formel erhalten oder abschaffen solle, und auf die Aenderung des Titularrechtssatzes schließlich nur verzichtet, weil (wie ein Minister zu bedenken empfiehlt) dem Christenglauben Jeder, der Geringste selbst, von Gottes Gnaden sei. Das war die Antwort auf die Reden, die der Abgeordnete Otto von Bismarck-Schönhausen im Ersten Vereinigten Landtag gehalten hatte. „Die preußischen Monarchen waren nicht von Volkes, sondern von Gottes Gnaden im Besitz einer faktisch unbeschränkten Krone, von deren Rechten sie freiwillig einen Theil dem Volk verliehen haben: ein Beispiel, welches in der Geschichte selten ist. Für mich sind die Worte ‚von Gottes Gnaden', welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntniß, daß die Fürsten das Szepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen." Der so sprach, ließ sich durch Revolution und Konstitution nicht im Glauben wandeln. Im März 1849 ruft er: „Es ist ein weit verbreitetes Vorurtheil, daß ein konstitutioneller König kein König von Gottes Gnaden sein könne. Ich bin der Meinung: er ist es gerade recht!" Und sagt im Herbst desselben Jahres: „Die preußische Krone darf sich nicht in die machtlose Stellung der englischen drängen lassen, die mehr als ein zierlicher Kuppelschmuck des Staatsgebäudes erscheint, während ich in der unseren dessen tragenden Mittelpfeiler erkenne." Er hat den Satz noch bereut; hat noch gesehen, daß Victoria die fette Frauenhand über das Erdenrund reckte und in ihrem Weltreich Alles in Allem war. Nicht verantwortlich und dennoch ungemein mächtig: nicht, wie in heidnischer Zeit mancher Skandinavenkönig, in Staatsnoth den zornigen Göttern als willkommenes Opfer bestimmt, sondern, wie (nach Diodors Bericht) alte Egypterherrscher, als Quell alles Guten gepriesen und von der Schuld an allen Uebeln, die sicher nur von gewissenlosen oder dummen Räthen bewirkt waren, vor dem Richtstuhl der Volksgemeinde entbürdet. Auch von der Kuppel aus, merkte er, läßt sich ein Haus leiten; und hätte weder dem

Elferausschuß der Konservativen Partei, der dem König von Gottes Gnaden größere Zurückhaltung empfahl, noch Herrn von Heydebrand widersprochen, der 1908, am Tag Luthers und Schillers, im Reichshause sagte: „Man muß ganz offen aussprechen, daß es sich hier um eine Summe von Sorgen, von Bedenken, von Unmuth handelt, der sich seit Jahren angesammelt hat, angesammelt auch in Kreisen, an deren Treue zu Kaiser und Reich bisher noch Niemand gezweifelt hat." Der in Friedrichsruh Vereinsamte, dem der Schoßrock des Deichhauptmannes nicht mehr paßte, hätte die Warnung dick unterstrichen; nicht zaudernd bedacht, ob Bossuet, dem schon ehrfurchtsloses Gemurr Todsünde schien, so laute Rüge eines Herrscherwandels billigen könnte; und der Frage nach der heute noch erhoffbaren Lebensdauer der alten Formel „Von Gottes Gnaden" vielleicht die Antwort gefunden. „Die hält wohl noch eine Weile, wenn sie nur an den höchsten Hoffeiertagen, wie Krone und Purpur, Szepter und Schwert, den in den Dom oder Weißen Saal Zugelassenen gezeigt wird, und bricht erst unter der Hand, die darauf pocht."

Wilhelms Jugendgeschichte, des Kaisers, ist die Geschichte seines Verhältnisses zu dem Inbegriff eines Königthumes von Gottes Gnaden und seines Verhältnisses zu Otto Bismarck, dem Diener, dem Kanzler, des legitimen Herrn zum beamteten Genius. Dieses Zwillingverhältniß ist der Jugend Wilhelms des Zweiten zum Schicksal geworden.

Achtzehn Jahre lang sah es, in der Zeit, die man die Jugendepoche Wilhelms des Zweiten nennen durfte, aus, als wolle die deutsche Menschheit Dantes Traum von dem Universalmonarchen, spät und auf ihre besondere Weise, noch einmal träumen. „Der Kaiser will durchaus allein regiren", sprach Bismarck zum Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe. Dieses Ziel ward erreicht. Wer über deutsche Politik spricht oder schreibt, muß, wenn er nicht heucheln will, den Kaiser nennen. Nur auf ihn blickt das Ausland; das einem Minister des Zaren, einem chinesischen Provinzherrscher mehr Willensfreiheit zutraut als einem deutschen Kanz-

ler. Von Wilhelms Lippe fällt jede Entscheidung, jede Antwort sogar auf Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit, der Kultur und Kunst. Ist dieser Zustand für das Reich und den Kaiser ersprießlich? Wilhelm, der Erbe reichen Vermächtnisses, hat ihn gewollt. Nicht Wilhelm der Erste. Der nannte, in einem Brief an den Kanzler, die Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald „den Schlußstein Ihrer Politik, eine Feier, die hauptsächlich Ihnen galt." Und als Bismarck fünfundzwanzig Jahre preußischer Staatsminister war, bekam er von dem „ewig dankbaren König und Freund" einen Brief (den vorletzten), dessen zweiter Absatz lautete: „Ein leuchtendes Bild von wahrer Vaterlandliebe, unermüdlicher Thätigkeit, oft mit Hintenansetzung Ihrer Gesundheit, waren Sie unermüdlich, die oft sich aufthürmenden Schwierigkeiten im Frieden und im Kriege fest ins Auge zu fassen und zu guten Zielen zu führen, die Preußen an Ehre und Ruhm zu einer Stellung führten in der Weltgeschichte, wie man sie nie geahnt hatte; solche Leistungen sind wohl gemacht, um den fünfundzwanzigsten Jahrestag mit Dank gegen Gott zu begehen, daß Er Sie mir zur Seite stellte, um Seinen Willen auf Erden auszuführen. Und diesen Dank lege ich nun erneut an Ihr Herz, wie ich Dieses so oft aussprechen und bethätigen konnte." So dachte, in so kindlichen Lauten sprach der treue Mann, der auf des Enkels Befehl jetzt von willenlos, taub und blind Gehorsamen Wilhelm der Große genannt wird.

„Cave: adsum!" Das steht auf einer Photographie, die der fünfundzwanzigjährige Prinz Wilhelm von Preußen dem neunundsechzigjährigen Fürsten Bismarck zum Geburtstag schenkte. „Nimm Dich in Acht: ich bin Dir nah!" Lächelnd zeigte der Kanzler das Bild. „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist? Diese Jugend glaubt sich fürchterlicher, als sie ist. Aber ich denke, wie Mephisto: Es gibt zuletzt doch noch 'e Wein." Im Dezember 1887 empfahl er dem neunzigjährigen Kaiser, dessen Sohn von den deutschen Aerzten aufgegeben war, den Prinzen Wilhelm allmählich in die Staatsgeschäfte einführen zu lassen. Das war nicht leicht zu erreichen. Der Kaiser

schwieg eine Weile; und sagte dann (in dem letzten Brief, den er seinem Kanzler schrieb) am Tag vor der Weihnacht: „Im Prinzip bin ich ganz einverstanden, daß Dies geschehe; aber die Ausführung ist eine sehr schwierige. Sie werden ja wissen, daß die an sich sehr natürliche Bestimmung, die ich auf ihren Rath traf, daß mein Enkel W. in meiner Behinderung die laufenden Erlasse des Civil- und Militärkabinets unterschreiben werde unter der Ueberschrift ‚Auf Allerhöchsten Befehl', daß diese Bestimmung den Kronprinzen sehr irritirt hat, als denke man in Berlin bereits an seinen Ersatz! Bei ruhigerer Ueberlegung wird sich mein Sohn wohl beruhigt haben. Schwieriger würde diese Ueberlegung sein, wenn er erfährt, daß seinem Sohn nun noch größere Einsicht in die Staatsgeschäfte gestattet wird und selbst ein Civil-Adjutant gegeben wird, wie ich seiner Zeit meine Vortragenden Räthe bezeichnete... Ich schlage Ihnen daher vor, daß die bisherige Art der Beschäftigung-Erlernung der Behandlung der Staats-Orientirung beibehalten wird. Das heißt: einzelnen Staatsministerien zugetheilt werde und vielleicht auf zwei ausgedehnt werde, wie in diesem Winter, wo mein Enkel freiwillig den Besuch des Auswärtigen Amts ferner zu gestatten neben dem Finanzministerium, welche Freiwilligkeit dann von Neujahr ganz fortfallen könnte, und vielleicht das Ministerium des Inneren, wobei meinem Enkel zu gestatten wäre, in (unleserlich) Fällen sich im Auswärtigen Amt zu orientiren. Diese Fortsetzung des jetzigen Verfahrens kann meinen Sohn weniger irritiren, obgleich Sie Sich erinnern werden, daß er auch gegen dieses Verfahren scharf opponirt. Ich bitte Sie also um Ihre Ansicht in dieser Materie." Hand und Hirn sind müde. Auch hier, wo es sich um einen Akt der Familienpolitik handelte und der Chef des Hauses frei verfügen konnte, begnügte der alte Herr sich mit einem Vorschlag und bat um eine Ansicht. Bismarck konnte nicht widersprechen. Der Brief des Kaisers war noch nicht sechs Monate alt: da war sein Enkel Deutscher Kaiser und König von Preußen. Wer würde ihn nun in die Staatsgeschäfte einführen? Der Kanzler natürlich. Den hat der Prinz ja stets höher ge-

schätzt als irgendeinen Ungekrönten im Reich. Prinz Wilhelm, schreibt Chlodwig, „ist ein etwas jugendlich rücksichtloser junger Mann, vor dem seine Mutter sich fürchtet und der auch mit seinem Vater Konflikte hat.“ So ists geblieben; und die Eltern klagten dem Kanzler ihr Leid. Wenns in den neunundneunzig Tagen Differenzen gab, stand Kronprinz Wilhelm immer auf Bismarcks Seite. Der allein war ihm Autorität. Dem schien er ergeben, wie je ein dankbarer Schüler dem Meister. Schien? Allen? In einem Winkel keimte schon andere Hoffnung. Der alte Kaiser lebte noch, als General von Heuduck, ein Anhänger Waldersees, zu Chlodwig sagte: „es seien Anzeichen dafür vorhanden, daß der Prinz, wenn er Kaiser werde, sich doch nicht auf die Dauer mit Bismarck werde vertragen können.“ Doch dieses Grüppchen irrt gewiß. Am ersten April 1888 ist Kronprinz Wilhelm des Kanzlers Tischgast und spricht also: „Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsere jetzige Lage an wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der Nächste im Kommando liegt schwer verwundet darnieder. In diesem kritischen Augenblick wenden sechsundvierzig Millionen treue deutsche Herzen sich in Beängstigung und Hoffnung der Fahne und ihrem Träger zu, von dem Alles erwartet wird. Der Träger dieser Fahne ist unser erlauchter Fürst, unser großer Kanzler. Möge er uns führen! Wir wollen ihm folgen. Möge er lange leben!“ Auf Bismarcks Wunsch wurde der Wortlaut der Rede für die offiziöse Veröffentlichung geändert („weil es mir doch nicht passend schien, mich auf Kosten des leidenden Kaisers, der gerade damals, in der battenbergischen Sache, die Tapferkeit eines Martyrers zeigte, feiern zu lassen“); aber sie war gehalten worden. Der Kronprinz hatte gesagt: Der große Kanzler führt und wir folgen ihm. Der Erbe des totkranken Kaisers.

Am vierten April überreicht Bismarck im charlottenburger Stadtschloß die Denkschrift, in der er sagt, er müsse seine Entlassung erbitten, wenn die Prinzessin Victoria von Preußen dem Fürsten Alexander von Battenberg verlobt werde. Der Kronprinz konferirt fast täglich mit dem Kanzler

(dem, nach der Geburtstagsrede, Kaiser Friedrich in einem heftigen Brief den Sohn unfreundlich geschildert hat). Am zehnten April kommts in Charlottenburg zum Waffenstillstand; die Kaiserin verständigt sich mit dem Kanzler über Krontresorfragen und andere Besitzrechtsansprüche und ist „enchantirt“ von ihm. Inzwischen hat, unter dem Eindruck des antibritischen Preßfeldzuges, der Botschafter Malet an die Königin Victoria von England geschrieben, der deutsche Groll gegen britische Ingerenz werde wachsen, wenn Ihre Majestät sich merkbar für das Heirathprojekt der Tochter einsetze. Am vierundzwanzigsten April kommt sie; und empfängt am nächsten Tag den Kanzler. Erklärt sich für ihn und gegen die Kaiserin. Die Heirath ist politisch gefährlich; und die Tochter dürfe sich, als Frau des Deutschen Kaisers, nicht nur vom Heimathgefühl der Britin stimmen lassen. Sehr vernünftig und energisch. Sie versöhnt (unter Mitwirkung Friedrichs von Baden) den Kronprinzen endlich auch wieder seiner Mutter. Am fünfzehnten Juni stirbt Friedrich. Und der Mann, der dem großen Kanzler als dem Führer folgen will, ist Deutscher Kaiser.

Am letzten Julitag besucht der aus Rußland, Schweden, Dänemark fröhlich heimkehrende Wilhelm den Kanzler und bleibt über Nacht in Friedrichsruh. „Damals“, sagte der Fürst später, „war der Herr von fast genanter Rücksicht. Daß ich ihn abends bis Elf erwartet hatte, fand er viel zu viel. Und morgens war ich noch beim Waschen, halb nackt, als er vor mir stand, mich bat, nicht etwa seinetwegen mich in Uniform zu werfen, und mir in den Hausrock half. Auch politisch mindestens noch die Stimmung des Bakkalaureus, der eigentlich von den Leuten über Dreißig nichts wissen mag, vor dem einen Exemplar aber gesteht: Der erste Greis, den ich vernünftig fand! Nur hats nicht lange vorgehalten“. Wie lange? Dreizehn Tage nach dem Schlafzimmergespräch schrieb der Hofprediger Stoecker an den Freiherrn Wilhelm von Hammerstein: „Man muß rings um das politische Centrum, das Kartell, Scheiterhaufen anzünden und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Optimismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten. Merkt der Kaiser,

daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: ‚Sechs Monate will ich den Alten (Bismarck) verschnaufen lassen; dann regire ich selbst.‘ Bismarck selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns Etwas zu vergeben, doch behutsam sein.“ Wir: nicht die hochkonservative Partei oder Fraktion, sondern das Häuflein, dessen Glieder aus sehr verschiedenen Gründen für Alfred Waldersee fechten. Der hatte schon damals das schlau sich ins Ohr schmeichelnde Wort gesprochen: „Eurer Majestät glorreicher Ahnherr wäre seinem Volk nie Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich die Allmacht eines Ministers geduldet hätte.“ Der war seit dem zehnten August 1888 Chef des Großen Generalstabes und hielt (nach Hammersteins Wort) „mit Moltke und Albedyll wie ein Rattenkönig zusammen.“ Kochte aber auf allen erreichbaren Feuern. Gatte der Witwe eines Prinzen von Holstein, eines Augustenburgers, also mit dem Vorrecht begnadet, die Kaiserin als Nichte seiner Frau ansprechen zu dürfen. Der Kaiser sieht ihn täglich, spazirt mit ihm durch den Thiergarten, will ihn, nicht einen Vertreter des Auswärtigen Amtes, auf die Reise nach dem Nordkap mitnehmen. Die Triasformation Waldersee-Stoecker-Hammerstein braucht nur noch ein Bischen nachzuhelfen; „behutsam, ohne persönlich zu reizen.“ Bismarck ist ein schwächlicher Ritschlianer, ein lauer Laodicäer und äugelt mit den liberalen Feinden des rechten Glaubens. In der inneren Politik ist sein Allheilmittel das Kartell, dessen Fortbestand das Christenthum, die monarchischen und die konservativen Interessen gefährdet. Als Diplomat überschätzt er den Werth unserer Bündnisse, scheut, weil er sich für einen Krieg doch zu alt fühlt, die offene Auseinandersetzung mit Rußland und vergißt, daß Deutschland allein stark genug ist, um es mit jeder Koalition aufzunehmen. Ungefähr so las mans alle paar Tage. Wirkts auf den Kaiser? Gewiß. Er preist die sittliche und geistige Kraft des Hof-

predigers. Der Generalstabschef hat sein Ohr. Und der „Alte“ soll ja nur noch vier Monate „verschnaufen“. Der kluge (von Bismarck wohl nicht immer mit der nöthigen Vorsicht gebrauchte) Bleichröder stöhnt: „Wer steht dafür, daß die Herren nicht wieder das alte Spiel anfangen und dem Kaiser sagen: ‚Eigentlich bist Du doch nur eine Puppe; Bismarck regirt?‘ Das hat auf den alten Herrn keinen tiefen Eindruck gemacht; der junge wird empfindlicher sein.“ Noch aber ist die Wirkung nicht sichtbar. Der Kaiser wünscht die Veröffentlichung des Immediatberichtes über das Tagebuch des Kronprinzen Friedrich. Nimmt den Grafen Herbert mit auf die Reise nach Süddeutschland, Wien und Rom. Uebernachtet am neunundzwanzigsten Oktober wieder in Friedrichsruh. („Er ließ mich fast drei Stunden lang reden, so daß ich nachher furchtbar müde war, und zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite. Meine Frau konnte sein heiteres, natürliches, bescheidenes Wesen gar nicht genug rühmen.“) Und schreibt am letzten Dezembertag: „Lieber Fürst! Das Jahr, welches uns so schwere Heimsuchungen und unersetzliche Verluste gebracht hat, geht zu Ende. Mit Freude und Trost zugleich erfüllt mich der Gedanke, daß Sie mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten. Von ganzem Herzen erflehe ich für Sie Glück, Segen und vor Allem andauernde Gesundheit und hoffe zu Gott, daß es mir noch recht lange vergönnt sein möge, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken.“ Als dieser Brief ankam, war eben ein Jahr seit den Tagen vergangen, in denen Kaiser und Kanzler berathen hatten, wie man den Prinzen Wilhelm in die Staatsgeschäfte einführen könne. Bismarck wußte zwar schon, daß mit dem neuen Herrn nicht leicht zu arbeiten sein werde; hatte aber versprochen, sich auch schwerem Dienst nicht zu versagen. Dem Großvater und der Großmutter Wilhelms versprochen. (Noch Weihnachten 1888 schrieb Augusta an ihn: „Sie haben unserem unvergeßlichen Kaiser treu beigestanden und meine Bitte der Fürsorge für seinen Enkel erfüllt“.) Er würde seine Pflicht thun und der Jugend ihr Recht lassen. Und

glaubte, wie ein Ackerpferd einst in den Sielen, den Halftern des Dienstes sterben zu sollen.

... Ueber das Motiv, das den jungen Wilhelm zur Trennung trieb, hat fast jeder Zeuge anders ausgesagt. Großherzog Friedrich von Baden: „Die Ursache des Bruches ist eine Machtfrage. Alle anderen Meinungverschiedenheiten, über soziale Gesetzgebung und Anderes, waren nebensächlich. Der Hauptgrund war die Kabinetsordre vom Jahre 1852. Auch die Unterredung mit Windthorst hätte nicht zum Bruch geführt. Dazu kam das Mißtrauen des Kaisers in die auswärtige Politik des Fürsten. Der Kaiser hatte den Verdacht, daß Bismarck die Politik nach seinen, dem Kaiser unbekannten Plänen leiten und es dahin führen wolle, Oesterreich und den Dreibund aufzugeben und sich mit Rußland zu verständigen, während der Kaiser Dies nicht will und an der Alliance festhält". General von Heuduck: „Der Kaiser hat den Kommandirenden Generalen mitgetheilt, warum Bismarck weggegangen sei. Die Frage der Kabinetsordre und die maßlose Weise, in der er gegen den Kaiser aufgetreten sei, hätten es ihm unmöglich gemacht, länger mit dem Fürsten zusammenzugehen. Rußland wolle Bulgarien militärisch besetzen und dabei die Neutralität Deutschlands haben. Bismarck wolle Oesterreich im Stich lassen. Der Kaiser will mit Oesterreich gehen, selbst auf die Gefahr hin, mit Rußland und Frankreich Krieg zu bekommen." Caprivi: „Bismarck hatte mit Rußland einen Vertrag gemacht, durch den wir Rußland freie Hand in Bulgarien und Konstantinopel garantirten und Rußland sich verpflichtete, im Krieg mit Frankreich neutral zu bleiben. Diesen Vertrag habe ich nicht erneuert, weil das Bekanntwerden den Dreibund gesprengt haben würde." Fritz von Holstein: „Bismarcks Plan, Oesterreich im Stich zu lassen, hätte uns so verächtlich gemacht, daß wir isolirt und von Rußland abhängig geworden wären." Der Kaiser: „Bismarck wollte das Sozialistengesetz mit der Ausweisung dem Reichstag wieder vorlegen, diesen, wenn ers nicht annehme, auflösen und dann, wenn es zu Aufständen komme, energisch einschreiten. Dem widersetzte ich mich. Wenn mein Großvater nach einer langen, ruhm-

reichen Regirung genöthigt worden wäre, gegen Aufständische vorzugehen, so hätte ihm Das Niemand übel genommen. Mir wird man vorwerfen, daß ich meine Regirung damit anfange, meine Unterthanen totzuschießen. Die Verbitterung wurde durch die Kabinetsordre von 1852 verschärft. Auch der Besuch Windhorsts beim Fürsten gab zu unliebsamen Erörterungen Anlaß, gab aber nicht den Ausschlag. Es war eine hanebüchene Zeit und es handelte sich darum, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren solle. In der auswärtigen Politik ging Bismarck seinen eigenen Weg und hat mir Vieles vorenthalten, was er that. Ich habe neulich Herrfurth, der allen Ministerialsitzungen beigewohnt hat, gefragt, ob ich in der ganzen Zeit Etwas gethan habe, was Bismarck verletzen konnte, und ihm Anlaß gab, gegen mich aufzutreten. Darauf hat Herrfurth gesagt, alle Minister seien im Gegentheil erstaunt gewesen, mit welcher Langmuth und Geduld ich die Grobheiten Bismarcks ertragen habe."

Die Art, wie der alte, von den Sozialdemokraten Tag vor Tag beschimpfte Bismarck die soziale Bewegung auffaßte und eindämmen wollte, habe ich immer bekämpft; und trotzdem ichs mit dem Hut in der Hand that, hat dieser Kampf doch für ein ganzes Jahr den mir liebsten Verkehr unterbrochen (dessen Wiederaufnahme dann ein gütiger Wunsch des Fürsten ermöglichte). Wer Bismarck Reden, namentlich die aus den achtziger Jahren, gelesen hat, kann nicht glauben, daß diesem Mann sozialpolitisches Verständniß fehlte; oft genug ist ihm von den Manchesterleuten Neigung in Sozialismus und Kommunismus vorgeworfen worden. Daß auch der Aermste ein Wahlrecht hat und daß Deutschland auf dem Weg zum Arbeiterschutz „in der Welt vornan" war, ist sein Verdienst; nur seins. Aber er war 1815 geboren, hat moderne Großindustrie nie gesehen und ohne die Helferkraft der Intuition nirgends Großes vermocht. Die Raschheit seiner Auffassung und Assoziation war schwächeren Hirnen stets unbegreiflich; was er aber nicht nah gesehen hatte, blieb ihm innerlich immer fremd. (Beispiele: England, die Kolonien, die asiatischen Völker, Großindustrie.) Er wollte eine starke Staatsgewalt, brauchte sie und war mit der Sorge für die

Sicherheit und die Zukunft seines Reiches zu schwer belastet, um sich an Theorien, Utopien, ungewisse Experimente verlieren zu können. Mit Lassalle konnte er sich vielleicht verständigen; nicht mit Marx noch mit dessen Epigonen. Nie hätte er geglaubt (er hat das Thema auf manchem Spazirgang mit mir erörtert), daß die Sozialdemokratie nicht auf den Tag laure, wo sie Revolution machen, den Staat entwaffnen und dem Ausland so zum Spott und zur Beute hinwerfen könne. Wozu sonst der ganze Apparat? Ein Millionenheer und ein Kriegsschatz, für den vom Dürftigsten Tribut geheischt wird? Auch sagens die Leute ja selbst. Sollen wir etwa warten, bis sie sich stark genug fühlen? Je länger wirs mitmachen, desto mehr Blut kostet es nachher. Wir sind als Großmacht neu in Europa, haben die schwierigste Stellung und dürfen uns nicht der Gefahr einer Revolution und folgenden Anarchie aussetzen. Auch unsere junge Industrie nicht so mit kostspieligen Pflichten bepacken, daß sie unfähig zu erfolgreichem Wettbewerb wird. Das waren seine Leitsätze. Ein tragisches Verhängniß wollte, daß der Schöpfer des Reiches gegen ein Phantom focht, ein Gestirn nicht in reinem Glanz schauen lernte. Doch soll man die Tragik dieses Deutschenschicksals nicht ins Kriminalhafte verzerren. Nicht thun, als habe in Berlin, Friedrichsruh, Varzin ein blutgieriges Scheusal nach der Möglichkeit gelechzt, „auf das Volk schießen zu lassen". Bismarck wollte „schießen lassen", wenn nur die ultima regis ratio noch die Ordnung sichern konnte. Was der Kaiser dagegen sagt, ist unhaltbar. Ob in solcher Schicksalsstunde der Regent jung oder alt, an Ruhm reich oder arm ist, ob seinem Handeln Beifall oder Zischen folgt, ist gleichgiltig; er hat, ohne an sein Applausbedürfniß zu denken, dem Befehl staatlicher Pflicht und des königlichen Gewissens zu gehorchen. Auch Wilhelms Beispiel ist falsch gewählt. Sein Großvater war nur als junger Mann „genöthigt, gegen Aufständische vorzugehen"; war, ehe er auf den Thron stieg, der „Kartätschenprinz" und in Baden, von der preußischen Demokratie sogar lauter verflucht als Murawiew und Trepow in Rußland. Für die Beurtheilung des Zwistes vom Jahre

1890 sind psychologische Erwägungen überhaupt wichtiger als theoretisch-politische; warens auch für Bismarck. Hatte der Kaiser denn etwa die Wetterzeichen der Zeit klarer erkannt als der Kanzler? Er sprach: Nächstens werden die Sozialdemokraten die Bürger plündern; mir ists gleichgiltig; ich lasse Schießscharten ins Schloß machen, sehe zu, wie geplündert wird, und warte, bis die Bürger mich um Hilfe anflehen. Wilhelm wollte also auch „schießen lassen", nur etwas später; und hielt die Sozialdemokraten für Straßenräuber. Warum widersprach er dem Kanzler? Dem wars freilich nicht „gleichgiltig", ob geplündert werde. Der wollte so lange nicht warten. Glaubte, allen Ständen und Klassen staatlichen Schutz zu schulden. Und hat später gesagt: „Ueber Sozialistengesetz und Erlasse ließ sich reden. Aber ich kannte diese Jugend doch genug, um zu wissen, daß die Lokomotive des Sonderzuges nicht lange auf diesem Strang bleiben werde. Und dann? Sobald die unvermeidliche Enttäuschung kam, gings in anderer Richtung vorwärts, mußte plötzlich in allen Kesseln Feuer gemacht werden, um das Versäumte nachzuholen. Auf diese Art Politik zu treiben, habe ich aber nicht gelernt. Um Massenbewunderung habe ich nie gebuhlt. Wie bedenklich es ist, die Bourgeoisie vor den Kopf zu stoßen, haben wir in den Konfliktsjahren erlebt. Der junge Herr war ohne alle Erfahrung und bekam von byzantinischen Dilettanten täglich tonics, die sein Selbstbewußtsein stärken sollten und auch wirklich stärkten. Da einfach meine Ueberzeugung abzustreifen wie ein vertragenes Hemd: Das konnte mir nicht einfallen; auch nicht um den Preis von Gnade und Amt. Was da, unmittelbar vor den Wahlen, unternommen werden sollte, war caesarische Politik, meinetwegen auch louisnapoleonische; dafür war ich nicht zu haben." Recht oder Unrecht: er ließ sich nicht von Popularitätsucht leiten, nicht von der Gier, sein Amt zu behalten, noch von der Berechnung persönlichen Vortheils. Litt er, litten seine Einkünfte, wenn den Arbeitern der Großindustrie mehr Lohn und mehr Muße bewilligt wurde? Er that, was Pflicht und Ueberzeugung gebot. Setzte seinen Namen nur unter Ur-

kunden, deren Inhalt er billigen konnte. Trotzte der Ungnade, um sich nicht als einen feigen Wicht verachten zu müssen. Das sollte selbst der erbitterte Gegner anerkennen.

Windthorsts Besuch. Am vierzehnten März 1890 hatte der Führer der Centrumspartei durch den Mund Gersons von Bleichröder eine Unterredung erbeten, die Bismarck noch für den selben Tag zusagte. Daß ein Vermittler (und just dieser) gesucht worden war, fiel ihm auf; er empfing ja jeden Abgeordneten, der die Geschäfte mit ihm besprechen wollte. Zu solchem Zweck brauchte Boettichers blinder Freund und Bankier sich nicht erst auf die Beine zu machen. Das Gespräch brachte kein politisch brauchbares Resultat; was der Katholik wünschte (status quo ante 1870), konnte der Protestant nicht gewähren. Bismarck sprach von der Möglichkeit seines Rücktrittes. Windthorst rieth ihm drängend, im Amt zu bleiben; müsse oder wolle er aber durchaus gehen, so sei als für die Nachfolge geeignetster Mann der General von Caprivi zu empfehlen. Dem Kaiser muß dieser Besuch sofort gemeldet worden sein. Von wem? Von einem intimen Feind jedenfalls, der noch in letzter Stunde Caprivis Kandidatur als eine von Bismarck unterstützte diskreditiren wollte. Daß Windthorst sich wissentlich zu der Intrigue hergegeben habe, hat der Fürst nie geglaubt. Seit Hatzfeldt (Sardanapaul) fort war, standen Boetticher und Holstein dem alten Bankier am Nächsten. Erweislich wahr ist, daß Herr von Boetticher gehofft hat, in Gemeinschaft mit Herbert die Reichsgeschäfte führen zu können. Nicht erweislich, daß er den Besuch Bleichröders bei Hof rapportiert hat; nur Indizien zeugen dafür.

Am Fünfzehnten kommt der Kaiser sehr früh in Herberts Wohnung und läßt den Kanzler rufen. Der hat abends ziemlich lange gearbeitet, hat einen anstrengenden Tag, Eröffnung der internationalen Arbeiterschutz-Konferenz (mit Fremdenbesuchen, Zuhörerpflicht und ähnlichem onus), vor sich und liegt noch im Bett. Sein lever war in den letzten Jahren stets langwierig; sollte nach ärztlicher Anordnung so sein. Da wurde gewogen und gemessen, Gewicht und Umfang festgestellt; da gab es Leibesübungen und umständliche

Waschungen; Schweninger wurde hereingebeten, kontrolirte die Organe und ihre Funktionen und übte gern die Pflicht des Nachtstuhlinspektors. Nervöse Menschen sind morgens meist geneigt, mit allen Igelstacheln ihre Vision gegen die lästige, allzu helle Außenwelt zu schützen. Und Dieser war fünfundsiebenzig Jahre alt und hatte harten Dienst hinter sich. Hastig nun also aus dem Bett an den Waschtisch, in die Kleider, zum Kaiser; ohne die kleinen Hilfen, mit denen der Arzt ihm sonst den Uebergang in die Alltagsgleise erleichterte. „Disappointed, no reckoning made, but sent to my account whit all my imperfections on my head": so, mit den Worten des Dänenkönigs, hat er, der seinen Shakespeare immer präsent hatte, lächelnd mir diese Morgenstimmung geschildert. Wilhelm ersuchte ihn in gereiztem Ton, künftig nicht ohne sein Vorwissen mit Parteiführern zu verhandeln. „Ich kann mir in meinen alten Tagen nicht das Recht nehmen lassen, in meinen Räumen einflußreiche Parlamentarier zu informatorischer Besprechung zu empfangen, und werde mich an eine Kontrole meines Verkehrs schwerlich noch gewöhnen." „Auch nicht, wenn ihr Herr es Ihnen befiehlt?" „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau." Ueber spitze Worte springt das Gespräch auf die Kabinetsorder von 1852; Befehl, sie sofort außer Kraft zu setzen. Der Ministerpräsident soll also nicht mehr die Rechte haben, die Manteuffel 1852 für unentbehrlich hielt; der Kanzler nicht die Befugnis, den Verkehr mit Reichstagsmitgliedern nach seinem Ermessen zu regeln. Das war das Ergebniß des Zwiegespräches, das Bismarck in seinem Entlassungsgesuch als den „ehrfurchtvollen Vortrag vom Fünfzehnten dieses Monats" erwähnt. Daß der Kaiser hier im Unrecht war, würde er heute wohl selbst zugeben. Er konnte den Fürsten so ungnädig entlassen wie sein Ahn einst den Reichsfreiherrn vom Stein; aber er durfte ihn nicht einer Lappalie wegen (Das war Windthorsts Besuch) wie einen Lohndiener behandeln, der die Bratensauce aufs Tischtuch verschüttet hat. Keinen Staatsminister und Kanzler, noch gar diesen, der für das Haus Hohenzollern Einiges geleistet, die Krone Karls ihm erstritten hatte. Was müßte

geschehen sein, ehe der alte Wilhelm sich entschlossen hätte, den Kanzler aus dem Bett holen zu lassen und zornig zu verhören! Der Enkel hats gethan. Sich als den Herrn gefühlt.

Das Verhältniß zu Rußland und zu Oesterreich. Der Vertrag, den Bismarck 1890 mit Rußland schließen wollte, ist nicht veröffentlicht worden; wer die einzelnen Bestimmungen aufzählte, konnte der Gefährdung von Reichsinteressen verdächtigt werden. (Bismarck selbst hat die Frage erwogen, ob er ihn, in extenso und sachgemäß kommentirt, in den dritten Band seiner Erinnerungen aufnehmen solle.) Handelte sichs um die Verlängerung des Assekuranzvertrages oder waren neue Abmachungen vorgesehen? Offiziell wissen wir nichts darüber. Bis zum zwanzigsten März 1890 kannten im Geschäftsbereich des Auswärtigen Amtes nur vier Personen den Entwurf: der Fürst und Herbert, der Unterstaatssekretär Graf Berchem und der Botschafter von Schweinitz. Selbst Herr von Holstein (Herbert hats oft betont) war, weil er in russischen Angelegenheiten als voreingenommen galt, den Verhandlungen nicht zugezogen worden; wußte, als fleißigster Arbeiter und klügster Kopf der Politischen Abtheilung, aber wohl, was vereinbart war, und durfte auch das Geheimste lesen.

Rußland, sagte der Kaiser den Generalen, will Bulgarien militärisch besetzen und verlangt dazu unsere Neutralität. Hats ihm Waldersee berichtet? Wars Gewißheit oder Vermuthung? Wilhelm war fest überzeugt, Boulanger werde Kaiser werden, prophezeite Alexander dem Dritten, den er träg fand, das Ende Ludwigs des Sechzehnten und nannte den Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch „einen gescheiten Menschen, der ein ganz anderes System befolgen werde“; hat also recht menschlich geirrt. Daß Deutschland das russische Recht auf den „vorwiegenden Einfluß in Bulgarien“ anerkenne und keine Macht, die dieses Recht bestreite, unterstützen werde, brauchte den Russen kein Vertrag vom Jahr 1890 zu verbürgen. Das wußten sie mindestens seit dem elften Januar 1887; seit Bismarck im Reichstage gesagt hatte: „Es ist uns vollständig gleichgiltig, wer in Bulgarien regirt und was aus Bulgarien überhaupt wird.

Wir werden uns wegen dieser Frage von Niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouilliren." Und schon elf Jahre zuvor hatte er gesagt, die ganzen Orienthändel seien uns nicht die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers werth. Hier hat das lange Sündenregister also das erste Loch. Die Russen brauchten 1890 nicht zu erhandeln, was ihnen seit Jahren gesichert, was von einem Lebensinteresse des Deutschen Reiches geboten war. Weiter. Wer wollte damals Bulgarien besetzen? Vielleicht Ignatiews Slawische Wohlthätigkeitgesellschaft; sicherlich weder Alexander noch Giers. Möglich, daß sie sich an den Dardanellen festsetzen wollten; dann könnte Oesterreich warten, bis England dagegen Front macht. Aus Schweinitzens Bericht vom vierzehnten Dezember 1889 wußte Bismarck, daß Rußland, wegen der Mängel des Transportwesens und der Bewaffnung, vor 1895 keinen irgendwie beträchtlichen Krieg wagen konnte. Er zweifelte nicht, daß Ferdinand sich halten und mit Petersburg verständigen werde; denn „ein Koburger frißt sich überall durch". Wußte aber auch, daß Rußland, gerade weil es mit dem Gewehr und mit den strategisch wichtigsten Bahnen rückständig war, fürchtete, in dieser Zeit halber Ohnmacht von Oesterreich angegriffen zu werden; und machte sich zum Bürgen gegen die Ausführung solcher Angriffsabsicht. Die Russen sollten sicher sein, daß Oesterreich bei einem Angriff (den, ohne die unklügste Provokation, kein englisches Kabinet mitmachen würde) isolirt wäre; aber auch nie vergessen, daß sie als Angreifer Deutschland an Oesterreichs Seite fänden. Diese Friedenssicherung war Bismarcks Ziel.

Nicht das einzige, das die Mühe des Weges belohnen konnte. Seine Gegner (unter ihnen sein Kaiser) warfen ihm „Schwankungen" vor. Aus dem Grab hat er geantwortet: „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt." Seit 1870 bestand die Gefahr eines (schon vom ersten Nikolai für den Fall deutscher Einigung vorausgesagten) franko-russischen Bündnisses.

Der mußte ausgebogen werden. Mit Frankreich allein würden wir fertig; mit Beiden? Deshalb mag Frankreich in Afrika nehmen, was es erlangen kann: Tunis, Marokko, noch mehr; dann ists für etliche Menschenalter beschäftigt und starrt nicht immer auf das Vogesenloch. Deshalb mag Rußland sich durch Stillung seines Balkanhungers schwächen (der Bissen Konstantinopel ist noch Keinem je gut bekommen); darf nur das österreichische Lebenscentrum nicht antasten: sonst müssen wir eingreifen. Bismarck hat den Russen weder einen Gebietszuwachs verheißen noch ein Neutralitätversprechen gegeben, das nicht längst durch das deutsche Interesse geboten und publici juris geworden war; und dennoch erreicht, daß von Petersburg die schriftliche Versicherung kam: Für den Fall eines französischen Angriffes seid Ihr unserer wohlwollenden Neutralität gewiß. Von wo konnte der Sturm nun noch kommen? Russischer Angriff: wir haben Oesterreich; das gegen Schwächung von der russischen Seite her wiederum bei uns assekurirt ist. Frankreich ist allein und kann sich in neuen Kolonien an Englands Mittelmeerflanke reiben. Als dem Genie des Vaters, dem Fleiß des Sohnes diese Frucht endlich gereift war, wurden sie weggeschickt und treulose Diener gescholten.

Was der Kaiser damals wollte, lehrte, außer Privatbriefen, die Waterlooredе vom einundzwanzigsten März 1890 (die Moltke verschwiegen wünschte); lehrt Alles, was zwischen dem Besuch in Spala und dem Abschluß des Sansibarvertrages geschah; lehrt in Bismarcks Entlassungsgesuch der Satz, er könne nicht ausführen, was der Kaiser auf dem Gebiet internationaler Politik angeordnet habe; „ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat.“ Wirkung: Rußland wird mißtrauisch und sucht neue Freundschaft. Frankorussisches Bündniß (Caprivi jauchzt). Verständigung mit Italien (Rudini) und Oesterreich-Ungarn (Goluchowski). Frankreich ist endlich also wieder bündnißfähig; lockt mit moskowitischer Hilfe Italien aus dem Dreibundreigen (Bü-

low lächelt: Extratour!); wird als mohammedanische Macht geärgert und verlobt sich in heißer Altersliebe den Briten (Bülow jauchzt). Italien brüstet sich im Concern der Westmächte (Tschirschky jauchzt). Und England denkt an die Jamesondepesche, die Flotte, die Bagdadbahn. Dann, nach argen Enttäuschungen, wurde der Rückweg in eine Verständigung der drei Kaiserreiche gesucht; wurde dem Ziel zugestrebt, das Bismarck auf engem Pfad erreicht hatte.

Caprivi ließ sich am ersten Tag seiner Kanzlerschaft den Entwurf des Geheimvertrages, dem die russische Unterschrift gesichert war, vorlegen, trug ihn ins Schloß und kam mit der Entscheidung zurück: Wird abgelehnt! Schuwalow nannte ihn drum un trop honnête homme; in der plumpen deutschen Sprache wärs so höflich nicht auszudrücken. Mit Bismarck, der ihn artig an seinen Familientisch gezogen und sich zu jeder politischen Auskunft bereit erklärt hatte, hat er keine Silbe über den Vertrag gesprochen; nur mit ihm Untergebenen, die einem neuen Herrn nicht gern unerwünschte Antworten geben. Vielleicht hätte erst der Autor den Sinn seines Werkes richtig erklärt. Hugo Grotius liest anders als Schulknaben. Der Vertrag, den Caprivi so komplizirt fand, war im Grunde ziemlich einfach. Er sagte den Russen laut: Wir müssen den Oesterreichern helfen, wenn Ihr über sie herfallt, helfen ihnen aber nicht, wenn sie Euch angreifen; dafür sind wir bei französischem Angriff Eurer Neutralität sicher. Er konnte den Oesterreichern sagen: Daß wir aggressivem Balkanehrgeiz nicht deutsches Blut opfern wollen, wißt Ihr längst; greift also die Russen gefälligst nur an, wenn Ihr Euch allein dazu stark genug fühlt oder auf andere Hilfe rechnen könnt; wollen sie Euch ans Leben, dann sind wir zur Stelle; auch für Euch tritt der casus foederis nach unserem Vertrag ja erst ein, wenn wir angegriffen werden, nicht, wenn wir angreifen; unsere Konten stimmen also. Beide Verträge sollten und konnten jedes der drei Kaiserreiche vor der ihm nächsten und drum gefährlichsten Koalition schützen: Rußland vor der deutsch-österreichischen, Oesterreich vor der russisch-deutschen, Deutschland vor der russisch-österreichischen und vor der franko-

russischen. Und der Ersinner dieser Rückversicherungen konnte sich, bei seiner Erfahrung, seiner Monarchen- und Personalkenntniß, obendrein sagen: Rußland greift Oesterreich, Oesterreich Rußland nicht an, Beider Furcht sieht nur Gespenster spuken und die uns widrigsten Fälle bleiben auf dem Papier; wir heimsen ohne nennenswerthen Aufwand also großen Ertrag ein. Dem Mann, der Solches ersonnen und dem Mißtrauen Alexanders abgerungen hatte, hätten manche Völker Altäre gebaut, manche einen Thron gezimmert. In Deutschland wurde er weggejagt und geächtet. Warum? Wilhelm wollte gegen Rußland die Grenze waffnen, Oesterreich warnen, den Besuch, den er, wider des Kanzlers Wunsch, am dreizehnten Oktober 1889 dem Zaren angeboten hatte, absagen. Warum? Weil veraltete und einseitige Konsularberichte meldeten, was einer persönlichen Verstimmung entsprach (und was Waldersees Ehrgeiz gern hörte). Der Protest gegen dieses Vorhaben war Bismarcks letzte Kanzlerthat. Alexander hat weder gegen Oesterreich noch gegen Deutschland Krieg geführt. Wilhelm hat den Besuch in Spala nicht abgesagt. Hat er Oesterreich gewarnt? Vielleicht in dem Brief, den Graf Wedel in die Hofburg brachte. Doch in Wien wußte man, daß eine kriegerische Balkanaktion damals nicht im Plan des Gossudars lag, und wurde deshalb nicht nervös. Auch nicht, als man (ziemlich früh) erfuhr, was Wilhelm im Schloß über des Kanzlers Treulosigkeit den Kommandirenden Generalen gesagt habe. Daß in dem Schicksalsmärz die internationale Politik des Deutschen Reiches einen neuen Pivot wählte, spüren wir heute noch. Und haben in frostiger Einsamkeit Grund, dem Wort Bismarcks (aus dem Kapitel über die russische Politik) nachzudenken; „Meine Befürchtung ist, daß auf dem eingeschlagenen Wege unsere Zukunft kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart geopfert wird. Frühere Herrscher sahen mehr auf Befähigung als auf Gehorsam ihrer Rathgeber; wenn Gehorsam allein das Kriterium ist, so wird ein Anspruch an die universelle Begabung des Monarchen gestellt, dem selbst Friedrich der Große nicht genügen würde, obschon die Politik in Krieg und Frieden zu seiner Zeit

weniger schwierig war als heute.“ Hätten Alle, die es anging, im Jahr 1898 diese Worte mit wachem Sinn gelesen, dann stünden wir jetzt nicht, wo wir stehen. Die Legende, nach der „Versöhnung“ habe Bismarck je wider hoffen, hellen Auges in die nahe Zukunft des Reiches blicken gelernt, je die neue Regirungmode gelobt, ist wohlmeinender Trug. Den wollte er nicht. Weder an Feiertagen sich lebend als Nationalgötzen umtanzen lassen noch gar eine schöne Leiche werden. „Nur den Leuten nicht Sand in die Augen streuen“: war seine stete Warnung. Jedem, ders hören mochte, sagte er, daß er zwar stiller („Das Alter setzt mir mehr zu als alle meine Feinde“), doch der Sorge nicht ledig geworden sei. Er sicherte sich die letzte Ruhe; geräuschloses, prunklos privates Begräbniß. Und starb unversöhnt.

Sein Schatten ist zu versöhnen. Nicht durch Harnisch und Goldpalasch; durch alle Ehrenqualitäten unseres kreisenden Balles niemals. Wann wird das Bismarckdrama historisch, weitet sichs aus täglich mit neuem Weh empfundener Wirklichkeit zum germanischen Mythos? Wenn der Irrthum, der es zu jäher Katastrophe trieb, getilgt ist. Wenn der alternde Kaiser der Deutschen, wie einst den treusten Mann, nun den trügerischsten Glauben verbannt; den: er könne allein regiren. Kein Gekrönter kanns heute noch. Jeder muß, auch einer von brillanter Naturanlage, glücklich sein, wenn er sich, ohne säumig der Pflicht zu fehlen, von der Verantwortlichkeit für die Riesenmaschine entbürden kann.

Vor zehn Jahren geschrieben. (Daß auf Seite 79 des vorigen Heftes das Bruchstück aus dem Brief „An den Kaiser“ dem Jahr 1898, nicht, wie dort steht, 1918, entstammt, hat wohl jeder Leser gemerkt.)

„Es giebt Leute, die sich nicht entblöden, zu behaupten, daß mein Vater Das, was er mit dem seligen Prinzen gemeinsam mit dem Schwert erkämpfte, wieder herausgeben wollte. Wir Alle haben ihn zu gut gekannt, als daß wir einer solchen Beschimpfung seines Andenkens nur einen Augenblick ruhig zusehen könnten. Er hatte den selben Gedanken als wir, daß nichts von den Errungenschaften der großen Zeit aufgegeben werden kann. Ich glaube, daß

wir sowohl im Dritten Armeecorps wie in der gesammten Armee wissen, daß darüber nur eine Stimme sein kann, daß wir lieber unsere 18 Armeecorps und 42 Millionen Einwohner auf der Walstatt liegen lassen, als daß wir einen einzigen Stein von Dem, was mein Vater und der Prinz Friedrich Karl errungen haben, abtreten.“ 1888.

„Zur Hebung und moralischen sowie religiösen Kräftigung und Entwickelung des Volkes brauche ich die Unterstützung der Edelsten desselben, meines Adels, und die sehe ich im Orden St. Johannis in stattlicher Zahl vereint.“ 1888.

„Während ich meine Gesundheit und alle Kräfte eingesetzt habe, um durch Anknüpfen von Freundschaftbanden den Frieden und die Wohlfahrt des Vaterlandes und damit auch der eigenen Hauptstadt zu sichern, haben die Tagesblätter meiner Haupt- und Residenzstadt die Angelegenheiten meiner Familie in einer Art und Weise an die Oeffentlichkeit gezogen und besprochen, wie sich ein Privatmann Das nie würde haben gefallen lassen. Ich bin dadurch nicht nur schmerzlich berührt, sondern auch mein Unwille ist dadurch erregt worden. Vor Allem bitte ich mir aus, daß das fortdauernde Citiren meines Herrn Vaters gegen meine Person endlich unterbleibt. Es verletzt mich als Sohn aufs Tiefste und ist unpassend im höchsten Grade. Ich gebe mich der Erwartung hin, daß, wenn ich Berlin zu meiner hauptsächlichen Residenz wähle (und mich als Berliner zieht es immer hierher), man davon absehen wird, intime Beziehungen meiner Familie zum Gegenstand der Erörterung in der Presse zu machen.“ 1888.

„Für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Reichs- und Vaterlandsfeind. Merke ich daher, daß sich sozialdemokratische Tendenzen in die Bewegung mischen und zu ungesetzlichem Widerstand anreizen, so würde ich mit unnachsichtlicher Strenge einschreiten und die volle Gewalt, die mir zusteht (und die ist eine große) zur Anwendung bringen.“ 1889.

„Die große Ehre, welche mir von der Königin durch die Ernennung zum Admiral der englischen Flotte erwiesen worden ist, schätze ich sehr hoch. Ich freue mich sehr, der Be-

sichtigung der Flotte beigewohnt zu haben, welche ich als die schönste der Welt betrachte. Deutschland besitzt eine seinen Bedürfnissen entsprechende Armee; und wenn die britische Nation eine ihren Bedürfnissen entsprechende Flotte hat, so wird Dies von Europa im Allgemeinen als ein höchst wichtiger Faktor für die Aufrechterhaltung des Friedens betrachtet werden. Mein Herr Großvater hat die in der Bluttaufe geschlossene Freundschaft den Engländern bis an sein Lebensende bewahrt. ... Die britischen Truppen flößten mir die größte Bewunderung ein. Wenn jemals die Möglichkeit der Freiwilligen bezweifelt werden sollte, werde ich in der Lage sein, ihnen ein Zeugniß der Tüchtigkeit auszustellen. Bei Malplaquet und Waterloo ist preußisches und britisches Blut in einer gemeinsamen Sache vergossen worden." 1889.

„Ich habe von Jugend auf große Bewunderung für das mächtig aufstrebende Gemeinwesen der Vereinigten Staaten von Amerika gehabt; und das Studium Ihrer Geschichte in Frieden und Krieg hat für mich stets ein besonderes Interesse gehabt. Unter den vielen hervorragenden Eigenschaften, welche Ihre Landsleute besitzen, sind es vor Allem ihr Unternehmungsgeist, ihr Ordnungsinn und ihre Erfindungsgabe, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich lenken. Die Deutschen fühlen sich zu dem Volk der Vereinigten Staaten um so mehr hingezogen, als sie mit den Nordamerikanern eng verknüpft sind durch die vielen Verbindungen, welche die Stammverwandtschaft mit sich bringt. Die vorherrschende Empfindung der beiden Völker ist diejenige der Verwandtschaft und der bewährten Freundschaft; und die Zukunft wird die Herzlichkeit unserer Beziehungen nur verstärken können." 1889.

„Ich trinke auf das Wohl meines verehrten Freundes, Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, und auf die Dauer der zwischen unseren Häusern seit mehr als hundert Jahren bestehenden Freundschaft, welche ich als ein von meinen Vorfahren übernommenes Erbtheil zu pflegen entschlossen bin." 1889.

„Mein Hochseliger Großvater betrachtete seine Stellung als eine ihm von Gott gesetzte Aufgabe, der er sich mit

Daranselzung aller Kräfte bis zum letzten Augenblick widmete. So, wie er dachte, denke auch ich und sehe in dem mir überkommenen Volke und Lande ein von Gott mir anvertrautes Pfund, welches, wie schon in der Bibel steht, zu mehren meine Aufgabe ist und worüber ich dereinst Rechenschaft abzulegen haben werde. Ich gedenke, nach Kräften mit dem Pfunde so zu wirthschaften, daß ich noch manches andere hoffentlich werde dazu legen können. Diejenigen, welche mir dabei behilflich sein wollen, sind mir von Herzen willkommen, wer sie auch seien; Diejenigen jedoch, welche sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich." 1890.

„Jetzt haben wir die Insel Helgoland erworben durch Vertrag aus dem freien Willen der Regirung und der gesetzgebenden Faktoren eines stammverwandten Landes. Es liegt mir daher am Herzen, ein Glas der hohen Frau zu widmen, der wir es zu verdanken haben, daß die Insel wieder deutsch ist. Mit weitschauendem Blick, mit hoher Weisheit regirt die Königin ihr Land und sie legt Werth darauf, mit mir und meinem Volke in Freundschaft zu leben. Sie schätzt deutsche Offiziere, deutsche Töne in Melodien. Hoch lebe die Königin von England!" 1890.

„Die sämmtlichen sogenannten Hungerkandidaten, namentlich die Herren Journalisten, Das sind vielfach verkommene Gymnasiasten. Das ist eine Gefahr für uns. Dieses Uebermaß, das jetzt schon zu viel ist, gleichsam ein Rieselfeld, das nicht mehr aufnehmen kann, muß beseitigt werden. Ich werde daher kein Gymnasium mehr genehmigen, das nicht absolut seine Existenzberechtigung und Nothwendigkeit nachweisen kann. Wir haben schon genug." 1890.

„Bisher hat der Weg, wenn ich so sagen soll, von den Thermopylen über Cannae nach Roßbach und Vionville geführt; ich führe die Jugend von Sedan und Gravelotte über Leuthen und Roßbach zurück nach Mantinea und nach den Thermopylen. Ich glaube, Das ist der richtige Weg und den müssen wir mit unserer Jugend wandeln." 1891.

„Ich meine, einen gewissen Stillstand wahrnehmen zu können, ein gewisses Zagen und ein gewisses Zaudern. Ich

meine, zu sehen, daß es den Herren nicht leicht wird, den Weg zu erkennen, den ich beschreite und den ich mir vorgezeichnet habe, um Sie und uns Alle zu meinem Ziel und zum Heil des Ganzen zu führen. Wenn wir Schritte thun und arbeiten wollen zum Heil des Ganzen, so müssen wir dieses auch immer im Auge haben. Ich weiß sehr wohl, daß es in der Jetztzeit versucht wird, die Gemüther zu ängstigen. Es schleicht der Geist des Ungehorsams durch das Land; gehüllt in schillernd verführerisches Gewand, versucht er die Gemüther meines Volkes und die mir ergebenen Männer zu verwirren; eines Ozeans von Druckerschwärze und Papier bedient er sich, um die Wege zu verschleiern, die klar zu Tage liegen und liegen müssen für Jedermann, der mich und meine Prinzipien kennt. Ich lasse mich dadurch nicht beirren. Es mag meinem Herzen wohl weh thun, zu sehen, wie verkannt die Ziele sind, die ich verfolge; aber ich hege das Vertrauen, daß alle Diejenigen, die monarchisch gesonnen sind, die es gut mit mir meinen, und daß vor allen Dingen die brandenburgischen Männer nicht einen Augenblick wankend geworden sind und nie gezweifelt haben an Dem, was ich that. Nun, Brandenburger! Ihr Markgraf spricht zu Ihnen: Folgen Sie ihm durch Dick und Dünn auf allen den Wegen, die er Sie führen wird! Sie können versichert sein, es ist zum Heil und zur Größe unseres Vaterlandes." 1891.

„Es ist meine feste Ueberzeugung, daß jeder junge Mann, der in ein Corps eintritt, durch den Geist, welcher in demselben herrscht, und mit diesem Geist seine wahre Richtung fürs Leben erhält. Denn es ist die beste Erziehung, die ein junger Mann für sein späteres Leben bekommt. Und wer über die deutschen Corps spottet, Der kennt ihre wahre Tendenz nicht." 1891.

„In diesem reizenden Lande habe ich mich stets zu Hause gefühlt als Enkel einer Königin, deren Name stets in Erinnerung bleiben wird als ein edler Charakter und als eine Dame, die groß ist in der Weisheit ihrer Rathschläge und deren Regirung England dauernde Segnungen verliehen hat. Ueberdies läuft das selbe Blut in den eng-

lischen und deutschen Adern. Dem Beispiele meines Großvaters und unvergeßlichen Vaters folgend, werde ich stets, so weit es in meiner Macht steht, die historische Freundschaft zwischen diesen unseren beiden Nationen bewahren, welche man so oft neben einander gesehen zum Schutze der Freiheit und Gerechtigkeit.“ 1891.

„Rekruten! Ihr habt jetzt vor dem geweihten Diener Gottes und angesichts dieses Altars mir Treue geschworen. Ihr seid noch zu jung, um die wahre Bedeutung des eben Gesprochenen zu verstehen; aber befleißigt Euch zunächst, daß Ihr die gegebenen Vorschriften und Lehren immer befolgt. Ihr habt mir Treue geschworen. Das, Kinder meiner Garde, heißt: Ihr seid jetzt meine Soldaten, Ihr habt Euch mir mit Leib und Seele ergeben; es giebt für Euch nur einen Feind, und der ist mein Feind. Bei den jetzigen sozialistischen Umtrieben kann es vorkommen, daß ich Euch befehle, Eure eigenen Verwandten, Brüder, ja, Eltern niederzuschießen, was ja Gott verhüten möge, aber auch dann müßt Ihr meine Befehle ohne Murren befolgen.“ 1891.

„Es ist ja leider jetzt Sitte geworden, an Allem, was seitens der Regirung geschieht, herumzumäkeln. Unter den nichtigsten Gründen wird den Leuten ihre Ruhe gestört und ihre Freude am Dasein und am Leben und Gedeihen unseres gesammten großen deutschen Vaterlandes vergällt. Aus diesem Nörgeln und dieser Verhetzung entsteht schließlich der Gedanke bei manchen Leuten, als sei unser Land das unglücklichste und schlechtest regirte in der Welt und sei es eine Qual, in demselben zu leben. Daß Dem nicht so ist, wissen wir Alle selbstverständlich besser. Doch wäre es dann nicht besser, daß die mißvergnügten Nörgler lieber den deutschen Staub von ihren Pantoffeln schüttelten und sich unseren elenden und jammervollen Zuständen auf das Schleunigste entzögen? Ihnen wäre ja dann geholfen; und uns thäten sie einen großen Gefallen damit. Brandenburger, zu Großem sind wir noch bestimmt und herrlichen Tagen führe ich Euch noch entgegen. Lassen Sie sich nur durch keine Nörgeleien und mißvergnügliches Parteigerede Ihren Blick in die Zukunft

verdunkeln oder Ihre Freude an der Mitarbeit verkürzen. Mit Schlagwörtern allein ist es nicht gethan und den ewigen mißvergnüglichen Anspielungen über den neuen Kurs und seine Männer erwidere ich ruhig und bestimmt: ‚Mein Kurs ist der richtige und er wird weiter gesteuert'." 1892.

„Sollte es sich einmal ereignen, daß die englische und die deutsche Marine Schulter an Schulter gegen einen gemeinsamen Feind zu kämpfen haben, dann wird die berühmte Parole: ‚England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht thue', welche der größte Seeheld Englands vor der Schlacht von Trafalgar ausgegeben hat, ein Echo in dem patriotischen Herzen der deutschen Marine finden." 1893.

„Metz und mein Armeecorps ist ein Eckpfeiler in der militärischen Macht Deutschlands, dazu bestimmt, den Frieden Deutschlands, ja, ganz Europas, dessen Erhaltung mein fester Wille ist, zu schützen. Wenn ich mein Hauptquartier nach Urville verlegt habe, so kann ich als lothringischer Grundbesitzer nicht anders, da mich meine Lothringer dort haben wollten. Ich sehe aus den Ovationen, aus der Festesstimmung der Bevölkerung von Metz sowohl wie auch der Landbevölkerung die Bestätigung, daß Lothringen sich wohl im Reiche fühlt. Mit Genugthuung ersehe ich, daß Lothringen das Verständniß für des Reiches Größe und für seine Stellung in dem Reiche gewonnen hat ... Ich schätze Straßburg als eine der besten deutschen Städte und bin überzeugt, daß auch die Straßburger in der Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reiche sich wohl fühlen. Ich habe Das so recht das letzte Mal empfunden, als ich ganz unerwartet hierhergekommen war. Als ich da vom Polygon zurückritt und die Straßen in der kurzen Zeit so schön geschmückt fand und den herzlichen Jubel des Empfanges hörte, da habe ich mich aufrichtig gefreut." 1893.

„Ihr habt die Ehre, zu meiner Garde zu gehören und in und um meinen Wohnort, meine Hauptstadt zu stehen. Ihr seid berufen, mich in erster Linie vor dem äußeren und inneren Feind zu schützen. Seid treu und vergeßt nicht, das Eure Ehre die meinige ist." 1893.

„Nach dem mir soeben geleisteten Eide begrüße ich

Euch als meine Soldaten. Wenn Ihr gute Soldaten sein wollt, so müßt Ihr auch gute Christen sein und Religion im Herzen haben. Als Soldaten meiner Garde ist Euch ein besonderes Ehrenkleid gegeben worden. Vergesset nicht, daß Ihr den Rock Eures Königs tragt. Haltet den Rock in Ehren und bedenkt, daß Ihr den Vorzug genießt, den Dienst unter meinen Augen zu thun, und daß Ihr mit Eurem Eintritt in das Heer etwas Vornehmes geworden seid. Gedenket der Standbilder der Könige und Führer, die auf Euch herniederschauen, denket an Euren Eid: dann werdet Ihr gute Soldaten sein. Vergeßt nie, daß Ihr berufen seid zu Vertheidigern unseres Vaterlandes, daß Ihr verpflichtet seid, Ordnung und Religion im Land zu schützen. Nun geht hin, thut Euern Dienst, der auf meinen Befehl Euch gelehrt wird. Ihr tragt des Kaisers Rock, Ihr seid dadurch dèn anderen Menschen vorgezogen. Ihr nehmt eine besondere Stelle ein und nehmt Pflichten auf Euch." 1894.

„Blicken wir zurück auf die Jahre 1866 und 70, so können wir sagen: Dat is Willem!" 1894.

„Ihr seid hierhergekommen, um den Eid der Treue zu leisten. Es war eine alte Sitte unserer Vorfahren und galt als heilige Pflicht, den Eid treu zu erfüllen. So wie ich als Kaiser und Herrscher mein ganzes Thun und Trachten für das Vaterland hingebe, so habt Ihr die Verpflichtung, Euer ganzes Leben für mich hinzugeben." 1895.

„In die hohe, große Festesfreude schlägt ein Ton hinein, der wahrlich nicht dazu gehört; eine Rotte von Menschen, nicht werth, den Namen Deutscher zu tragen, wagt es, das deutsche Volk zu schmähen, wagt es, die uns geheiligte Person des allverehrten verewigten Kaisers in den Staub zu ziehen. Möge das gesammte Volk in sich die Kraft finden, diese unerhörten Angriffe zurückzuweisen! Geschieht es nicht, nun, dann rufe ich Sie, den Staatsrath, um der hochverrätherischen Schaar zu wehren, um einen Kampf zu führen, der uns befreit von solchen Elementen." 1895.

„Der große Kaiser trat hervor als ein ausgewähltes Rüstzeug des Herrn, als das er sich betrachtete. Er hat ein Kleinod wieder emporgehoben und ihm zu hellen Strahlen

verholfen, das wir hoch und heilig halten mögen: das Königthum von Gottes Gnaden mit seiner furchtbaren Verantwortung vor Gott allein, von der kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordnetenhaus, kein Volk den Fürsten entbinden kann. Wenn der hohe Herr im Mittelalter gelebt hätte, er wäre heilig gesprochen worden. Ihm verdanken wir das Deutsche Reich. In seiner Nähe war, durch Gottes Fügung, so mancher brave, tüchtige Handlanger, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber alle Werkzeuge seines erhabenen Wollens waren, erfüllt von dem Geist dieses erhabenen Kaisers." 1897.

„Der Ozean ist unentbehrlich für Deutschlands Größe. Aber der Ozean beweist auch, daß auf ihm und in der Ferne jenseits von ihm ohne Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf. Ich bin nicht der Meinung, daß unser deutsches Volk vor dreißig Jahren unter der Führung seiner Fürsten gesiegt und geblutet hat, um sich bei großen auswärtigen Entscheidungen bei Seite schieben zu lassen. Geschähe Das, so wäre es ein für allemal mit der Weltmachtstellung des deutschen Volkes vorbei; und ich bin nicht gewillt, es dazu kommen zu lassen. Hierfür die geeigneten und, wenn es sein muß, auch die schärfsten Mittel rücksichtlos anzuwenden, ist meine Pflicht und mein schönstes Vorrecht." 1900.

„Noch ist die Bildhauerei zum größten Theil rein geblieben von den sogenannten modernen Richtungen und Strömungen, noch steht sie hoch und hehr da; erhalten Sie sie so und lassen Sie sich nicht durch der Menschen Urtheil und allerlei Witz der Lehre dazu verleiten, diese Grundsätze aufzugeben, auf denen sie aufgebaut ist! Eine Kunst, die sich über die von mir bezeichneten Gesetze und Schranken hinwegsetzt, ist keine Kunst mehr, ist Fabrikarbeit, ist Gewerbe; und Das darf die Kunst nie werden. Mit dem viel gebrauchten Worte Freiheit und unter seiner Flagge verfällt man gar oft in die Grenzenlosigkeit, Schrankenlosigkeit und Selbstüberhebung. Wer sich aber von dem Gesetz der Schönheit, dem Gefühl der Aesthetik und Harmonie, die jedes Menschenbrust fühlt, ob er sie auch nicht ausdrücken kann, loslöst und in dem Gedanken einer beson-

deren Richtung, einer bestimmten Lösung mehr technischer Aufgaben die Hauptsache erblickt, Der versündigt sich an den Urquellen der Kunst. Der rechte Künstler bedarf keiner Marktschreierei, keiner Presse, keiner Konnexion. Das Gefühl für Das, was häßlich oder schön ist, hat jeder Mensch, mag er noch so einfach sein, und dieses Gefühl weiter im Volke zu pflegen, dazu brauche ich Sie Alle. Und daß Sie in der Siegesallee ein Stück solcher Arbeit geleistet haben, dafür danke ich Ihnen ganz besonders. Das kann ich Ihnen, meine Herren, jetzt schon mittheilen, der Eindruck, den die Siegesallee auf die Fremden macht, ist ein ganz überwältigender; überall macht sich bemerkbar ein ungeheurer Respekt für die deutsche Bildhauerei. Möge sie auf dieser Höhe stets stehen bleiben und mögen auch meinen Enkeln und Urenkeln, wenn sie mir dereinst erstehen werden, stets die gleichen Meister zur Seite stehen. Dann, bin ich überzeugt, wird unser Volk in der Lage sein, das Schöne zu lieben und die Ideale stets hochzuhalten.“ 1901.

„Der Chinese ist von Natur feig wie ein Hund, aber hinterlistig. Kommt Ihr an den Feind, so wird er geschlagen. Pardon wird nicht gegeben. Gefangene werden nicht gemacht. Wer Euch in die Hände fällt, sei Euch verfallen. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch Euch in einer Weise bethätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.“ 1900.

„Möge der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der Erde verstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird.“ 1898.

„Ich kann immer nur wiederholen, daß ich Englands Freund bin. Aber ich bin in meinem Land mit diesem Gefühl in der Minorität. Als die Regirungen von Rußland und Frankreich meinten, die Stunde sei gekommen, wo man England bis in den Staub erniedern könne, antwortete ich, Deutschland werde nie zu der Vorbereitung einer Niederlage Britaniens mitwirken, nie für eine Politik zu haben sein, die es in einen Konflikt mit einer Seemacht vom Rang

Englands zu bringen vermöchte. Wenn in dem Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans einst deutsche und britische Geschwader für die selbe Sache streiten, wird auch England sich der Thatsache freuen, daß Deutschland sich eine große Flotte geschaffen hat." 1908.

„Nach dem Vollbringen der vier Kriegsjahre hat das deutsche Volk den Anspruch, daß ihm kein Recht vorenthalten wird, das eine freie und glückliche Zukunft verbürgt." 1918.

Worte Wilhelms. Des in Europa nun letzten Kaisers.

„Weder Selbstherrschaft noch Scheinkonstitutionalismus ist fortan möglich. Nur: Selbstregirung des Volkes, das ohne Murren gearbeitet, gedarbt, gefochten, geblutet hat. Demokratie wird das dringlichste Fürstenbedürfniß. Der Kaiser wird entbürdet, wenn er sich aus der Pflicht löst, den Kanzler zu wählen, für Kriegserklärung und Friedensschluß die innere, letzte Verantwortung zu tragen, mehr zu sein oder zu scheinen als des Volkswillens in Würde thronender Vollstrecker. Entbürdet wird er, nicht in der Wirkenskraft gelähmt; von gefährlicher Last freier, nicht leichter an Eigengewicht. Die Verantwortung des Friedens, der werden muß, kann nur der Nacken der ganzen Nation ungebeugt tragen. Ehe er danach drängt, ehe ein Ausschuß den Umbau der Verfassung fordert, rufe des Kaisers noch freier Wille, in Einklang mit den zu Ewigem Bund ihm gesellten Fürsten, Reichstag und Bundesrath in die Pflichtgemeinschaft einer Constituante, die dem Reich verantwortliche Minister, der vom Volk erwählten Parlamentsmehrheit Regirungmacht, allen selbständig sich nährenden Deutschen beider Geschlechter das Recht zu Mitwirkung am Reichsgeschäft sichert, die alten Gesetze neuem Bedürfniß anpaßt und dadurch der Nation die Freiheit, den fürstlichen Häuptern ungefährdete Lebensdauer verbürgt. Schnell: ehe die Gunst der Stunde versäumt ist; die Zeiger stehen zwölf Minuten vor Zwölf." („Die Zukunft"; am fünften Mai 1917: „Der rothe Mond.")

Der zwölfte Glockenschlag ist verklungen. Roth sinkt im Reichssüden die Sonne. Und an Alpenwände pocht Deutsch-Oesterreichs Ruf: „Haust Ihr, Brüder, in wohnlicher Freiheit? Dann treten wir ein."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die **4½% Schatzanweisungen der VIII. Kriegsanleihe** und für die **4½% Schatzanweisungen von 1918 Folge VIII** können vom

4. November d. J. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1919** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“ in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Mit dem Umtausch der **Zwischenscheine** für die **5% Schuldverschreibungen der VIII. Kriegsanleihe** in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen kann erst später begonnen werden; eine besondere Bekanntmachung hierüber folgt alsdann.

Von den Zwischenscheinen **der früheren Kriegsanleihen** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Oktober 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt der Firma **Julius Klinkhardt, Leipzig,** beigelegt, der auf ein Werk von Dr. K. Henning hinweist. Wir möchten nicht verfehlen, unsere Leser auf das interessante Buch aufmerksam zu machen, in dem die Kriegshetzereien der amerikanischen Schwerindustrie bloßgestellt werden.



Berlin, den 16. November 1918

Gott ist mit uns

„Dieses Krieges sicherste, einzig sichere Folge wird die ungeheuerste Revolution aller Zeiten sein, eine Europa durchlodernde, den ganzen Erdtheil umpflügende, neben der die von 1789 und 93 ein neckischer Kinderspaß scheinen mag. Jeder Mensch guten Willens und naturfrommer Andacht muß sich mühen, diese Revolution vor Blutschuld zu schützen und in die Welt des Geistes einzugrenzen. Kein Staat, kein Volk, keine Klasse, weder Mann noch Weib wird nach diesem Krieg, dieser Sintfluth sein, wie sie zuvor waren. Verfassung und Gesetz, Vorurtheile und Bedenken wird, wie Binsen am Teich, der Wirbelsturm knicken. Lasset uns sorgen, daß von dem Opferaltar des neuen Bundes (der Menschheit mit gotthaft beseelter Natur) lieblicher Ruch himmelan schwebe, wie von Noahs Dankbrunst, da seine zweite Taube im Schnabel ihm das Oelblatt in die Arche getragen hatte, durch dessen Gerippe die Botschaft schimmerte: Friede auf Erden!" („Die Zukunft" vom zweiundzwanzigsten April 1916.) „Wir wollen Deutschland; stark, luftig, hell, in anmuthiger, nicht steif protzender Würde und ernster Fröhlichkeit. Dieses Deutschland ist der Menschheit unentbehrlich; ihm aber auch die Menschheit. Nicht, sie zu knechten oder in seine Wesensfarbe umzufärben, ist sein Beruf; sondern, als ein kräftiges Glied in ihr, in stetem Austausch nährender Lebenssäfte, zu gedeihen. Wir wollen, daß Europa gesunde, nicht als Krüppel

hinsieche; sauber werde, nicht noch ekler verschmutze. Daß den Lebensfragen des Erdtheiles Antworten gefunden werden, die dem Bedürfniß der Völker, stämmiger und schwacher, genügen und ohne störenden Ergänzungstreit drum den Tag des Friedensschlusses lange überdauern. Wir wollen nicht, daß man mit der Größe einer Zeit prahle, die nur vernichtet; denn uns ist Größe das Merkmal des Schöpfervermögens. Wir wollen, daß auf reinem Grund das freie Volk fortan seines Schicksals Schmied sei und am Wohlstand, am seelischen Aufstieg anderer Völker sich neidlos freuen dürfe; daß Güte, nicht schwächlich, gebiete und Menschenrecht noch im zerlumpten Bettler geachtet werde. Da habt Ihr den Grundriß unseres Glaubens und Wollens. Schaaret, die Ihr unter seinem Kuppelgewölb wohnen möchtet, aus allen Lagern geschwind Euch zum Treubund. Stählet Euch in das Gelübde Tapferer, endlich Etwas zu wagen. Erst durch Wagniß werdet Ihr der Helden würdig, die draußen froh bluten. Niemals ist, nirgends, ohne Frühlingsgewitter aus Ostern Pfingsten geworden." („Die Zukunft" vom sechsten Mai 1916.)

„Am dreißigsten Juni 1918 ist Euer Hochwohlgeboren in meinem Auftrag eröffnet worden, daß es Ihnen nicht gestattet werden könne, in der gleichen Art weiter zu schreiben wie in den unmittelbar vorher veröffentlichten Nummern 33, 34, 35 der ‚Zukunft'. In den seitdem erschienenen Nummern haben Euer Hochwohlgeboren trotzdem die bisherige Schreibweise und die Grundrichtung Ihrer Artikel nicht geändert. Alle bisherigen Versuche, Euer Hochwohlgeboren durch Censurmaßnahmen zu einer Aufgabe dieser Schreibweise zu veranlassen, sind ergebnißlos geblieben. Ich kann daher auch von weiteren Schritten in dieser Richtung keinen Erfolg erwarten. Auf Grund des Paragraphen 9^{b} des Gesetzes vom vierten Juni 1851 über den Belagerungzustand verbiete ich deshalb bis auf Weiteres im Interesse der öffentlichen Sicherheit das Weitererscheinen der ‚Zukunft'. Der Oberbefehlshaber: Von Linsingen, Generaloberst." Aus meiner Beschwerde gegen dieses dritte Dauerverbot der „Zukunft": „Unter selbstverständlicher Opferung meiner Privatinteressen bemühe ich mich, wenigstens in einer kleinen Oberschicht der Hauptgefahr, der Lebensgefahr des Reiches vor-

zubeugen: der furchtbaren Enttäuschung, die Dem folgen muß, was aus Belagerungzustand, Verlegerprofitsucht und Reklamirtenfeigheit ‚Oeffentliche Meinung‘ geworden ist. Niemals kann ich, unter keinem Druck, den Rahmen meiner Ueberzeugung weiten, meines Denkens ‚Grundrichtung ändern‘. Könnte ichs, um meine Einkunft zu steigern oder meine Zeitschrift vor neuer Vernichtung zu schützen, so müßte ich mich, als einen Prostituirten, selbst anspeien.“ Verbot und Beschwerde sind vom dreiundzwanzigsten August 1918 datirt. Die Beschwerde wurde abgewiesen.

Mit Blitz und Donnersgedröhn ist das Frühlingsgewitter über Deutschland gekommen, aus furchtbar jäher Enttäuschung der Wille zu Revolution, zu Umsturz entstanden. Wir brauchen, mündige Gefährten, den Grundriß unseres Glaubens, die Grundrichtung unseres Wollens nicht zu ändern.

Der Wortlaut der (von einem freundlichen Hörer stenographirten) Rede, die ich am sechsten November in der berliner Philharmonie hielt:

Ueber Deutschlands von Schmerz, von Trauer, von Zorn und, leider, auch von Haß erstarrter Erde wird Licht. Und Deutschlands Volk schreitet erhobenen Hauptes und leuchtenden Blickes in seinen Frühling. Hat die Thränenfluth, haben die Zähren aus Millionen Augen die Erdrinde geweicht? Die Stürme, die uns umheulen, die von Kampf, von verzweifelter Wehr, die auch von Aufruhr schon uns Kunde bringen, diese Stürme sind nicht des Winters. Der kommt auf leisen Sohlen. Der tötet das Leben. Erstickt es unter dem Bahrtuch aus Schnee und Eis. Wir aber hören das Stöhnen der Wipfel im Sturm. So kommt der Lenz! Dieses Land ist nicht eins, worin das Leben winterlich entschläft. Dieses Volk ist eins, das aufersteht und das den Willen hat, den hart gewordenen Willen (hart wie ein Stamm, aus dem Triebe sprießen können), nicht nur, zu leben, nein, besser, würdiger, edler zu leben als je zuvor. Der Friede scheint heute gesichert; der Friede, für den die deutsche Regirung und zugleich die ihr damals noch nicht unterstellte Oberste Heeresleitung sich freiwillig ausgesprochen hat. Das ist die große Kunde dieses Novembertages.

Während unsere Menschen an der Westfront, trotz dem

fast lähmenden Bewußtsein, so spät, so lange nach dem Angebot eines Waffenstillstandes und Friedens, noch kämpfen, noch bluten, noch verkrüppeln oder fallen zu müssen, an mancher Stelle ihre höchste Kraftsumme, ihr ganzes Vermögen einsetzten, während dieser Zeit hat, nicht allzufern von ihnen, ein nicht weniger ernster, ein vielleicht der Welt noch schicksalvollerer Kampf getobt: in Versailles, wo die gegen das Deutsche Reich von 1914 Verbündeten, lange, Manchem von uns, der ungeduldig ist, zu lange, beriethen, ob sie das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten aufgestellte, von dem deutschen Volk und dessen regirendem Ausschuß angenommene Programm zu ihrem machen könnten, sollten, dürften. Wir haben heute die Antwort erhalten. Ich weiß nicht, ob Sie, Alle, den Wortlaut kennen. Ich bitte um die Erlaubniß, sie in der Form, in der ich sie empfangen habe, Ihnen vorzulesen. Sie ist, wie alle vorangegangenen Noten der Vereinigten Staaten, geschrieben und unterzeichnet von dem Staatssekretär Lansing, und gerichtet an den Leiter unseres Auswärtigen Amtes.

„In meiner Note vom dreiundzwanzigsten Oktober 1918 habe ich Ihnen mitgetheilt, daß der Präsident unseren Notenwechsel den mit den Vereinigten Staaten im Krieg verbündeten Regirungen übermittelt und zugleich gefragt hat, ob diese Regirungen geneigt sind, den Frieden zu den angegebenen Bedingungen und Grundsätzen herbeizuführen. Er hat für den Fall ihrer Zustimmung sie ersucht, ihre militärischen Rathgeber und den der Vereinigten Staaten zu veranlassen, den gegen Deutschland verbündeten Regirungen die Bedingungen eines Waffenstillstandes zu unterbreiten, der die Interessen der betheiligten Völker in vollem Maße wahrt und den Verbündeten Regirungen die unbeschränkte Macht sichert, Einzelheiten des von der Deutschen Regirung angenommenen Friedens zu verbürgen und zu erzwingen, wenn sie einen solchen Waffenstillstand vom militärischen Standpunkt aus für möglich hielten. Der Präsident hat jetzt eine Denkschrift der Verbündeten Regirungen erhalten, in der das Folgende steht: ‚Die Verbündeten Regirungen haten den Notenwechsel zwischen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und der Deutschen Regirung in ernste Erwägung gezogen. Mit den folgenden Einschränkungen erklären sie ihre Bereitschaft zum Friedensschluß mit der Deutschen Regirung auf Grund der Friedensbedingungen, die in der Ansprache des Präsidenten an den Kongreß vom achten Januar 1918, und der Grundsätze, die in seinen späteren Ansprachen niedergelegt sind. Sie müssen jedoch darauf hinweisen, daß der gewöhnlich so genannte Begriff ‚Freiheit der Meere‘ verschiedene

Auslegungen zuläßt, von denen sie einige nicht annehmen können. Sie müssen sich deshalb über diesen Gegenstand beim Eintritt in die Friedenskonferenz volle Freiheit wahren. Ferner hat der Präsident in den in seiner Ansprache vom achten Januar niedergelegten Friedensbedingungen erklärt, daß die besetzten Gebiete nicht nur geräumt und befreit, sondern auch wiederhergestellt werden müßten. Die Verbündeten Regirungen sind der Ansicht, daß über den Sinn dieser Bedingung kein Zweifel bestehen darf. Sie verstehen darunter, daß Deutschland für allen durch seine Angriffe zu Land, zu Wasser und in der Luft der Civilbevölkerung und ihrem Eigenthum zugefügten Schaden Ersatz leisten soll.' Der Präsident hat mich beauftragt, Ihnen anzuzeigen, daß er mit der im letzten Theil des angeführten Memorandums enthaltenen Auslegung einverstanden ist. Er hat mich ferner beauftragt, Sie zu ersuchen, der Deutschen Regirung mitzutheilen, daß Marschall Foch ermächtigt worden ist, genügend beglaubigte Vertreter der Deutschen Regirung zu empfangen und sie von den Waffenstillstandsbedingungen in Kenntniß zu setzen."

Damit ist also von allen Feinden des Deutschen Reiches das Programm angenommen, dem sämmtliche damals in Deutschland zu Entscheidung berufenen Gewalten zugestimmt haben. Unerledigt bleibt ein einziger Punkt, der zweite Punkt in Wilsons Programm, der fordert: „Ungeschmälerte Freiheit der Seeschiffahrt (außer in Territorialgewässern) in Friedens- und Kriegszeit; gesperrt ist ihr nur die See, die durch internationalen Beschluß, zu Sicherung internationaler Uebereinkunft, Allen verschlossen ist." Diesem Verlangen nach der Freiheit der Meere, wie man es mit einem dem Dritten Napoleon entlehnten Ausdruck zu nennen pflegt, haben die Engländer, vielleicht auch die Franzosen bisher nicht zugestimmt. Und Ihnen wird aufgefallen sein (hoffe ich), daß der Präsident der Vereinigten Staaten zu dieser Abweichung von seinem Programm nicht Stellung nimmt. Er sagt, den letzten Theil, der dem Deutschen Reich die Verpflichtung auferlegt, allen Schaden, auch den durch seine Tauchboote bewirkten, der Civilbevölkerung zu ersetzen, den billige er. Aber er spricht nichts über den Zweiten Punkt, die Freiheit der Meere. Darüber wird die Entscheidung auf dem Friedenskongreß fallen; und wir werden da Gelegenheit haben, durch (hoffentlich sehr gescheite, sehr rückhaltlos wahrhaftige, fest auf den Stab der Erfahrung gestützte) Vertreter den Grundsatz der

Freiheit der Meere in Gemeinschaft mit den Wortführern der Vereinigten Staaten zu verfechten. Der Wunsch, das Meer als die freie Straße der Menschheit vor Belästigung, vor Raub zu schützen, kann nur da wichtig werden, wo wieder Krieg ist; und all die Völker, die sich jetzt zusammenfinden sollen, eint der inbrünstige Wunsch, der felsfeste Wille, den Krieg, dem jetzt Abend wird, den letzten sein zu lassen.

So schwer dieses Wort nach Allem, was wir durchlebt und durchlitten haben, aus der Brust sich bis auf die Lippe hebt, ich wags und sage: Ich glaube zuversichtlich, wenn Sonntag wird, ruhen auch in West die Waffen. Und was diese Ruhe der Welt bedeuten würde: Das auszustammeln, würde die Beredsamkeit, das heilige Feuer eines Priesters fordern, wie, ehe die Menschheit in Blutschande schritt, auf manchem seitdem entweihten Altar einer stand.

Staunen Sie nicht und lassen Sie nicht eine Regung des Unwillens darüber in sich aufkommen, daß die Vereinigten Staaten und ihr Präsident auf der Konferenz in Versailles nicht lückenlos Alles durchgesetzt haben. Was sie durchsetzten, ist viel. Ich will mit Absicht nicht fragen, ob es ihnen schwer wurde; vielleicht, weil die Antwort in mir ist. Aber bedenken Sie, daß in der letzten Woche, in den letzten zehn Tagen die Weltlage, das Bild des in Krieg gerissenen Erdstückes sich für uns so schlimm gewandelt hat, wie die Meisten nicht für möglich hielten. Man könnte glauben, mit geradezu diabolischer Schlauheit sei von den gegen uns Verbündeten der Zeitpunkt vorbereitet worden, wo sie die Entscheidung über den deutschen Antrag zu finden hatten. Was längst zu erwarten war, ist dann doch mit einer Jäheit erfolgt, die zunächst verwirrend wirken mußte. Wir sahen schon in diesem Krieg Reiche sinken, Reiche zerbröckeln, sahen sinkende wieder auferstehen; nie aber in unseren Tagen und kaum je, seit nachprüfbare Menschengeschichte geworden ist, sah man ein Schauspiel wie das der alten, der vergreisten Monarchie der Habsburg-Lothringer. Wie in einen Höllentrichter ist dieses Reich versunken. Im Oktober ist dann Graf Andrassy, den man, wie viele aus dem selben Stoff Gefügte, hier für einen der zuver-

lässigsten Freunde Deutschlands zu halten sich entschlossen hatte, ohne Vermittlung, ohne ein Feigenblatt, in der völligen Nacktheit des Geschlagenen, vor die Feinde hingetreten und hat ihnen Ergebung auf Gnade und Ungnade angeboten. Kein Wort des Grolls, kein Wort des Haders! Oesterreich und Ungarn mußten wohl handeln, wie sie gehandelt haben. Und wir können nichts Anderes thun als: von Herzen, neidlos, ohne beschattende Rückerinnerung den dort frei gewordenen Völkern wünschen, daß ihre Lebensgestaltung, ihre Verankerung in frohe Zukunft ihnen gelingen möge. Denn je mehr freie, glückliche, seßhafte, nicht fremdem, gar feindlichem Staatszweck unterjochte Völker sind, desto besser für jedes Volk. Auch der Glaube, man könne nur auf Anderer Kosten glücklich werden, ist, mit anderem Wahn, versunken. Und eins dieser Völker, das uns im Gefühlsbezirk nächste, das Volk der deutschen Oesterreicher, einst ein Pfeiler des alten Deutschen Reiches, steht nun am Thor Deutschlands, blickt hinein und fragt: Wird Euer Reich, Deutsche, sauber, hell, frei, eine würdige Wohnstatt? Dann treten wir ein! An Deutschlands Volk ist es, mit der Zunge nicht nur, nein, mit der That die Antwort zu geben.

In dem nun angenommenen Programm der Vierzehn Punkte steht Manches, was uns schmerzlich sein müßte, wenn wir es in den Denkschalen alter Zeit wögen; steht aber auch Manches, was anderen Nationen unangenehm sein kann. Wer darin einen Trost findet, mag ihn haben. Wichtiger ist, daß darin steht, dem Waffenkrieg dürfe kein Wirthschaftkrieg folgen und dem Handel aller Völker sei gleiches Recht in allen Zonen zu gewähren. Nicht steht darin, daß Elsaß-Lothringen durchaus und ganz französisch werden muß, und eben so wenig, daß Deutschland seine Kolonien verliert. Ich bitte Sie, sich ernstlich mit den Vierzehn Punkten jetzt zu beschäftigen und dann aufzuathmen in der Erkenntniß: Das Recht hat gesiegt! Viele Menschen, sehr viele, auch höchst vernünftige, hatten gesagt: „Passet auf, was da herauskommen wird! Die Situation ist so ungeheuer günstig für die Feinde, die, wenn sie wollen, das ganze Oesterreich und Ungarn jetzt als Aufmarschgebiet gegen Deutschland (das schließlich, nach vier Jahren und

einigen Monaten, doch wohl das Recht hat, einen Seufzer der Müdheit hören zu lassen) benutzen, auf hundert Fronten, nah, ganz nah, zu Land, zu Wasser und namentlich in der Luft ihm furchtbar gefährlich werden können, daß sie gewiß tolle Forderungen stellen werden." Diese Furcht ist als grundlos erwiesen. Das Recht hat gesiegt. Und da man an der Pforte zum Tempel des Friedens sich jeder Möglichkeit freuen soll, über den Feind von gestern etwas Gutes zu sagen, so spreche ichs gern aus: Vernunft hat gesiegt. Dort ist Etwas wie weise Selbstüberwindung gelungen.

Besonders erfreulich und beruhigend ist, daß in der neuen Note von Amerika und von den europäischen Mächten mit keinem Wort mehr die Legitimation der deutschen Regirung, die Redlichkeit ihres Wollens angezweifelt und nicht mehr gefragt wird, in welchen Machtbezirken sie herrsche. Das kann nicht allein Amerika durchgesetzt haben. Denn wie die Dinge heute liegen, wo eine Front bei Tetschen, bei Oderberg, am Brenner den Feinden möglich scheint, glauben die europäischen Mächte, die im Nothfall jetzt auch über Italiens Heer auf ihren Kriegsschauplätzen verfügen könnten, sich durchaus stark genug, ohne Amerikas Hilfe den argen Handel zu Ende zu führen. So schrankenlos wie noch vor vierzehn Tagen ist die Macht Wilsons heute nicht mehr. Und wenn trotzdem Vernunft siegen konnte, so hat man wohl das Recht, ohne Neigung in Illusion zu sagen: Ueber der Erde wird endlich wieder Licht.

Die vom Feind für die Waffenstillstandszeit geforderten Sicherungen werden uns schmerzhaft treffen. Ich zweifle nicht daran, daß die Forderungen sehr hart sein werden. Der Geist der Gerechtigkeit, dessen Losung auf dem Banner der Menschheit steht, müßte sich gegen unerträgliches Verlangen auflehnen. Auf harte Bedingungen sind Alle gefaßt. Und da es sich um einen Uebergangszustand handelt und wir darin einig sind, nie könne es Schmach sein, nie Schande, die Folgen seines Thuns auf sich zu nehmen, so darf man hoffen, daß auch diese Prüfung von Deutschlands unbewegter Brust ertragen wird. Es wäre recht betrübend, wenn lautes Wüthen, wenn ein Gekreisch des Schmerzes den Empfang dieser Bedingungen bei uns quittirte. Das wird nicht sein.

Pflicht befiehlt jedem Deutschen, schweigend das Unabwendbare hinzunehmen und nur sich zu sagen: Wir haben den Frieden, den wir wollten. Wollen mußten. Und durch den Engpaß, durch die Kluft, die dahin führt, kommt unser stolz bescheidener Wille ungebeugt und ungezaust hindurch.

Auch für den Redner ist hier ein Engpaß. Denn er darf nicht nachzuweisen auch nur versuchen, wie nothwendig die Hinnahme des Unabwendbaren ist. Wir sind allein. Und noch ist im Reich nicht Alles, wie wir es wünschen.

Wie kamen wir in solche Noth? Noch immer, trotz allen Erklärungen und Verkündungen, schleicht der gefährliche Glaube durch das Land, ein Gemüthszusammenbruch der Heimath, ein Verschulden von Demokratie, Reichstag, Sozialisten, Juden, Flaumachern habe uns dahin gebracht; und in düsterer Stille hat dieses Geraun schon solches Unheil gestiftet, daß auf dem Land, auf der Scholle, die Frucht tragen soll, der Wunsch entsteht, den Berlinern, Gästen und Ureinwohnern der Hauptstadt, durch Nahrungsperre diesen Zusammenbruch, diese Willensaufweichung zu vergelten. Noch einmal muß ich deshalb, mit der größten Bestimmtheit, sagen: Kein Civilist im Deutschen Reich hatte die Macht, durchzusetzen, was am fünften Oktober geschah. Die Anregung, das drängende Verlangen kam von der Obersten Heeresleitung; sie wollte den Waffenstillstand, wollte ihn für die nächsten Tage und bestand darauf, daß man ohne Säumen sich an Wilson wende. Niemand hat das Recht, irgendeinem Mitglied der Regirung oder des Reichstages die Verantwortlichkeit für diese Dinge zuzuschieben. Und wenn es weiter geschehen sollte, so werden unsere Stimmen sich einen, hoffe ich, zu dem Wunsch nicht nur, sondern zu der Forderung: „Veröffentliche Deine Akten, Volksregirung!“ Das neue Deutschland ist bereit, alle Schulden des alten zu bezahlen, aber es will nicht mit dem Makel der Schuld befleckt sein, daß es an dieses Abgrundes Rand getaumelt sei.

Der achte August war einer der schwärzesten Tage in deutscher Heeresgeschichte. Sie wissen, daß man solche Dinge aus unseren Amtlichen Berichten nicht erfährt. Nach diesem Tag erkannte General Ludendorff, der eigentliche

Generalstabschef und zugleich Erste Generalquartiermeister, die Unmöglichkeit des Sieges. Daß ihm die Erkenntniß so spät kam, ist von vielem Unbegreiflichen das Unbegreiflichste. Er ließ den Herrn von Hintze, der in der Scheinregirung des üblen Hertling Staatssekretär war, aber genügend militaristisch dachte, um auch in der eigentlichen Regirung gut angeschrieben zu sein, zu sich kommen und sagte ihm, was zwei Generalstabschefs vier Jahre zuvor gesagt hatten: Machet Frieden! Er sagte es Herrn von Hintze sogar recht dringlich. Der Staatssekretär versprach, sofort Fäden anzuknüpfen, und zwar in Washington, was ihm, nach seiner Meinung, nicht schwer fallen werde. Man hat aber im Großen Hauptquartier nie wieder Etwas von solchem Versuch gehört: und so ist das Gerücht entstanden, der General Ludendorff habe bis Ende September sich völlig über die Nothwendigkeiten getäuscht. Das ist nicht richtig. Im August sind ihm die Augen aufgegangen. Als nichts geschah und die Mißwende des Kriegsglückes von Tag zu Tag fühlbarer wurde, da, Ende September, hat er mit der größten Dringlichkeit, er und der ihm vorgesetzte Feldmarschall, das schleunige Werben um Waffenstillstand gefordert. Verhängnißvoll spät. Warum so spät? Man wird es nie mit der Reinlichkeit eines Rechnungergebnisses erfahren. Heute, nach seinem Sturz, schwankt das Charakterbild dieses Generals, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der Geschichte. Seien wir auch ihm gerecht. Er ist ohne Zweifel die kräftigste Gestalt, die Deutschland in diesen Kriegsgraus hinausgestellt hat. Das stärkste Hirn. Alles (ich spreche nur nach, was mir Sachverständige gesagt haben), fast alles außerordentliche Geschehen in diesem Kriege kam aus seinem Kopf. Das ist nicht wenig. Und dennoch ist dieser Mann gescheitert. Warum? In dem Prolog zum „Wallenstein" heißt es: „Denn seine Macht ists, die sein Herz verführte; sein Lager nur erkläret sein Verbrechen." Ungefähr so ists im Falle Ludendorff geworden. Dieser Mann war als Oberst ins Feld gezogen. Er hatte den Handstreich bei Lüttich gemacht (dessen Lorber einem Anderen zufiel), dann den in Ruhestand geschobenen General Von Hindenburg aus Hannover als Führer gegen Rußland abgeholt; und hat

sich seitdem beschieden, in Ost und West im Schatten der Sonne zu stehen, deren Glanz Deutschland nicht entbehren zu können schien. Das ist nicht leicht. Dazu gehört große Selbstüberwindung; und es bleibt nicht ganz ohne Folgen für Den, der in solche Entsagung sich niederbückt. Wir haben ein (viel kleineres) Beispiel in unserem politischen Gehäus gehabt an dem Geheimrath von Holstein, der Jahre lang die eigentliche Leitung des Auswärtigen Amtes hatte, stets aber im Schatten von Anderen stand und auf dessen Seelenhaut sich ganz ähnliche Warzen gebildet haben wie auf der, von deren Verdickung wir jetzt hören. Dieser General Ludendorff, ein Bürgerlicher, hat (auch Das muß erwähnt werden, damit man ihn nicht als Streber, Junkerknecht, Hofgeneral verschreie) abgelehnt, um die Adelsverleihung zu werben, und trägt deshalb den Schwarzen Adler nicht, dessen er immerhin würdiger ist als viele Andere. Dieser Mann hat eine Macht gehabt wie in modernen Zeiten noch nie ein Sterblicher, nicht einmal Bonaparte. Von der Nordsee bis an den Persergolf hing Alles an seinem Wink. Ich glaube, er war und ist durchaus, im besten, aber auch im unmodernsten Sinn, Militarist. Er hat nicht die Muße gehabt, die fruchtbaren Gefilde der Menschheit, die Rebenhügel, die schönen Wiesen des Menschheitbesitzes ehrfürchtig zu betrachten, stiller Andacht voll im Geistigen zu weilen. Uns Bürgern ist ja fast unmöglich, so tief wie in andere Seelen uns in die von Männern hineinzufühlen, die bereit sind, Millionen lebender Menschen mit dem grausamsten Mittel, das sich erdenken läßt, in den Tod zu schicken, weil sie glauben, damit der Provinz der Erde, die ihr Vaterland ist, zu dienen. Solche Menschen sind nur mit dem Maß ihres Eigenwesens zu messen. General Ludendorff war vielleicht mehr Kriegstechniker als Feldherr und daher allzu willig geneigt, von technischen Mitteln die Entscheidung zu erwarten: von Unterseeboot, Stickgas, Brandgas, Benzol; nur den Tank hat er, wohl unter dem verschwemmenden Einfluß des Kriegsministers Von Stein, unterschätzt. Daraus ist nicht geworden, was hier wohl hätte werden können. In der Tankfrage hat das Kriegsministerium arg (im Sinn der Militaristen) gesündigt. Ludendorff, heißt es, habe die Regirungmacht usur-

pirt. Daß er Jahre lang eigentlich „die Regirung" war, ist gewiß. Wars seine Schuld? Nein: die Schuld der schwachen, hilflosen, manchmal obendrein unwahrhaftigen Menschen, die in der Wilhelmstraße ihr Wesen trieben und deren Namen ich gar nicht in Ihr Gedächtniß zurückscheuchen will. Die haben sich immer, wenn sie nicht weiter konnten (und wann konnten sie weiter?) hinter die breiten Rücken der Generale verkrochen, die haben bei jeder Gelegenheit die unterthänige Formel „in Uebereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung . ." gebraucht, die sind stets hin- und hergependelt zwischen Berlin und dem Großen Hauptquartier, die waren ja immer auf der Walze. Ist unter solchen Umständen dem Mann nicht nachzufühlen, daß er, wenn kein starker Wille ihn im Zaum hielt, wenn kein Entschluß ihm den Weg wies, wenn er immer nur gefragt wurde, daß in ihm das Gefühl wuchs: Da ich doch entscheiden muß, mag ich nicht erst die Komoedie Dessen spielen, der zwar entscheidet, aber so thut, als füge er sich anderer Weisheit. Der Mann hat von früh bis spät gearbeitet und seine Vitalität, seine Hirnkraft scheint fast unüberbietbar. Viele Offiziere haben mir gesagt, auch solche, die ihm feindlich sind: „Dieser Mann macht es ganz anders, als der große Moltke und andere Feldherren es gemacht haben; er giebt nicht nur allgemeine Direktiven an die Armeen, nein, er führt, so zu sagen, am Telephon jede an wichtiger Stelle angesetzte Division selbst." Auf Dutzenden weiter Kriegsschauplätze. Er hat (darin, fürchte ich, Bonaparte ähnlich) die Gefahr der Kräfteverzettelung nicht gemieden. Und in den Mußestunden dieses erdrückenden Amtes hat er, leider, auch Politik gemacht; hat geglaubt, sie machen zu müssen. Da stand er auf ihm fremdem Boden; und seine Informanten, die Männer, die ihm die Dinge schilderten, kamen zum stärksten Theil aus dem Lager der ungemein kräftigen Industriekapitäne, aus dem Rheinland und Westfalen. Diese Industriellen haben auf ihrem eigenen Gebiet ganz Außerordentliches geleistet, politisch aber fast immer und überall in ihrer Rechnung geirrt. Und mit dem Virus ihres Irrens haben sie das Große Hauptquartier und dessen leuchtenden Kopf allzu oft vergiftet. Alles, wie ich gar nicht erst hinzuzufügen brauchte, weil sich das Mo-

ralische immer von selbst versteht, Alles in der denkbar besten, in höchst patriotischer Absicht. Diese Männer sind auch nicht nur Geldmacher, wie man zu sagen pflegt. Einzelne haben, freilich, Dutzende, sogar Hunderte von Millionen erworben (bis auf Weiteres, hoffe ich); stärker noch als die Erwerbsucht ist aber in ihnen das nie rastende, das unzähmbare Bedürfniß nach Macht, nach Bethätigung, nach der Konstruktion neuer Geschäftsmöglichkeiten. Das hat sie in Bewegung gebracht; hat sie dann auch in grausen Irrthum verführt. Ohne die Mitwirkung dieser Männer wäre das schlimmste Verhängniß der Nothjahre, der Tauchbootkrieg, niemals geworden. Sie haben, wie auf Fels, auf die Zahlen der zweiten Statistik gebaut, die der bekehrte Herr Helfferich seiner Gemeinde vorlegte. Dieser Herr, der jetzt, wie Sie wissen, die letzte Säule des Gedankens nationaler Vertheidigung hier ist, der zwar in Moskau als Gesandter nach fünf Tagen, nachdem er sich einmal aus der Wohnung gewagt hatte, das Klima wechseln zu müssen glaubte, der aber nun „bis zum letzten Mann" fechten will, vielleicht als Allerletzter, war damals auf der Reise durch die vielen Aemter, in denen er sich nicht bewährt hat, an die Stelle gelangt, wo die Entscheidung über den Unterseekrieg vorbereitet werden sollte. Ihm war U zuerst ein X; dann machte er aus jedem X ein U. Seine ersten statistischen Tabellen „bewiesen", daß der Unterseekrieg eine Niete sein müsse, England nicht im Lebenssitz treffen könne. Da aber die Militaristen auf der Anwendung dieses Kriegsmittels bestanden, lernte er um, legte Tabellen vor, die das Gegentheil „bewiesen", und pilotirte ins Große Hauptquartier einen Herrn, der diese Tabellen „erläuterte" und zum Kaiser sagte: „Und so wird denn im August England Eure Majestät um Frieden anflehen und ich flehe zu Gott, daß Eure Majestät diesen Frieden nicht gewähren!" Auch dieser Vorstoß hätte nicht den Sieg des Unsinnes erwirkt, wenn nicht hinter den Tirpitz und Helfferich die Glaubenskraft der Schwerindustrie fühlbar geworden wäre, die Ludendorffs Lager in Irrthumsbrunst zu entflammen vermochte. Im Sommer 1917 ist von der Obersten Heeresleitung dem Offiziercorps als eine unanzweifelbare Thatsache mitgetheilt worden, daß noch im

Herbst triumphaler Sieg den Frieden bringen werde. Und die Enttäuschung zerstörte die Wurzel des Glaubens nicht. Noch am einundzwanzigsten Oktober 1918 kam, als eine der letzten Amtshandlungen des Generals Ludendorff, ein Erlaß, in dem betont wurde, von welcher entscheidenden Bedeutung gerade jetzt der Tauchbootkrieg werde und wie nothwendig deshalb sei, alle irgendwie verfügbare, auskämmbare Mannschaft für den Bau neuer Boote zur Verfügung zu stellen. Eine tragische Verkettung von Irrthum in einem sonst so hellsichtigen Gehirn. Denn längst war, als dieser Erlaß hinausging, schon die letzte Rationirung in den feindlichen Ländern gefallen, war gar keine Möglichkeit mehr, mit diesem immerhin recht grausamen, in der Welt ringsum arg verrufenen Kriegsmittel durchgreifende Wirkung noch zu erzielen. Im Oktober 1918 wußten wir geknebelten Bürger, daß die Vereinigten Staaten allein mit ihrer heute schon größten Handelsflotte der Welt zwei Millionen Kämpfer auf die Westfront geworfen hatten, daß sie manchmal sechzehn Stapeläufe an einem Tag haben, daß ihre industriell-technische Leistung aller europäischen Maßstäbe spottet, daß sie aus einem Fischerdörfchen an Frankreichs Küste einen Hafen ersten Ranges in kurzer Zeit zu machen verstanden, daß sie einen Theil Frankreichs amerikanisirt, mit einem dichten Gesträhn von Eisenbahnen überzogen, an jedem Tage zweihundertfünfzig Tanks geliefert haben. War von Alledem im Großen Hauptquartier nichts bekannt? Wir, Privatmenschen, Bürger, wußten doch, daß der amerikanische Lebensmittelkontroleur die Engländer aufgefordert hatte, ihre letzte Rationirung, die von Speck und Schinken, fallen zu lassen, weil er so viel Schweinefleisch habe, daß er noch etwa neu der Entente zu verbündende Völker damit ernähren könne. Die Eroberer französischen Bodens mußten wohl wissen, daß Frankreich keine Rationirung mehr hatte. Und es genügte doch nicht, immer nur das eigene Volk, das arme deutsche Volk im Gestrüpp all dieses Irrthums und all dieser Lüge zu lassen! Solche Unwahrhaftigkeit, eine vormundschaftliche Unwahrhaftigkeit ist ein Atavismus; kommt aus einer Zeit, da die Heerführer über eine Nation verfügen konnten, wo das Wallensteinwort galt: „Der Bürger ist nichts mehr, der

Krieger Alles." Wars nicht vorgestern so? Aber in alter Zeit, liebe Mitbürger, standen die Feldherren im Feuer, opferten, was sie hatten, waren täglich und stündlich gefährdet und konnten mit einem Schein von Recht zu unmündigen Völkern sprechen: „Wir zahlen mir unserem Blut und schulden Euch da hinten keine Rechenschaft. Wir führen Euch mit verbundenen Augen durch alle Gefahr." Heute ist es anders; muß es anders sein. Und diesen Industriekrieg, diese grausigste Geburt aller Menschheitgeschichte, den führt die Nation genau so wie in seiner Etape, in seinem Stabsquartier der bebürdete, doch kaum je einer Lebensgefahr ausgesetzte Feldherr. Und nun war hier ein Fall, wo ein Volk seinem Feldherrn eine Waffe geschmiedet und gegeben hat, wie keine je war; wo dieses deutsche Volk auf Geschlechter hinaus seine Mannheit geschwächt, sein Gut hingeworfen, sich mit Schuldlast überbürdet hatte, damit die Waffe wuchtig, unübertreffbar stark werde. Wenn mit dieser Waffe, wenn trotz der Thatsache, daß diesen beiden Feldherren doch nichts je geweigert wurde, wenn nach so ungeheurem Opfer kein Sieg zu erstreiten war: woher dann das Recht zu solchem Gottheitgefühl, zu so herrischer Vormundschaft über die Nation? Mußte sie wirklich im Dunkel warten, bis die Götter und Halbgötter des Hauptquartiers ihr den Weihnachtstisch gedeckt hatten? Nun sehen wir die Bescherung. Nie war solche Waffe, nie solche nationale Leistung; und nie war so zum Entsetzen hohe Rechnung von einem Volk zu zahlen. Und heute dürfen wir, müssen wir sagen: General Von Hindenburg, Marschall des Deutschen Reiches, General Ludendorff, es wäre nicht so gekommen, wenn uns nicht, Allen, unmöglich geworden wäre, auch nur unser Bischen Wahrheit, unser Bischen Kenntniß, unser Bischen Kenntnißmaterial ans Licht zu bringen. Ihr ließet uns von Euren Leuten knebeln. Und was habt Ihr, Marschall und General, mit dieser unsäglich theuer bezahlten Waffe erstritten?

(Zuruf: „Die Sache ist gescheitert aus Mangel an Vertrauen in der Heimath!" Großer Lärm und stürmische Rufe: „Hinaus!" Nach langem Lärm wird der Zwischenrufer aus dem Saal entfernt.)

Es ist gar kein Grund zu Erregung. Ein Herr gab der Meinung Ausdruck, den durchaus berechtigten Aus-

druck, die Sache habe dadurch gelitten, daß in der Heimath das Vertrauen geschwunden sei. Ich habe nichts davon gemerkt. Haben Sie es gemerkt? Sie leben in dieser Heimath. Ich glaube, das Vertrauen war durch Zwang und war durch Lüge nur allzu fest verankert, bis in die letzte Stunde hinein. Ich glaube, es war ein Unglück, daß ein Zustand aus alter Zeit erhalten war, der neuem Bedürfniß nicht mehr genügt. Das sage nicht nur ich: Das hat vor wenigen Tagen mit den schärfsten Worten ein deutscher Fürst, der Deutsche Reichskanzler, gesagt. Der sprach: „Die Politik der militärischen und konservativen Führer hat Schiffbruch erlitten." Vom Sitz eines Kanzlers aus kann mans mit schärferem Wort nicht sagen. Und ich wünsche nur, daß der Prinz aus diesem Urtheil auch alle Konsequenzen ziehe. Wenn Das, was ein gewiß völlig überzeugter und deshalb respektabler Herr hier gerufen hat, richtig wäre, dann müßten wir ja Alle verzweifeln. Dann müßte ja dieses Deutschland in Sack und Asche trauern. Dann wäre ja ein Triumph (nur, freilich, Eintagstriumph) vereitelt worden durch Herzensschwachheit der Nation. Ich sehe staunend das Wagniß eines solchen Urtheils nach solchem Erlebniß. Darin wirkt eine militaristische Legende nach, die ausgejätet werden muß. Es ist vollkommen begreiflich und ich habe zu lange in meinem Leben mit Männern dieses Schlages recht intim verkehrt, um nicht mitzufühlen, wie schwer den Kindern des Schwertadels, wie unsäglich schwer allen Altpreußen werden muß, sich in den Gedanken zu finden, ihr Preußen, das Preußen Blüchers und Moltkes, sei geschlagen worden und der Fuß des Feindes, der seit den Tagen Scharnhorsts nie mehr deutschen Boden betrat, werde nun über Theile ihres Gebietes hinstampfen, wie entsetzlich schwer auch die Gewöhnung in eine Zeit, aus deren Brust der Ruf nach Demokratie mit der Urgewalt eines Brunstschreies bricht. Einem in seinem Lager vergotteten, bis an den Wesensrand von Machtgedanken, Machtwillen erfüllten Ludendorff, durch dessen Gehilfenschaar nur die Meinung großindustrieller Köpfe bis auf seine Höhe emporgischtete, konnte dieser Ruf als Störung, als Zeichen von Schwäche, von Erkrankung gelten. Allen Menschen seines Schlages mußte der Blick

in das neue Licht heftigen Schmerz bereiten. Ich verstehe, wie weh ihnen in so grellem Licht ist. Aber Helle muß sein; und weil sie sein muß, wird sie sein. Eine Welt stirbt; und an ihrer Bahre trauern, die in ihr und durch sie herrschten. Diese alte Welt, diese Militärmonarchie war in ihrer Jugend gewiß schön, glanzvoll, und wenn die Adler durch ihre Sonnenstäubchen die Schwingen aufwärts spreiteten, war begreiflich, daß die Menge jauchzte und gar nicht fragte: Dient das Alles unserem Lebensglück? Das ist vorbei. Kein Genius weckt die Militärmonarchie aus einer Gruft, die vom Graus und Lügenschlamm dieses Krieges entsetzlich besudelt ist. Bisher saßen wir, die Meisten ängstlich geduckt, hinter Schleiern und schon die Andeutung eines Zweifels an der sittlichen Grundlage und dem Erfolg des Unternehmens wurde von Gewalt oder Tücke grausam gestraft. Heute aber müssen wir uns in den Willen stählen, all diesem Ereigniß frei ins Auge zu sehen. Ja, nach zu oft gepriesenen Leistungen, deren schlichte Größe vielleicht erst eine Zeit, die mehr Distanz dazu haben wird, ganz zu fühlen vermag, ist dieses Heer unterlegen, weil es unterliegen mußte, ist das Uebergewicht der feindlichen Massen von Tag zu Tag wuchtiger fühlbar geworden. Daß sie die unvermeidliche Nothwendigkeit dieses Geschehens nicht voraussahen, daß sie vom Taumel ihres Uebermenschenwahnes sich blenden und täuben ließen, ist die niemals zu sühnende Schuld der für die Reichsleitung Verantwortlichen. Der Weltwille würde nicht gestatten, daß solche Wahrheit verscharrt oder verschleiert werde. Aber in der Stunde, wo man sich abgekehrt hat von all den Sehnsüchten nach Gewaltrecht, nach erobertem Gut, nach Fronherrschaft über Völker, die ihr widerstreben, ist kein Grund mehr, all Das wie Schmach zu empfinden. Ich glaube, Deutschland hat für seinen Sieg, hat für seine Feldherren und sein Heer mehr hingegeben, als kalte Vernunft, ohne die Inbrunst der Leidenschaft, je rechtfertigen konnte. Aber es hat nun auch erkannt, welche weithinwirkenden, vom Blick kaum ermeßlichen Gefahren die Geistesverfassung, die Kulturform des Militarismus heraufbeschwört. Und weil es sich in den Willen aufgebäumt hat, aus diesem Preußenverhängniß einen Spuk werden zu lassen, deshalb kann es auch nicht den

einst glorreichen Ehrbegriff militaristischer Herzen heirathen, zu seinem machen und im Flor des Witwers trauern, wenn dieser Ehrbegriff verröchelt hat. Hier, Deutschland, mußt Du wählen oder untergehen. Der Militarismus hat Dir die höchste Probe abverlangt, Du hast sie ihm nicht geweigert, hast für sie Dich bis auf die Haut entblößt: und er hat Dir die größte Niederlage bereitet, von der Geschichte je sprach. Willst Du ihm nachtrauern oder fortan unkriegerisch, widerkriegerisch Dein Leben gestalten?

Schon hat Deutschland auf diese Frage geantwortet. Sie wissen, daß die junge Volksregirung viel Nützliches, viel Bedeutsames erreicht hat. Sie hat die Vormacht des Bürgerwillens, die Unterordnung militärischer Gewalt, endlich, erlangt. Sie hat die Entscheidung über Krieg und Frieden, sogar die Kommandogewalt in den Bezirk ihres Beliebens hineinzubeugen vermocht. Es wäre ungerecht, zu verschweigen, daß damit viel gethan worden ist. Viel. Doch: nicht genug. Wir können über diese Dinge heute zum ersten Mal in freier Unbefangenheit reden, weil jetzt nicht mehr vom Ausland irgendein Druck, ein Zwang versucht wird, den abzuwehren nötig wäre. Dreierlei Pflicht häuft sich vor unserem Blick auf die nächste Wegstrecke. Wir müssen alles Erreichbare thun, um den Zerfall des Deutschen Reiches zu hindern. Wir müssen alles von liebenden Herzen und zugleich starken Hirnen Erschwingliche leisten, um das deutsche Land vor der Beschmutzung mit Dem zu wahren, was man gemeinhin heute „Bolschewismus" nennt. Damit will ich die Herren Bolschewiki weder in ihren Theorien noch in den Ansätzen zu mannichfacher Kulturleistung treffen, sondern ich brauche das Wort Bolschewismus so, wie es nun einmal gassenläufig als Begriffsdeckung dient. Wir wollen nicht Raub, Plünderung, Tyrannei zuchtlos wüthender Soldateska. Und wir müssen, drittens, die Wohnstatt des deutschen Volkes rasch so luftig, so sauber und hell machen, daß in nah Verwandten der Wunsch, einzutreten, zu unbrechbarem Willen wird. Denn so falsch, so widernatürlich es war, durchaus nach der Einpflanzung fremder Volkssplitter zu streben, so unklug es heute noch ist, Völker durchaus halten zu wollen, die sich, wie ein von

Leidenschaft oder Kitzel bethörtes Weib, in den Arm Anderer sehnen, so berechtigt und nothwendig ist es, daß aus dem preußischen Deutschland, dessen Wortführer mit Geringschätzung die Zumuthung ablehnen, moralische Eroberungen zu machen, durch Wiedervereinung mit allen deutschen Stämmen ein wohnliches Vaterland der Deutschen werde, ein Land für die Kinder und Enkel der heute Lebenden, Wir, auch die Jüngeren, die ich hier um mich sehe, wir werden ja das Reifen dieser Ernte kaum noch schauen. Doch Pflicht befiehlt uns, sie vorzubereiten. Wir sind die Säer, die Pflüger, ohne deren Arbeit kein Schnitter je ernten könnte. Wir müssen hindern, daß von diesem Deutschen Reich jetzt, in der Noth, Stücke abbröckeln. Glauben Sie mir, diese Gefahr ist nicht gering gewesen. Und die rasche Friedenssicherung ist auch deshalb nöthig, damit der deutsche Süden wieder in das Bewußtsein des Reichswerthes sich zurückfinde. Was in Bayern und Schwaben ausbrach, kann nicht aus der Furcht vor dem Einfall des Italerheeres, nein, es war, als wenn plötzlich von diesen Menschen Nebelwände fielen und sie einander und sich selbst fragten: Ja, was geht denn das Alles uns an? Das sind ja preußische, berliner Angelegenheiten. Russen? Wir kennen gar keine. Flotte? Wir haben noch nie ein Meer gesehen. Bagdad-Bahn? Müssen wir Wilhelms Launen n Blut ausbaden? All diese Dinge, die tieferen Ursachen des Krieges, über die man oft noch wird reden müssen, sind den Menschen unseres Südens nie nah gekommen. Nur außen, nicht in den Tiefen war Deutschland zur Einheit geworden. Und aus Bayern und Schwaben erscholl, als die Nebelwände gesunken waren und der Unwille, die Furcht vor einer auch materiell erschrecklich schwer belasteten Zukunft ein Ziel suchte, von Tag zu Tag schriller der Ruf: „Abdankung!“ Dann, plötzlich, der Schrei: „Republik!“

Wer schon am neunzehnten Oktober die Geduld hatte, mir zuzuhören, weiß: Ich hatte ein Opfer gewünscht, ich hatte eine Opferthat Wilhelms des Zweiten erhofft und gefordert. Sie ist nicht gekommen. Und was gekommen ist, der Erlaß an den Kanzler, ist zu wenig; ist nichts. Das ist Etwas wie ein dem deutschen Volk ausgestelltes Reifezeugniß. Da ist gesagt: Nachdem dieses Volk so viel ge-

leistet hat, ist es nun auch würdig, all Das zu erhalten, was Freiheit und Glück verbürgen kann. Noch immer steht also der Kaiser im Bann einer akustischen und optischen Täuschung. Die Stunde war nicht so und ist nicht so, daß die Nation vom Kaiser ein Wohlverhaltenszeugniß zu erhoffen hat. Nein: der Kaiser mußte seine Mitbürger um eine Vertrauenskundgebung bitten. Noch heute blind und taub, trotz allen Warnungzeichen? Ob er morgen geht, ob er noch bleibt: ich weiß es nicht; sage Ihnen aber offen: Ich glaube nicht mehr, daß er haltbar ist. Ich bin nicht von der Mystik des Herrscherbegriffes durchdrungen. Die Erde sah viele schlechte und einige gute Monarchen. Wenn aber erst in so vielen Morgen-, Mittags- und Abendblättern die Frage erörtert worden ist, ob Jemand, der in offiziellen Urkunden sich als „von Gottes Gnaden" berufen nennt, bleiben könne oder gehen müsse, dann ist das Verhältniß unrettbar entweiht. In unserer Lage, bei dem Zustande, der heute ist, würde ich bedauern, wenn etwa durch das Votum nur einer Partei, wenn etwa durch den Druck, die Drohung der Sozialdemokratischen Partei eine Antwort auf die Kaiserfrage käme. Das könnte in weiter reichenden Wirkungen unheilvoll werden. Wir, die nicht das Glück haben (als ein solches betrachte ich es heute), der sozialdemokratischen Weltanschauung ganz verlobt zu sein, wir Alle, so verschieden wir denken, dürfen doch am Ende in solcher Sache mitreden; und müssen offen, tapfer von diesem Recht Gebrauch machen. Der Kaiser hat Zustimmungen bekommen, hat, nicht gerade sehr heiße, aber angenehm temperirte Kundgebungen empfangen von der Konservativen Fraktion und von deren in Demokratie bekehrtem Alten Herrn, dem Fürsten von Bülow, der sich, wie in vielen Dingen, auch darin von Martin Luther unterscheidet, daß er anders kann; aber solche Kundgebungen konnten Menschen, die Gelegenheit hatten, diesen Parteien und Personen ins Herz zu schauen, keinen Eindruck machen. Es giebt Menschen und es giebt Parteien, für die der Herrscher im Wesentlichen der Schlüssel zum Geldschrank ist und die gerade in so stürmischer Zeit wie heute glauben, nur durch diese Institution und deren Träger sich halten zu

können. Das Deutsche Reich ist nach seiner Verfassung kein Kaiserreich. Ich erinnere Sie daran, daß der Alte Wilhelm sich weigerte, den Titel anzunehmen, weil er eben nur ein Titel, nicht ein Zeichen wirksamer Herrschgewalt, ist, und daß der alte König sagte: „Ich will nicht Charakter-Major, nicht ‚das Präsidium' mit einem Titel sein." Und manches Unheil wäre nicht geschehen, wenn man diesen Kaiserbegriff nicht alltäglich gar so hell bestrahlt, auf angemaßtes Kaiserrecht nicht mit so hartem Finger immer wieder den Goldreif gedrückt hätte. Die Sätze, die in die deutsche Verfassung einleiten, sagen: Die Fürsten schließen einen ewigen Bund zum Schutz des Bundesgebietes und des darin giltigen Rechtes und zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes. Das, scheint mir, wäre nun wohl berechtigt, an eine Revision dieser Bundesakte zu gehen, nachdem offenbar ward, wie seine Wohlfahrt, die Wohlfahrt des deutschen Volkes gepflegt worden ist. Der Bund selbst könnte, da dem Kaiser seine einzigen wirklichen und wirksamen Rechte, die des Kriegsherrn, genommen, da die schärfsten Zacken aus der Krone gebrochen sind, durchaus weiter bestehen, auch wenn das Präsidium anders besetzt, wenn es zunächst, für eine Uebergangszeit, etwa unter den Bundesfürsten wechseln würde. Das sind Fragen, die man nicht in der Hitze, die man nicht nach Gefühlsaufwallungen beantworten kann. Aber ich glaube, sie heischen Antwort. Während von Süd her ein hitziger Wind aufgestiegen ist, haben sich in Nordwest (auch Das wissen Sie) gefährliche Zeichen tiefster Unzufriedenheit im Körper der Wehrmannschaft selbst gezeigt. Und ich finde grundfalsch, daß diese Dinge verheimlicht werden. Sind wir denn furchtsame Kinder? Sind die Menschen, die da wider die Dienstvorschrift gehandelt haben, denn nicht Deutsche? (Zuruf: „Nein." Gegenrufe: „Raus! Raus!") Greifen Sie dem Urtheil nicht vor! Ich sage Ihnen schon jetzt: Sie sind amnestirt! Und daß sie es sind, halte ich für eine gute, muthige That des Vertrauens. Man hat den Seemännern gesagt, diese Regirung wolle gar keinen Frieden machen; die Flotte solle Englands Marine angreifen, siegen oder ehrenvoll untergehen, also sich selbst vernichten. Damit hat man die Köpfe dieser wahrscheinlich gutartigen Men-

schen, unserer, Ihrer Brüder in Brand gebracht. (Zuruf: „Wer hat Das gethan?“) Ich weiß es nicht. Das wird die Untersuchung lehren. Ich bin kein Kriminalkommissar. Lassen Sie doch nicht immer sofort die Empfindungen alter Zeit in sich übermächtig werden! Suchen Sie nicht sofort nach „Schuldigen“! Suchen Sie doch mit aller Inbrunst die Herzen! Sehen Sie Menschliches menschlich! Nach Schuldigen herumschnüffeln, zu Bestrafung aufhetzen: Das mögen, wenns sein muß, Andere thun. In den Forderungen der Matrosen scheint mir Manches berechtigt, Einzelnes kaum ausführbar. Vollkommen begreiflich ist aber, daß nach viereinhalb Jahren der ungeheure Wehrkörper von elf Millionen Menschen von solchen Fiebern geschüttelt wird. Ist nothwendig, da nun gleich mit prokuratorischer, mit staatsanwaltschaftlicher Grausamkeit nur an „Strafe“ zu denken? Nothwendig dünkt mich das Werben um Verständniß, das Werben um jeden irgendwie werthvollen Menschen, um seine Treue, das Gefühl seiner Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft. In der Thatsache, daß man zum ersten Mal in Deutschland eine so gefährlich aussehende und durchaus nicht in eine Stadt beschränkte Aufruhrbewegung, die dazu geführt hat, daß auf Königshäusern die rothe Fahne der Revolution weht, nicht mit den üblichen Gewaltmitteln niederzuzwingen, sondern mit Arztkunst zu heilen versucht, sehe ich das Zeichen eines Wandels, der diesem Lande nur wohlthätig werden kann. Immerhin zeigen die Zuckungen in verschiedenen Bezirken der deutschen Seele, daß von Gesundheit des Volksempfindens kein Ernster noch sprechen darf.

Wer staunt darüber? Von dem Eiffelthurm der Hoffnung hat man dieses fast allzu geduldige Volk in eine finstere Schlucht hinabgestürzt. Wer darf da staunen, wenn ringsum, in Hunderttausenden, noch Alles unklar wogt und man von rechts, von links noch immer hört: Ja, was ist denn nun eigentlich? Ist es denn möglich? Sind wir, plötzlich, nun die Besiegten? Nur eines Sturmes Gewalt kann solche Dünste wegwirbeln. Der Sturm wird kommen. Doch in seinem Brausen dürfen wir nicht vergessen, daß ungeheure Aufgaben vor uns liegen. Millionen deutscher Menschen, manche darunter vielleicht verwildert, die meisten gewiß

zu Gutem willig, kehren uns nun zurück. Wie sie aufnehmen, herbergen, nähren, löhnen, wie ihnen schnell Arbeit schaffen? Furchtbar große, furchtbar schwere Probleme. Sie wissen, wie sehr es an Wohnungen, besonders kleinen, fehlt, wie schwierig es der Industrie sein wird, die ja eigentlich nur für den Krieg noch gearbeitet hat, sich das Rohmaterial zu schaffen, um wieder Werke des Friedens zu bereiten, und wie schwer, bis zur Unmöglichkeit schwer, in feindlicher Menschheit, in dem Winter, der jetzt kommt, der großen Schaar der Land- und Kleinstadtbewohner, die auf Oel angewiesen sind, Beleuchtung der Arbeitstätte und Wohnung zu verbürgen. Diese Probleme können nur gelöst werden, wenn man den Willen hat, von Altem, Verlebtem sich entschlossen abzuwenden. Die Hauptindustrien sind bereit, alle Arbeiter aufzunehmen, die sie vor dem Krieg beschäftigten. Dividende wirds nicht geben; brauchts auch nicht zu geben, wenn nur die hineinströmenden Menschen leidlich untergebracht werden. Und Jeder von uns, der Aermste, glaube ich, und, ich hoffe, sogar der Reichste wird mindestens einem dieser Menschen Unterstand, Obdach und so weit, wie die Mittel es erlauben, auch Nahrung gern gewähren. Das ist eine Pflicht, der wir nicht nur gehorchen, zu der wir uns auch, Alle, laut und freudig bekennen müssen, damit diese Menschen, wenn sie nach so furchtbarer Zeit, nach Allem, was sie für uns, noch jetzt, thaten, dadurch, daß sie den Feinden bewiesen, wie weit, wie blutig der Weg à Berlin immer noch sei, an der Schwelle der Heimath, fühlen: Hier schlagen Herzen für uns, Herzen, die wissen, was uns aufgebürdet ward, und die dankbar sein wollen! Von Herzen zu Herzen muß man da werben; auch um die verwilderte, im Kriegsgraus verwilderte Seele. Denn nur, wenn unsere Krieger fühlen, sie kommen in eine Atmosphäre herzlicher Reinheit, in den Bereich eines Willens, noch enger zusammenzurücken, noch karger zu leben, damit der Bruder, der Sohn, der Kämpfer von gestern auch Etwas habe, nur dann werden wir sie vor dem Abgleiten in Sumpf und Abgrund bewahren. Zugleich müssen wir fordern, daß man endlich, die vielen königlichen Schlösser, Landhäuser, Villen, die so lange leer standen, aufthue und darin so viele Menschen

gefälligst unterbringe, wie hineingehen. Wenn die Könige, Kaiser, Groß- und Kleinherzoge auch einmal in diesem Krieg, in dem sie, an voller Tafel, allzu oft zur Pflicht des „Durchhaltens“ aufriefen, etwas irgendwie Nennenswerthes opfern, dann wird das Beispiel auf die anderen großen und reichen Herren im Lande nützlich nachwirken.

Ueber breite Klüfte, die nach dem Krieg in Wirthschaft und Finanz klaffen werden, kann weder Deutschland noch irgendein anderes Land allein hinweg kommen; kein Europäerland wenigstens. Da, wie vor allen Pfeilerfragen der werdenden Welt, vermag nur die Internationale zu helfen; nicht die proletarische, von der allein man bisher sprach, sondern die allgemein menschliche Internationale. Die Welt wird ungefähr tausend Milliarden Kriegsschulden haben. Tausendmal tausend Millionen! Und ein Fünftel davon, wenigstens, wird Deutschland, als seinen Theil, tilgen müssen. Ich habe vor Jahren schon (dilettantisch: denn es ist nicht mein Fach) anzudeuten versucht, daß dieses Problem nur von dem festen Grunde des Völkerbundes aus gelöst werden kann. Die Nothwendigkeit einer solidarisch zu tragenden Kollektivanleihe wird sich allen Staaten, die in den Krieg gerissen waren, aufdrängen. Weils anders nicht gehen wird. Bedenken Sie: Wenn bei solchem Versuch, den die Fachmänner, die weisesten aller Länder, durchdenken, berathen, ausgestalten müssen, die Verzinsung der Völkerbundesanleihe nur um ein Tausendstel der Allgemeinheit günstiger angesetzt wird, dann spart man eine Milliarde. Ein Reich allein könnte in Menschenaltern diese Last nicht abtragen; auch nicht auf dem Weg der Konfiskationen und Enteignungen, auf dem alle Wirthschaft, mindestens alle kapitalistische, bald lahm würde.

Auch allein aber, auch in verengtem Reichshaus können wir Mancherlei thun. Zunächst brauchen wir die Entknebelung aller zu nützlichem Wirken fähigen Kräfte. Wir brauchen Jeden; und da der Friede eigentlich schon in der Scheune, nur die Härte des Waffenstillstandes noch zu überwinden ist, sollte man nicht nur die Riesengewinner, auf deren „Hochstimmung“ wir heute nicht mehr angewiesen sind, zu den Steuerpflichten ganz anders heranziehen, als bisher geschah

(der Präsident des verrufenen Plutokraten-Landes jenseits vom Ozean nimmt ihnen bekanntlich neunzig Prozent ab), sondern auch schon jetzt mit der Demobilisirung der Mannschaft, die im Osten, wo uns doch nichts blüht, ja ganz entbehrlich ist, und zu Haus mit der Mobilisirung der Kräfte anfangen, die in unzähligen Kriegsgesellschaften seit Jahren demobilisirt sind. Diese Gesellschaften waren gedacht für einen ganz kurzen Krieg; an lange Kriegsdauer hat oben damals ja Keiner geglaubt. Soldaten und Diplomaten dachten wie Herr von Bethmann, als er zu seinem Vorgänger sagte: „Lieber Fürst, ein heftiges, aber kurzes Gewitter!" Das war im August 1914. Aus diesem Glauben heraus sind auch die Kriegsgesellschaften entstanden. Aber auf die Länge ... Wird der Handel Jahre lang als Scheintoter behandelt, dann stirbt er. Man erzählt, es gebe dreißig Gesellschaften zur „Erfassung" von Leder. Wir merken nicht, daß viel erfaßt wird. Sachverständige behaupten aber, die Leiter dieser Gesellschaften seien nicht in den Entschluß zu Oeffnung ihrer Lederlager zu bringen, weil sie gewöhnt sind, in dem alten Hirngleis zu denken: Das müssen wir für die Armee aufbewahren. Und so ists mit tausend anderen Dingen. Wenn man eine Schaar von Händlern, geschickten, meinetwegen gerissenen, losließe, dann wäre bald wohl mehr zu haben. Die Wahl, was er importiren und auf den Markt bringen wolle, darf dem Handel heute noch nicht gelassen werden. Seine Fessel aber muß fallen.

Eine noch ernstere Pflicht erkenne ich in der nur dünn von mir umrissenen Welt des politischen Empfindens. Die Thaten der mit so schwerem Erbe bebürdeten Regirung rühme ich gern. Was ihr fehlt, ist Schwungkraft, ist das Bewußtsein der ungeheuren Stunde deutschen Lebens, in die hinein sie geboren wurde. Es fehlt ihr ein Bischen an Jugend. Allzu viele Mitschuldige sitzen drin. Und ich glaube, nur durch die Zufuhr frischen Blutes kann unser politisches Leben schnell gesunden. Uns dämmert der Tag des Waffenstillstandes. Erinnern Sie sich an den letzten, der in Deutschlands Geschichte wichtig war, den in Versailles im Januar 1871 diktirten, der auch, trotzdem Bismarck, also nicht einmal ein Militarist, ihn Frankreich auferlegte, furchtbar hart war.

Die Festung Paris mußte alle Forts, alle Wallgeschütze ausliefern, zweihundert Millionen Francs Kriegstribut zahlen, die ganze Garnison, bis auf zwölftausend Mann, die zur inneren Ordnung nöthig waren, in Gefangenschaft entlassen und ihre Waffen dem Sieger geben. Das war sehr hart. In der Zeit dieses Waffenstillstandes, der, wenn mein Gedächtnis nicht täuscht, in den Zeitraum von sechs Wochen begrenzt war, suchte und fand man die Möglichkeit, die Stimme Frankreichs sprechen zu lassen. Wäre es nicht gut, wäre es nicht nothwendig, jetzt den Willen Deutschlands zu erforschen? Eine Constituante, eine Nationalversammlung wählen zu lassen und ihr auf der dazu gehörigen dokumentarischen Unterlage die Kernfragen des deutschen Lebens vorzulegen? Soll Friede werden? Oder ist der mit schöner Patina überwachsene Glaube an Fortsetzung des Kampfes in der gemeinen Wirklichkeit ausführbar? Soll die Form, soll die Kuppel des Deutschen Reiches bleiben und wie soll fortan die Grundmauer, die Verfassung dieses alternden, verwitternden Baues sein? Ich glaube, wir könnten unsere Unterhändler für die Friedenskonferenz gar nicht wuchtiger stützen als dadurch, daß wir ihnen auf den nicht leichten Weg ein Mandat, einen Auftrag aus dem gewandelten Bewußtsein des deutschen Volkes von heute mitgäben. Unser Reichstag ist, alle deutschen Parlamente sind noch Kinder der alten Welt, sind, wie man lange in Kaufhäusern las, jetzt wohl kaum noch liest, „Friedenswaare." Deutschland aber braucht den Ausdruck des Willens, der im Erlebniß des Krieges geworden, gewachsen ist und sich an dem Ereigniß, Erlebniß gemessen hat. Ist dieser Wille deutlich hörbar geworden, dann wird kein Streit mehr sein um die Fragen: Darf Wilhelm bleiben? Kaiserthum, Ewiger Bund mit wechselnder Präsidialmacht oder Republik? Unmittelbare Erbfolge oder Regentschaft in Preußen? Krieg oder völlige Abrüstung bis auf den in den Grundbedingungen des neuen Menschheitstatutes geforderten und von uns angenommenen Stand? Dann wird der hemmende Zwist aus dem deutschen Land weichen und, hoffe ich, sonnenklar werden der Allwille dieses Volkes zum Recht, zu sittlicher Würde, zu Gerechtigkeit, die nicht erlaubt, dem Anderen

um eines Flöckchens Gewicht weniger zu geben, als man selbst für sich heischt. Dann werden auch Volkstheile, die jetzt knirschend auf das Reich blicken, werden auch Volkheiten, die sich fortsehnen, ohne die Folgen der Wunscheserfüllung ganz bis ans Ende zu bedenken, sich einst, vielleicht, wieder dem deutschen Wesen, dem erneuten, zuwenden.

Trauern Sie nicht, wenn morgen politische Trennung nothwendig wird! Nehmen Sie Goethes Lebensbuch in die Hand: und Sie werden finden, daß der Elsaß niemals in seinem Gemüth und in seiner Kultur deutscher war als in der Zeit, wo er politisch zu Frankreich gehörte. Sie werden beim Lesen der straßburger und sesenheimer Kapitel sich immer erst auf dem Umweg über das Gedächtniß in das Bewußtsein der Thatsache einfühlen, daß dieses Land damals Frankreichs Provinz war. Trauern Sie nicht, sondern lassen Sie Hoffnung sprießen! Lehrt nicht Geschichte, daß manchem Abschied rasch Rückkehr folgte? Und für Alles, was sich von uns wendet, können wir Ersatz finden, wenn aus der Vermählung mit dem Deutschthum des versunkenen Oesterreich ein neues, wieder beseeltes Reich deutscher Menschheit, Menschlichkeit wird. Würde uns Winter, man müßte vor der Gefahr beben, daß Deutsch-Oesterreich und ein Teil unseres Reichssüdens sich absondern. Doch uns wird kein Winter werden, wenn Deutschlands Volk sich nicht in Schlaf wiegen läßt. Die Stürme, die uns umheulen, die Stämme entwurzeln, die ganze Erdflächen umzupflügen seheinen, von denen Dome und Schlösser dröhnen, sind die Stürme des deutschen Frühlings. Er kommt! Aufrecht, leuchtenden Blickes geht Deutschlands Volk in seinen Lenz.

Die Stunde, die in Aeonen nicht wiederkehrt, wird von den Bürgerparteien verschlottert, von der Sozialdemokratischen Fraktion klug aber zu dem Versuch genützt, in den Achtungrang, von dem sie gesunken ist, schnell sich, vor Kriegsschluß, zurückzuheben. Staatssekretär Scheidemann droht, mit seinem Fähnlein sich von der Regirung zu wenden, wenn der Kaiser, von dem er sich ein paar Tage zuvor ernennen, empfangen ließ, nicht vom höchsten Reichssitz steige. Der will nicht aus bequemem Glanz. Prahlt

heute, seit der Kitschrede in Krupps Halle schlage jedes Arbeiters Herz für den Landesvater; und flennt morgen, in tiefster Noth dürfe er „sein" Volk nicht verlassen. Erst am achten November stolpert er in den Entschluß zu Abdankung. Die wird von Jubel begrüßt; und Niemand fragt, ob sie als staatsrechtlich giltiger Akt zu buchen, ob ein Verzicht des Kronprinzen und seiner Rechtserben erlangt worden sei. Am Neunten siegt in Berlin, dem München und die Hansastädte vorangegangen sind, durch die trotzige Kühnheit von Matrosen und Landkriegern die Revolution. Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei folgt dem Ruf der Mutterfraktion in die Regirung; bindet sich aber an keine Frist und erzwingt drei gewichtige Zugeständnisse: Das Kabinet darf nur aus Sozialdemokraten bestehen, die, als Volkskommissare, gleichberechtigt sind; die politische Gewalt ist unzertheilbarer Besitz der Arbeiter- und Soldatenräthe; und die Frage, ob eine Constituante zu wählen sei, darf erst erörtert werden, wenn der durch die Revolution erwirkte Zustand gesichert ist. Wird aus Bruderkrieg Friede? Noch ist nur Waffenstillstand. Der dem Deutschen Reich aufgenöthigte schreckt mit viel härterem Beding. Am Elften lesen wir die lange Sühnliste. Darunter, daß Wilhelm nach Holland entschlüpft ist. Zu spät. Hätte der lästig Gewordene nicht so zäh an der Purpurplatte geklebt, dann sähe die Bedingliste anders aus. Der dreißig Jahre, von Damaskus bis Hammerfest, den Obersten Kriegsherrn der Deutschen gemimt hat, konnte in der vordersten Feuerlinie die Kugel auffangen, mit Gift oder Waffe sein verspieltes Leben enden oder die regirende „Rotte vaterlandloser Gesellen" zu Anweisung sicherer Herberge auffordern. Der trotz Behang und Geschirr, Tatü und Tata stets Zage floh ins Ausland. Fiel so würdelos, wie er gethront hatte. „Ists Dieser, der unsere Erde beben ließ und Königreiche erschütterte? Ringsum hat er die Städte zerstört, die Welt zur Wüste gemacht: und liegt nun, hingeworfen, wie eine Mißgeburt." Was ist Diesem Jesaia? Er findet gewiß sich in neuer Glanzrolle. Und frömmelt weiter: „Gott ist mit uns!"

„Wie Einer ist, so ist sein Gott," spricht Goethe; und mahnt in einem vom Mondstrahl sanfter Menschlichkeit leuchtenden Gedicht: „Der mißversteht die Himmlischen,

der sie blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur die eigenen grausamen Begierden an." Gott ist ein Sehnsuchtgebild der leidenden, seufzenden Seele, kann nur aus Menschheit werden: und drum wieder mit dem deutschen Volk sein. Das ist nun frei, hat sich von seinen Königen, Groß- und Kleinherzogen ohne Thränen, fast überall auch ohne nach-knirschenden Groll geschieden, seine Revolution, bis in den fünften Tag, nur mit schmalen Bluttümpeln verschmutzt; und will jetzt aus haltbarem Stoff sich ein Heim aufbauen, nicht Anderer Wohnstatt zerstören. Soll ich einen Strom beschreiben, der vom Quell noch nicht an die steilste Neigung, in die reißende Schnelle gelangt ist? Eine Regirung umräuchern oder bemäkeln, deren Wirkensdauer noch nicht in das enge Rund einer Woche wuchs? Von den Häuptern der Revolution, die Massenleid und Massenschmach an Gewissenlosen rächen will und im ersten Sturmlauf über deutsche Erde die morschen Zwingburgen gebrochen hat, wimmernd fordern, daß sie zärtlich mit dem Bürger kosen, der sie gestern nicht in die Ehre Ebenbürtiger aufsteigen ließ? Ordnung und Freiheit (auch vom Joch jeder Klassentyrannei) müssen sie wollen: weil ohne Ordnung nicht Friede wird und weil die dem Glauben Wilsons vermählte Schaar den Inbegriff von Freiheit „in dem Bild einer Maschine sieht, deren Theile so behutsam und schicklich zusammgengefügt sind, daß nirgends ein Theil die Bewegung des anderen hindert." Der Bürger, dem solche Freiheit wird, darf nicht stöhnen; doch jeden Weigerer mit dem Streitkolben und Speer seines Rechtes kräftig bekämpfen. Nur, nach der Weltwende, mit der Waffe des Rechtes. Die Verwalter der Deutschen Republik, in deren werdende Einheit aus Habsburgs geborstenem Reich zehn Millionen Stammesgenossen hinstreben, sind als reinliche Männer durch Lebensdrang geschritten und sprechen mit Menschenzunge. Sie werden rasch erkennen, daß nur durch die Entwaffnung der des Zügels ledigen Menge die Republik und die Mauer ihrer Rechtsmacht vor Zerrüttung zu bewahren, nur auf dem von der Internationale freundlicher Menschenseelen gebahnten Weg das im Innersten aufgelöste Heer heimwärts zu leiten ist. Traget, statt der Noth Euch zu schämen, stolz Euer Kreuz vor das Auge der Welt. Die Schulterschwielen zeugen ihm von der Wiederkunft deutscher Gottheit.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Stahlwerk Becker Aktiengesellschaft, Willich.

Bilanz zum 30. Juni 1918.

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
Grundst. in Willich und Krefeld . . .	785 563	47		
Zugang	775 451	30	1 561 014	77
Gebäude in Willich und Krefeld . . .	7 953 616	10		
Zugang	7 460 948	26	15 414 564	36
Maschin. Anlagen .	8 556 438	09		
Zugang	5 808 676	64	14 365 114	73
Bahnanschluß und Transportanlagen .	640 732	37		
Zugang	986 377	89	1 627 110	26
Werkz. u. Geräte .	581 613	24		
Zugang	621 274	46	1 202 887	70
Mobilien u. Inventar	364 990	13		
Zugang	298 904	70	663 894	83
Einricht. b. Filialen	103 362	75		
Zugang	1 440	10	104 802	85
Patente u. sonstige Urheberrechte . .	191 060	35		
Zugang	14 764	38	205 825	73
Kautionsrechnung .			61 120	20
Debitoren: Banken	5 981 587	16		
Allgemeine . . .	12 155 182	49		
Vorauszahlungen .	10 639 261	23	28 776 030	88
Vorräte: Halb- und Fertigfabrikate .	6 114 857	64		
Rohst. u. Mag.-Mat.	4 736 516	90	10 851 374	54
Vorschüsse			97 395	12
Hyp.-Darleh.-Konto			43 592	09
Effekten u. Beteilig.			2 044 030	55
Kasse, Wechsel und Schecks			48 743	01
Av.-Deb. M. 70000—				
			77 057 561	94

Passiva.	M.	pf	M.	pf
Aktien-Kapital-Kto.			6 000 000	—
Obligationen-Konto			10 000 000	—
Reservefonds-Kto.			4 804 231	10
Abschreibungen: bis 30. 6. 1917:				
auf Gebäude . . .	1 151 315	78		
Maschin. Anlagen .	3 811 210	55		
Bahnanschluß und Transportanlagen	640 732	37		
Werkz. u. Geräte .	581 612	24		
Mobilien u. Invent.	364 998	13		
Einricht. b. Filialen	103 362	75		
Patente	191 060	35		
Kriegsanlagen . .	1 202 186	90	8 047 468	12
zum 30. 6. 1918:				
auf Gebäude . . .	770 728	20		
Maschin. Anlagen .	3 591 278	59		
Bahnanschluß und Transportanlagen	986 377	89		
Werkz. u. Geräte .	621 274	46		
Mobilien u. Invent.	298 904	70		
Einricht. b. Filialen	1 440	10		
Patente	14 764	38	6 284 768	23
Akzepte			2 269 821	05
Hypotheken-Konto .			74 500	—
Zinssch.-Einl.-Kto.			236 738	45
Dividenden-Konto			8 110	—
Arb.-Unterst-K.-Kto.			6 863	51
Unterst.-Kas.-Konto			905 196	13
Rückl. für Akt.-Einf.			100 000	—
Rücklagen-Konto .			4 930 692	91
Talonst.-Rückl.-Kto.			90 000	—
Kredit.: aus Liefer.	7 537 727	91		
andere . .	10 681 441	19	18 219 169	10
Reingewinn . . .			5 090 063	35
Av.-Kred. M.70000.—				
			77 057 561	94

Gewinn- und Verlustrechnung zum 30. Juni 1918.

Soll.	M.	pf	M.	pf
Handl.-Unk.-Konto	950 119	60		
Schuldsch-Zins-Kto.	500 000	—	1 450 119	60
Rücklag.-K. 1917/18			3 545 012	85
Abschreibungen . .			6 284 768	23
Gewinn			5 090 063	35
			16 369 964	03

Haben.	M.	pf
Gewinnvortrag aus 1916/17 . .	1 630 291	89
Ueberschuß	14 739 672	14
	16 369 964	03

Die General-Versammlung vom 26. Oktober d. Js. hat beschlossen, von dem in der Bilanz nachgewiesenen Reingewinn von M. 5 090 063,35 zu verwenden: zu Gewinnanteilen M. 165 625,10, zur Rücklage für Talonsteuer M. 22 000,—, zur Verteilung einer Dividende von 20% M. 3 200 000,— und den verbleibenden Rest von M. 1 702 438,25 auf neue Rechnung vorzutragen.

Die Dividende von 20% oder M. 200 für jede Aktie ist sofort zahlbar bei der **Gesellschaftskasse in Willich**, bei der **Deutschen Bank** in **Berlin und ihren Zweigstellen**, bei der **Berliner Handelsgesellschaft** in **Berlin**, bei dem **Barmer Bank-Verein in Barmen und seinen Zweigstellen**, bei der **Essener Kreditanstalt** in **Essen**, bei dem **Bankhause J. Frank & Co.** in **Krefeld**, bei der **Deutschen Nationalbank in Bremen und ihren Zweigstellen**, bei dem **Chemnitzer Bank-Verein** in **Chemnitz**, bei der **Industriellen Bankgesellschaft in Düsseldorf.**

Zum Aufsichtsrat gehören jetzt die Herren: Direktor Wilhelm Becker in Düsseldorf-Oberkassel, Konsul Paul Gredt in Luxemburg, Fürstl. Hohenlohescher Kammerpräsident Dr. Kurt Kleefeld in Berlin, Bankdirektor Walter Bürhaus in Düsseldorf, Kommerzienrat Wilh. Pfeiffer in Düsseldorf, Direktor Julius Becker in Düsseldorf-Oberkassel, Rittergutsbesitzer Hauptmann a. D. Wilhelm Kühn, Gerichtsassesor a. D. Hellinghausen in Düsseldorf, Hans Feuerschütz in Zürich.

Willich, den 30. Oktober 1918. **Der Vorstand: R. Becker.**

Der heutigen Nummer der „Zukunft" liegt ein Prospekt des Verlages **Eugen Diederichs** in **Jena** bei. Gerade im gegenwärtigen Augenblick, da nicht nur das politische sondern auch das geistige Leben einer ungeheuren Umwälzung entgegensieht, wird der Prospekt für unsere Leser ganz besonders interessant sein.



Berlin, den 23. November 1918

Der Götterfunke

(Stenogramm einer am sechzehnten November gehaltenen Rede)

„Durch Schrecken, nicht durch die Macht der Wahrhaftigkeit, hast Du, Adler, geherrscht. Die Menschen der Milde, der Sanftmuth hast Du geknechtet und zu zerschmettern getrachtet. Gegen die Gerechten hast Du gewüthet, die Lügner gehätschelt und die Wälle Derer geschleift, die Dir nichts zu Leid gethan hatten. Und so grausig groß ist die Macht Deines Gräuelwirkens, ist Dein Uebermuth geworden, daß ihr Ruch bis an den Thron des in Ewigkeit Allmächtigen empordrang. Der nahm seine Tafel, die Tafel der Zeiten, und sah, daß Dein Maß voll und Deine Zeit um sei. Und deshalb sinkst Du, Adler, sinkst mit Deinen ekel düsteren Schwingen, mit Deinem vermaledeiten Gefieder, Deinen Klauen und dem finster dräuenden Rumpf: damit die Erde wieder aufathme, mit neuem Geist sich erfülle und glaube, wieder glaube, daß ein gerechter Gott, ein Gott der Liebe sie schuf. Draußen aber bleiben, die mit der Lüge hurten und ihr Zuhälter waren; bleiben die Abgöttischen, die Zaubergaukler und die Totschläger. Weit hinter den Riegeln der Hütte Gottes. Denn die alte Erde und der alte Himmel verging; und siehe: es ist eine neue Erde und ein neuer Himmel!"

Das sind Worte aus zwei Apokalypsen, Worte aus den Offenbarungen Esras und Johannis, aus Büchern, in denen all Das geweissagt, enthüllt, in furchtbaren Hieroglyphen vorgezeichnet ist, was heute die Erde, was heute

unsere arme, doch unzermalmbare Heimath durchlebt. Alles, Krieg, schändlichster Mord, Entsittlichung, Massentod, das aus dem Meer tauchende Ungethüm, der Feuerregen, sogar die Seuche, die wir durchlitten, durchleiden, ist in unverlöschlichen Farben drin vorgemalt; und Eins nur übrig, das nicht erfüllt ward noch je erfüllt werden soll: der Bürgerkrieg; der blutige Kampf eines Volkstheiles gegen den anderen. Daß nicht auch diese Prophetie Wahrheit werde, dahin muß alle Kraft der Seelen, alle Kraft des Hirnes heute langen. Alle Kraft aller denkenden Herzen. Denn seien Sie, wie von der Gewißheit jedes Lebensendes, davon überzeugt: die Gefahr ist groß. Und wer da gewähnt hat, das nie Erschaute, das kaum in Fiebern Erträumte werde zu Ende gehen wie ein „befriedigendes" Spectaculum, man werde eines Morgens aufwachen und Alles wieder gut sein, Der hatte niemals begriffen, nicht einmal geahnt, was war und was ist.

Im August, vor ungefähr vierzehn Wochen, brach die Gemüthskraft der Menschen zusammen, die vier Jahre lang der Wall dieses Reiches gewesen waren und denen wir heute erst aus der Inbrunst unseres Herzens so danken können, wie es nothwendig ist; danken müssen nicht mit verhallendem Wort, sondern mit der That, die erweist, wofür sie gekeucht und geblutet haben. Diesen Menschen war gesagt, war eingehämmert worden: „Ringsum droht Haß, lauert Neid und Feindschaft einer ganzen Welt"; „wir sind schmählich überfallen worden und müssen uns wehren". Mit listiger Kunst war Etwas erlangt worden, dem der Gerechte heute noch Größe nicht absprechen darf: ein Rhythmus, ein Wirbel nationalen Empfindens, der selbst innerlich von der objektiven Unwahrheit der Losung Ueberzeugte in seinen Zauber hineinzwang. Schmerzhaft, fast körperlich schmerzhaft, in unserer Stunde daran zu denken. Aber eine Faser des Erinnerns ist wohl noch in Jedem an Das, was im August 1914 war. Nicht Einer, kaum Einer konnte sich damals diesem Wirbelsturm ganz entziehen; und es ist vielleicht nicht unnützlich, daran zu erinnern, daß ein jetzt viel, fast immer von scheuer Zunge genannter Mann, Herr Dr. Liebknecht, damals Mitglied des Reichstages, selbst so in diesen Rhythmus gerissen war, daß er sich plötzlich den „Patrioten"

nah fühlte und in Lüttich, bei Lüttich im Auto des Statthalters sprach, wie später ihm Totfeindliche zu reden pflegten. So allgewaltig hob sich die Woge; Jeden beinahe hat sie für Minuten wenigstens überwölbt. Daran zu denken, ist nothwendig und ist lehrreich; weil (wir wollen doch ehrlich sein, nicht wahr?) jetzt, nach so viel größerem, höherem Erlebniß, dieser Sturm, diese Welle, diese Begeisterung sich noch nicht wieder einstellen will. Ringsum fühle ich Bedrücktheit, dumpfe Kümmerniß, Furcht vor Künftigem; sehe ich tief beschattete Seelen. Liebe Mitbürger, verbannen Sie die Furcht! Sie haben nicht gezittert vor einer Welt von Völkern, die man Ihnen als unversöhnlich grausame Erzfeinde schilderte, und wollen, könnten nun zittern vor Deutschen, vor Menschen, die Ihr Heimathboden trug und reifte? Außengesicht und Vision, Gefühl und Ahnung weisen auf den Grund der Furcht. Weh uns, wenn sie richtig weisen! Erinnern Sie sich an den Jüngling aus dem Evangelium Matthaei, der zu Allem bereit war, der jedes Gebot halten, fromm, treu, gehorsam sein wollte, der aber, als der Heiland ihn mahnte, seine Habe zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben, bekümmerten Herzens fortging. „Denn er hatte viele Güter." Weh Ihnen und Weh dem Reich, wenn aus diesem häßlichen Grund auch Ihre Bekümmerniß erwachsen wäre! Auf dem Weg dieses Jünglings ist kein Heil für Deutschlands Bürger. Wenn uns nicht, insgesammt, gelingt, in Einklang der Seele zu kommen, in Land und Volk einen Geist ernster Froheit, ein Glücksempfinden zu schaffen, das, obwohl es aus tieferen, nicht so hell belichteten Schachten emporgestiegen ist, mächtiger noch unsere Welt durchdröhnt als 1914 die Stimme des deutschen Willens zu nationaler Wehr, dann ist kein Heil. Gehet, auch die Ihr viele Güter habt, nicht betrübt von hinnen! Wir müssen, wir heute mit nicht unberechtigtem Mißtrauen von der Masse gesehenen Bürger, uns mit dem Bewußtsein durchdringen, daß wir als Schicht, als Gesammtheit gesündigt haben und Buße schulden. Das sagt hier Einer, dem Feindschaft selbst nicht bestreiten kann, daß er früh genug, allen Gewalten zu Trotz, gewarnt hat.

Man hatte sich in den Glauben beschieden, ein triumphaler

Sieg werde sicher das Werk krönen. Irgendeine seelische, eine geistige Losung gab es in diesem Krieg niemals; keine, die Deutsche rief. Und in der Sekunde (in der Weltsekunde, meine ich), in der die Hoffnung auf den Sieg zerstob, schwand die Kraft, vermorschte der Wille und in den Verantwortlichen, allzu Verantwortlichen prasselte das Schreckgefühl auf: Es ist aus; Alles unrettbar verloren Wir hatten damals die Einrichtung der Mon-Archie, der Militär-Monarchie, die doch nur ein Mittel, das Mittel einer bestimmten Menschheitstunde zu einem Zweck, zum Zweck reinen, würdigen Lebens einer Nation neben, zwischen anderen Nationen sein konnte, ein Mittel, aus einem umgrenzten Volk ein nützlich thätiges Glied im Körper der Menschheit zu machen. Dieses Mittel aber (darin habe ich immer das tiefste Unglück, die Ursache aller Entsittlichung gesehen), dieses Mittel war lange schon Selbstzweck geworden. Um die Monarchie zu erhalten, um den Militarismus zu erhalten, um unter allen Umständen die Herrlichkeit des Kriegsheeres zu wahren, schien Alles erlaubt; schien ein Feldzug gegen die sittlichen Kräfte, gegen die seelischen Kräfte der Welt gerechtfertigt und, hoch darüber hinaus, in Heiligkeit geweiht. Wenn wir Trost brauchten, er könnte uns aus dem Erlebniß kommen, das lehrt: Die seelischen Kräfte der Welt sind nicht der Gewalt unterthan, sind nicht zu unterdrücken, nicht an die Mauer zu stellen und niederzuknallen. Solche Ueberwältigung ist versucht worden; doch der Versuch ist mißlungen. Wahrhaftigkeit, Vernunft, Gerechtigkeit, klare Erkenntniß der Entwickelunglinie hatten nichts gegolten, waren nur lästig geworden. Und als sich zeigte, daß alle Gewalt doch nicht gewaltig genug war, die Drehung des Glücksrades zu hindern, da gab es auch nicht den schmalsten Saumpfad mehr für die Menschen dieser öden Machtwelt, um sich herauszufinden, herauszuwinden. Den Herrn, der an der Spitze dieses Reiches stand, noch öfter sich hitzig bewegte, hatte man in seiner künstlichen Welt zu erhalten versucht, nach der alten Losung, die seit drei Jahrzehnten hier den Hof beherrscht hat: „Saget dem Kaiser nichts Unangenehmes! Majestät braucht Sonne“. Konnte unsere Zeit Monarchie dieser üblen Sorte

ertragen? Einen Monarchen ertragen, der zugleich befehlen und genießen, der, nach Bismarcks Spottwort, alltäglich Geburtstag haben wollte? Die Zeit selbst hat, der uralte Chronos, mit eherner Zunge die Antwort gegeben. In Hamburg lebte ein gütiger Mensch, der nun, leider, auch von uns gegangen ist: Albert Ballin. Ein dem Kaiser befreundeter, verpflichteter Mann (vielleicht war der Kaiser dem Kaufmann noch mehr verpflichtet), ein Mann durchaus kapitalistischen Denkens, was er nicht verbarg noch verbergen wollte, aber ein Mann voll von redlicher Menschenliebe und in seinen hellsten Stunden ein Weiser. Der war von der „Sonne" und dem Sonne-Bedürfniß entfernt worden, seit er, schon in den ersten Kriegsmonaten (ich muß bekennen: sehr unter meiner Mitschuld) versucht hatte, einige Klarheit vor das Auge Serenissimi, des Ewig-Heiteren, zu bringen. Ballin empfahl damals würdige Verständigung mit den Feinden. Eine furchtbare Szene folgte, ein Damenfächer bedrohte die Wange des Rheders, der einzige Deutsche, der, auf seinem Weltfeld, über England gesiegt und sich, dennoch, das Britenvertrauen erworben, erhalten hatte, wurde als Anglomane verdächtigt, verschrien und aus der Nähe des Irrlichtelirers weggedrückt, der lächelnd zu ihm zu sagen pflegte: „Du bist ein Jahr vor mir zur Regirung gekommen." Majestät brauchte Sonne und Ballin hatte 1914 den Glanz noch dichter verhängt als im Agadirherbst, da er so tollkühn war, einen von mir geschriebenen Brief vorzulegen, der auf die Nothwendigkeit der werdenden Weltkoalition gegen das ruhlose, unberechenbare Reich Wilhelms hinwies. Die Plessen & Co. haben ihm diesen Eindrang in den Bezirk ihrer Bengalkünste nie verziehen. Er hatte trotzdem immer wieder versucht, dem Kaiser zu helfen, dem Reich zu nützen. Vergebens. Im August aber hatte man sich aus der Region Ludendorff, wo seine Warnbriefe lange unbeantwortet geblieben waren, an ihn mit der Bitte gewandt, den Allerhöchsten Herrn über die Wirklichkeit aufzuklären. Die Der also noch nicht kannte. Im August, nach der Ueberrennung unserer Divisionen; als der Zeiger auf Zwölf stand. Zwar gab es damals einen Kanzler, eine Regirung, eine Oberste Heeresleitung. Dennoch hielt man für nöthig,

den seit Kriegsausbruch „abgewimmelten Wasserjuden“ (wie sie ihn nannten) heranzuholen. Weil kein Beamteter sich der Gefahr ungnädiger Behandlung ausliefern wollte. Wir haben damals lange zusammengesessen und ich habe die Nothwendigkeit der Stunde auf meine Art zu formuliren versucht. Ballin fuhr dann nach Wilhelmshöhe. Ihm ist aber nicht gelungen, den Kaiser allein zu sprechen. Der scheute die Wahrheit, die unter vier Augen ans Licht dringen konnte, und zog dem Gespräch den (auf seine Art sehr geschickten) Kabinetschef Von Berg zu, der behutsam dafür sorgte, daß dieses Gespräch nicht in irgendeine Tiefe hinabführen konnte. Ballin fuhr traurig heim; und schrieb mir dann: „Sie werden mich für einen Esel oder Schlappier halten, weil ich die Hauptsache nicht erreicht habe.“ Ich zweifelte nicht, daß er das Menschenmögliche furchtlos, fruchtlos versucht habe; erkannte aber auch klarer als je zuvor die Unhaltbarkeit unseres Zustandes. Wir hatten eine Staats- und Reichsform, worin es noch in extremis, in der schwersten Krisis nicht möglich wurde, dem Herrn, dessen Unterschrift schließlich zu jeder Entscheidung nothwendig war, zu sagen, zu zeigen, was ist. Abermals war eine unwiederbringliche Stunde versäumt. General Ludendorff ließ dann den Admiral von Hintze, der im Hofdunkel Staatssekretär geworden war, kommen und forderte ihn auf, schnell Frieden zu machen. Das wurde versprochen; nur: in Wochen nichts Sichtbares eingefädelt. Wieder das traurige und in seinen Wirkungen tragische Schauspiel aus der Zeit vor der Märzoffensive, wo nicht einmal eine unzweideutige Erklärung über Belgien, auch keine redliche Abkehr von dem Wahnweg des brester Friedens zu erlangen war. Mangel an Muth, Mangel an innerer Sauberkeit hinderte die Wahrung der letzten Möglichkeit zu anständigem, nicht Reich und Volk in Katastrophe stürzenden Friedensschluß. Niemand wagte, vom Auge der Nation und ihres Hauptes die Binde zu lösen. Die zu Entscheidung Berufenen glitten in die Schmach Dessen, der sich bankerot weiß und gerade deshalb nicht Bilanz machen will. September. Die Zahl der Ueberläufer schwillt und immer deutlicher zeigt sich, daß die Gemüthskraft der Armee siech geworden ist. Das Verlangen der

Obersten Heeresleitung, sofort Waffenstillstand zu erbitten, überfällt den Reichstag und die Nation mit der Gewalt eines unahnbaren Gewitters. Sind wir, denen so viele Fahnen Siegeszuversicht zuwehten, denn so geschlagen, daß wir um Gnade flehen müssen? Zwei Welten, die einander kaum noch berührt hatten, die militärische und die civilistische (das Wort „bürgerlich“ hat heute einen besonderen Sinn und Tonfall), schreckt der jähe Blitz auf. Die militärische Welt aus dem tiefsten Dunkel des ihr eingerammten, aufgezwungenen Wahnes von gewissem Triumph; aus dem Wahn, der gestern durch Postsperre, heute durch falsche Nachrichten, durch eine Propaganda ruchlos lügnerischer, aber, natürlich, wohlgemeinter Art genährt wurde. Wie konnte, woher sollte Armee und Marine vermuthen, daß der Waffenstillstand von dem hastig drängenden Wunsch der Obersten Heeresleitung gefordert werde? Ihr schien der Flehruf ein Produkt bürgerlich-demokratischer, „flaumacherischer“ Schwachheit, das Ergebniß niederträchtiger Judenangst; und sie beschloß, mit aller Kraft gegen so schmählichen Abschluß des Kampfes sich zu wehren. Und aus diesem Willen kam der Plan, die Flotte ausfahren, die Engländer überfallen, und, wenn es sein müsse, „ehrenvoll untergehen“, in Schönheit sterben zu lassen. Dann wurde fürs Erste nicht Friede. Dann, hoffte man, entbrennt auch auf dem Festlande der Krieg in neue Hochgluth.

All Das mußte sich in Finsterniß niederducken, so lange Gewalt und Niedertracht in edler Genossenschaft jeden Drang in Wahrheit erdrosselten. Weil in dem Elend der entsittlichenden Zeit, die wir nun überwunden haben, Tag vor Tag mit den abscheulichsten Mitteln aus Schwächlingen Lüge erpreßt, auf der Lippe Widerstrebender die Wahrheit erwürgt wurde: deshalb sind wir, wo wir sind. Der Angriffsplan der Marine, der, trotz allem Gelüge, erweislich ist, gab den Anstoß zu der Revolution, auf die wir stolz sind, die uns der Welt, endlich, wieder in Menschenwürde zeigt und die weitab von allen Bezirken der Politik entstanden ist, ohne den losesten Zusammenhang mit irgendeiner Partei. Zweifeln Sie nicht! Ich hatte Gelegenheit, in der ersten Novemberwoche die Männer zu sehen, zu hören, die allein, viel-

leicht, in den Verdacht (wenn mans so nennen dürfte) kommen könnten, den Aufruhr angestiftet zu haben: und kann bezeugen, daß sie von dem Werdenden nicht das Allergeringste ahnten. Kein Politiker hat mitgewirkt. Den Matrosen war, dem Geschwader gesagt worden, eine „Evolutionbewegung" werde vorbereitet. Die meisten Matrosen waren ganz unbefangen von irgendwelchen politischen Tendenzen (nur, auf dem Flaggschiff, drei Leser einer der Unabhängigen Sozialdemokratie nahen Zeitung); sie fanden sich aber schlecht behandelt, unzulänglich genährt, durch den Zwang zu steter Grußpflicht, ewigem Aufspringen arg belästigt und ihre Nervenkraft war durch die vier Jahre kampfloser Bereitschaft zerrüttet. Sie kannten Englands Macht, glaubten nicht mehr an Sieg; und woran, da jede ins Geistige eingewurzelte Parole fehlte, sich nun noch halten? Nicht, wie Sie gelesen haben, durch auffällige Zurüstung, nicht dadurch, daß man mehr Torpedoboote, Minensucher usw. aufbot und mehr Kohle einnahm als sonst für eine „Evolutionbewegung", ist der Angriffsplan entdeckt worden; der erste Argwohn der Matrosen erwachte, als sie merkten, daß, trotz der Bedeutung, die gerade in diesem Fall der Bewegung gegeben werden sollte, viele ältere, besonders verheirathete Offiziere für die Zeit der Evolution beurlaubt wurden. Das mußte auffallen; und hat, wirklich, zuerst die Aufmerksamkeit geweckt. Auf dem „Markgraf", auf dem „Baden" steckten die Blauen die Köpfe zusammen und tuschelten einander zu: „Was geht da vor?" Von der Pantry, dem Anrichteraum, aus, haben die Stewarts durch den Vorhang dann Gespräche gehört, die den Verdacht bestätigen mußten: Wir sollen angreifen, untergehen. Danach wurde der Beschluß gefaßt: Wir wollen weder gegen den Willen der Regirung, die zum ersten Mal eine Volksregirung ist und die Waffenstillstand und Frieden erstrebt, handeln noch unser Leben für eine auf diesem Wege doch nicht mehr rettbare Sache hinschleudern lassen; wir wollen Alles zur Vertheidigung der Küste Nothwendige thun, aber keinen Angriff machen, den die bürgerlichen Gewalten nicht mehr für nothwendig, den sie sogar für schädlich halten und der das Ziel, die Erlangung des Friedens, in neue

Nebel entrücken müßte. Die Geschwader sind bis an die Minensperre gefahren, nicht weiter; ein Feuer ist ausgegangen, ein anderes; ein Schiff ist ausgebrochen. Man mußte umkehren, ist noch einmal ausgefahren und mußte wieder umkehren. Die Matrosen errangen, ohne beträchtlichen Widerstand der Offiziere, die Gewalt; sie fuhren in andere Hansestädte, von der plötzlich aufgeflammten Fackel der Revolution stoben Funken weithin aufs Binnenland: und die Umwälzung ging schneller, blieb unblutiger, als je zu erwarten war. Die Mär von einer Menge ermordeter Offiziere ist, wenn ich nicht belogen wurde, ganz falsch, wohl zu Aller Freude. Die Stunde der Wirrniß, die Stunde der größten Gefahr für uns Alle und, was mehr ist als wir Alle, für das Gemeinwesen, für die res publica, die nun mit ihrem Namen und mit ihrem Wesen Geschick und Zukunft Deutschlands gestaltet, beherrscht, erfüllt, diese von Unheil schwangere Stunde wurde überwunden durch das kluge, energische, zugleich kräftige und vernünftige Eingreifen des Abgeordneten Noske, der, nach dem Zeugniß von Mannschaft, Offizieren und kieler Bürgern, geradezu meisterlich die Ruhe, die Ordnung, die Würde der Revolution zu wahren gewußt hat. Als aber die Flamme weitergefressen hatte, und zugleich die Kunde von Bayerns edel trotzigem Aufstand kam, als der nahe Zusammenbruch der Militärmonarchie in Erdstößen merkbar wurde, flackerten auch an der Wasserkante die schon verglimmenden Funken in Brand auf. Da aber zeigte sich das wundervoll Tröstliche, daß noch in solcher Fiebersgluth diese Menschen bereit waren, Alles einzusetzen, wenn wirklich ihr Heimathboden vom Feinde bedroht werden sollte. Wars ein falsches Gerücht oder kams aus (dann fast genialisch zu nennender) Taktik: just an dem Tag, da in den Hansehäfen Etwas wie eine neue Feuersäule sich aus den Seelen hob, hieß es plötzlich: „Die Engländer kommen! Zwischen Elf und Zwölf wird Kiel besetzt! Die Schiffe sind schon gesichtet!“ Und nach dem Hall dieser Losung ward das Gesammtbild völlig verändert. Alle fühlten sich sofort wieder als verpflichtete Schützer deutscher Erde. Matrosen, Offiziere, Funker: in allen Herzen ein Schlag. Flink wurde in Wilhelmshaven und Kiel das Geheimste einge-

packt und nach Berlin gebracht. Englischer Angriff? Nein, Junge, Das darf nicht sein, Das ist gegen den Waffenstillstand, gegen Treue und Glauben und wir wären Schelme, wenn wirs duldeten. Die „Meuterer" von gestern riefen, hundert mit einer Stimme, nun: „Hoch unser deutsches Vaterland!" Und seitdem sind die Matrosen, auch die tausend im alten berliner Schloß, die Stützen der Ordnung, die durch Revolution geschaffen worden ist. Und eine andere wollen wir ja, hoffe ich, Alle nun nicht mehr.

In Berlin aber wüthete das System des Aberwitzes und Frevels ungestört weiter. Niemand sollte ein wahres Wort sprechen. Lüge wurde mit Ehrenbehang gelöhnt. Das Volk durfte nichts hören, nicht wissen, was geschah und wurde. Wirres Gerücht sickerte durch. In Kiel ist was los, in Bremen, Lübeck, Hamburg gehts gräßlich zu, ist Plünderung, Aufruhr, Mord. In hundert Presseämtern saßen Offiziere und feldgrau verkleidete Rechtsanwälte (wahrhaftig: Anwälte des Rechtes haben sich Jahre lang schimpflichstem Unrecht in Schergendienst hingegeben) und verfügten: Darf nicht veröffentlicht werden! Ist verboten! Wer die Geschichte des Krieges schreiben will, muß die Verbotzettel nützen, die alltäglich in die Redaktionen hagelten; erst sie lehren, was war: und drum nicht gesagt werden durfte. Himmelan stank die Lüge; überstank allen Blutgeruch. Und arglose Deutsche schworen, ihnen quelle der Born lauterer Wahrheit und die „Amtlichen Berichte" seien aus Bronze. In und um Berlin wurde alles für den Fall der Revolution Nothwendige vorbereitet. Wilhelm hatte sich noch immer nicht zu Abdankung bequemt. Mancher erinnert sich vielleicht meines Wunsches, diese Abdankung solle nicht durch den Druck einer einzelnen Partei erzwungen werden. Warum dieser Wunsch? „Wer ihn wegbringt, ist einerlei. Wenn er nur geht!" Damals noch Mächtige ersehnten aber die Drohung der sozialdemokratischen Regirungmitglieder, um dem Kaiser sagen zu können: Nur die Rotte wills, nicht das Volk. Dann wollte man schießen. Ein bis ins Kleinste ausgearbeiteter Plan zeichnete vor, wie man der rebellischen Hauptstadt Herr werden könne. Es gab, leider, keinen Plan für den Fall, den wir heute erleben, wo unser armes, überwältigtes

Heer in Hast zurückgebracht werden muß. Dafür war nicht vorgesorgt; man hatte ja nur mit Triumph gerechnet und schon im Herbst 14 sich die Fenster für den Einzugstag gesichert. Für die „Niederkämpfung" der rebellischen Hauptstadt aber war Alles pünktlich vorbereitet. Und wer am achten Novemberabend durch die Straßen ging, hat dieses Geistes einen Hauch verspürt. Soldaten, Maschinengewehre, mit Waffenträgern überfrachtete Autos. „Morgen wirds roth". Diese Schande, diese wandelnde Herausforderung wäre uns erspart worden, wenn der Entschluß Wilhelms freiwillig schien oder vom Gesammtwillen der Reichstagsmehrheit erwirkt wurde. Daß es nicht zum Straßenkampf kam, ist ein Verdienst des Prinzen Max von Baden, sein letztes; wäre er nicht, im Lauf einer Abendstunde, in den Entschluß zu bringen gewesen, den Abgang des Herrn von Linsingen, Oberbefehlshabers in den Marken, der die Revolution, in beinahe rührender Einfalt, durch Plakat „verboten" hatte, zu erzwingen, dann hätte der Morgen deutscher Freiheit sich aus einem Strom reinen Bürgerblutes gehoben. Roth aber, wie Büttel vorausgesagt hatten, ist dieser Morgen geworden. Die Körper, zugleich die Seelen der zwei stärksten Gewalten hatten einander berührt, innig umfangen. Arbeiter und Soldaten waren in Willenseinheit gelangt. Die rothe Woge hat sich an die Kasernen, in die Kasernen gewälzt; und wie durch die Herstellung des Steckkontaktes aus der Elektrizitätleitung Wärme und Licht wird, so wurde durch den Kontakt dieser Seelen plötzlich in allen Licht und aus allen flammten die Fragen auf: „Wofür? Wohin? Was ist noch zu retten?" Da war Revolution geworden; eine deutsche, eine sehr ordentliche, sehr ruhige, höchst anständige Revolution. Fast überall im Reich ists so gewesen. Da sahen Sie, wie morsch die Wälle, die Mauern, wie dünn die Goldreife geworden waren; zwanzig Dynastien und etliche mehr hatte ein Windstoß in Erdklüfte verweht. Was bei uns als das unüberwindliche Hinderniß der Wandlung in Republik gegolten hatte, die felsfest scheinenden Häuser der Bundesfürsten, brach wie ein dünnes Zäunchen unter der rüttelnden Hand eines Knaben. Und der Bruch, der Einsturz der Burgen war

nicht einmal das Werk aufbrüllenden Zornes, gewaltig sich bäumender Wuth, sondern nur schlichter Gemeinerkenntniß, nur des milden Empfindens: „Ja, Kinder, Ihr habt längst nichts mehr geleistet, seid werthlos geworden, habt im Krieg völlig versagt und könnt aufhören, unnützlich zu thronen. Euer Prunk und Troß kostet uns Geld und, was viel schlimmer ist, Ihr habt die deutschen Stämme gehindert, im Innersten, nicht außen nur, einig zu werden: weil Euer Partikularrecht erlaubte und Euer Sonderinteresse empfahl, die Eigenarten, auch die unangenehmen, gerade sie, zärtlich zu konserviren. Das dünkte Euch die Pflicht jedes Konservativen. Gehet nun schlafen!“ Schön und löblich ist, daß man keinem dieser Menschen, die lange im höchsten Privilegium thronten und von denen nicht Einer in der Kriegszeit den Muth zu Warnerwort und Retterthat aufbrachte, ein Haar gekrümmt hat. Und ich muß sagen: daß Einer von ihnen, der Allerhöchste, sich sofort auf den Weg ins Ausland gemacht, als Kriegsherr vor Friedensschluß den Deserteurpfad gewählt hat, müßte, endlich, auch Denen das Auge öffnen, die noch immer an dieses schillernde Idol geglaubt haben. Ich will weder Ihnen noch mir das billige Vergnügen bereiten, über diesen Mann heute schon zu sagen, was an einem ruhigeren Tag doch gesagt werden muß. Wer aber hat ihn weggescheucht? Niemand aus Volk und Heer ist mitschuldig daran, daß der Schlüpfweg nach Holland gewählt und schon dadurch jeder Krieger, jeder Beamtete dem Treueid entbunden wurde. Niemand hat einen dieser Fürsten an Leib und Leben bedroht; und ich hatte erwartet, sie würden entweder rasch noch ehrlichen Soldatentod suchen oder weiter unter uns wandeln und versuchen, ihre Gaben der Nation irgendwie nützlich zu machen. Daß der Erste Bundesfürst, der König von Preußen, aus dem Feld über die Grenze floh, wird selbst der gestern ihm anhänglichste Offizier und Lehnsmann niemals verzeihen.

Was ich aus der Genesis des großen Volksaufstandes berichten mußte, zeigt Ihnen schon, daß der Todeskampf des Militarismus die Revolution erzeugt hat. Noch im Verröcheln, mit keuchender Lunge wollte der Militaristengeist Herr über die Bürgergewalt bleiben. Daher der Marineplan. Ich nenne

ihn nicht „schurkisch“; es hat etwas Großartiges, wenn so viele Menschen, junge, kräftige Männer, denen das Leben mit Rosenfingern winkt, denen von tausend Masten her die Wimpel der Freude wehen, dennoch sprechen: „Wir wollen lieber sterben als Schmach erleben.“ Das hat etwas groß⸗artig Heldisches und man kann es nicht mit plumpem Schimpfwort abthun. Nur: heroisch bis in das Letzte zu sein, hat Jeder nur das Recht für sich allein; Keiner hat das Recht, diesen Heroismus, der aus welker, verlebter Ehr⸗begriffsauffassung stammen mag, sechzig⸗ bis achtzigtausend anders empfindenden Menschen, von deren Ableben Schick⸗sal wird, aufzuzwingen, über ihr Sein oder Nichtsein wie über eine bezahlte Heerde, einen erworbenen Weideplatz zu verfügen. Deshalb befiehlt Pflicht mit drängender Stimme, zu ergründen und zu verkünden, von welcher Befehlsstelle der Gedanke, der Plan zu diesem Angriff ausging, den die Briten erwarteten und wünschten. Wer war und ist für diesen (offenbar ausgeplauderten) Plan verantwortlich? Das darf nicht in Dunkel bleiben. Alle Zettelei dieser Art muß jetzt ans Licht. Muß; nicht, weil die Volkswuth sich aus⸗toben will, sondern, weil die Vernunft höchster Politik fordert, daß viel wuchtiger, als bisher geschehen ist, der Nation erwiesen werde, wie nothwendig und wie unauf⸗schiebbar der Umsturz der Militärmonarchie war. Noch sind Dünste und Nebelschwaden darüber gebreitet. Urtheilen Sie nicht nach der dünnen berliner Lufschicht, die leicht ein paar Erkenntnißstrählchen durchläßt. Horchen Sie auf den Hall aus Mittelstädten, gar aus abgelegenem Bauerland: dort empfindet nur ein kleiner Theil unbelehrter Menschen die Nothwendigkeit der Novembervorgänge; glauben die Meisten noch an etwas hochverrätherischem Handstreich Aehnliches, das der Sache Deutschlands geschadet habe. Und wenn ich in der Hauptstadt in den allerletzten Tagen um mich sah und den Reden lauschte, schien mir auch, daß Manchem noch nicht bewußt geworden sei, welchem Gräuelschlund die deutsche Nation sich entrungen hat. Zaudert, Regirende, nicht länger vor der Veröffentlichung unzweideutiger Beweisurkunden, vor der Entlarvung der Lügner! Entschleiert die Schmach, die Empörung werden ließ

Es ist das Leid dieser Stunde: eine Hochstimmung, ernsthaft brünstige Begeisterung ist noch nicht erlangt. Und niemals war doch festerer Grund zu solcher Hochstimmung. Lassen Sie sich nicht in den Aberglauben verleiten, noch heute hänge der Werth, die Werthung eines Volkes an Glück oder Unglück der Schlachten! Das war. Frankreichs großer lyrischer Rhetor und Prediger Victor Hugo hat (ungefähr) einmal geschrieben: „Nur Barbarenvölker schwellen nach einem Sieg an, wie der Wildbach nach einem Gewitterregen. Das spezifische Gewicht civilisirter Völker wird in der Menschheit, besonders in unserer Zeit, nicht davon bestimmt, ob ihre Feldherren Sieg oder Niederlage erleben. Ehre, Würde, Sittlichkeit, Geist und Seele der Völker sind nicht Summen, die der Eroberer, der Held, wie ein Spieler, in die Schlachtenlotterie einsetzen kann. Aus verlorenem Krieg ist oft ein beglückender Fortschritt geworden, weniger Ruhm zwar, doch mehr Freiheit als aus gewonnenem. Denn erst wenn die Trommel schweigt und die Kanone nicht mehr brüllt, kommt Vernunft wieder zu Wort.“ Die Vorstellung deutschen Eintagssieges, der uns noch fester in das funkelnde Elend des Verfallszustandes schmiedete, müßte jedes Antlitz in Entsetzen bleichen. Heute, nach der Abschüttelung des schlimmsten Lügendruckes, im Dämmern der Erkenntniß, daß die Blüthe deutscher Mannheit auf dem Weg nach einem Trugziel gewelkt ist, heute fühlt Deutschland schon wieder die Golfströme der Welt mit fruchtbarer Wärme an seine Küsten pochen; hat es die Achtung der Menschen, vieler gestern noch feindlichen, wiedererworben. Seid in jeder Stunde drum, bei jedem Pulsschlag, Euch bewußt, daß die Revolution nicht Ausweg, Ausflucht, nicht ein Nothwehrmittel war, nein: ein Riesenschritt bergan, ins Hohe und Freie, Glück und Weihe aller nationalen und internationalen Zukunft. Noch aber lahmt der Wille, den Segensstrahl dieser Zuversicht bis in die tiefsten Schachte der Volkheit zu senden. Furchtbar wäre es, wenn auch diese Sache wieder wie ein Geschäft betrachtet würde, aus dem Profit kommen soll; auch die Revolution als ein Handel, aus dem Nutzen zu nehmen ist. Gewiß sind wir nicht am Ende des Umschwunges. Bisher hat die Bourgeoisie von dem Ereigniß kaum gelitten.

Ein Bischen Schießerei (von Thoren, Kindern, Verbrechern? Ich weiß es nicht), allerlei Unfug, hier und da häßliche Gewaltthat. Ist Das gar so fürchterlich? Ahnen Sie nicht, wollen Sie am Ende nicht ahnen, welche Fülle schmählicher Gewaltthaten an jedem Kriegstag dieses Land und jedes besetzte Gebiet sah? Daß in jeder Stunde tausendfach die Menschenwürde geschändet wurde? Nur genügte damals, auf ein Zettelchen zu typen: Ueber diesen Vorgang darf nicht geschrieben und geredet werden. Dann erfuhr die Nation nichts davon; also wars nicht geschehen. Ein unruhiger Kopf in Fabrik, Werkstatt, Kontor: eine Staatsstütze lief ans Telephon und wimmerte: „Befreien Sie uns von dem Kerl! Geschwind in den Schützengraben!" Man brauchte den Reklamirten nur zu drohen, die Reklamation werde nicht erneut werden, um sie in Angst zu jagen. Mancher hat in Kriegsberichten den Feind geschmäht und Fochs Reserven vernichtet, um nicht, als Widerspenstiger, in den Graus der Trichter, der Gaswellen zu sinken. Und nach Alledem wagt man die Aufbauschung der paar widrigen Vorgänge, die den Tag unserer Revolution befleckten? Nach Menschenvoraussicht werden es nicht die letzten sein. Bis in die Tiefe fortwirkendes Unheil kann aber nur werden, wenn nach dem Abbruch der Zwingmauern, der Schleifung der Wälle das Wesentlichste, die Revolutionirung der Geister, nicht gelingt und in neuer Gestalt das Uebel wiederkehrt, von dem Reich und Volk totkrank geworden waren.

Eine Wurzel unserer Uebel habe ich im Vorbeigehen schon gezeigt. Das Mittel war Selbstzweck geworden. Heer und Monarchie, die nur Mittel zu Sicherung und Erhöhung der Seelenkräfte, zu Wahrung und Mehrung nationalen Wohlstandes sein durften, waren Selbstzweck geworden; lebten herrisch als Selbstversorger; wütheten und wüsteten sich aus. Auch der ungeheure Krieg sollte nicht Mittel zu anständigem Frieden sein; der ekle Industriekrieg sollte flecklos scheinen: und erschacherte mit Lügenmünze sich Glanz. Wir stehen noch einmal vor der selben Gefahr. Die Revolution muß Mittel zu vernünftiger Neuordnung bleiben und darf nicht Selbstzweck werden. Was ist zu thun, um sie vor blindem Straucheln in den Sumpf der Eitelkeiten, vor wildem Auf-

wuchern in selbstherrisches Trachten zu behüten? Wir müssen, schallts aus hundert Bürgerchören, die neue Regirung vor Aller Augen stützen. Sie sehen, daß jeder Tag ihr ganze Bündel von Manifesten, von Botschaften hingebender Liebe beschert und allerlei teure Mitbürger, hochverdiente und hochverdienende, sich ihr zur „Verfügung stellen“, sich der neuen Ordnung verloben; darunter in Legionen auch Leute, die Stützen, Säulen, Herolde der Monarchie und des Militarismus waren. Scham, wo ist Dein Erröthen? Die Marquis, die während der französischen Revolution mit erhobenem Haupt auf dem Henkerskarren saßen, lächelnd auf dem Greveplatz ihren Puderkopf unter das Fallbeil legten, waren der Achtung doch würdiger, waren in ihrer Art doch noble Kerle. Die Ueberläufer von heute gehören zum Ungeziefer. Verstehen Sie mich, bitte, nicht falsch. Ich tadle nicht, sondern lobe Einen, den Erkenntnißwandel der neuen Ordnung befreundet hat. War er bisher Gesinnungzüchter, dann freue er sich stumm, fern vom Markt. Wer ein Techniker im Dienst des Alten war und nun, als Einer, der sein Land, sein Volk liebt, diese Technik gern auch in den Dienst des Neuen, vielleicht gar nicht freudig Angenommenen stellen will: vor Diesem ziehe Jeder den Hut. Wer aber gestern Gesinnung kelterte und auf Flaschen zog, wer in Preßämtern saß, Patterjohtenlüge in Umlauf setzte, die Wahrheit ins Ausland spedirte und durch solchen Export in der Heimath die Wahrheitlager leerte, wer uns mit Vers und Prosa immer tiefer einzunebeln versucht hat und nun die selben Künste, die selben Mätzchen und Kniffe in den Dienst des von Grund auf Andersgewordenen stellt: vor Diesem kann ich keine Hochachtung empfinden. Wo sind die Marquis, die aufrecht Feudalen von 1918, die lieber sterben als ihre Meinung wie ein verschwitztes Hemd von sich werfen? Ringsum nur noch Demokraten, bald nur noch Republikaner. Ich will keine Namen nennen; nicht auf bestimmte Stände, Instanzen, Zeitungen weisen. Man muß die bunten Unkräutchens, die gar so dicht am Weg wachsen, stehen lassen, damit die Nachhumpelnden später auch eine Freude haben. Gestern blutrünstig, Siegeswillen in jeder Hosentasche, heute der Ritter vom Geist, der

die „geschändete Civilisation“ in reine Glorie hebt: Nachbarin, Euer Fläschchen! Schnell; sonst rülpst mein Magen den Ekel aus. Man soll das Gewordene nicht um des Vortheils willen umarmen. Man soll nur umfangen, was man liebt. Und sich endlich von dem Jammerbrauch abkehren, vor jedem Ding zu fragen: „Nützt es? Wie wirds morgen rentiren? Räth nicht Klugheit sich zu ducken, den Mantel zu drehen?“ Du sollst nicht, Deutscher, wie gestern die Prinzen, Excellenzen, Bankherren, Ministerialdirektoren, heute die Arbeiter- und Soldaten-Räthe umbuhlen. Du sollst ein anständiger Kerl sein, das Thun von der Ueberzeugung bestimmen lassen und Dich den Teufel darum kümmern, ob Du gefällst oder nicht. Jetzt trägt man „Demokrativ“; echte oder Ersatz. Auf allen Zinnen des Bürgerthums wimmelts von Demokraten. Viele waren noch am Achten Militaristen und schwärmten vom Segen straffer Volkszucht. Aus Eins mach' Zehn: so ists geschehn. Eine Demokratische Partei hebt das breite Banner. Ich will jetzt nicht forschen, ob nicht auch hinter diesem schönen Panier, ganz vorn sogar, Manche schreiten, die Grund hätten, sich, nach schlimmen Thaten, in dunkler Stille zu halten. Die Grundsätze der neuen Partei sind hohen Lobes werth und ich wünsche ihr einen raschen Siegeslauf; wünsche ihr freilich eben so aufrichtig, daß sie nicht das refugium peccatorum werde, die Zufluchtstätte ertappter Sünder, deren Seele nach neuer Jungfräulichkeit langt. Die Reklamekünste eines Barnum hülfen ihr dann nicht in Dauerglanz. Was heute und morgen gegründet wird, darf nicht irgendein Düftchen haben, das unsere Nase an die Gesinnung des reichen Jünglings aus dem Evangelium erinnert. Nicht einen Dufthauch, aus dem zu erwittern ist: „Alles bis auf das Eine“. Demokratie? So viel Ihr wollt. Republik? Mit Wonne. Zertrümmerung aller Feudalgewalten? Abgemacht. Kronen und Szepter, Reichstag und Herrenhaus: Schutt und Moder. Nur, bitte, bitte, greifet nicht nach unserem Geld! Seid als Demokraten ungestüm, doch im Sozialisiren hübsch zahm. Wir sehen prächtige Dekorationen, pompöse Wortvorhänge; und hören dann, „die Wurzel der Wirthschaft solle unangetastet bleiben“! Oder ähnlich Gemeintes. Die Wurzel bleibt aber nicht

„unangetastet". Sicher nicht. Die Taster werden sogar wohl recht derb zu packen. Mindestens zwei Generationen werden darunter leiden. Sollen wir heute, mit klappernden Zähnen, drumtrauern? Auch ich habe mein Bischen Geld recht mühsam erworben, nie was ererbt, ohne Arbeit eingeheimst; einerlei: weg damit, wenn den Armen aus solchem Opfer Heil quillt. Glauben Sie denn, es wäre besser geworden, wenn Wilhelm siegreich durchs Brandenburger Thor eingezogen wäre? Daß dann die Ordnung, die Wurzel der Wirthschaft unangetastet blieb? Undenkbar. Woher sollten denn die zweihundert Milliarden kommen, woher nur die acht bis zehn, die wir alljährlich zur Verzinsung brauchen? Doch nicht etwa aus dem Papier-Carrousel, das sich seit vier Jahren vor unserem Auge dreht und dem der Leierkasten mit dem Lied vom Siegerkranz Muth zu rascher Bewegung macht? All das Papier ist ja noch werthlos; erst die Arbeit Ihrer Söhne und Enkel soll und kann ihm Werth schaffen; wenn Deutschland wieder gedeiht und seine Schornsteine rauchen. Heute sind diese Papierchen nur Anweisungen auf den Schatz der Zukunft. Wenn den neuen Parteien auch nur das leiseste Rüchlein von Sorge ums liebe Portemonnaie anhaftet, dann setzen sie für die Bourgeoisie bei dem Arbeiter nicht das Winzigste durch. Mit Kompromissen ist nach Krieg und Revolution nichts mehr zu machen. Darf auch nichts mehr zu machen sein. Der Bürger hat, in byzantinernder oder stumpfer Duldung, weil er reichlich verdiente, gesündigt: er muß, seine Klasse muß büßen. Das ist Verhängniß. Wer hat sich denn zu Revolution aufgerafft? Ein paar Geistige haben die Geister revolutionirt; und ohne diese Pflügerarbeit, Säerarbeit gabs keine Ernte. Ohne Voltaire und Rousseau keinen Robespierre und Danton. Als Klasse aber haben es die Arbeiter, die in grauses Kriegsleid gestoßenen, gehetzten Proletarier gemacht. Die haben Leben und Freiheit, erst draußen, dann drinnen, auf dieses furchtbare Spiel gesetzt. Kein Satter wähne, zu den müd Heimgekehrten nun sprechen zu dürfen: „Ihr, liebe Landsleute, seid herrliche Menschen und wir wollen uns auch von Herzen gern mit Euch verständigen; aber, nicht wahr, im Wesentlichen (und das Wesentliche ist die Wirthschaft) muß Alles

so bleiben, wie es war!" Es kann nicht so bleiben. Neuer Menschheitstoff muß herauf. Beim Beginn des Kampfes ums Dasein muß die Rüstung Aller gleich sein. Einheitschule? Vielleicht. Jedenfalls: Sicherung besserer Menschenauslese und Wegräumung aller Schranken und Klassenvorrechte.

Das Proletarierheer ist in drei Armeegruppen geschieden. Wir haben die große Fraktion Scheidemann-Ebert, deren seltsame Kriegsgeschichte Ihnen bekannt ist. Daneben die Unabhängigen Sozialdemokraten, vor denen vielfach eine merkwürdige Angst herrscht und die doch der alten Fahne, der von Bebel und Wilhelm Liebknecht vorangetragenen, durchaus treu geblieben sind. Die haben sich nicht geändert, sind auch nicht wilder geworden, sondern stehen als starre Marxisten auf dem ehrwürdigen Parteiprogramm. Von ihnen sind wieder Gruppen und Grüppchen abgesplittert. Darunter ist die Spartacus-Gruppe des Herrn Karl Liebknecht und der Frau Luxemburg. Dieser Gruppe wird, wie ich ringsum höre, Fürchterliches zugetraut. Ihren Führer kenne ich, leider, nicht; habe ihn mit Bewußtsein nie gesehen. Aber ich weiß (und habe es, trotz Censurzwang und Drohung, damals laut ausgesprochen), daß diesem Mann ungeheures, unverzeihliches Unrecht gethan worden ist. Er kam ins Zuchthaus, weil er ein unbequemes Flugblatt vertheilt und gerufen hatte: „Nieder mit der Regirung, hoch der Friede!" Er war Armirungsoldat; aber auch Abgeordneter und Politiker. Die Strafe war schändlich streng und zeugte von der Schmach des Zustandes, in dem wir lebten. Ein Hirnmensch wurde gezwungen, zwei Jahre und, glaube ich, ein halbes im Zuchthaus bei elender Kost Stiefelsohlen zu schneiden, weil er im Bereich der Idee eine Staatsvorschrift mißachtet habe. Niemand dürfte staunen, wenn ein Mensch solchen Erlebnisses bis ins Tiefste verbittert wäre. Ob er innerlich frei genug ist, um sich von der Erinnerung zu lösen, wird sich bald zeigen. Nach der Rede, die er am Schloßfenster hielt und die nach Kaiserschmarren schmeckte, darf man den gründlich gebildeten Mann nicht beurtheilen. Glaubt der Grimm einzelner Gruppenhäupter, am Neunten habe die Stunde der Rache geschlagen? Das wäre trauriger Irrwahn. Nach dem gräßlichen Millionenmord, nach einem Weltentag tiefster Ent-

sittlichung schlug den Menschen die Stunde der Liebe. Die Rache ist mein, hat Israels Gott gesagt. Daß in Einzelnen, Klassen, ganzen Nationen Rachsucht zu vulkanischem Ausbruch drängen kann, ist leicht zu begreifen. Aber des Rächers Stunde kann erst später schlagen. Will man etwa alle im Krieg schuldig Gewordenen aus ihren Schlupfwinkeln räuchern, an Pfähle binden, stäupen, Holzbündel um sie häufen, sie verbrennen oder nur steinigen? Unmöglich. Alles würde gefährdet und bis in die Unterregirung (die obere bildet ja der Arbeiter- und Soldaten-Rath) manches theure Haupt bedroht. Auch Güte kann heilen, entseuchen. Menschen, die es wohl wissen könnten, berichten, heimlich seien kecke Handstreiche, tolldreiste Ueberrumpelungen geplant, die Verhaftung, Verschleppung einzelner Minister („Volksbeauftragten") vorbereitet worden. Ists Wahrheit, dann saß der finsterste Wahnsinn am Werk; dann ließ man in ernste Berathung kranke Hirne zu, Halbirre mindestens, die in Zeiten revolutionären Werdens, nicht erst von Marats Tag an, allen Unheils Väter wurden. Kein Unbefangener wird Herrn Dr. Liebknecht so aberwitzigen Trachtens verdächtigen. Schreckt etwa der Gruppenname? Spartacus war ein freier Thraker, der, im achten Jahrzehnt vor dem Christus, als Sklave nach Capua, in die römische Gladiatorenschule, verschleppt wurde, große Sklavenhorden zu Aufruhr entflammte, nach Sieg und Niederlage von den Alpen südwärts umkehren mußte und als Vorkämpfer seines aufgeriebenen Hörigenheeres fiel. Dieser Spartacus mußte und durfte Mittel anwenden, die weder unsere heller gewordene Zeit noch die ganz anderen Umstände einer politischen Partei, der radikalsten selbst, heute gestatten. Am Ende ist doch ein Unterschied zwischen dem Versklavten, der in fremder Ferne sich wider die Feinde, die Räuber und Ausbeuter seiner Leibeskraft, auflehnt, und dem aus ungebührlicher Haftschmach Befreiten, der, in noch so berechtigtem Groll, gegen den Leib der eigenen Nation wüthen würde. Und der vorchristliche Spartacus, dessen Heer von Zwietracht und Beutegier zersplittert wurde, hat nichts erreicht, obwohl er nicht zauderte, sechzigtausend Mitsklaven dem Römer auf die Schlachtbank zu werfen. Seinem Terroristenversuch

stumpfte mächtigerer Terror die Klinge. Seiner Sache warb er keinen Ertrag und um die Kreuze, an denen seine gefangene Mannschaft verblutete, schlang sich niemals auch nur der schmalste Blüthenkranz. Schreckt die Spur? Vor Sklavenaufstand ist sicher nur geschirmt, wer nie einen Menschen in Sklavenschande niederzwingt. Vor Freien braucht Sanftmuth selbst nicht zu zittern.

Was kann geschehen, damit die Revolution ein Mittel bleibe, Wildheit nicht wieder erwache und nun im Innern wüthe? Aus der Runde schallt der Ruf: Nationalversammlung! Auf den Fels des vom Volksmund geforderten Rechtes werde die Macht gegründet. Ich habe die Nationalversammlung schon im Mai 1917 gefordert. Das Geheiß der Feinde wird wohl nöthigen, sie zu wählen und tagen zu lassen. Aber rufen Sie nicht allzu laut danach! Das Geschrei sät nur Mißtrauen in die Herzen Derer, die Ihnen die Revolution auf den Weihnachtstisch beschert haben. Dürfen die Bürger unwillig werden, wenn diese Menschen sagen: „Jetzt schlug, endlich, unsere Stunde?“ Sie wollen hinauf; und oben solls sauber sein. Man steigt treppauf, man kehrt treppab. Viele Stufen werden zu räumen, breite Schichten der Bürgererde reinzufegen sein. Nicht kapituliren sollen Sie. Daran ist gar nicht zu denken. Aber eben so wenig an den Versuch, auch nur das kleinste Theilchen des Erstrittenen den Erstreitern zu nehmen. Es ist die Stunde des Proletariates (wie man es nun einmal nennt). Das hat am Meisten geblutet und am Wenigsten erworben. Auch für die Befreiung, die Sühnung, die Reinigung Deutschlands hat es sich ganz eingesetzt. Seine Stunde schlug. Wir handeln nicht nur sittlich, wir handeln auch im tiefsten Sinn klug, wenn wir nicht den Verdacht aufkommen lassen, daß wir den Emporstrebenden Etwas verkümmern, ihr Wollen in Kompromiß umbiegen wollen. Gebet ihnen den Raum, lasset sie selbst, in Freiheit, ihr Ziel wählen: und wartet, ob sie so schnell, wie heute nöthig ist, und ohne unheilbare Schädigung des Reichswesens hingelangen. Zudrang und Werbung, auch die zärtlichste, gerade die zärtlichste, vertieft nur das ihnen eingeborene Mißtrauen gegen den besser für den Kampf ums Dasein

Gerüsteten. Die Sozialisirung, Nationalisirung ganzer Wirthschaftprovinzen hätte auch das kaiserliche Deutschland nach dem Krieg nicht zu meiden vermocht. Und ist etwa der Gedanke, daß man ungeheure Opfer bringt, damit weiter gerüstet werde, schöner, höher, erquickt er das Herz mehr als das Bewußtsein, auf dem Altar der Liebe das Dankopfer zu rüsten, das unseren allzu lange in Schatten gepferchten Mitbürgern, Mitmenschen die aus Weh und Plage geborene Leistung lohnt? Mich, für mein armes Theil, entzückt der zweite, widert der erste Gedanke. Gräuel wärs gewesen, einem Moloch, dessen Verruchtheit wir nun kennen, sein Gut hinzuwerfen; veredelndes Glück sprießt aus dem Bewußtsein, es hinzugeben, damit eine neue Menschensonne, eine neue Seelengewalt aus diesem nicht nur außen verwüsteten Land sich himmelan hebe.

Noch aber werden, glaube ich, die großen ökonomischen Fragen nicht zu entscheidender Antwort gelangen; nicht in nah vor uns liegender Zeit. Sie wissen, daß seit der Kindheit des wiedererstandenen Sozialismus dessen reisigsten Vorkämpfern und behendesten Vorhuten Demokratie, politische Freiheit des Volkes nur als einer der Wege wichtig war, auf denen das Ziel erreicht werden konnte: Kommunismus, Gemeinwirthschaft ohne Recht auf Sonderbesitz. Und Alles, was Sie jetzt brodeln hören, alle aufsteigenden Blasen kommen wieder von der Gluth des Wunsches, die Früchte des Bodens, des Fleißes, endlich, gerecht verwaltet zu sehen und alles Volk, alles Oben und Unten von heute in Gemeinwirthschaft, in die Gesellschaft Gleicher, an Habe und Glückslosen Gleicher eingefriedet zu schauen. Ueber diese Fragen haben die besten Köpfe aller Nationen, fast aller Zeiten gedacht, gesprochen, geschrieben. Mir (ich scheue mich auch jetzt nicht, Das auszusprechen) ist Kommunismus eine Form der Wirthschaft, die nicht vor, die hinter uns liegt. Ich glaube, nach den Maßen meiner begrenzten Einsicht, nicht, daß die feine Verästelung, Verzweigung unserer tausendfach differenzirten Weltwirthschaft, daß auch nur die festgewordene Kulturform der Großindustrieländer den Eindrang des Kommunismus je noch gestatten wird. Und ich bin, bei aller Zuversicht auf die Menschheit, doch

nicht von so, wie Schopenhauer sagt, ruchlosem Optimismus durchglüht, daß ich zu glauben vermöchte, jeder Mensch, der ganze Durchschnitt des Menschengeschlechtes werde jemals sein Höchstes an Kraft, Willen, Können, Ausdauer leisten, wenn nicht die Hoffnung auf Erwerb, die Aussicht auf Wohlstandsmehrung, die Möglichkeit, vorwärts zu kommen, irgendwie, als Peitsche und Sporn, dazu mitwirkt. Ein Beispiel liegt ja vor Aller Augen. Wo nur Beamte arbeiten, durchaus tüchtige, die aber nicht zu entlassen sind und deren Aufstieg die Dienstvorschrift regelt, da gelingt zwar Ansehnliches, entsteht aber niemals das Plus an Flamme, an Hingebung und Selbstverzehrung, das in Privatbetrieben oft Wunder wirkt. Der Krieger, der nicht das Offiziersabzeichen oder gar den Feldherrnstab als Lohn erhoffen darf, reckt sich selten auf die Höhe bonapartischer Gardisten, die sich in Hoches und Neys Ehrenglanz träumen durften.

Kann in weiten Bezirken deutscher Wirthschaft morgen Kommunismus werden? Ich zweifle; glaube nicht, daß der totwunde Körper unserer Wirthschaft die Erfahrung, die Künste, Listen, sogar die Tücken des Kapitalismus ungefährdet entbehren könnte. Welchem Verständigen fiele ein, dem schwer an der Spanischen Grippe Leidenden den Bauchdeckel öffnen zu lassen, weil drin längst irgendwas nicht in Ordnung war, und ihm Algebra einzutrichtern, weil er darin schwach geblieben ist? Zuerst gesunden, dann sich in neue Pflicht, Form oder Freiheit erziehen. Das Wichtigste aber: Wir sind ja nicht frei. Wir sind von den nun abgesetzten Inhabern der Reichsgewalt und deren Prokuristen in so traurig unfreiem Zustand zurückgelassen worden wie kaum je ein Volk; und wie nach solcher Leistung und gläubiger Hingabe nur ein kanibalisch schwindelfreies Gewissen verantworten mag. Wir sind gezwungen, mit dem Willen Westeuropas und Amerikas zu rechnen. Und wenn Alldeutschland inbrünstig, in Eintracht, Kommunismus, „Vergesellschaftung" aller Güter, Expropriation aller Besitzrechte ersehnte: dem Sehnen würde die Erfüllung versagt. Die Welt der Mächte, die wir brauchen, würde uns zwingen, auf Gemeinwirthschaft zu verzichten. Daran zu mahnen, ist heute Pflicht. Wir haben in Rußland wieder einen Kommu-

nistenversuch gesehen. Ich habe schon neulich gesagt, daß Bolschewismus durchaus nicht, wie Oberflächenbetrachter meinen, ein von Mördern und Räubern ersonnenes System ist, sondern ein Gedankenbau großen Stils; und schon werden im Umkreis, neben weithin verwüsteten Strecken, Nutzpflanzungen ganz neuer Art sichtbar. Wenn wir aber im Alltagsverkehr das Wort Bolschewismus anwenden, hat es anderen Sinn, geben wirs aus wie jede gangbare Scheidemünze. Alle verstehen darunter den Staatsbrauch, durch tyrannische Gewalt, durch Bedrohung von Leben und Gut erworbenes Recht zu brechen. Vor unserem inneren Auge steht dann das Bild einer im eigenen Lande wüthenden Soldateska, die schießt, metzelt, plündert, Beute macht, wie sie in Feindesland Jahre lang gewöhnt ward; von Leuten gewöhnt ward, die so kurzsichtig waren, daß sie an den Import der gefährlichen Unsitte nicht glaubten. Solchen Bolschewismus will das kerngesunde Proletariat Deutschlands, wollen dessen uniformirte Söhne und Brüder nicht. Und wenn sie ihn wollten und hier heimisch zu machen versuchten: nach dem größten Erfolg, der die deutsche Kultur und Civilisation um ein Jahrhundert zurückwerfen könnte, kämen wir unter Fremdherrschaft. Die Feinde, in deren Hand man uns, trotzdem noch etwa zehn Millionen deutscher Männer in Waffen sind, durch frevles Verzaudern der Friedensmöglichkeit, in blindem, taubem Triumphdünkel wehrlos gegeben hat, würden bis in das Herz Deutschlands vorrücken und auf ihre besondere Weise Ordnung stiften. Bruderkrieg unter dem Auge des Feindes? Daraus, nur daraus könnte der Wunsch nach der Wiederkehr Dessen erwachsen, was war und was doch nie wieder, niemals sein darf. So kann es in Rußland werden, wenn der von drei Seiten eindringende Feind bis nach Moskau gelangt. Deutsche Truppen fände er jetzt, nach der Lösung der brester und bukarester Verträge, nicht mehr auf seinem Weg. Dann muß offenbar werden, was Rußlands Herz begehrt und wie fest die Wurzeln des Leninismus in die Bauernscholle gebettet sind. Woher aber käme dem kleinen, engen, dichtbewohnten Deutschland Hilfe gegen ähnlichen Drang? Diesem Reich wälzt sich, aus West und Ost, das aufgelöste Riesenheer

zu, naht ein rasender Eisgang, der Alles zerwirbeln, zerpeitschen, mit kalten Schwemmwogen überfluthen wird. Wie diesen Strom dämmen? An Vorarbeit hats nicht gefehlt. Alte und neue Gewalten haben sich in edlem Wetteifer gemessen. Der Vollzugsausschuß des Arbeiter- und Soldaten-Rathes, als höchster Inhaber politischer Macht auf die Länge sicher unhaltbar, hat so ernsthaft, so umsichtig, mit so selbstlosem Aufwand aller Kräfte gearbeitet, daß aus dem Chaos, in das er hineingesetzt war, nach kurzer Zeit da und dort schon leidlich plastische Körper entstanden. Blicket auf dieses Gelingen, Deutsche: und erkennet dankbar, daß aus unverbrauchter Erdschicht dem Vaterland neue Kräfte reifen. Bis an die Ränder der Rückfluthfragen hat wohl auch dieser Rath der Jungmannschaft aus Fabrik und Kaserne sich vorgewagt. Nicht noch einmal aber darf uns der Irrthum bethören, der im Krieg so verhängnißvoll wurde: daß aus Technikermitteln allein auf Höhen und Tiefen der Menschheit über Glück und Unglück die Lose fallen. Ich bin gewiß, daß der mannichfach bewährte Oberst Koeth, der dem Demobilisirungamt vorsitzt, alles zu Nothmilderung Erdenkliche thut. Doch unter dem technischen ist hier ein seelisches Problem. Werden die Erwirker und die Genießer der Revolution, die in der Heimath die Seele noch darben lassen, sie draußen, in West und Ost, so speisen, daß sie genesen kann? Solches Heer in Ruhe zurückzuführen, ist noch nie versucht worden; und wenn es gelänge, wärs die Leistung aller Leistungen. Was da werden, uns drohen kann, lernte ich ahnen, als Armenier mir von der Auflösung, dem Rückstrom des Russenheeres erzählten. Dort war ein Taumel. Wirrniß, Umsturz in Väterchens Reich? Kein Mann war drei Tage, einen Tag nur zu halten. Alle wollten nach Haus. Sie stürmten die Wagons, schichteten sich auf die Dächer, standen auf jedem Trittbrett, klebten an den Puffern; und in jedem Tunnel fielen Köpfe und krachten Knochen. Sie wollten fort, heimwärts. Proviant blieb stehen, weil er in die überfüllten Züge nicht zu verstauen war; Waffen und Munition, Monturen, Stiefel, Lederzeug, Kriegsgeräth aller Art: Alles ging für Spottpreise weg. Unterwegs wurde jeder Güterzug erbrochen und ausgeraubt. So darf

es in Deutschland nicht werden! Oft, allzu oft, scheint mir, haben in diesen Tagen unsere Geschäftsführer sich mit Bitten, mit Nachtragsgesuchen an die Feinde von gestern gewandt. Die haben uns sehr harte Waffenstillstandsbedingungen auferlegt. Das wäre nicht geschehen, wenn Wilhelm sich früher zu der ersehnten Opferthat oder zum Rücktritt entschlossen hätte. Zu Beidem fehlte Wille und ernstes Pflichtgefühl. Majestät brauchte noch immer Sonne. Doch weder dieser schlimme Waffenstillstand noch der Friedensvertrag wird all die spitzen Zacken und harten Kanten behalten, mit denen er uns jetzt dräut; gewiß nicht, wenn das Reichsgeschäft mit kluger Wahrhaftigkeit geführt wird. War denn nöthig, den Waffenstillstand mit solchem Beding anzunehmen? Er war dem Deutschland Wilhelms und der Obersten Heeresleitung auf den Leib geschrieben. Das röchelte nicht mehr, als die beglaubigte Liste der Bedingungen in Berlin vorlag. Auf diese Wandlung, auf den Einsturz des ganzen Reichsgemäuers konnte man hinweisen; die Internationale, die Menschheit anrufen. Das ist nicht versucht worden. Und der Annahme tröpfeln nun Proteste und Bittnoten nach, deren Schreiber von dem Staatssekretär Lansing Belehrung über den Diplomatenbrauch hinnehmen muß und die der Deutsche, auch der nicht von Teutonenhochmuth angekränkelte, mit heißer Schläfe liest. Meist hat sichs um die Volksernährung gehandelt. Die, hoffe ich, ist nicht so nah gefährdet, wie Furchtsame glauben. Im Dunst der Kaiserei wurde, wie alle den Sieglügnern unbequeme Wahrheit, die Thatsache verschwiegen, daß die überseeischen Welternten in diesem Jahr Riesenerträge geliefert haben, wir also von gutem Willen viel erwarten dürfen. Und diesen guten Willen wird das Interesse der Länder stützen, die an Deutschland verkaufen, von Deutschland kaufen und es schon darum nicht bis in Ohnmacht schwächen möchten. Unsere arme, erschöpfte Erde aber wird der Stickstoff düngen, den wir nun nicht mehr für Munition brauchen und dessen Herstellung wir dem Geheimrath Haber tausendmal herzlicher danken als all die Stinkgase und Erstickstoffe, deren Erfindung die Militaristen ihm mit Lobhudelei lohnten und

die der Feind nach ein paar Wochen dann jedesmal nach-gemacht hatte. Wichtiger als die Ernährung der Heimath dünkt Jeden wohl heute die Demobilisirung des Heeres. Das hat schon angefangen, die Züge zu stürmen, die Waffen, entbehrlichen Kleider zu verkaufen: um Hunger und Durst stillen, das Wiedersehen zu Haus erleben zu können. Die Leute liegen auf den Wagendächern, hängen an den Puffern; und wissen nicht, was in der Heimath ist. Bürgerkrieg? Wozu? War auch dieses Leid noch nothwendig? Wer hat dahin gedrängt? Der Reichstag, die Rothen, die Flauen, die Juden? Wie, in welchem Elend vielleicht, werden wir Weiber und Kinder, Eltern und Geschwister finden? Zu Linderung solcher Noth die Menschheit aufzurufen, ist die Pflicht aller Pflichten. Und die höchste Aufgabe, international, supranational dafür zu sorgen, daß diese Menschen, die vier Jahre lang durch den Erdtheil hin und her geworfen worden sind, aus einem Graben in den anderen, die in den Pausen schwer bepackt durch unsere Städte gingen und den härtesten Betrachter in Mitleid hinrissen, daß sie, Jünglinge, Männer, Grauköpfe, auf dem späten Heimweg als Menschen geachtet, respektirt, ruhig, mit einem Strahl von Sonne, von Freude, langsam, nicht nach dem Bedürfniß feindlicher Militaristen, sondern nach dem Gebot der Menschlichkeit, ins Land ihrer Sorge und Sehn-sucht gebracht werden. Brauchen wir uns denn zu schämen, der Welt zu sagen, wie es ist? Haben wirs verschuldet? Kaiser, Heeresleitung, Regirung haben uns „fest in die Hand ge-nommen“; nun erst hat das Volk diese Hände entballt und sich von unwürdigem Druck, von verblendeten Irrführern befreit. Wir haben Internationalisten an der Spitze des Reiches. Die sollen die Menschheit aufrufen und ihr sagen: Hier sind, unter Groener und Mackensen, fast zehn Millionen abgehetzter, verwirrter Menschen, deren Seele und Leib nach Speise lechzt und die, wenn sie in Hast, hungernd, dürstend, ungesäubert, unbelehrt über den Vorgang in Deutschland, mit verwildertem Gemüth in die Wagen gestopft werden, nach drei Tagen zum Werkzeug jedes Terroristenversuches, jedes Willens zu Gegenrevo-

lution taugen. Gelingt uns nicht, diese Menschen zu überzeugen, daß sie morgen wieder, jeder Einzelne, als ein Mensch, als ein wertvolles, in sich und für Andere wertvolles Wesen geachtet werden, gelingt uns nicht, sie ruhig, mit einem Päckchen Freude, in die Heimath zu bringen, dann mag der Erdtheil, die alte Europa, zittern. Nicht nur vor Verseuchung. Dann ist, was Ihr Bolschewismus nennt, unaufhaltsam. Nur aus internationaler Gemeinschaft kann auf diesem Felde Heil sprossen. Wollt Ihr ernstlich den Bund freier, auch von Haß freier Völker, dann dürft Ihr nicht säumen, für diese zehn Millionen zu thun, was Menschenliebe, Menschenwürde befiehlt. Und den selben Befehl müßte Selbstsucht Euch einschärfen. Nicht uns rettet Ihr diese Menschen (so schlecht es uns geht: wir winseln nicht um Almosen). Ihr rettet sie für Euch Alle. Denn Ihr seid mit verloren, wenn hier ein blutrünstiges Chaos wird.

Solcher Ruf aber kann wirksam nur aus der Brust eines Volkes schallen, das im Innersten bereit ist, sich fromm Dem zu verloben, was nun geworden ist, und nicht als Verhängniß zu nehmen, was es wie beseligende Wonne empfangen müßte. So bequem, wie das Leben vor dem Krieg war, wird es nicht wieder. Gefahren können heraufziehen. Jeden Tag. Schlimmere Gefahren haben elf Millionen Deutsche, alte und junge, oft ohne Grund, nur, weil „Stimmung" gemacht werden sollte, ertragen, ungebeugt überstanden; wir haben sie gerühmt, haben jeden überlaut einen Helden genannt. Und sollen nach solchem Wortgebraus jetzt Wichte sein, die beben, weil auch ihnen einmal Leibesnoth nahen könnte? Vor der von Landsleuten dräuenden Gefahr schirmt nur muthige Liebe; schützt nur der tapfer fromme Entschluß, das Gewordene zu umfangen. Nicht, um es in der Umarmung sacht zu sich hinüberzubiegen; nicht, weil man fürchtet, sonst einen Vortheil zu verlieren oder in schädlichen Verdacht zu gleiten, nein: weil das Gefäß der Seele voll von dem Glauben ward, daß dieses aus Nothwendigkeit Gewordene zugleich das Hohe und Reine Erlösung und Lenz deutschen Lebens ist. Sind unter uns Menschen, die den Augenblick nützen, die, Nationalisten, Militari-

sten, Kommunisten, wieder ein Mittel zum Selbstzweck machen wollen, dann dürfen wir nicht in den Fehler verschütteter Tage zurücksinken, nicht mit Waffengewalt gegen sie vorgehen, ehe sie selbst Gewalt anwenden. Ladet sie lieber in Eure Gemeinschaft, höret, was sie begehren, und schmücket Euch mit dem Maigrün der Hoffnung, Menschen, von edlem Feuer durchleuchtete Herzen in ihnen brüderlich grüßen zu können. Lernet das deutsche Schicksal und dessen Gestalter, alle Schöpfer und alle Werdenden dankbar lieben. An den Schandpfahl, wer morgen, wie gestern überall auf deutscher Erde geschah, gegen die als „feindlich" Abgestempelten finstere Pläne schmiedet und die Vernichtung Andersgläubiger besinnt. So lange wir im Qualm solchen Denkens hausen, sind wir noch im Bann alten Knechtsempfindens. Und erst nach der Lösung von diesem Bann wird die heilige Freude, ohne die große Werke nie gediehen sind, in das deutsche Land einziehen.

Das ist von schimpflichem Graus frei geworden; frei durch die unbrechbare Kraft, durch die in Leid gestählte Seelenkraft der Söhne, die im Dunkel fronten und morschten, in Sonnenbrand schwitzten und bluteten. Die Letzten haben gesiegt: und Gerechtigkeit heischt, daß diese Letzten heute die Ersten seien und wir, Alle, die durch Erbschaft, Mitgift, Glück, Zufallszucht in Behagen lebten, nicht von ihnen Kompromisse fordern, sondern eben so willig, aufrecht und im Innersten frei nun ihrem Lebenszweck dienen, wie sie bisher dem der Besonnten dienten. Das dürfen die Proletarier fordern. Deren Stunde hat geschlagen. Würde sie nicht genützt, gar verpfuscht: dann erst dürfte das Bürgerthum wieder in Vorrang drängen. Wird aber die neue Regirung von der Bourgeoisie umschmeichelt, umdienert, werden die rechtswärts geneigten Häupter ihrer „Mäßigung" wegen alltäglich gerühmt, schaaren die Aktiendemokraten und Titelrepublikaner sich innig um sie, dann wird diese Regirung den Arbeitern verdächtig und die Unabhängigen müssen sich von ihren Scheidemännern trennen. Ordnung wird werden und die Nationalversammlung flinken Zungen den Turnierplatz bieten. Dafür bürgt der Wille der Westmächte,

die entschlossen sind, nur mit friedlichen Demokratien, mit ruhig beharrenden Staatswesen Verträge zu schließen; entschlossen auch, um jeden Preis Rußlands reichen Schoß zu entgiften. Von uns aber, denen Revolution neues Recht schuf, fordert Dankgefühl und Sühnepflicht, daß fortan nicht mehr der Nutzen, der Gewinn der nächsten Stunde, das Behagen, die Sucht, sich die Bequemlichkeit, die man hat, zu erhalten, der Kompaß des Handelns sei. Daß wir in höheren Geistesstand emporstreben und in jeder Stunde dann jedem Blick splitternackt unsere Seele zeigen können; wahrlich nicht eines Engels, doch eines sauberen Menschen.

Und nur aus einem Land solcher Menschen, denen Wahrhaftigkeit nicht eine Worthülse, sondern der Inbegriff jeden Wollens, denen Liebe zu, Achtung vor dem geringsten Mitmenschen früh und spät ein Bedürfniß ist, nur aus solchem Land kann Freude, der schöne Götterfunke, aufsprühen. Noch glimmt er kaum. Die Tüchtigen, die das Geschäft der Republik leiten, haben noch keine wärmende, strahlende Flamme hinauszusenden vermocht. Sie verschweigen, im Besitz eines Haufens urkundlicher Beweise, wie, zum Entsetzen, schändlich gestern der Zustand war; und sind zu schüchtern, zu nüchtern, die Herrlichkeit von morgen zu malen. Ist in ihnen kein Traumtrieb? Soll nur Sorge, das graue Weib, in abgewetzten Schuhen umherschlurfen? Nach den grellbunten Feuergarben des Kaisertheaters trübes Zwielicht sich über Deutschland lagern? Das wandeln arbeitsame Deutsche, noch unsere Krieger, spätestens deren Söhne, aus Wüste wieder in einen prangenden Garten. Doch erst, wenn ihm, in zuvor nie erschauter Reinheit, die Freude wiedergeboren ist, tönt auch durch seinen Blüthenduft die Botschaft von Weltostern: „Die alte Erde und der alte Himmel verging; und siehe: es ist eine neue Erde und ein neuer Himmel!“ Euer Land, Deutsche, war dicht von Nebel umsponnen; öffnet muthig das Auge: Euch stieg eine Sonne auf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Vom Büchermarkt

„Das neue Europa." Die bekannte aktuelle Monatsschrift, deren Ziel der Wiederaufbau Europas auf Grundlage der Völkerversöhnung ist (Verlag des Schweizer Druck- und Verlagshauses in Zürich — Chefredakteur Dr. Paul Cohn) bringt in ihrem soeben erschienenen Novemberheft wieder mehrere gediegene Aufsätze, die alle Freunde einer friedebefürwortenden, internationalen Realpolitik interessieren müssen. Darunter: Sztern: „An der großen Wende"; von einer Deutschen: „Frauen für den Frieden"; Dr. K. Simon: „Die Schweiz und das Mittelmeer"; Henry Brailsford: „Friedensschluß, Handelsboykott und Weltwirtschaft"; Heizmann: „Verlustwerte im europäischen Krieg". Die Revue ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.





Berlin, den 30. November 1918

Von Teufels Gnaden

Auf Sankt-Helena spricht Bonaparte: „Die Revolution hatte schon unter dem fünfzehnten Louis begonnen. Der dachte: So lange ich lebe, hält der Bau. 1789 hätte auch ich den Umsturz nicht mehr zu hindern vermocht. Der geistreiche Necker beschleunigte ihn; dieser ahnenlose Minister wurde vom Adel verachtet und mochte deshalb nicht des Adels Sache führen. Das Septembergemetzel hat wenigstens auf den Feind gut gewirkt; gegen sich sah er ein ganzes Volk in Eintracht gewaffnet. Denen, die sagen, das Ehrgefühl sei damals ins Heer geflohen, kann ich bestätigen, daß die Septembermörder meist alte Soldaten waren, die hinter der Front nicht Zwietracht dulden wollten. Der Plan kam aus Dantons Kopf, eines ganz ungewöhnlichen Mannes, der Alles konnte. Mir ist unfaßbar, warum er sich von Robespierre trennte und auf die Guillotine schleppen ließ. Vielleicht hatten die zwei Millionen, die er in Belgien nahm, seinen Charakter verdorben. Von ihm stammt das Wort: Verwegenheit, wieder und abermals Verwegenheit! Er war zum Parteiführer geboren und wurde nach seinem Tod noch von treuen Leuten, von Talleyrand und anderen, geliebt. Robespierre wird in der Geschichte nie zu seinem Recht kommen. Der Blutdurst war in ihm nicht so heiß wie in Carrier, Freron und Tallien. Er mußte sich zum Diktator machen. Das wäre ihm aber nicht so leicht geworden wie einem General; denn die Soldaten, die nie

Republikaner sind, wünschen stets, daß auch der Bürger, wie sie selbst, in blinden Gehorsam verpflichtet sei. Wer heute herrschen will, muß sich auf das arme Volk stützen. In Italien, auf einem Bergpfad, rief ich einer alten Frau, die den Ersten Konsul zu sehen begehrte, selbst zu: Laßt ihn laufen; Tyrann bleibt Tyrann. Da schrie die Alte: ,So stimmts nicht; Ludwig der Sechzehnte war König des Adels und Bonaparte ist König der kleinen Leute.' Weil ein großes Reich ohne Aristokraten nicht dauern kann, mußte Klugheit den Bourbons rathen, die Männer der Revolution, die das stärkste Interesse an der Erhaltung des Bestehenden hatten, in ein Herrenhaus zu rufen. Warum wurde Robespierre gestürzt? Weil er (ich weiß es von Cambacérès) in einer herrlichen Rede den Beschluß angekündet hatte, sich zu sänftigen und die Revolution zu dämpfen. Die Rede ist niemals gedruckt, der Redner am nächsten Tag auf den Henkerskarren genöthigt worden. Alle Schreckensmänner, die für ihren Kopf fürchten mußten, hetzten die ehrliche Einfalt wider den Tyrannen; wollten aber nur auf seinen Platz klettern und den Schrecken des schwächlich Gewordenen dann noch überschrecken. Die Pariser schworen, in Robespierre breche die Tyrannei zusammen; die aber sollte nun erst in unerschaute Pracht aufblühen. Dazu kams nicht. Robespierres Sturz brachte solche Erschütterung, daß der Schrecken nie wieder übermächtig wurde. Danton war gerächt. Wer die Revolution auf ihrem Gang hemmen will, wird ihr Opfer. Wer von reichem Geschirr speist, wird vom Pöbel gehaßt. Noch in dem gütigsten Herrn sieht der Sklave den Feind. Rustan ist von mir gegangen, weil ich ihn gekauft hatte. Alle Köpfe glühten damals in Fieber. Es war wie Chaos. Wissenschaft war gevehmt, der Gelehrte in Staatsacht. Der Ausschuß für öffentliche Arbeiten durfte sich nur noch mit Strohdachhütten und Kuhställen beschäftigen und nicht etwa an Architektur denken. Die Grausamkeit, die Blutgier all dieser Kerle war unbeschreiblich. In Marseille winselt ein blinder und tauber Greis, er habe achtzehn Millionen; man solle ihm eine halbe und sein Bischen Leben lassen. Nein: auf die Guillotine! So trieben

es Carrier, Marat, die tolle Bestie, aus der man einen Gott gemacht hat, Barras, Freron, Barrère. Heute ihr Tischgast, morgen unters Fallbeil. Diese Bande hat Robespierres Sturz vorbereitet. Der Konvent mußte verhaßt werden. Der ganze Wohlfahrtausschuß hatte den Tod verdient. Auf keinem Blatt der Geschichte findet man ähnliche Gräuel. Der Mensch, der einen Menschen, ohne ihn gehört zu haben, ohne Gerichtsverfahren, verdammt, dürfte diese That nicht überleben. Blut schreit nach Blut."

War Danton der „ganz ungewöhnliche Mensch" und Allvermöger, als den ihn der kräftigste Sohn und Erbe der Revolution sah? Ein Riese mit einem Tatarenkopf, Pockennarben, kleinen Augen unter der faltigen Bulldoggenstirn, Ringergesten und mächtig dröhnender Stimme. Nie hat er zuvor aufgeschrieben, auch nur entworfen, was er zum Volk oder zu Abgeordneten sprechen will. Trieb löst die Zunge: horchet! Hören müßt Ihr ihn, von dessen Tonkraft vier Mauern beben. Stiergebrüll soll jede Mitleidsregung verbergen, verbannen. Er segnet oder flucht, ist begeistert oder empört, sackgrob oder gütig; immer in Feuer, auf jeder Tribüne der Pluto der Beredsamkeit. Die Zote, den Vergleich mit sexualem oder thierischem Leben hält er, in Finderswonne, fest, bis aller wirksame Saft ausgepreßt ist. Sein Wort hitzt Jungfrauen in mänadische Wuth und sänftigt hungernde Wölfe in Lammesgeduld. Nie war er ein Buchmensch, auch als Rechtsanwalt kein Aktenwurm. Nur Erfahrung sein Lehrer. Er will Wirkung, begnügt sich nicht, wie Robespierre oft, mit „Erfolg": und zaudert deshalb niemals, heute zu meiden, was ihm gestern erstrebenswerth schien, und morgens den Plan der Nacht zu zerstampfen. Zaghaft würde er, wenn anderer Wille seinen überwältigen könnte. Unmöglich; bei den Cordeliers, in der Nationalversammlung, im Jakobinerklub, Stadtrath, Ministerium ist er der Stärkste. Der Demagoge wird manchmal Politiker; ist nicht Schreier nur, sondern auch Staatsmann; nach der Stubenmeinung ein Barbar, nach dem Urtheil der hellsten Köpfe ein Genie. Er will weder Preußens König noch Preußens Heer von der Erde tilgen, sondern die kriegerischste Macht

behutsam dem Monarchenbund entknüpfen. Will nicht anderen Staaten einen Verfassungzustand aufdrängen, der ihnen vielleicht nicht taugt und der in Frankreich selbst noch nicht bewährt ist. Möchte das Leben Ludwigs retten, vernünftigen Frieden schließen, das Vaterland den Schweden verbünden, sacht in Ruhe zurückleiten. Er hat stets mehr Geld ausgegeben, als er besaß, überall mit Weibern gelüdert, mit dem Köder der Advokatur ein Mädel gefischt, das in der Schänke des Vaters an der Kasse saß, als Ehemann in drei Jahren drei Prozeßaufträge erlangt, auch später mehr Gläubiger als Mandanten gehabt und den Louisdor, den ihm der Schwiegervater in jeder Woche gab, am Liebsten sogleich verpraßt. Die Revolution enthebt den in der Jugend Verwöhnten kümmerlicher Kleinbürgerenge; ist also auch seiner Genußgier willkommen. Nur auf berstendem Grund nicht den Sonntagsstaat tragen; nicht mit weißen Handschuhen im Schlamm wühlen oder Kloaken entpesten. Der Zweck heiligt die Mittel; alle, die der Republik nützen, sind löblich. Plärrt ein Jüngferchen? Aus Verlust wird ihm morgen Lust. Kreischt ein Geizhals, Staatssäckelmeister, Kirchner? Die Brüdergemeinde der Freien und Gleichen braucht Geld. Danton plündert und steckt ein; in Belgien und anderswo; kann sich wieder was gönnen. Die Gemeinde muß, wenn sie sich auch souverain und gottähnlich wähnt, ein Haupt haben: und daß es nur Dantons sein könne, ist jedem nicht Pfahlblinden klar. Unter Tollen, Strolchen, Schwärmern, Zuhältern, Edelnarren, thatscheuen Gedankenbrütern ist er der Bändiger, Organisator, Lebenszögling und Lebensgestalter. Wer gab den Parisern das Recht auf die Vertretung aller Wahlkreise Frankreichs, wer den Armen den Höchstpreis für Brot, den Proletariern (sansculottes) hinter wechselnden Vorwänden Sold? Wer hat die neue Regirungmaschine, mit allen Rädern und Kolben, gebaut, die allgemeine Wehrpflicht befohlen, den Massenaufstand gegen feindliche Einbrecher durchgesetzt? Ich. Und über mir soll fremder Wille schalten, mich selbst gar in Staub niederdrücken? Doch der Rebell glaubt, wie Faustens Kaiser, „es könne wohl zusammengehn und sei recht wünschenswerth und schön, re-

giren und zugleich genießen.“ Er will Alles in der Hand haben und beseligender Trägheit doch nicht entsagen. (Die Nächsten wissen, daß er lange Briefe nicht ausliest.) Unermüdlicher Fleiß, der im Kleinsten korrekt ist, trippelt dem schlendernden Genie voraus. Was giebts denn schon wieder? Verschwörung. Ihr seht Gespenster; haltet harmlose Kumpane für Hochverräther. Muß denn täglich gemordet werden? Solches Wort wird weitergetuschelt; und weckt Verdacht. Dessen Widerhall in dem Verdächtigten edlen Zorn. Die Kruste platzt ab und der Herzschlag wird frei. Der Stier, Barbar, Budenherakles, Bulldogg hat ein Menschenherz; der Septembermetzger ertappt sich auf Mitleid mit fremder Pein. Soll die Heimath Wüste werden, die Wohnstatt eines Möncheklüngels, der den Klosterzwang von La Trappe in das Staatsleben einbürgert? Der gestern Allgewaltige kann die Girondisten nicht retten; bald sich selbst nicht mehr. Warum gab er der Revolution die Waffe des Sondergerichtshofes? In der Lehmhütte, zwischen geflickten Netzen des armsäligsten Fischers wäre ihm wohler als auf wankender Säule. Sie neigt sich („Der Schwelger lebt vom Golde des Orleans, dem er die Krone verschachern will“); sie fällt. Auf Hochverrath steht der Tod. Alles ist Dreck; und köpfen lassen noch schlimmer als geköpft werden. Halte die Schnauze, undankbares Volk! Und Du, Henker, quäle mich und Dich nicht mit langem Geknote. Ich zapple nicht. Schnell, Rindvieh. Kannst den zweiten Riemen für Robespierre sparen.

Der geht fünfzehn Wochen später den selben Weg; und da sein Kopf über die Stufen hüpft, jauchzt die Menge schrill auf, wie Weiberschoß in heißester Brunst. Eine Welt ist gestorben; Altäre und Throne, Kirchenlehre, Herrnrecht, Gesellschaftordnung: Trümmer und Scherben; unsichtbare Gewalten zerren die Henker und Totengräber in Erdschlünde hinab. In den Seealpen wird der Brigadegeneral Napoleon Bonaparte der oft im Kreis Robespierres war, verhaftet. Als Hochverräther. Im Herbst des nächsten Jahres preist ihn der Konvent als den Retter der Freiheit, des Vaterlandes.

„Wir sind Gesindel, kommen aus der Pfütze und lägen bald wieder drin, wenn wir nach den Grundsätzen der

Menschlichkeit handelten. Nur durch Schrecken können wir unsere Herrschaft erhalten. Wir brauchen Verwegenheit, noch einmal und in jeder Stunde Verwegenheit. Nur auf die schon überzeugten Republikaner dürfen wir rechnen, auf ein Häufchen; alles Andere hängt noch am Königthum und ist nur durch Furcht bei unserer Fahnenstange zu halten. Verbrechen? Ich scheue kein für das Wohl des Volkes nothwendiges; für unnöthiges aber bin ich nicht zu haben." Das ist Danton. Er schminkt sich nicht für die Bühne, die er, im Konvent oder auf offenem Markt, alltäglich betritt, will nicht liebenswürdiger scheinen, als er ist, und drückt sich niemals von einer Verantwortlichkeit weg. Was sein muß, soll durch ihn sein. Und er kennt seine Leute; weiß, wozu Desmoulins taugt, wozu nicht, was Der seiner Frau ausplaudert, was verschweigt. Einen nur erkennt er nicht: Robespierre. Den unterschätzt er bis in die Dämmerung seiner Macht. Der ist aus anderem Stoff. Mirabeau selbst hat von diesem Maximilian gesagt: „Der spricht nur aus, was er glaubt." Advokatensohn aus Arras, im pariser Jesuitenkollegium Louis-le-Grand (das noch den jungen Nikola Petrowitsch, den Montenegriner, herbergte) erzogen, selbst Advokat in Arras und Präsident einer Tafelrunde, die sich Akademie nennt. In der Nationalversammlung wird er zuerst ausgelacht; pflückt auch als Staatsanwalt am pariser Kriminalgericht keinen Lorber. Im Jakobinerklub, in dessen Winkelpresse und als Gegner des Krieges gegen die verbündeten Monarchien mehrt er leis die Macht; wird das Haupt des revolutionären Gemeinderathes und als Erster in den Konvent gewählt. Er fordert die Hinrichtung des Königs, sperrt dem Nebenbuhler Danton den Wohlfahrtausschuß, bestimmt die Urtheile des Tribunales und läßt in sechs Sommerwochen des Jahres 1794 dreizehnhundertsechzig Franzosen köpfen. Sein Lehrer ist Rousseau; dessen „natürliche", von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit umfriedete Gesellschaft das Ideal, das er auf der Heimatherde nachgestalten will. Nicht im Aeußeren eifert er dem hehren Muster Rousseaus nach. Er ist Bürger; stets sauber und gut gekleidet; Puder im Haar, doch kein Stäubchen auf

dem Gewand. Grünliche Augen in einem fahlen Antlitz; der dürre Körper beim Reden, sogar beim Lauschen von Nervenzuckung gekrümmt. Auf der Tribüne wird aus dem Kopf eines Hauskaters der eines Tigers; da ringt er die Hände oder spreizt und klammert sie wie Zangen. Er ist unbestechlich, selbstlos, vom Scheitel bis zur Sohle in Tugend geharnischt und gerechter als Aristeides. „Mein Herz ist redlich und ich habe nie mich in das Joch der Gemeinheit und Sittenverderbniß zu beugen vermocht. Ich bin fast der Einzige, der sich nicht verführen noch jemals vom Weg der Gerechtigkeit ablocken läßt. Manche leben sittsam und bekämpfen oder verrathen dennoch unsere Grundsätze; Andere tragen die großen Prinzipien auf der Lippe und leben in Unsittlichkeit. Nur in mir verbindet reine Moral, Wahrhaftigkeit und feste Tugend sich unwandelbar treuer Hingabe an die Grundsätze." Sinnloses Geprahl? Das gerade wirkt. Wie ein Heiland schreitet der Fleckenlose durch seine Hauptstadt; nie kam von seinem Wandel Aergerniß und alles Frauengefühl ist ihm unterthan. Nie hätte er, wie Henriot, mit der Hurenzunft die Pflicht erörtert, nur Revolutionäre, Sansculottes, nicht etwa Priester, Adelige oder ähnliches Gelichter, in die Kundschaft zuzulassen. Eleonore Duplay, die Tochter seines Wirthes, betet ihn an, in allen Ehren, versteht sich, und kaum brünstiger, als Vater und Mutter den unermeßlichen Patrioten verehren. Ist es nicht rührend, daß der Große sich unter das Dach dieser Tischlersfamilie bescheidet? Dem Niedrigsten ist sein Gemach nicht verriegelt. Im Vorzimmer ist sein Kopf in Thon, auf Leinwand und Papier zu schauen. Der Harrende muß darauf achten, ob sich hinter der Glasthür die Hand des in Schlichtheit Thronenden zum Wink hebt; sie erst giebt die Erlaubniß zum Eintritt. Wenn eine Rede von ihm erwartet wird, knäueln die Weiber sich vor der Gnadenpforte des Konvents; überrennen ganze Frauenschwadronen die Männer. Eine junge Witwe bietet ihm die Hand nebst einer Jahresrente von vierzigtausend Francs und schreibt: „Du bist mir höchste Gottheit, auf der Erde ist für mich keine neben Dir und dem

Gesetz, das Du mir giebst, will ich gehorchen." Darauf sogar geht er nicht ein. Unbestechlich. Unnahbar. Und welchem Reiz dankt der Häßliche solche Verhimmelung? Nur der Sanftheit, die er Weibern zeigt? Condorcet antwortet: „Er hat sich in den Ruf einer an Heiligkeit grenzenden Sittenstrenge gehoben. Er spricht von Gott, von der Vorsehung, heißt sich selbst den Freund der Mühsäligen und Beladenen, läßt die Weiber und die an Geist Armen zu sich kommen und gestattet in ernster Würde ihre Huldigung. Ob er wüthet, melancholisch, mit kaltem Blut heftig ist: er bleibt sich treu. Er wettert gegen Reiche und Mächtige, lebt einfach und scheint kein Lebensbedürfniß zu kennen. Seine Aufgabe ist, Reden zu halten; und er redet von früh bis spät. Er ist Priester (einer Sekte, nicht eines weithin verbreiteten Glaubens); Priester noch in Gekrittel und scharfer Rüge." Dieses Bild, man merkts, ist „ähnlich".

Danton traut ihm nicht zu, daß er ein Ei kochen könnte. Da er sich nie einer Könnensprobe unterwirft, darf er das Urtheil verachten. Er redet; seine Schriften erleuchten das Weltall; er ist der Verheißene, er, nach Jahrtausenden sehnsüchtigen Harrens, erst der Messias, durch den das Höchste Wesen auf der Erde Alles erneut und entweihte Werthe umprägt. Er glaubts; und sein Glaube hat die Macht und die Schnelle ansteckender Krankheit. Nicht nur die „stinkigen Unterröcke" sind für ihn; auch die Männer. Bedenket, daß dieser Glanz nur zwei Jahre leuchtet; daß um Robespierre der Nimbus des unter Büchern gereiften Forschers, des „Mannes der Wissenschaft" ist, dessen Zunge die Schmutzkruste von der Fleischhülse des Einfältigsten und Wasserscheusten leckt; und daß er zu Kollegien, zu Parlamenten spricht, die, nach dem Gesetz der Teufel und Gespenster, nur beim Ersten frei, beim Zweiten Knecht sind. Nach dem Gelächter, das die mißglückte Anrede an die nach Paris geschickten Amerikaner ihm eintrug, ist der Tugendhafte noch verwundbar; bald danach aber durch die Zustimmung, die Mitschuld der Hörer gehürnt. Der will ja nichts für sich, Alles für das Volk. Ißt und trinkt nur so viel, wie der Leib eben braucht. Damals,

in der Rue Saintonge, ein Weib in sieben Monaten, auch nur selten, in Arbeitpausen; seit er beim Tischler wohnt, gar nicht mehr. Strolche und Dirnen haben die Kirchen ausgeraubt, von Hostienschüsseln Makrelen gefressen, aus Abendmahlkelchen Branntwein gesoffen, sich in Meßgewänder gemummt, Esel an Stolen gelenkt, das Lied von Marlboroughs Feldzug und die Carmagnole gejohlt, Nachmittage durchlüdert und abends das Fest der Vernunft gefeiert. Die, ein halbnacktes Theatermädel, thront im Schiff der Kirche Notre Dame in Paris, wird von trunkenen, nicht dichter verhüllten Paaren umtanzt und in den Seitenkapellen gewähren die Frauenzimmer, was der Kunde begehrt. Die Konventsmitglieder weiden das Auge, über dem die rothe Mütze schief sitzt, an dem Spektakel; singen mit, tanzen wohl auch mal mit und geleiten ehrsame Bürgerinnen in verhängte Nebenräume. Sah man Robespierre je im Gedräng so wüsten Nachtspukes? Niemals vornan. Meinst etwa, hinten? Er hat den Ruhm des Parlamentes verkündet, das unermüdlich an der eigenen Läuterung arbeite und den Muth habe, die Verräther der Volkssache, alle ihrer Unwürdigen auszuscheiden und unter das Schwert des Gesetzes zu stellen. „Wer, allein auf der ganzen Erde, hat der Menschheit dieses Schauspiel geboten? Ihr, Bürger!" Was nach dem Geschehen unbequem wird, ist ohne oder wider sein Wissen beschlossen und ausgeführt worden. Er glaubts; auch, daß er die Septemberschlächterei nicht gewollt hat, nicht gewollt hätte. Danton trägt die Verantwortung. Ein Prasser ohne Ernst und Gewissen. Einer, der dem Volk nicht Rechenschaft davon geben könnte, woher er immer wieder die Mittel nahm, seiner Genußsucht zu frönen. „Im Angesicht der furchtbaren Gefahr, in der das Vaterland schwebt, bleibt Danton stumm und kalt. Er wäre unser gefährlichster Feind, wenn er nicht so erbärmlich feig wäre. Worin hat er sich anderen Bürgern je überlegen gezeigt? Schon die Berathung über das Schicksal, das er verdient, ist eine Gefahr für das Vaterland. Wer in dieser Stunde bebt, ist schuldig. Der Konvent muß heute den Muth erweisen, ein allzu lange er-

haltenes Götzenbild zu zerbrechen." Der Unantastbare kann nur selbst sich zerstören. Die ungehürnte Stelle seines Wesens ist das nie entschlummernde Mißtrauen, der aus tiefinnerer Unsicherheit keimende Drang, Alles, um nicht in Werthmessung, in Theilung des Ruhmes verpflichtet zu werden, sogar die blind ihm Ergebenen zu verdächtigen. Mählich vereinsamt er; nur Saint-Just, dessen von Skrupel nie beknabbertes Selbstgefallen des Meisters überwuchs, mag noch an seinem Busen ruhen. „Wenn uns heute eine Arbeit gelingt, sieht er uns morgen als Nebenbuhler und kocht einen Brei, der unser Eingeweide vergiftet. Tyrannenvertilger? Er ist der ärgste Tyrann." Die Revolution, hat Dantons lachendes Tatarenmaul gerufen, wird dem Saturn gleichen, der die eigenen Kinder auffrißt! Auch Diesen, der, wenn nicht Revolution geworden wäre, als ehrbarer Rechtsanwalt und gefeierter Provinzakademiker im Artois säße? Durch Schrecken herrscht er; nur schlimmerer kann ihn stürzen. In Menschlichkeit will er hinauf? Hinab. Noch den Ruhm des Danton der letzten Tage erraffen, den Blutgeruch wegbaden, als mildes, unnützlicher Grausamkeit abholdes Herz sich empfehlen? Geschwind balle sich alles von ihm noch Bedrohte. Der uns Verrath brütet, darf länger nicht führen. Tod ihm! Zittert, Bürger, vor den Rächern! So weit ists am neunten Thermidortag des Zweiten Republikanerjahres. Der Stern von Arras verlischt.

Wißt Ihr, daß versteckte Adelige, die keinen Paß mehr erhielten, auf Schuppenringen, Dominosteinen, Tabakdosen noch immer das Andenken des Königs rühmen? Die weiße Kokarde, den grünen Rock mit rosigem Kragen hat der Knüppel unserer Patrioten der Bande abgewöhnt. Doch sie bereitet Putsche vor, plant eine Gegenrevolution und verpestet einstweilen Paris mit dem Dunst ekler Schlemmerei. Während Alles birst, in den Fugen kracht, einstürzt, wovon und wofür die Sippe gelebt hat, durchschnüffelt sie Läden und Keller nach Leckerbissen und Schloßabzügen und stopft den Bauch mit Allem, was gut und dem Volk unerschwinglich ist. Rheinwein von 66, Champagner von 79, die edelsten Jahrgänge aus Bordeaux und Burgund,

junge Gänse und gebackene Schinken, Zungen, Leberpasteten, Reh, Rebhühner, Trüffeln, See- und Flußfische, Gemüsesalat, Austern, Pistazienkuchen, Chocolade, von Velloni, Meunier, Millerand die feinsten Sorten, Tafelobst, Mandeln, Oliven, Zuckermarronen, Bonbons aus Verdun: den Schleckern fehlt nichts; und kein Preis schreckt sie vom Kauf ab. Das Theatergewerbe blüht auf. Die Werke der Dramatiker, die vor mindestens fünf Jahren starben, sind frei; die der lebenben dürfen nur aufgeführt werden, wenn der Autor durch Unterschrift die Erlaubniß gegeben hat. Censur und Privilegienwirthschaft sind aufgehoben. Jeder Monat beschert ein neues Theater. Jetzt, sinds, in unserer Hauptstadt, fünfunddreißig; dazu noch Schaugerüste, auf denen Kinder und Puppen spielen. Ueberall Gedräng, Lärm, Parteiwuth. Die Kunst mag der Teufel holen; Hauptsache ist die gute Gesinnung. Der Mime, dem die Rolle Beschimpfung der Menge, irgendeiner Zufallsmehrheit aufzwingt, muß vom Publikum Entschuldigung erbitten. „Ich spiele den Aristokraten, bins aber nicht." Kränze den Komoedianten? Unerträglich. Welches Ehrenzeichen soll dann den Vertheidigern des Vaterlandes, der Freiheit und Menschenrechte danken? Voltaires Brutus entflammt die Geister. Dieser Dichter hats, fast sechzig Jahre vor der Revolution, den Tyrannen gründlich gesagt! Zischelt nicht was aus den Logen? Denen schmeckt solche Kost, natürlich, nicht. Daß sie sich aber noch zu rühren wagen, ist frech. „Frei, ohne König leben ..." Bravo! Seht Ihr die Spitzentücher wehen? „Es lebe der König!" Es lebe das Volk! Schmeißet das Gelichter hinaus! Giebs ihnen, Mirabeau; klettere herunter, daß Dein Fuß den Abschaum der Klasse erreichen kann, die Du verließest! Voltaires Neffe steht auf und beschwört die Menge, dem Leichnam des großen Ohms die Heimkehr, die Bettung in pariser Erde zu erwirken. „Die Quacksalber der Kirche haben ihm die Fntlarvung niemals verziehen. Der Tag der Ueberführung in Eure Mitte wird den letzten Seufzer des Fanatismus hören." Das Haus bebt. Lange ists her, seit der König mit den Nächsten sich in der Oper zeigte, vom Orchester mit Grétrys Klängen zu

Marmontels „Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?“ begrüßt und vom Publikum, auch der obersten Galerie, bejauchzt wurde. Jetzt durchtost Beifall die Säle, wenn Sokrates über die Richter hinaus wächst, der alte Rousseau Grasmücken vor dem Käfig bewahrt, entkuttete Mönche im Tanz die Bretter stampfen. Woher der Zulauf, das Geld für die Eintrittskarten in so trüber Zeit kommt, ist ein Räthsel. Auch die Schänken, Speisehäuser, Feinbäckereien sind voll. Weltuntergangsstimmung? Unsinn; purpurn steigt uns ja eine neue Sonne auf. Jesus, der sein Leben lang Sansculotte war und als Rebell gerichtet wurde, freut sich im Himmel, wenn einer ist, gewiß des Kultes, den wir der Vernunft, dem Höchsten Wesen, der Natur weihen. Folge mir nach Notre Dame. Die auf dem Hochaltar prangt, ist die Maillard, die schöne, dem Herzog von Soubise einst so theure Tänzerin. Rings um sie alle hübschen Weiber des Opernchors. Ists nicht Labsal, aus solchen Kehlen mal Patriotenlieder zu hören? In ihren Grüften lauschen die Bischöfe. Ueber ihrem Haupt dröhnen die Fliesen. Orgel, Trompeten, Trommeln, Hörner, von Schnaps und Brunst heisere Stimmen verschlingen sich zur Carmagnole. Tanz, Zote, Aufpeitschung und Stillung der Geschlechtsgier im Dom? Das Volk ist frei; sieh nur, wie wohl ihm ist. Dem Lumpensammler die ehrwürdigen Bräuche, in deren Schatten es hungerte, fronte, dem Grundherrn Metzen ins Bett lieferte, für König Lüdrian starb! Deine Spitznase staunt? Weihrauch ists, freilich, nicht. Das Volk will essen und hat, weil auch aus Altarkelchen Wein ohne Speise nicht lange mundet, in rührender Bescheidenheit Makrelen gebraten. In Hostiengefäß? Worin denn sonst? Die Spende der Fischweiber darf nicht faulen. Da sind ihre Männer; verwegene Kerle, nicht wahr? Sie packen, behutsam übrigens, die Maillard und tragen sie durch das Schiff an das Portal. Geschwind hinterdrein. In den Konvent. Der Vorsitzende bittet sie auf den Stuhl an seiner Seite und umarmt sie im Namen des dankbaren Franzosenvolkes, dem Paris mit hehrem Beispiel voranschreite. Zurück in die Kathedrale. Alle Kerzen leuchten dem Nachtfest, das bis ins Morgengrau

dauert. Draußen ists kühl. Stülpet Mitren auf, decket mit Meßgewanden und Kapuzen die Blöße. Einen letzten Schluck? An der dritten Ecke links ist der Wirth sicher noch auf. Und am Quai giebts um Sechs warme Aalsuppe, Solche Kultfeste läßt man sich gefallen. Sahst Du den Dom je so voll? Hundertmal im Recht war der Mann, der dem Konvent neulich empfahl, die Heiligen abzusetzen, an ihrer Statt den Tugenden, die den Bürger zieren, Huldigung anzuordnen, mit solchem Befehl die Hydra des Aberglaubens in die widrigen Schlupflöcher des verreckenden Adels zu scheuchen und den Weltsieg der Philosophie zu bereiten. Der versteht seine Zeit; und ist selbst doch Aristo: Marquis de Sade. Der lacht Dir in die Zähne, wenn Du von Weltuntergang schwatzest. Weltgeburt ists, Ihr Laffen! Nie stand die Ernte des Geistes in so hohen Halmen. In Freiheit zu athmen, ist die allein des Menschen würdige Luft.

Die wichtigsten Lebensmittel und Rohstoffe werden vom Staat in Beschlag genommen und den Händlern, denen noch Waare bleibt, Höchstpreise vorgeschrieben. Gold und Silber, alles Metallgeräth ist abzuliefern. Nur noch Papiergeld im Umlauf; assignats, an denen vom Glück begünstigte Staatsgläubiger zwei Drittel verlieren. Kredit findet, wer das Leihgeld mit achtzig Prozent zu verzinsen gelobt. Ein Viertel jedes Geschäftsertrages schluckt der Staat. Die Unternehmunglust erlahmt, duckt sich, stirbt an Luftmangel. Die See ist gesperrt, Landeinfuhr durch die Fronten der Feinde gehindert. Der Preis des Ochsenfleisches steigt aufs Vierfache, Kalbfleisch von fünf auf zweiundzwanzig Sous; Zucker, Oel, Wein, Seife, Kerzen sind kaum noch zu erschwingen. Was thuts? Handel ist Wucher. Und die Gesellschaft der Pflicht bewußt, alle ihr Zugehörigen aus der Massenküche zu speisen. Dafür müssen sie dem Staat fronen. Zunächst Drescher, Schnitter, Flößer, Fuhrleute, Eisendreher, Schuster, Schneider, alle mit der Herstellung, dem Versand und Vertrieb unentbehrlicher Massenwaare Vertrauten; reichts nicht, so kommen die Kopfarbeiter an die Reihe. Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Hirse wird in Staatsscheunen gespeichert; bald auch Mehl und Ge-

müse. Lebensmittel darf nur der Staat vertheilen. Nur er vermag den nützlichen Ausgleich der Nährstoffschwankungen zu sichern. Der Handel ist tot; vom Willen der Regirung vernichtet. Die Börse geschlossen und jedes Bankgeschäft, auch dicht eingeschleiertes, verboten. Der Höchstpreis, der nicht mehr die Kosten deckt, verleidet dem Händler den Kram. Wozu pflügen, düngen, eggen, Kühe melken und Schweine mästen, nach Butter, Kartoffeln, Talg, Eiern, Leder, Lichten, Zucker mühsam fahnden, wenn doch nichts herauskommt als der Verdacht, des Gewerbes Zweck sei nur, die Noth des Nächsten wucherisch auszubeuten? Zweitausend Weiber schaaren sich vor die Markthalle; sechshundert erlangen je ein Kleinmaß grüner Bohnen. Solcher Ausgleich der Schwankungen wäre den Händlern niemals gelungen. Butter, heißts im pariser Polizeibericht, wird wie Gottheit angestaunt; „Eier werden wie unsichtbare Götter verehrt.“ Das „Gleichheitbrot“ schmeckt widrig und erwirkt Ruhr und Darmkrankheit; Weh Dem, der anderes backt! Der Bauer stöhnt: „Für meinen Hafer wieder ein winziges Papierhäufchen, wie im Vorjahr, hinnehmen? Das ist kein Entgelt für harte Arbeit. Roggen und Weizen bringt nicht mehr. Die Pferde und über drei Monate alten Schweine hat man mir auch genommen. Ein Segen, daß ich noch was im Pökelfaß habe. Nimmt man mirs (wie im Floréal 1795 angekündet wird), dann können wir verhungern. Ich baue nur noch, was ich für den Hausbedarf brauche; wird auch das weggerafft, so mag der Teufel meine Felder bestellen.“ Die Gottheit dieser Welt heißt Vernunft. Dennoch: so Grauses mußte werden. Nur solche Sintfluth konnte wegschwemmen, was zuvor gewesen war: das ruchlose Spiel mit dem Leib, dem Geist, mit jeglicher Fruchtbarkeit eines Volkes, die freche Zerrüttung eines Landes zu Gunst strotzender Erben und betreßten Geschmeißes. Unter dem Direktorium gröhlte die Halle, ob die Verjagung der Lilienfamilie den nun von Barras Regirten Nutzen gebracht habe. Das Spottlied trog die Sänger. Barras war niemals Capet, nie der im Himmel Gekürte; und Bonaparte blieb im Purpur Plebejer, der jedem in Erbrecht Thronenden unheimliche Ge-

nius, der selbst sich die Macht schuf und den Weihereif aufstülpte. Die Welt der Louis, die nach Ruhm, Landzuwachs, Lorber, trägem Prasserglück gierten und die Aecker und Förderschachte des geduldigen Landes verfallen ließen, ist unter Sansons scharfer Rasirklinge gestorben. Sie war nicht zu flicken; mußte ins Grab; kann nie wieder erstehen. Koth und Blut spritzten in ihren Todeskampf, ihren Untergang. Doch die Würde der Menschheit war rein und ihre Seele umfing bräutlich den heiligen Willen, der Weltwende schuf.

Der sechzehnte Lilienlouis hatte im Herbst 1789 bei Châtillon gejagt (im Lauf von dreizehn Regirungjahren ließ er 1562 Tage in Waidmannslust hinbrausen) und in sein Notizbuch geschrieben: „Einundachtzig Stück Wild erlegt; durch die Ereignisse unterbrochen." Die Ereignisse: der Volkssturm auf das versailler Schloß. Ohne auch nur zu ahnen, daß die Erde unter ihm bebe, war er in den jäh aufklaffenden Abgrund gestrauchelt. Der nach ihm die Krone der Capetinger trug, war aus anderem Stoff. In Fontainebleau, am elften April 1814, schreibt er: „Da die Verbündeten ausgesprochen haben, die Wiederherstellung des Friedens werde nur durch die Person des Kaisers gehindert, verzichtet Kaiser Napoleon, der stets bereit sein wird, dem Wohl Frankreichs jedes Opfer, auch das seines Lebens, gern darzubringen, für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien." Am zweiundzwanzigsten Juni 1815, nach den hundert Tagen, im Elysierpalast: „Ich biete mich dem Haß der Feinde als Opfer. Möge die Aufrichtigkeit ihres Wortes, daß sie nur gegen mich, nicht gegen Andere, Groll hegen, erwiesen werden. Einet Euch, Alle, zum Heil des Vaterlandes und zur Wahrung seiner Unabhängigkeit!" Das Pathos mag dem Tyrannenhasser nicht ganz wahrhaftig klingen. Immerhin ists nicht der Ton von Châtillon noch das würdelose Gegrein des hinter Eisengittern gefangenen Königs. Der Luftstrom selbst, der Bonapartes Worte trägt, zeugt von dem Wandel der Zeit. Deren Schritt hatte sich, seit die Weltburgen von Hellas und Rom brachen, fast überall der Gangart von Königen und Feldherren angepaßt und die Aufrührerversuche der Bürger und Bauer zerstampft.

Nur wie ein fernher drohendes Geschwirr unvermählter Töne klang, manchmal, die Stimme des Volkes bis in die Staatskuppel empor und zerflatterte dort; nie weckte sie in klaren Sinn deutbares Echo. Jetzt durchdröhnt sie alles Gebälk, schallt aus jeder Fuge und schlingt sich, wie Fessel, noch um den kräftigsten, trotzigsten Einzelsang. Siéyès hatte gerufen: „Der Dritte Stand, der Alles sein müßte, ist heute nichts!" War er nach der Revolution Alles? Auf dem Weg (einem Umweg, freilich) an dieses Sehnensziel. Und schon das Volk, endlich, jedes Staatssatzes Subjekt. Die erste Franzosenrepublik hat nicht lange gewährt, die Große Revolution ihres Hoffens Frucht nicht bis in Reife getragen, weil sie die unfrei schmachtenden, in thätiges Leben drängenden Kräfte, Kapital, Industrie, Großhandel, nicht entband, in Kleinbürgerswuth eine wichtige Entwickelungstufe übersprang; weil ihr Gesinnung Alles, Können nichts war und sie drum Agitatoren und Klüngelredner auf Plätze setzte, die nur baumeisterliche Menschen ausfüllen konnten; weil sie auf keinem Feld als auf dem der Landesvertheidigung die tauglichsten Köpfe ins Leitamt berief. Ist, trotzdem, an ihrer Nothwendigkeit, an der unverlierbaren Wohlthat ihres Wirkens, der von ihr erzwungenen Weltwende noch Zweifel haltbar? Auch die deutsche Revolution ist aus Nothwendigkeit geworden; auch sie aus steil, plötzlich, aufgerecktem Läuterungdrang und aus dem hitzigen Wunsch, im Sprung an ein Ziel zu gelangen, dem, auf sorglich gebahntem Weg, durch Jahre, Jahrzehnte hin, Evolution in bedachtsamer Ruhe zuschreiten konnte. Schon in der frankfurter Paulskirche, wo, vor sechzig Jahren, die erste Deutsche Nationalversammlung tagte und den heute noch, heute wieder schwebenden Hauptfragen (Verfassung und Recht, Reichsgewalt und Bürgerfreiheit, Preußens Modernisirung, Oesterreich, Polen, Schleswig) Antworten suchte, ist das Wort gefallen, Deutschland müsse in Einheit frei werden, „auch wenn alle Kronen ihren Glanz verlieren und alle Throne stürzen". Gegen das Streben, das sie mit Lebensgefahr bedrohte, wehrten sich die Träger der Kronen. Auf das Schiff der Paulskirche, den Sarg edler Gedanken und hohen Wollens, legte sich der Riesen-

schatten des Junkers Bismarck, der seine Vision in Wirklichkeit ausgestalten mußte und in dem vom Feuer dreier Kriege geschmiedeten Eisenreif dem von Preußen aus lenksamen Deutschland die Außeneinheit sicherte. Nach ihm kam Einer, der, wie Jerobeam, vom Altar ehrwürdiger Gottheit zu Anbetung goldener Ochsen rief. Der in jede seinem Wurf erreichbare Furche des deutschen Gewissens Lüge säte. Ein von ungeheurem Blutaufwand erkaufter Siegerkranz verblüht fruchtlos. Spielertrieb, der stets auf das Glück der nächsten Runde hofft, erdreistet sich in den höchsten Einsatz: und bereitet dem tapferen, in gläubiger Geduld unübertrefflichen Volk die tiefste Niederlage, die in uns bekannter Menschengeschichte verzeichnet ist. Der durch Ueberreizung und Unterernährung entkräftete Leib der Nation stößt, dennoch, den Eiter aus, der sich um Fremdsplitter, um die Lügensaat gestaut hat. Fieber: Revolution. Soll auch sie, der noch kein Danton, auch, ihr zu Heil, kein Marat erstand, ihre Kraft im Sektenkampf zersplittern und jeden Quell der nur müde noch sickernden Wirthschaft verschütten? Bis heute hat Gräuel sie nicht befleckt. Als der Heimath, der Menschheit wohlthätige Macht soll sie dem Jakobinersturm ähnlich werden, nicht dessen Verwüstung wiederholen. Als Revolution des Gewissens soll sie sich erweisen: und dadurch zugleich als nothwendigen, zu Gesundung unentbehrlichen Vorgang. Filmhelms Reich sah ganz anders aus als der sieche Staat des Jägers Capet; hatte die harten Muskeln, die straffe Haut, die braunrothen Wangen der Starken. Doch die von zehn Lilienprassern gehäufte Sündenschuld wiegt leichter als die Schmachlast des Einen, der den reinsten Willen, die heißeste Herzensgluth, das heiligste Gefühl eines Volkes im Dunkel für seinen Zweck eingefangen und mit Bewußtsein vor dem Weltenblick in Lügendienst gezwungen hat.

„Wenn die Vorherrschaft des Politikerrathes gegen jeden Einbruch und Einspruch der zu Kriegsführung Erzogenen schon fest verschanzt wäre, hätten wir heute nicht den Krieg, der das Entsetzen und, trotz allen Tugenden, die er täglich entbindet, auch die Schmach weißer Menschheit ist.

Frommts, seine Wurzeln, noch einmal, aus der von Blutmeeren durchspülten, von Leichenwürmen durchwühlten Erde zu graben? Alle sind schuldig; unterschieden nur durch die Schuldlast und durch die Zeit ihrer Sünde. Das merkt der von eigener Schuld Befangene nicht. Eben so wenig, wer nur den letzten Anstoß sieht und, ohne die lange Ursachenkette mit wägendem Blick abzutasten, vorschnell urtheilt: ‚Deutschland hat das zur Schlichtung des austro-serbischen Streites von allen Mächten empfohlene, schließlich auch von Oesterreich-Ungarn selbst angenommene Schiedsgericht schroff abgelehnt, den Krieg, den es, nach dem unbestrittenen Zeugniß von San Giuliano und Giolitti, schon 1913 wollte, begonnen, die von ihm selbst einst geforderte, durchgesetzte, verbürgte Neutralität Belgiens muthwillig verletzt, nach raschem, verwüstenden Durchbruch aus Frankreichs Großindustrieland ein gewaltiges Pfand errafft: ist also, ohne Zuerkennung mildernder Umstände, allein schuldig zu sprechen. Das ergiebt der Vergleich aller veröffentlichten Akten.‘ Daß ers ergiebt, ist tausendmal, auch von eiskalten Männern der Wissenschaft, in allen Sprachen bewiesen worden. Nur wurde vergessen, im Buch der Geschichte hinter den Juli 1914 zurückzublättern. Frankreich konnte Sedan, Metz, Straßburg nicht verschmerzen; buchte den Verlust nicht auf das Konto des verdammten Kaiserreiches, beschloß nicht neuen Krieg; reizte aber den Sieger von 1870, der ihm kein Hälmchen und keinen Stein mehr abnehmen wollte und ihm das zweitgrößte Kolonialreich gern gönnte, durch stete, oft laute Rachedrohung und bot sich zu Genossenschaft Jedem an, von dessen Schwert es die Rückeroberung des Elsaß und Deutsch-Lothringens hoffen konnte. Der Draht, der es dem Russenreich verbinden sollte, wäre viel früher fest geworden, wenn Bismarck nicht, unermüdlich noch mit Greisenbeinen, immer wieder die Stange erklettert und das Gefädel zerrissen hätte. Nach dreißigjähriger Gnadenzeit wird Deutschland nicht länger von ehrgeizlosem Genie bedient; doch durch die unübertroffene, unübertreffliche Tüchtigkeit seines Volkes in nie erträumten Wohlstand gebettet und mit dem Besitz eines ungeheuren Welthandelstheiles ausgestattet. In allen Zonen nisten Deutsche sich ein und arbeiten emsig,

emsiger als irgendein Wettbewerber, für das Kapital und die Flagge des Vaterlandes. Das bedenkt nun, leider, nicht, daß es für so steilen Aufstieg, für so beispiellos auf jedem Thatgebiet blühenden Erfolg nur durch würdig bescheidene Stille Verzeihung erlangen könnte; auch nicht, daß die Feinde, auf deren Kosten es in Größe wuchs, noch leben, manche noch rüstig sind. Sein Schwert klirrt und aus schimmernder Wehr tönt oft die Verkündung der Absicht auf ein weiteres Machtgebiet. Statt sich in Küstenschutz, Schnellkreuzer- und Torpedorüstung zu beschränken, baut es eine Kriegsflotte, deren Radius nicht über die Nordsee und den Aermel hinaus reicht und die ihren Milliardenaufwand nur anständig verzinst sähe, wenn sie, nach ihr günstigem Krieg, wenigstens einen vorragenden Zacken aus Britaniens Krone gebrochen hätte. England fühlt seine Industrie und Technik überflügelt, Handel, Weltclearing, Kolonien gefährdet, seine Vormacht im Islam, also in Egypten und Indien, von Konkurrenz bedrängt: überall Deutschland auf Nacken und Ferse. Weil es nicht müßig sitzen will, bis es, eines schwarzen Tages, sich ins Joch deutschen Willens beugen muß, und weil mißtrauisches Selbstbewußtsein jede Verständigung über die Marineziffern weigert, bequemt es sich aus umglänzter Einsamkeit in das Bündniß mit Deutschlands Feind. Der, Frankreich, war aus träger Neigung in Sozialismus und schlaffe Friedseligkeit durch Deutschlands heftigen Einspruch in sein (1880 von Bismarck ihm zuerkanntes) Recht auf Marokko jäh aufgescheucht und in der Klage über räumlich und zeitlich unbegrenzte Geschäftsstörung mit England einig geworden. Tanger, Casablanca, Algesiras, Agadir: die auf diese Namen getauften Fasern darf der Kriegswurzelforscher nicht übersehen. Deutschland betheuert, allzu eifrig, den Willen zu Friedenswahrung, stärkt aber, zu Land und zu See, seine Wehrkraft. Warum, da Niemand ihm Gebietsstücke rauben, kein Schwert für Elsaß-Lothringen aus der Scheide will? Offenbar, um seine Grenzen vorzuschieben. Davor schützt nur feste Einkreisung. Das von Japan, auf Britenbefehl, aus Ostasien geschlagene Rußland fürchtet die deutsche Militarisirung der Türkei, von der es Armenien und den Meerengenschlüssel heischt, und

beißt auf den Köder der Hoffnung, im Bund mit den stärksten Westmächten das von preußischen Generalen Geleistete aus dem Osmanenreich tilgen, in die durch Russenblut erlösten Balkanstaaten endlich mindestens religiös-geistigen Einfluß erlangen und durch Einschüchterung oder gar Kleinerung Oesterreich-Ungarns die aus der Mandschurei heimgebrachte Scharte vor dem Auge der Stadtgesellschaft und der Mushiks, der Europäer und Asiaten, auswetzen zu können. Die Kriege in Tripolitanien, Albanien, Makedonien und Thrakien sind Folgen der vom Marokkohader dicht verschnürten Bündnisse und sollen Südosteuropa, damit es nicht von deutscher Macht, Kultur, Wirthschaft durchsickert werde, unter slawo-romanische Vormundschaft stellen. Gelingts und krallt Italien sich in die Balkanflanke der Adria, ist Oesterreich-Ungarn zwischen Slawen (Russen und Serben) und Lateiner (Italer und Rumänen) eingeklemmt und in seinem Leib von den Fremdsplittern, die in den Körper ihrer Nation zurück streben, gelähmt, dann vermag Deutschland nicht mehr, zu gewaltigem Schlag auszuholen. Seine Feinde wollen nicht Krieg: nur, weil sie Angriff und Absicht auf unerträgliche Vorherrschaft fürchten, die Einzwängung der jüngsten Europäergroßmacht in das bisher ihr Erworbene. Darin kann Deutschland, mit seinem Menschen- und Millionenzuwachs, seiner geistigen und wirthschaftlichen Leistung, sich nicht bescheiden; und weil es nicht feindsäligem Wollen unterthan werden, seine wuchtigste Waffe, den mit dem Werkzeug, nach den Methoden der Großindustrie zu führenden Krieg, nicht rosten lassen noch die so schicksalsvollem Unternehmen günstigste Stunde verzaudern mag, enthebt es sich jeder Diplomatenvermittelung und zückt gegen Frankreich und Rußland das Schwert. Setzt sich durch diesen Entschluß, den es von Nothwehr geboten glaubt, der gefährlichsten Verkennung aus und vergißt das Warnwort, das der Schöpfer deutscher Reichsmacht in seiner fruchtbarsten Rede sprach: ‚Wenn wir Angreifer werden, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als alle materiellen Gewichte, auf der Seite der Gegner sein, die wir angegriffen haben.‘

Präventivkrieg also? Der Schulfall. Zwei Machtgruppen, die einander nicht über den Weg trauen. Frankreich fürchtet, überfallen und als Geisel behandelt, Rußland, abermals für ein Jahrhundert vom eisfrei offenen Meer abgesperrt zu werden. England hat sich verpflichtet, jedem Angriffskrieg gegen Deutschland fern zu bleiben, nicht aber, wie von Berlin verlangt wurde, seine Neutralität für jeden dem Deutschen Reich ‚aufgezwungenen' Krieg zugesagt: weil es fürchten mußte, daß auch ein durch aggressives Handeln bewirkter Krieg dem damit Belasteten ‚aufgezwungen' scheinen werde. Deutschland wollte nicht eingekesselt sein, nicht einer feindlichen Mehrheit ein Schiedsrecht einräumen, nicht durch die von drei Seiten versuchte Zerrüttung Oesterreich-Ungarns sich selbst schwächen lassen. Von der Behauptung, es habe durchaus den Krieg, nicht als Nothwehr-, sondern als Eroberungmittel, gewollt, scheint es verleumdet; so unabsehbaren Krieg, aus dem für die Dauer doch nichts zu heimsen wäre, konnte nur Wahnsinn wollen. Eben so falsch ist, freilich, die Annahme, England, Frankreich, Rußland, die gar nicht gerüstet oder höchstens halb fertig waren (und zur Anschaffung des Nothwendigsten noch ein Jahr brauchten), seien von bewußter Absicht auf Ueberfall ausgegangen. Sie wollten diplomatisch, nicht militärisch kämpfen; und sträubten sich mit allen Wesensfasern gegen beschleunigten Krieg. Dessen Ausbruch war aber nicht aufzuhalten: weil in den Entscheidungstunden der Wille des Strategen stärker als des Politikers war. Den militärisch Verantwortlichen gilt Bismarcks Rath, ‚in der Kriegsvorbereitung immer einen Schritt hinter dem Gegner zurückzubleiben', als Schwatz, mit dem ein pfiffiger Notenschreiber ins rauhe Kriegerhandwerk hineinpfuschen wollte. Wenn Mars regire, meinen sie, habe nur ihr sachverständiges Wort noch Gewicht; und wann der Beginn dieser Scharlachregirung zu erwarten sei, könne nur ihr Urtheil lehren. Aus dem uralten, seit den Tagen der Agememnon und Kalchas fortzeugenden Zwist zwischen Schwert und Hirn sind Zweifel an der Wahrhaftigkeit alles aus Schreibstuben Gemeldeten im Bewußtsein der Kriegsführer haften geblieben. In jeder Hemmung (wir habens wieder erlebt) wittern sie den Versuch, die Waffe, für deren

Schlagkraft sie verantwortlich sind, zu stumpfen. Sie glauben nicht, daß Rußland, wie der Zar betheuert, auch mit mobilem Heer bis zum Schwinden der letzten Verständnißhoffnung jeden kriegerischen Schritt, jeden Gestus sogar meiden werde. Glauben nicht, daß England aus bequemer und gerade jetzt einträglicher Neutralität sich sofort ins Getümmel herablassen werde: und halten die londoner Warnung vor solchem Glauben für Bluff, Greys bündiges Versprechen, nach gelungener Friedenswahrung Englands ganze Kraft und alles Ansehen seiner Person für ein würdiges Verhältniß der Triple-Entente zu Deutschland einzusetzen, für öden Schwindel. Ihnen zählt nur die physisch faßbare Thatsache. Sie bedenken nicht, daß Annexion längst nicht mehr das einzige Mittel zur Erlangung von Machtrechten ist: und erblicken in Rußlands und Englands Zögern, mit der Zusage völliger Schonung französischen, belgischen, serbischen Gebietsumfanges sich zu begnügen, den Beweis hinterhaltigen Truges. Sie brauchen nicht zu wissen, daß die Gründung (1815) und die Neutralisirung (1839) des vlamo-wallonischen Belgierstaates von dem Britenwunsch erwirkt ward, das Inselreich gegen Angriff von diesem ihm gefährlichen Theil der nordwesteuropäischen Küste aus zu schützen, und daß England den deutschen Versuch, Belgien als Basis kriegerischen Handelns gegen Frankreich zu benutzen, schon als den Vorläufer einer von dem selben Stützpunkt aus gegen seinen Leib gerichteten Operation abwehren muß. Wichtig dünkt sie nur, die Mobilmachung nicht zu verschleppen, der Heimath jeden Nutzen weiten Vorsprunges zu sichern und den Weg zu wählen, auf dem schnell die Frucht eines Sieges zu pflücken ist. Imponderables zu wägen, einen neutralen Staat, der sich morgen in Krieg entschließen kann, von einem unter Bürgschaftverschluß neutralisirten, der zur Vertheidigung seiner unwiderruflichen Neutralität durch Schwur verpflichtet ist, zu unterscheiden: dazu fehlt ihnen Zeit und Sinn. Sie nehmen die Möglichkeit (Duldung feindlichen Truppenaufmarsches in Belgien) für Gewißheit und schließen daraus: ‚Wir müssen als Erste drin sein; durchlassen werden die Leute uns schon.‘ Den Krieger darf Zwirn nicht binden. Unterhandlung vertrödelt theure Zeit. Das Vaterland ruft.“

Diese Darstellung, die freundlichste, in die ein Gerechter sich, damals noch, entschließen konnte, habe ich vor einunddreißig Monaten zu verbreiten gesucht. Der Umlauf des Heftes, das sie ans Licht bringen sollte, wurde von dem löblichen Oberkommando in den Marken verboten. Die Mär, das Deutsche Reich, die arglos nur die Friedenswahrung besinnende Kaiserliche Regirung sei von tückischen Feinden überfallen worden, mußte in der unantastbaren Geltung eines Dogmas bleiben. Jetzt, aus den vom Ministerpräsidenten Eisner veröffentlichten berliner Berichten des Bayerischen Gesandten Grafen Lerchenfeld, hat Alldeutschland erfahren, was im Juli 1914 geschehen ist. Die hundertmal von Silbenstechern bestrittene Angabe, der Krieg sei am fünften Juli, während eines Besuches aus Wien, beschlossen worden, wird bestätigt. Herr Zimmermann, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, wußte, wann das austro-ungarische Ultimatum in Belgrad vorgelegt, wie es befristet werden solle, und kannte den Inhalt. Graf Lerchenfeld schreibt: „Daß Serbien derartige, mit seiner Würde als eines unabhängigen Staates unvereinbare Forderungen nicht annehmen kann, liegt auf der Hand. Die Folge wäre also der Krieg. Hier ist man durchaus damit einverstanden, daß Oesterreich die günstige Stunde nützt, selbst auf die Gefahr weiterer Verwickelung hin. Ob man aber wirklich in Wien sich dazu aufraffen wird, erscheint Herrn von Jagow und Herrn Zimmermann noch immer zweifelhaft. Man ist hier der Ansicht, daß es sich für Oesterreich um eine Schicksalsstunde handle, und aus diesem Grunde hat man, auf eine Anfrage aus Wien, ohne Zögern geantwortet, daß man mit jedem Vorgehen, zu dem man sich dort entschließt, einverstanden sei, auch auf die Gefahr eines Krieges mit Rußland hin. Die Blankovollmacht, die man dem Kabinetschef des Grafen Berchtold, dem Grafen Hoyos, gab, der zur Uebergabe eines Allerhöchsten Handschreibens und eines ausführlichen Promemorias hierher gekommen war, ging so weit, daß die österreichisch-ungarische Regirung ermächtigt wurde, mit Bulgarien wegen Aufnahme in den Dreibund zu verhandeln. Herr Zimmermann hat den Eindruck, als ob es den immer ängstlichen und ent-

schlußlosen Stellen in Wien fast unangenehm wäre, daß von deutscher Seite nicht zu Vorsicht und Zurückhaltung gemahnt worden sei. Man hätte es daher hier auch lieber gesehen, wenn mit der Aktion gegen Serbien nicht so lange gewartet und der serbischen Regirung nicht die Zeit gelassen worden wäre, etwa unter russisch-französischem Druck von sich aus eine Genugthuung anzubieten. Die berliner Reichsleitung wird, mit dem Hinweis darauf, daß der Kaiser auf der Nordlandreise, der Chef des Großen Generalstabes und der Kriegsminister auf Urlaub seien, behaupten, durch die Aktion Oesterreichs genau so überrascht worden zu sein wie die anderen Mächte. Herr Zimmermann nimmt an, daß England und Frankreich, denen zur Zeit ein Krieg kaum erwünscht wäre, auf Rußland in friedlichem Sinne einwirken werden." Damit diese Einwirkung nicht allzu leicht sei, ist „die Aktion gegen Serbien hinausgeschoben worden", bis die Herren Poincaré und Viviani aus Petersburg abgereist sind. England, dem der Krieg „wenig willkommen" wäre, würde schließlich doch eingreifen, um zu verhüten, „daß Frankreich im Fall einer Niederlage auf die Stufe einer Macht zweiten Ranges sinke und dadurch das europäische Gleichgewicht gestört werde. Greys zweifellos redliche Bemühungen, für die Erhaltung des Friedens zu wirken, werden den Gang der Dinge nicht aufhalten". Regt sich Erinnern? Drang diese Kunde nicht einmal schon, nur nicht auf so breitem und hellem Pfad, nicht aus dem Amtsbezirk, ins Gedächtniß? Richtig. Zwiesprache. Direktor Helfferich erklärt, weshalb die Deutsche Bank dem Balkangeschäfte fern bleibe.

„Mitte Juli 1914. Als einen der Gründe zur Rechtfertigung der Haltung der Deutschen Bank nannte mir Dr. Helfferich den folgenden. Die politische Lage ist sehr bedrohlich geworden. Die Deutsche Bank muß auf jeden Fall abwarten, ehe sie sich im Ausland weiter engagirt. Die Oesterreicher sind dieser Tage beim Kaiser gewesen. Wien wird in acht Tagen ein sehr scharfes, ganz kurz befristetes Ultimatum an Serbien stellen, in dem Forderungen enthalten sind wie Bestrafung einer Reihe von Offizieren, Auflösung politischer Vereine, Strafuntersuchungen in Serbien durch Beamte der Doppelmonarchie, überhaupt eine Reihe bestimmter, sofortiger Genugthuungen verlangt wird, anderen Falls Oesterreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärt. Dr. Helfferich fügte noch hinzu, daß sich der Kaiser mit Entschiedenheit für dieses Vorgehen

Oesterreich-Ungarns ausgesprochen habe. Er habe gesagt, daß er einen Konflikt mit Serbien als eine interne Angelegenheit zwischen diesen beiden Ländern betrachte, in die er keinem anderen Staat eine Einmischung erlauben werde. Wenn Rußland mobil mache, dann mache er auch mobil. Bei ihm aber bedeute Mobilmachung den sofortigen Krieg. Diesmal gebe es kein Schwanken. Als ich Dr. Helfferich sagte, diese unheimliche Mittheilung mache meine ohnehin starken Befürchtungen eines Weltkrieges zur völligen Gewißheit, erwiderte er, es sehe jedenfalls so aus. Vielleicht überlegten sich aber Frankreich und Rußland die Sache doch noch anders. Den Serben gehöre entschieden eine bleibende Lektion. Dies war die erste Mittheilung, die ich erhielt über die Besprechungen des Kaisers mit den Bundesgenossen. Nach meiner Rückkehr von Berlin unterrichtete ich Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, dessen Direktorium in Essen ich damals angehörte. Dr. Helfferich hatte mir Dies übrigens erlaubt. (Es bestand damals die Absicht, ihn in den Aufsichtrath der Firma Krupp aufzunehmen.) Bohlen schien betroffen, daß Dr. Helfferich im Besitze solcher Kenntnisse war, machte eine abfällige Bemerkung, daß die Leute von der Regirung doch nie ganz den Mund halten könnten, und eröffnete mir alsdann Folgendes. Er sei selbst dieser Tage beim Kaiser gewesen. Der Kaiser habe auch zu ihm von der Besprechung mit den Oesterreichern und deren Ergebniß gesprochen, jedoch die Sache als so geheim bezeichnet, daß er nicht einmal gewagt haben würde, seinem Direktorium davon Mittheilung zu machen. Da ich aber einmal Bescheid wisse, könne er mir sagen, die Angaben Helfferichs seien richtig. Die Lage sei in der That sehr ernst. Der Kaiser habe ihm erklärt, er werde sofort den Krieg erklären, wenn Rußland mobil mache. Diesmal würde man sehen, daß er nicht umfalle. Die wiederholte kaiserliche Betonung, in diesem Falle werde ihm kein Mensch wieder Unschlüssigkeiten vorwerfen können, habe sogar fast komisch gewirkt. Genau an dem mir von Helfferich bezeichneten Tage erschien dann auch das Ultimatum Wiens an Serbien. Ich war in dieser Zeit wieder in Berlin und äußerte mich gegenüber Helfferich, daß ich Ton und Inhalt des Ultimatums geradezu ungeheuerlich finde. Helfferich aber meinte, Das klinge nur in deutscher Uebersetzung so. Er habe das Ultimatum in französischer Sprache zu sehen bekommen und da könne man es keineswegs als übertrieben empfinden. Bei dieser Gelegenheit sagte mir Helfferich auch: daß der Kaiser nur zum Schein auf die Nordlandreise gegangen sei, ihr keineswegs die übliche Ausdehnung gegeben habe, sondern sich jeder Zeit in erreichbarer Nähe und in ständiger Verbindung mit Berlin halte. Nun müsse man eben sehen, was komme. Hoffentlich handelten die Oesterreicher, die auf eine Annahme des Ultimatums natürlich nicht rechneten, rasch, bevor die anderen Mächte Zeit fänden, sich einzumischen. Die Deutsche Bank habe ihre Vorkehrungen schon so getroffen, daß sie auf alle Eventualitäten gerüstet sei. So

habe sie das einlaufende Gold nicht mehr in den Verkehr zurückgegeben. Das lasse sich ganz unauffällig einrichten und mache Tag für Tag schon bedeutende Beträge aus. Alsbald nach dem wiener Ultimatum an Serbien gab die deutsche Regirung Erklärungen dahin ab, daß Oesterreich-Ungarn auf eigene Faust gehandelt habe, ohne Vorwissen Deutschlands."

Das schrieb Herr Dr. Muehlon, den Gewissensbefehl aus dem Direktorium des Hauses Krupp, dann aus dem Reichsdienst getrieben hatte. Im Deutschen Reichstag ist er, im März 1918, als ein „Mann mit krankem Gemüth, kranken Nerven, krankhafter Phantasie" an den Pranger gestellt, aus der Ehrenreihe Glaubwürdiger gestäupt worden. Weil der Staatssekretär, Staatsminister, Vicekanzler Helfferich gesagt und das Auswärtige Amt bestätigt hatte: „Kein wahres Wort drin; Alles von einem kranken Hirn erbrütet." Nun läuft der unwiderlegliche Wahrheitbeweis durch die Welt. Den Plan, das von Oesterreich-Ungarn um den Ertrag seiner Viehzucht gebrachte, vom Meer abgesperrte, in jeder Lebensregung gehemmte Königreich Serbien nach seiner Heldenleistung in zwei Balkankriegen niederzutreten und zugleich die Hoffnunghalme der den Magyaren lästigen Kroaten zu knicken, hat 1913 der Einspruch Italiens vereitelt. Nach der Ermordung Franz Ferdinands, des in beiden Reichshälften verhaßten, nur den Slawen, als fügsamer Ehegenosse einer Slawin, nicht widrigen Thronfolgers, lockt die Gunst der Gelegenheit. Zwar haben österreichische Staatsbürger (einer der Sohn eines österreichischen Polizeispitzels) auf österreichischer Erde den Erzherzog beschossen; ist weder den Karageorgewitsch noch der serbischen Regirung irgendwelche Mitschuld an dem Attentat nachzuweisen (noch bis heute auch nur die winzigste nachgewiesen worden). Thut nichts: das Ding wird gedreht. Italien, der Dritte im Bund, darf nicht wieder in die Bereitung des Praeventivkrieges tölpeln. Drum wird ihm das Spießgesellenstück weislich verborgen. Fordert es, später, die Entschädigung, auf die, nach jeder Dehnung austro-ungarischer Balkanmacht, der Bündnißvertrag ihm ein Recht giebt, so wirft man seiner Gier einen Fetzen vom Trento in die Raffzähne. Generalstabschef und Kriegsminister sind, die wiener und die berliner, auf Urlaub,

Wilhelm und die ihm Liebsten gen Nordland gedampft. „Man giebt sich dadurch den Anschein friedlicher Gesinnung. Auch auf die Presse und die Börse ist nicht ohne Erfolg eingewirkt worden." Graf Lerchenfeld trägt aus den reinlichen Zellen der Herren von Jagow und Zimmermann diesen Trost in seinen Bericht. Noch aber droht zwiefache Gefahr. Franz Joseph und Berchtold, die gezügelt, nicht gespornt sein möchten, werden morgen, vielleicht, lahm und wagen sich nicht bis auf den Grat des Entschlusses zu so nützlichem Trugspiel vor. Thun sies unter dem Druck der Berliner, so bleibt noch zu fürchten, daß England, Frankreich, Rußland („denen ein Krieg kaum erwünscht wäre") eine „Gegenaktion in friedlichem Sinn" versuchen. Die muß erschwert, also gewartet werden, bis die Häupter der Französischen Republik vom Deck eines Kriegsschiffes den Hundsstern betrachten und rasche Verständigung mit Petersburg, London, Paris ihnen nicht möglich ist. Doch die Minister Grey und Sasanow erwirken, daß Serbien keine der Bedingungen ablehnt, die den Bayern „mit der Würde eines unabhängigen Staates unvereinbar" dünkte. Nur ein Tropf aber läßt sich von Zwirnsfäden fesseln. Statt die belgrader Antwort, die demüthigste, die je eine Regirung auf ein freches Ansinnen gab, unentstellt dem Urtheil der Völker vorzulegen, durchspickt man sie mit dicken Satzklumpen aus der Rabulistenküche des Ballhausplatzes, fälscht ihren fast dienerhaften Ton in den heuchlerischer Ausflucht um; und mißbraucht die Bitte, zwei Forderungen, die unverschämtesten, von einem Schiedsgericht nachprüfen zu lassen, zu der k. und k. Lüge, Serbien habe „das billige Verlangen der Monarchie abgelehnt". Deren Gesandter hat zuvor schon die Koffer gepackt; überfliegt die Antwort nur; fordert die Pässe; reist ab. Kriegserklärung. Die Kaiserliche Regirung in Berlin hat „plangemäß" verkündet, „durch die Aktion Oesterreichs genau so überrascht worden zu sein wie die anderen Mächte"; und läßt sich von ihren Offiziösen bescheinigen, „diese Mittheilung habe in London, Paris und Petersburg einen vortrefflichen Eindruck gemacht". Noch müht sich Sir Edward Grey, „zweifellos redlich", um die Erhaltung des Frie-

dens; und spricht mit düster umwölktem Blick zu dem Fürsten Lichnowsky (dem das Auswärtige Amt das Geheimniß nicht anvertraut, die Mitwirkung zu solchem Bubenstück nicht zugemuthet hat): „Wenn der Krieg ausbricht, erleben wir die entsetzlichste Katastrophe der Weltgeschichte.“ Ein Glück, daß selbst dieser Friedselige „den Gang der Dinge nicht aufhalten kann“. Der Große Generalstab ist seiner Sache sicher. „In vier Wochen ist Frankreich niedergeworfen.“ Damit den Pazifisten, die, zum ersten Mal, seine Geschäfte führen, und dem Genossen Jaurès nicht gelinge, es von Rußlands Seite in Neutralität zu schwatzen, wird dem Deutschen Botschafter befohlen, die Festungen Toul und Verdun als „Faustpfänder“ zu fordern. Herr von Bethmann aber ruft im Reichstag: „Wir sind in Nothwehr gezwungen und Noth kennt kein Gebot.“ Wilhelm setzt seinen Namen unter den Satz: „Mitten im Frieden hat uns der Feind überfallen!“ Schreit vom Thron herab: „Bis zum letzten Augenblick war meine Regirung, war vor Allem mein Kanzler bemüht, das Aeußerste abzuwenden. In aufgedrungener Nothwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert.“ Hundertmal seitdem: „Wir sind schmählich überfallen worden. Unter meinem Dach, als Gäste beim Hochzeitfest meiner Tochter, haben die Kerls, mein lieber Vetter George und der elende Nicky, sich zu dem Ueberfall verschworen.“ Und am Schluß immer die Lästerung: „Gott ist mit uns und unserer gerechten Sache.“

Nie war ungerechtere; nirgends ein Lügenbau höher gethürmt. In dem ersten Weißbuch fehlen Aktenstücke, die zu Urtheilsbildung unentbehrlich sind; fehlen: weil durch sie bewiesen würde, daß Kaiser und Kanzler Kriegserklärung beschlossen, trotzdem Grey sich mit seiner Person für aufrichtig freundschaftliche Politik Englands und Frankreichs verbürgt, Zar Nikolai sich der „Weisheit und Freundschaft“ des Deutschen Kaisers anvertraut und gelobt hatte, auch mit dem mobilisirten Heer so lange, wie über den austroserbischen Zwist irgendwo verhandelt werde, nicht zu Angriff vorzurücken. (Die Angst vor russischer Mobilisirung „durch den Stabstrompeter“ hat Bismarck oft mit dem

Satz verspottet: „Von Wladiwostok ists bis nach Wirballen eben weiter als von Thorn.“ Und heute darf der Deutsche, der Lerchenfelds Berichte gelesen hat, wohl fragen, ob nach dem fünften Juli 1914 nicht auch in Berlin die militärische Vorarbeit für den Krieg, der auf allen Zinnen gewiß schien, begonnen habe.) Die „Urkunden“, die wider Belgiens Neutralenrecht zeugen sollten, waren, wie schon 1915 der Kammerherr Von Plessen (in der Schrift „Um des theuren deutschen Blutes willen“) bewiesen hat, an Hauptstellen gefälscht. Lüge zieh Italien, dann Rumänien des Vertragsbruches. Unverjährbar schimpfliche Lüge suchte das vor keinem Gott, keiner Menschheit je zu sühnende Armeniergemetzel des Prinz-Gemahls Enver, die Schändung unzähliger Weiber und Kinder, die Hinschlachtung eines ganzen Volkes aus der Welt zu schwatzen. So ists weiter gewesen; bis in die letzte Lebensstunde der Kaiserei. Nation und Heer haben von Alledem nichts gewußt; hätten nicht so tapfer gekämpft, so wanklos geblutet, so geduldig ihr Leid getragen, wenn in ihnen nicht der Glaube fest gewesen wäre, gegen schändliches Räubertrachten des Reiches Sein zu vertheidigen. Die Fürsten aber und die Geschäftsführer der Bundesstaaten mußten oder konnten doch wissen, was wurde, was war. Der fromme Graf Hertling hatte Lerchenfelds Berichte gelesen, als die Unschuldbetheuerung aus seinem Greisenmund rann. Herr Helfferich hat ihm längst bewußte Wahrheit gehehlt, als er seine Vorgeschichte des Krieges schrieb, drucken ließ, als Schemel zum Aufstieg benutzte. Wann ruft der Staatsgerichtshof die Volksbetrüger vor seine Schranke?

Stöbert in dem schmutzigsten Wust der Gräuel, die vor, während, nach der auf tausend Kanzeln als Teufelswerk verdammten Revolution Frankreichs waren: keine Sünde thronender Schwelger, keine des Pfützengesindels hat das Land der Louis so verpestet wie die von 1914 das Deutsche Reich. Lüge und Fälscherlist der Zündstoff, der den heiligen Willen eines großen Volkes in Aufbrunst wirbelt: wenn je eine, ward diese Revolution aus Nothwendigkeit. Ihr Weg führt in Dornhag. Doch ihr Athem hat Deutschland entseucht.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Musik in ernster Zeit bietet den angespannten Nerven Erholung und Ablenkung. Deswegen werden die Instrumente „Gramola“ jetzt besonders gewürdigt, weil sie die beste Musik in jedes Heim bringen. Die Grammophon-Spezialhaus G.m.b.H. spielt in ihren Vorspielräumen Friedrichstr. 189 Instrumente und Platten in allen Preislagen ohne Kaufzwang bereitwilligst vor.

Das Fichtenbad im Hause!

Jeder, besonders Nervenleidende fühlen sich wie neugeboren. 1 Flasche für 1 Bad 1,— Mark, bei 10 Flaschen franko Nachnahme. Lieferung erfolgt nur in der Reihenfolge der eingehenden Bestellungen. Versand nur direkt an Private durch den alleinigen Hersteller:

Frau W. Fröhlich, Langendernbach (Westerwald).

Graphologie

Charakter deutet aus Handschrift, für **3 M.**

Hoffmann

Hamburg Z, Grindelallee 26

In ernsten Zeiten erhält man Haltung durch die

Vossische Zeitung

Berlin SW68, Ullsteinhaus

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! **AQUARIUM** mit Terrarium u. Insektarium.



Berlin, den 7. Dezember 1918

Notizen

Im November 1915 verkündet der Vorstand der französischen Sozialistenpartei, dem, als Minister, noch der Marxist Jules Guesde angehört, den Beschluß: „Nur der Sieg der Verbündeten, nur die völlige Lähmung des deutschen Militarismus, des deutschen Machtdehnungtriebes kann uns haltbaren Frieden bringen; jeder andere, jeder überhastete Friedensschluß wäre nur Waffenstillstand oder Waffenstreckung. Der von den Lenkern des Deutschen Reiches uns aufgezwungene Kampf muß durchgefochten werden, bis der Militarismus niedergebrochen und der Welt die große und nothwendige Lehre eingeschärft ist, daß an dem Widerstand freier Völker die Gier nach Vorherrschaft zerschellt." Englands Gewerkvereine stimmen diesem Beschluß zu. In den ersten Novemberwochen des Jahres 1918 weicht das deutsche Heer aus Nordfrankreich hastig zurück. Im pariser Senat ist ein Rache heischender Antrag der Herren Couyba und Sarraut einstimmig angenommen und der durch ihn bewirkten Zornrede des Ministers Pichon die Ehre des Maueranschlages zuerkannt worden. Die Hauptsätze dieser Rede lauten: „Das Martyrium der Unglücklichen, deren Heimath das vom Feind verherte Gebiet ist, soll nicht ungesühnt bleiben. Das Vaterland fühlt sich ihnen verpflichtet, schickt ihnen den Gruß seiner Liebe und gelobt, ihr Leid zu rächen. Die

zerstörten Städte, Dörfer, Gehöfte, die zu Staub zertrümmerten Kirchen und Denkmale, die verwüsteten Felder und abgehackten Bäume, der schändliche, allen einst von dem Henker selbst unterzeichneten Verpflichtungen widersprechende Entschluß, wehrlose Menschen ihrer Wohnstatt zu entreißen und als Geiseln wegzuschleppen: so abscheuliches Thun würde durch das Urtheil des Gewissens, dessen verdammender Spruch schon gefällt ist, immer nur unzulänglich gesühnt. Dem Urtheil der Moral wird das der Justiz folgen, deren Strafen vollstreckbar sind. Und diesen Strafvollzug werden wir erzwingen, damit in der neuen, auf das Recht gebauten Welt niemals so Ungeheuerliches sich wiederhole." Frankreichs Erde ist fast schon vom Feind frei. Avesnes, der letzte Sitz der Obersten Heeresleitung, gefallen, Maubeuge umzingelt, Mons von den Briten, Sedan von den Amerikanern bedroht. Wo am ersten September 1870 die Generale Wimpffen und Castelnau, als Vertreter des verwundeten Marschalls Mac Mahon, aus dem Mund Moltkes die harten Bedingungen der Kapitulation, von Bismarcks Lippe scharfe Rüge der französischen Politik hörten, da, bei Donchéry, weht nun das Sternenbanner der Vereinigten Staaten. Die französischen Linien trennt nur ein Landstreifen von zehn bis zwanzig Kilometern noch von der Grenze. Und von Italien her ist Süddeutschland, von Böhmen her Sachsen gefährdet. Achter November. Kommt Deutschlands Heer noch über die Maas? Die berliner Regirung nimmt die Bedingungen des Waffenstillstandes an.

Wäre das Reichsschicksal heller geworden, wenn die Gemüthskraft des Heeres den Stürmen, die es seit dem Abstieg des Julimondes umtosten, noch länger getrotzt hätte? Nein. Sichere Niederlage im Frühling. Und die Rachsucht, der Sühnwille des Feindes, die Summe seiner Forderungen wäre noch dicker aufgeschwollen. Die Frist des Verständigungfriedens, der noch im Juni, vor der gefürchteten Hochsommeroffensive, erlangt werden konnte, war versäumt, von Uebermuth und Blindheit ein Fehlergebirg, keines Prüfers Auge sichtbar, geschichtet worden. Jeder Bericht über die Zahl, die Rüstung und Kampfkraft der

Amerikaner wurde im Großen Hauptquartier von den Zwilling-Göttern oder schon von den Halbgöttern Nicolai-Bartenwerffer als „Bluff“ belächelt. In amtlichen Verkündungen, die auch das neutrale Ausland längst auf die Spötterbank wies, waren die Reserven des Generals Foch so oft angeknabbert, zernagt, vernichtet worden, daß die Verfasser selbst ihre Märchen für Wahrheit hielten. Nun standen diese Reserven, wo sie gebraucht wurden; und das tapfere deutsche Fußvolk ward müde, vor unzulänglicher Artillerie gegen die stets noch steigende Zahl von Feuerschlünden für eine Sache zu bluten, zu fallen, der Sieg nicht mehr zu erstreiten war. Glaubte es, wie wir in der Heimath, die Vertheidigerstellung des Heeres sei unüberwindlich? „Eine starke Linie hinter der anderen bis an den Rhein; sie sollen nur kommen!“ Hundertmal wars geflüstert oder gebrüllt worden. Auch diese Wahnblase platzt: und ehe die deutsche Mannschaft noch belgischen Boden betritt, ruft der auf seine Art große Kriegstechniker: „Alles verloren!“ Damals, in den ersten Oktobertagen, mußte das Haupt der Regirung, statt an unersprießlichen Notenwechsel die Zeit zu verzetteln, die Köpfe der Heeresleitung (wenns nicht anders ging, durch Veröffentlichung ihrer Drängbriefe) zwingen, selbst von dem feindlichen Feldherrn Waffenstillstand zu erbitten. Einen Parlamentär, der zu solchem Zweck das Nahen der Generale Von Hindenburg und Ludendorff meldete, hätte Foch nicht abgewiesen. Doch man ließ ihm fast fünf Wochen Zeit zu Ueberlegung, zu Berathung mit den Ministern und Generalen der Verbündeten; und belud mit der schweren Pflicht, den Waffenstillstand zu sichern, dann eine Kommission, über der keines großen Namens Weihzeichen leuchtete. Ein von Sieg gekrönter Feldherr, noch der Führer einer Armeegruppe wäre anders empfangen worden als ein in den Generalsrang Gehobener, den die Franzosen nur als Militärbevollmächtigten kannten, anders als ein Staatssekretär, den sie laut der Wühlarbeit und Bestechung zeihen und der mit bedenkenlosem Eifer Jahre lang überall die Sache der Kaiserlichen Regirung geführt hat. Diese Regirung stürzte sammt dem Kaiserhaus und allen deutschen Dynastenburgen, die Republik

wurde begründet, verkündet; und die Kommission konnte im Lager der Feinde rufen: „Das Gebild, dem Eure Bedingliste angepaßt war, ist nicht mehr und wir fordern Euch, die Herolde edler Menschheit und hehrer Menschlichkeit, auf, von dem Neuen Euch als Neue finden zu lassen.“ Sie konnte sich auch dem Auftrag entbinden, heimkehren und den sechsköpfigen Kanzler zur Wahl eines ihm, für seinen Verhandlungzweck, besser tauglichen Werkzeuges nöthigen. Aus Francport, Berlin oder Spaa mußte das Ohr der Welt die wahrhaftige Botschaft hören: „Die Deutsche Republik ist für die Schulden, nicht für die Sündenschuld des Ewigen Bundes haftbar (der nicht bis ins achtundvierzigste Lebensjahr gelangt ist). Das deutsche Volk will keinen der Schuld Ueberführten, wie hoch sein Sitz sei, schonen, keinem erwiesenen Frevel Sühne versagen, doch nicht dulden, daß es um Fehl geächtet werde, den es nicht erkennen, nicht hindern konnte.“ Das geschah nicht. Die Kommission blieb auf ihrem Posten, unterschrieb den Vertrag und ihr Vormann, Staatssekretär Erzberger, ließ in der Zeitung seines Verlegers einen ihm Befreundeten und Verpflichteten aufzählen, was (nicht etwa Wilsons Milde, sondern) die Weisheit des behenden Schwaben erreicht habe. Die Summe mußte den Leser gewaltigdünken. Gleich danach aber vernahm er, der Feind habe nicht die winzigste Milderung gewährt, die Last der Bedingungen sei unerträglich und der deutsche General habe dem grausamen Widerpart mit dem „Urtheil der Kriegsgeschichte“ gedroht. Was ist Wahrheit? Nach erbetenem Waffenstillstand und Kapitulation klagt der Unterlegene sehr oft über des Siegers eiskalte Grausamkeit. Wimpffen, Castelnau und Graf d'Orset, der über die Verhandlung in Donchéry berichtet hat, waren empört über Moltkes mitleidlose Härte, über Bismarcks barsche Kritik; und haben behauptet, auf durchweichter Erde, ohne Obdach, Nahrung, wärmende Hüllen habe Mac Mahons gefangenes Heer in zwei Wochen zwanzigtausend Mann, ein Viertel seines Gesammtbestandes, verloren. „Der Franzose ist edel und ritterlich. Schmeicheln Sie dem Selbstgefühl der Armee, dann wirkt die Niederlage nicht so tief ver-

bitternd ins Nationalgefühl und der Friede wird haltbar.
Handeln Sie anders, dann ist der Zorn, der Haß des Krie-
gers, der Groll des gekränkten Volksempfindens zu fürchten
und wir stehen vor der Gefahr endlosen franko-preußischen
Krieges." Wimpffen hats gesagt: und damit nicht mehr er-
wirkt als gestern die Herren Erzberger und Winterfeldt.
Die wußten, daß ihrem Vaterland Hartes angesonnen werde,
und konnten, nach gewissenhafter Wägung jeder Möglich-
keit, Ja oder Nein sagen. Dem Ja durften aber nicht immer
wieder Bittbriefe, Winselepisteln an Wilson nachtröpfeln,
Proteste nachhinken. Die wurden draußen kaum noch be-
achtet; und lauschten wir ihnen, so ward uns, als sei Wil-
helm mit Hertling, Berg und Capelle zurückgekehrt. Schade
um das an all diese Noten und Aufrufe vergeudete Papier.
Die Arbeit der Kommission war schwer; des Lobes würdig
wird sie der Unbefangene nicht nennen, der vernimmt, daß
sie nicht einmal vor der Gefahr farbiger Besatzung die Pfand-
provinzen geschützt hat. Wuchs die Zahl der Proteste schon
ins Dutzend oder sinds gar noch mehr? Das neue Deutsch-
land ist bereit, alles vom alten verschuldete Leid auf sich
zu nehmen; will aber nicht thun noch gestatten, was es,
ohne Vermächtnißzwang, in Scham nöthigt. Der Militaris-
mus ist niedergebrochen: das Ziel der französischen So-
zialisten, der englischen Gewerkvereine erreicht. Wann, end-
lich, ruft ihre Stimme die Völker in freundliche Menschheit?

Am neunten März 1916 hat Rußland den Westmächten
angezeigt, daß es ihnen die Bestimmung der deutschen
Westgrenzen überlasse, sich aber für die Bestimmung der
deutschen und austro-ungarischen Ostgrenzen die selbe Frei-
heit wahre. Am elften Februar 1917 spricht Herr Doumergue
in Petrograd dem Zaren Nikolai den Wunsch der Fran-
zösischen Republik aus, im Friedensvertrag außer dem Elsaß
und Lothringen das Saarbecken zu erlangen und das links-
rheinische Gebiet vom Deutschen Reich abzutrennen, „da-
mit fortan der Rhein als eine strategisch sichere Grenze
Frankreich vor deutschem Einfall schütze". Am vierzehnten
Februar 1917 stimmt die Kaiserlich Russische Regirung den

vier Forderungen Frankreichs zu: „Elsaß-Lothringen wird zurückgegeben. Die Grenzen zieht Frankreichs Wille; sie strecken sich mindestens bis an die des alten Herzogthumes Lothringen und umfassen das ganze Kohlenbecken des Saarbezirkes. Die übrigen linksrheinischen Gebiete werden aus jeder politischen und wirthschaftlichen Abhängigkeit von Deutschland gelöst. Die nicht in Frankreichs Staatsleib eingefügten sollen ein selbständiger und neutraler Staat werden und die Last französischer Besatzung tragen, bis alles im Friedensvertrag Ausbedungene von den Feinden geleistet worden ist.“ Der Wortlaut dieses Abkommens (Pokrowskij-Briand) ist erst durch die Veröffentlichung aus den petrograder Geheimarchiven bekannt geworden. Im November 1918 ist Elsaß-Lothringen und das Saargebiet in Frankreichs Hand; wird die Besetzung des linken Rheinufers vorbereitet und eine Liste von Friedensbedingungen angekündet, deren Erfüllung, noch beim besten Willen des Besiegten, kaum in einem Jahrzehnt möglich würde.

Klingt es nicht, Alles, wie Kunde aus einem Mythenreich? Wie Botschaft aus einem Rußland, für das vorn kühne Nordgermanen, wikingisch harte Räuberherzen kämpfen und dessen Schoß dennoch schlaff in Urchristensanftheit zurücksinkt? Gestern trotziger Uebermuth, heute auf jedem Markt das Bekenntniß der Ohnmacht. Gestern: „Wir stehen tief in Feindesland und die Hölle selbst kann uns die errungenen Faustpfänder nicht entreißen.“ Heute: „Fortsetzung des Kampfes ist unmöglich; nicht einmal Frankreichs Einzelangriff vermöchten wir abzuwehren.“ Ein Millionenheer, dessen Leitung besiegt, das selbst aber nicht endgiltig geschlagen ist, muß in Hast abziehen, kostbares Kriegsgeräth und gefüllte Proviantspeicher hinter sich lassen. Eine mit ungeheurem Geldaufwand bezahlte Flotte, die in Friedenszeit alle Reichspolitik erschwerte oder verdarb, die im Krieg versteckt werden mußte, deren Mannschaft aber in jedem Treffen ihren Muth und ihre Tüchtigkeit bewährt hat, wird in die Häfen des Feindes geschleppt oder in heimischem Wasserverließ entwaffnet. Nie erschautes, im Weltwesten nirgends erträumtes Schicksal. Hätte das Deutsch-

land Wilhelms und seiner Leute so arg gesündigt, wie Herr Pichon, wie jede Franzosenzunge spricht: wärs nicht dann sogar schon der Sühne genug? Köln, Düsseldorf, Koblenz, Aachen, Trier unter der Herrschaft des Feindes, dem die Mühe gewaltsamen Einbruches erspart worden ist. Lothringens Erz und die Saarkohle der deutschen Industrie gesperrt. Die ganze Provinz Posen, Oberschlesien, Stücke Westpreußens ungestüm von den Polen gefordert. Nordschleswig, bis an die Linie Flensburg-Tondern, den Dänen zugesagt. Weder Kolonien noch Marine. Das Geld tief entwerthet, die Hauptgewerbe dicht vor lähmendem Rohstoffmangel, die breiteste Menschenschicht seit Jahren schlecht genährt und alltäglich von dem Bild naher Hungersnoth geschreckt. Die jähste, unahnbarste aller Katastrophen, von denen Geschichte zeugt. Und im Lager der Feinde wird der Rachegott angefleht, neue Strafe zu ersinnen. Züchtigung einer Nation, die aufrecht unter solches Verhängniß schreitet. Die bis in die vorletzte Kriegsstunde gehört hat, ihr sei „der Sieg nicht mehr zu entreißen". Die, in den Ketten und dem Lügendunst des Belagerungzustandes, mit dem besten Willen nicht zu ergründen vermochte, ob, wann, wo wider Völkerrecht und Kriegsbrauch gehandelt wurde; und die, als ihr Erkenntniß aufdämmerte, die Schuldigen wegstieß, die Unrechtsordnung zertrat. Sie wankt nicht. Ist entschlossen, ihr Leid mit der selben Inbrunst wie zuvor ihr Glück zu umarmen. Sie will, daß Deutschland lebe. Und jeder Athemzug muß, noch auf kahler Scholle, unter entblätterten Wipfelzweigen, fortan dieses Willens Bote sein.

„Wir haben immer das Wort ‚Humanität' im Munde. Das ist eine res bipartita, eine doppelt getheilte Sache. Wo ein Staat gut sein soll, da sind zwei Hälften: die berathende, beschließende und die handelnde, ausführende. Das haben die Weisen des Alterthumes gewußt und Das wissen die erfahrenen Männer von heute. Glücklich der Staat, wo die beiden Hälften in gleicher Macht neben einander stehen! Ist oben zu viel, so ist der Sultan, ist unten zu viel, so ist die Pöbelherrschaft da. Das sind die zwei Abwege, die gräßlichen

und grauenvollen Abwege. Ich glaube an die Ewigkeit meines Volkes, des großen, ehrwürdigen Volkes der Deutschen. Was der Einzelne verdient und wirkt, ist wenig: er geht in der Million der Gedanken und Gefühle, in der geistigen Entwickelung eines großen Volkes so mit wie ein kleines Tröpfchen im Ozean. Ich bin der Meinung des ganzen deutschen Volkes und aller denkenden Männer, welche die Freiheit wollen, daß das Privilegium, daß die Bevorrechtung in jeder Beziehung aufhören muß, das Privilegium, das dem Adel die Erde gleichsam an die Füße gebunden hat. Niebuhr, der Unsterbliche, hat mehrmals den Antrag, adelig zu werden, erhalten; er hat geantwortet: ,Ich bin stolz, daß ich vom Bauerstande der Friesen entsprungen bin, die schon zur Zeit des Tacitus edelste Edelleute genannt werden.' Das war Bauerstolz. Ich selbst bin von schlechtem Bauerstand; aber wenn ich ein Gütchen hätte, wo Bäume ständen, die schon mein Urgroßvater gepflanzt hat: Das wäre mir ein Adel. Ich bin gewiß ein Republikaner, und zwar aus dem innersten Herzen; aber vor einer allgemeinen, ungeheuer großen Republik mit einem gewählten, verantwortlichen Präsidenten an der Spitze habe ich ein Grauen: nicht, weil es an sich gefährlich wäre, sondern, weil es eine große Uniformität, eine große Gleichheit machen würde, wobei unser Volk nur verlieren könnte. Selbst in den Zeiten unseres Unglückes konnten wir uns sagen: ,Glücklich, daß wir in Germanien geboren sind, wo man für die ganze Welt denken, empfinden und träumen kann; denn wir sind ein idealisches Volk: und Das ist unser Glück.' Wir können keine große, allgemeine Republik haben, wir dürfen sie, nach unserer ganzen Sinnesart, Vielseitigkeit, Mannichfaltigkeit, nicht haben; aber Republiken von aller Art, wenn sie stehen können und überhaupt menschlich sind, die können wir haben und vertragen." (Ernst Moritz Arndt.) „Der Vorzug eines freien Volkes vor einem gegängelten besteht darin, daß dieses die Fehler seiner Lenker, jenes seine eigenen büßt. Bei dem Eintritt in die Freiheit strauchelt ein Volk um so leichter, je straffer die Zügel gehalten waren, je plötzlicher sie gelöst worden sind. Das Kind muß oft fallen,

bevor es laufen kann, und der klösterlich geschulte Jüngling wird der tollste Student. Aber das Kind lernt gehen, wenn es nicht zu schwach ist; der Jüngling lernt sich selbst regiren, wenn er nicht dumm oder schlecht ist. So lernt auch ein Volk in freier Bewegung seine Fehler kennen und ablegen, wenn es nicht entartet ist. Höre ich aber die Schmeicheleien, die jetzt so oft der Masse gemacht werden, die Tugenden, die man ihr, zu ihrem eigenen Erröthen, beilegt, so möchte ich solche Schmeichelei nicht minder unwürdig finden als das Knien vor dem Thron eines gekrönten Hauptes.‘ (Karl Mathy.), Wir sind hierher gesandt, die deutsche Einheit zu gründen; aber nicht, um große Gebiete und zahlreiche Bevölkerungen von Deutschland abzulösen, Gebiete, die durch Jahrhunderte deutsches Reichsland, die auch in den trüben Tagen des Deutschen Bundes noch deutsches Bundesland waren. Man sagt, die alten Mauerwerke seien darum so unzerstörbar, weil der Kalk mit Blut gelöscht sei. Oesterreich hat sein Herzblut in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit gemischt. Oesterreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche. Ich gestehe, einmal geträumt zu haben, daß der großartige Aufschwung der deutschen Nation auch bedeutende politische Charaktere hervorrufen und hinfort nur der Hervorragendste an der Spitze des deutschen Gesammtstaates stehen werde. Das ist nur möglich durch Wahl, nicht durch Erbgang. Hier ist freies Feld. Eine mächtige Volkserhebung muß sich aus ihrem eigenen Geist die ihr angemessene Form schaffen. Die Revolution und danach ein Erbkaiser: Das ist ein Jüngling mit grauen Haaren. Schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat, stoßen Sie Oesterreich nicht ab; Sie würden dadurch unseren Gesichtskreis verengen. Und glauben Sie mir: Es wird über Deutschland kein Haupt leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist!“ (Ludwig Uhland.),, Wir wollen die Freiheit als das Höchste aufstellen. Sie ist der Grund all unserer Rechte von je her gewesen; so schon in der ältesten Zeit. Aber neben der Freiheit hob sich eine Unfreiheit, eine Knechtschaft auf der einen und auf der anderen

Seite eine Erhöhung der Freiheit selbst. Als die härtere Unfreiheit sich in eine mildere auflöste und neben der härteren bestand, da entsprang auch eine Erhöhung der Freiheit in den Adel und des Adels in die fürstliche Würde. Nachdem diese Erhöhung der Unfreiheit aufgehört hat, muß auch die des Adels fallen. Ich hege die Ueberzeugung, daß unsere Fürsten bald die Selbstverleugnung haben werden, allem byzantinischen oder chinesischen Schmuck zu entsagen, zur Einfachheit unseres Alterthums zurückzukehren und an Civilisten keine Orden auszutheilen, da sie ursprünglich blos für das Heer bestimmt gewesen zu sein scheinen. Eine Erhebung in den Adel oder aus niederem in höheren Adel darf nicht mehr statthaft sein und alle Orden für den Civilstand sind und bleiben abgethan. Wir Deutsche sind allzu sehr geneigt, an dem Geringfügigen und Kleinen zu hängen, das Große uns darüber entschlüpfen zu lassen, und der Deutsche hätte das Pedantische erfunden, wenn es in der Welt unerfunden geblieben wäre. Je älter ich werde, desto demokratischer gesinnt bin ich." (Jakob Grimm.) „Einst suchte man den Begriff des Volkes in dessen Kern: gerade in dem Bürgerthum, dem Mittelstand, den man jetzt, nachäffend, Bourgeoisie nennt, suchte man die wahren Vertreter des Volkes; aber jetzt ist für viele Herren zweifelhaft, ob sie den Bürger, der durch Talent, Fleiß, Mäßigkeit sich ein Besitzthum erworben hat und dessen Bestreben dahin geht, sein Errungenes für seine Kinder, für seine Familie zu erhalten, ob sie solchen Bürger zum Volk rechnen sollen. Daß aber Einer, der sich nicht anstrengt, der, verschuldet oder unverschuldet, in Ungebildetheit geblieben ist und seine ganze Weisheit aus irgendeiner Phrase oder irgendeinem Lokalblättchen schöpft, zum Volke gerechnet werden müsse: Das ist den selben Herren nicht zweifelhaft." (Friedrich Bassermann.) „Wenn Sie in Deutschland die Fackel des Bürgerkrieges werfen, so wird sie nicht nur die Paläste, sondern auch die Hütten entzünden. In einer Zeit, wo die Rechtsverwirrung fast stündlich zunimmt, werden Sie des Berufes einer Versammlung gedenken, die bestimmt ist, den Frieden und das Recht wieder in Deutschland einzuführen, und Sie

werden sich des Spruches erinnern, der so alt ist wie die Welt: Recht muß doch Recht bleiben.“ (Georg Freiherr von Vincke.) „So weit ich Deutschland und deutsche Zustände kenne, glaube ich, daß nichts unserem Charakter weniger entspricht als Centralisation. Gerade die beste und glücklichste Seite unserer Anlage und Entwickelung liegt darin, daß wir niemals centralisirt haben.“ (Georg Waitz.) „Die Religion der Freiheit und die Begeisterung des Volkes wirken Wunder. Noch aber hat der Geist der Zeit dem deutschen Volke diese wunderthätige Hand nicht aufgelegt. Erst müssen die Priester der Freiheit lernen, nicht mehr Andere, sondern sich selbst zu opfern.“ (Wilhelm Zimmermann.) „Ich bin für die Trennung der Kirche vom Staat; aber nur unter der Bedingung, daß überhaupt Das, was man Kirche nennt, spurlos von der Erde verschwinde und sich dahin zurückziehe, wo es seine Heimath hat, in den Himmel. In Natur und Politik giebt es keine andere Entwickelung als durch Revolution. Der aus ihr hervorgegangene Zustand setzt sich fort, bis er am Marasmus seines eigenen Wesens zu Grunde geht: und dann muß eine neue Revolution einen neuen Zustand schaffen. Noch immer regirt die bewaffnete Minderheit im Namen der Brutalität die friedliche Mehrheit. Unsere ganze politische Thätigkeit ist umsonst, wenn uns nicht gelingt, diesen Angelpunkt der Regirungsysteme von heute zu ändern und es dahin zu bringen, daß die Mehrheit wirklich im Geist der aus ihr entwickelten Humanität sich selbst regiren kann.“ (Karl Vogt.)

Mahnruf der Toten, der das Ohr der Lebenden sucht. Stimmen der Männer, die im Mai 1848 in die frankfurter Paulskirche zu Deutschlands erster Nationalversammlung zogen. Die zweite soll am sechzehnten Februar 1919 gewählt werden. An der Schnur eines Stimmrechtes, das dem nicht einer Partei Verschriebenen noch weniger Hoffnung läßt als das für den Reichstag gewährte. Können die Listen, die alle zu Wahl berechtigten Männer und Frauen verzeichnen, früh genug fertig sein? Droht nicht die Gefahr, daß die Wehrmänner, die erst nach der Weihnacht, noch später gar einen sicheren Arbeitplatz, eine feste Wohnstatt

finden, daß die hundertsechzigtausend Mann der Armee Mackensen um ihr Wahlrecht kommen? Wird dieses Recht von Elsassern, Lothringern, Polen, Dänen, die von dem Erdfriedensvertrag die Lösung aus der Deutschen Republik erhoffen, im Innersten sich schon von ihr abgekehrt haben, ihr zu Heil genützt werden? In den besetzten Gebieten bestimmt die Willkür des feindlichen Befehlshabers den Umfang und Ton des Wahlkampfes; kann der fremde Häuptling alle Flugblätter einer ihm widrigen Partei, jede ihm lästige Zeitung, Versammlung, Werberarbeit verbieten. Trotz Alledem dürfen wir hoffen, daß die Nationalversammlung in der ersten Märzwoche tagt. In der letzten wird, vielleicht, offenbar, welcher Mehrheit die Regirung anzuvertrauen ist. Soll erst dann die Verhandlung über den Frieden beginnen? Das müssen wir glauben. Denn die Wahl wird auf eine (öffentlich noch nicht hörbar gewordene) Weigerung der Feinde gegründet, mit einer nicht durch Parlamentsmehrheit gestützten Regirung zu verhandeln. Warten wir aber so lange, dann bleibt den Anderen Muße, ihre nicht überall leicht zu einenden Interessen und Wünsche in Bündel zu raffen, fest zu verschnüren und Deutschlands Vertreter nur ad audiendum verbum in den Kongreß zuzulassen, nur vor die Frage zu stellen, ob sie den Vertrag, als ein unantastbar Ganzes, in Demuth annehmen oder dem Vormarsch der fremden Heere die Herzkammern der Heimath öffnen wollen. Das darf nicht werden. Die Verhandlung muß früh beginnen; müßte schon im Gang sein. Wir haben eine „provisorische Regirung". Eine preußisch-berlinische, deren Macht kaum über die Hauptstadt hinausreicht. Eine sozialdemokratische, die alle „Bürgerlichen" ausschließt, höchstens als Gehilfen und Techniker zuläßt, der aber noch nicht gelungen ist, für die von ihr geführte Sache die Internationale des Proletariates in Bewegung zu bringen. Wir brauchen ein neues Provisorium. Dürfen nicht, ohne Rohstoffe, Nährmittel, Handelsmöglichkeit, warten, bis das neue Parlament einer Partei oder einem Parteienklüngel das Recht zur Regirung zugesprochen hat. Wir brauchen ein Reichsdirektorium, das alle Gaue Deutschlands und alle Schöpferkräfte der Na-

tion verkörpert und das mit den Geschäftsführern der noch feindlichen Völker verhandeln kann. Ohne Mandat, ohne Auftrag (den ja auch die „Volksbeauftragten" von heute nicht haben)? Plebiszit, Wahl durch Land- und Kreistage, Stadtparlamente, Gewerbe- und Handelskammern, Gewerkschaften, Arbeiterräthe: ein Staatsrechtslehrer oder in anderen Zaubern Geübter fände das brauchbare Schlüpfloch. Nur geschwind! Keine Ewigkeit bringt die jetzt verzauderte Stunde zurück. Je früher das Weltgespräch anfängt, desto besser für Deutschland. Noch hat es sich selbst, die Leistungfähigkeit seiner Menschen, zu bieten. Das ist viel. Ist der Pakt in den Hauptzügen von Sachverständigen entworfen, gebilligt, dann mag ihn die Nationalversammlung besiegeln.

Von Sachverständigen. Die fehlen auf keinem Gebiet. Werden sie gefragt, in die Aemter geholt? Schon hört man wieder die Klage, auch in dem neuen Deutschland, die gute Gesinnung, die Parteifrommheit gelte viel mehr als das Können. Ringsum regen sich Kräfte. Tausende begabter Männer und Frauen lechzen nach Mitwirkung zum Neubau des deutschen Staatshauses; rennen aber gegen einen Stacheldrahtzaun, über dessen Geflecht die Weisung dräut: „Bürgerlichen ist der Eintritt streng verboten." Mancher Handarbeiter hat heute höhere Einkunft als der so rauh Abgewehrte; bis zu dreißig Mark für fünfstündige Arbeit und noch darüber hinauf. Mancher vergißt, daß Lohnbewegung nicht Revolution, Revolution nicht Lohnbewegung ist, und läßt sich den rothen Tag zinsen. Ein schäbiger Neidhart, wers den Armen nicht gönnt. „Der Protz hat in seiner Fabrik während des Krieges das Geld gescheffelt; mag ers nun uns Arbeitern hingeben, die es ihm erwarben. Auch wenn Kupfer, Kohle, sonstwas fehlt und wir meist herumlungern: Lohn, hoher, muß sein." Gut. Was aber wird, wenn der Kriegsgewinn, aus dem sich der Staat ein hübsches Sümmchen geholt hat, zerschmolzen ist? Noch engere Einschränkung des Betriebes, dessen „Umstellung" in das Bedürfniß nach „Friedenswaare" fürs Erste doch nicht möglich ist. Wahl zwischen Arbeiterentlassungen und Fabrikschluß.

Ohne Profit, sagte Bebel, raucht kein Schornstein. Und wie soll, unter der schweren Lohnlast, selbst ein lebensfähiger Betrieb auf dem Weltmarkt im Wettbewerb mit dem Gewerbe billiger liefernder Länder bestehen? Unterliegt er: am Ende triffts doch immer den Arbeiter. Nur in behutsamer Pflege kann der sieche Körper deutscher Wirthschaft genesen. Von dem Ererbten, Erheiratheten, Erarbeiteten wird uns, Allen, blutwenig bleiben; und der Bürger, der geschätzt und geschatzt worden ist, darf nicht ein kaltherziges Scheusal gescholten werden, weil er zu dem Proletarier spricht: „Der Lehrer, der Kleinbeamte, der Richter sogar hat in den Kriegsjahren mehr Noth gelitten als Du und stöhnt jetzt nicht, trotzdem sich sein Himmel noch trüber umwölkt. Auch Du wirst in dem Leid des Vaterlandes nicht die Konjunktur sehen, aus der Du auf nie zuvor erblickte Einkunfthöhe springen kannst. Die Revolution hat Dich aus der Fessel, die Dich noch drückte, erlöst und Dein Recht zu Mitrede in Staat und Fabrik geweitet. Dein Kind wird für den Kampf ums Dasein so stark wie das des Reichen gerüstet und braucht nicht Jahre lang im Rock des Königs sich der Arbeit zu entfremden. Du hast nichts als Deine fleißigen Hände und sollst sie gewiß nicht Knickern vermiethen. Doch das Wesen, der Inhalt und Zweck der großen Umordnung war nicht, die Erlangung höheren Taglohnes". Eben so wenig die flinke Breitung der Parteimacht. Warnt Vernunft nicht vor dem Wahn, der in Handarbeit Ergraute könne die Leistung des auf Marktkenntniß, Unternehmererfahrung Stehenden schnell überflügeln? Nicht vor der Einpferchung in Sektenauslese? Im Drang schmerzlichsten Erlebnisses braucht Deutschland jeden Willen und jede Kraft. Niemand darf, nicht der Einzelne noch die Partei, jetzt fragen, wo Vortheil zu raffen, wo Schade zu meiden ist. Jeden ruft die Pflicht, als Republikaner das Wohl der res publica zärtlich, als wärs ein Stück von ihm, zu umfangen und das Gute, das sittlich Schöne zu wollen, weil es gut und schön ist. Gewähret Allen, in denen reiner Glaube lebt, Raum zu Helferversuch und prüfet nicht durch die Brille neuen Pedantenvorurtheiles ihre Ausweispapiere. Den Kreuz-

fahrern trat einst eine sarazenische Jungfrau entgegen, die in der rechten Hand einen Eimer mit Wasser, in der linken eine Pfanne mit Feuer trug. Auf die Frage, was Dieses bedeute, sprach sie: „Mit diesem Feuer, Ihr Christen, will ich Euer Paradies verbrennen und mit diesem Wasser will ich die Gluth Eurer Hölle löschen, auf daß Ihr fortan nicht von der Hoffnung auf Lohn Euch zu guter That treiben, nicht von der Furcht vor Strafe Euch von schlechter That abschrecken lasset, sondern das Gute und Edle thut, weil es gut und edel, das Schlechte, Häßliche, Böse meidet, weil es schlecht, häßlich, bös ist." Horchet, Parteien, der Lehre. Wieder neigt Ihr, Entbannte, in Selbstvergottung; und Eure Selbstsucht wird allzu menschliche Dummheit.

Deutschland, das in neuem Gewand die alte Sprache spricht, auf wichtigem Posten die alten Wortführer duldet, wird draußen nicht verstanden. Wird wieder gefürchtet. Seine Militärmaschine ist eingestürzt. Bedroht es nun aber den Erdwesten nicht mit den Giftkeimen aus der Republik der Sowjets, der es in Grundriß und Möblirung seines Reichshauses nachstrebt? Proletarierherrschaft, Sozialisirung der Wirthschaft, am Ende des Weges Kommunismus, nicht von der sanften Sorte: nach der Einschleppung solcher Seuche kämen die Bürgergesellschaften, die, endlich, wieder in Ruhe was Gutes schmausen möchten, in Lebensgefahr. Unsinn, brummt Einer; „Rußland ist ein Erdtheil und könnte, wenn es sich in Ordnung höbe, allen Hauptbedarf selbst decken. Deutschland braucht uns; müßte ohne die Kalorien, die wir seiner Wirthschaft spenden, vereisen. Aengstet es mit den Schrecken der Einsamkeit, mit Seesperre und Marktwehen: und es tastet sich bald in Vernunft zurück." Was drinnen die Machthaber ersehnen, ist den Mächtigen draußen Gräuel. Deshalb ist jetzt die Klammer so eng und der Ton so rauh. Wirthschaft, Horatio! Auch morgen wird Tag. Noch muß der Glaube an Menschheit nicht sterben.

Deutschlands tapfere, geduldige, nun müde Krieger kehren heim. Ein dunkler Wagen in der berliner Stadtbahn.

Ein Jüngling, blond, mit einem Ritterkopf wie man ihn in Nordwestdeutschland manchmal über dem Bauerskittel noch sieht, lehnt da mit seinen Waffen, mit seinem Gepäck; blaß, ganz jung; sinnt vor sich hin und fragt endlich, schüchtern, verängstet, wie er nie war, wenn rings um ihn der Tod aus tausend Schlünden nach Futter heulte: „Wie siehts denn hier aus? Ist man böse auf uns?“ Das Rheinland habe sie so herzlich, mit den Zweigen immergrüner Hoffnung empfangen. „Aber hier? Wir habens ja nicht geschafft!“ In das Gedächtniß drängt sich das Wort eines jungen Kriegsmannes aus deutscher Dichtung. „O schöner Tag, wenn endlich der Soldat ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit, zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch!“ So ists nicht geworden. Des blutigen Tages frohe Vesper, von der Schillers Jüngling spricht, ist nicht gekommen. An uns aber, an Jeden tritt, mahnend, heischend, rüttelnd, die Pflicht heran, diesen Menschen des blutigen Tages Vesper zu erhellen und ihnen, mehr noch als durch den Schmuck der Städte, der Häuser, durch den Blick des Auges, durch das Grußwort des Mundes zu zeigen, daß sie nicht nur willkommen sind, nein, daß unser Dank sie einhegt, sie wärmt, sie bettet in das Herz, in die heißeste Empfindensscholle Deutschlands. Jeder von Denen, die ihr Blut, ihre Nerven, ihre Gesundheit, ein Stück ihres Lebens für eine Sache, die sie heilig dünkte, hingaben, hat vollen Anspruch auf den Dank, auf die besonders tiefe und herzliche Hochachtung all seiner Landsleute. Schmücket die Seelen dieser Menschen. Weiset und deutet ihnen die Aufgabe, die ihrer harrt. Gebet ihnen im Gefühl des Einzelnen und der Gesammtheit den Platz, der ihnen gerade jetzt, nach fruchtlosem Ringen, gebührt. Und lehret sie das ewige Deutschland, ohne das die Welt ärmer wäre, erkennen und wollen. Das sinkt nie in Ohnmacht. Die fromme Gemeinschaft seiner Kinder verbürgt ihm noch am düstersten Tag würdig freie Einheit im Geist.



Zwei Briefe

Sehr geehrter Herr Harden, im vierten Heft Ihrer Zeitschrift geben Sie den Gedanken eines der weitblickenden deutschen Kaufherrn Raum, der mit bitterem Recht vor den Gefahren warnt, die eine Neuauflage des Ermächtigungsgesetzes für die Periode der Uebergangswirtschaft mit sich bringen würde. Welche Motive für diese Absicht der Neuauflgae maßgebend waren, kann der außerhalb Stehende nicht beurtheilen. Vielleicht war es nur die Aengstlichkeit, die, bei der Ungewißheit der Friedensbedingungen, die Volksregirung noch nicht zur Feststellung und öffentlichen Klarlegung eines Wirthschaftprogrammes gelangen ließ; vielleicht ließ auch die Fülle der politischen Probleme, welche die neue Regirung vorfand, noch nicht Muße zur erschöpfenden Aussprache. Doch in unserer Zeit, die auf allen Gebieten nach Wahrheit und Klarheit ringt, ist ein Erforderniß der Stunde, so schnell wie möglich die Grundsätze künftiger Wirtschaft öffentlich zu klarem Ausdruck zu bringen.

Weder in der politischen Verwaltung noch in der wirthschaftlichen Verwaltung des Staates kann das Ancien Régime dadurch die verdiente Grabesruhe finden, daß die höchsten Spitzen von neuen Männern besetzt werden. Die vorbereitende und die ausführende Arbeit wird stets in den Händen der untergeordneten Organe bleiben: zur wirklichen Durchsetzung der als Erforderniß der Stunde erkannten Nothwendigkeit wird die zwingende Forderung deshalb dahin gehen müssen, auch eine Reihe der Faktoren auf wirthschaftlichem Gebiet, die als Verkörperung des Ancien Régime anzusehen sind, durch andere Kräfte zu ersetzen.

Auf wirthschaftlichem Gebiet liegt der Schwerpunkt in den Fragen der Finanz- und Geldpolitik. Wo während des Krieges das große Publikum mit diesen Fragen überhaupt in Berührung kam, heftete sich das ganze Interesse auf die Frage der Kriegsanleihen. In froher Spannung sah man den Endergebnissen der Zeichnungen entgegen und schwelgte in Selbstherrlichkeit, als vom einen zum anderen Mal die Ziffern wuchsen. Niemals wurde die Frage gestellt, ob denn nicht ganz naturgemäß die Höhe des Anlage suchenden Kapitals bedingt wird durch die Höhe der dem Kapitalmarkt zufließenden Beträge; oder, in anderen Worten: ob denn, nachdem die staatlichen Ausgaben von Halbjahr zu Halbjahr erheblich wuchsen,

das ungefähr prozentual gleichartige Anwachsen der Zeichnungergebnisse nicht eine wirthschaftliche Nothwendigkeit war. Man stelle sich vor, daß das Publikum überhaupt keine Kriegsanleihe genommen hätte: da hätte man ja künstliche Anleihen erfinden müssen, um die Kapitalien, die von Halbjahr zu Halbjahr frei wurden und nach zinsender Anlage heischten, aufnehmen zu können. Fraglich konnte überhaupt niemals werden, ob das Reich die zur Kriegsführung nöthigen Mittel findet. Fraglich konnte nur bleiben, in welchem Maße kurzfristige Kredite von langfristigen abgelöst werden könnten. In Deutschland ist die Ablösung durch langfristige Kredite gelungen. Ob die Reklamethätigkeit der Reichsbank oder ob Pflichtgefühl und Hingabe des Volkes diesen Erfolg herbeiführten, läßt sich nicht mit der Gewißheit entscheiden, wie sie aus den Huldigungtelegrammen an den Reichsbankpräsidenten und den Schatzsekretär hervorleuchtete.

Umgekehrt: man muß auch die offene Wahrheit ertragen können, daß es keineswegs den bisher in Deutschland geltenden Meinungen von gesunder Finanzpolitik entspricht, wenn in weitem Umfang der Gedanke propagirt ward, Werthpapiere durch Lombardirung anderer Werthpapiere zu kaufen. Wenn in ruhigen Zeiten eine Bank einem Kunden eine Hypothek oder andere Werthpapiere belieh, damit er sich auf Grund des erhaltenen Kredites andere Werthpapiere kaufen konnte, so bezeichnete die ernsthafte Finanzpresse Dies mit Recht als einen „Finanzkredit", als einen Kredit, der gesundem Finanzgrundsatz widerspricht, weil die von der Summe der Einzelwirthschaften erworbenen Werthpapiere niemals höher sein sollen als die Summe der thatsächlich zum Erwerb von Werthpapieren freien Kapitalien: ein schroffer Gegensatz zu dem einstigen Schlagwort des Reichsbankpräsidenten von „Erhöhung der Liquidität der Banken". Ob und wie weit die in Folge der Reklame künstlich erfolgten Zeichnungen eine Verbesserung der Placirung bedeuten, kann erst die Zukunft lehren: daß nicht nur Großstädte, die auf der einen Seite hohe Anleihesummen zeichneten und auf der anderen Seite während des Krieges noch viel höhere Schulden machen mußten, sondern auch manche Privatwirthschaften genöthigt sein werden, Kriegsanleihe abzustoßen zur Mobilisirung des im Frieden benöthigten Betriebskapitals, ist offenes Geheimniß.

Einen nicht geringen Theil der Schuld an der unverkennbaren Zaghaftigkeit des Publikums gegenüber dem Kriegs-

anleihemarkt liegt auf der Stelle, die den Börsenmarkt der Kriegsanleihe zu überwachen hatte. Es ist ein in der ganzen Finanzwelt als unumstößlich anerkanntes Grundgesetz, daß ein Markt, besonders wenn er periodische große neue Effektenmengen unterbringen soll, von einer Hand geführt sein muß, die stets bereit ist, angemessene Beträge von Denen aufzunehmen, die verkaufen wollen oder müssen. Selbstverständlich: je größer das schwimmende Material, desto offener muß die aufnehmende Hand sein; mindestens muß die Bereitwilligkeit zur Aufnahme mit der Höhe des umlaufenden Materials prozentual stetig bleiben. Bei uns aber wurde die an sich schon geringe Summe, welche die Reichsbank täglich aufzunehmen sich anfangs bereit erklärte, dauernd herabgesetzt; wurden auch noch Vorschriften hinzugefügt, die klar erkennen ließen, daß die Reichsbank seit der Emission der ersten Kriegsanleihe bestrebt ist, selbst die absolute Ziffer des aufzunehmenden Materials herabzusetzen, während seit jener Zeit die Summe des schwimmenden Materials sich ungefähr um das Fünfzehnfache vermehrte. Natürlich wurde genau das Umgekehrte des erstrebten Zweckes erreicht. Das Bewußtsein, sein Material immer anbringen zu können, hätte unendlich viele Verkäufer aus dem Markt zurückgehalten, die unter den jetzigen Umständen auf möglichst frühzeitigen Verkauf sehen müssen, da sie ja die besten Beweise dafür ins Feld führen können, daß die Bereitwilligkeit zur Aufnahme dieser Papiere von Tag zu Tag schwand.

Aus solcher falschen Erfassung der prinzipiellen Frage konnten natürlich auf dem Feld der praktischen Bethätigung nur falsche Maßnahmen erwachsen: und hier war wieder das Unglück, daß Alles auf dem Weg der Bundesrathsverordnung erfolgen konnte, ohne daß der Reichstag und die sich dort geltend machenden Stimmen des Wirthschaftlebens gehört werden mußten. Die Städte hatten während des Krieges besonders hohe Ausgaben, zum größten Theil in Folge der ihnen obliegenden Kriegsunterstützungpflicht, von der ein Theil vom Staat nachträglich zu ersetzen ist. Nur ein einziges Mal wurde inzwischen ein Theilbetrag dieses vom Staat zu leistenden Ersatzes den Städten überwiesen. Der Haupttheil des Defizits jedoch, der ohnehin durch reguläre Einnahmen nicht zu beschaffen ist und deshalb von vorn herein auf den Anleiheweg gewiesen war, konnte auf diesem Weg nicht beschafft werden, weil es einfach verboten wurde. Keine Stadt durfte während

des Krieges im Innland eine Anleihe aufnehmen, weil der Kapitalmarkt für die Kriegsanleihe frei bleiben sollte. Die Folge, die gewollte Folge war, daß die Städte sich an die Darlehenskassen, an Banken und, in Schuldscheinform, an Private wenden mußten. Niemals haben die Reichsbank und das Reichsschatzamt erkannt, daß die Beschreitung dieser Wege genau so sehr den Kapitalmarkt in Anspruch nehmen müsse wie die Ausgabe einer Anleihe. Niemand wird doch behaupten wollen, daß die Darlehnskassen neues Kapital schüfen. Die Banken mußten, so weit ihre Mittel durch die Darlehenshingabe an die Städte festgelegt waren, ihren Bestand an Kriegsanleihe, Schatzanweisungen oder Schatzscheinen entsprechend niedriger halten: und den Privatkapitalisten, die Staatsschuldscheine erwarben, ging es eben so. Der Reklameklang der hohen Milliardenziffern der Kriegsanleihe-Ergebnisse konnte und durfte niemals darüber hinwegtäuschen, daß er nur durch eine künstliche Verkennung der Sachlage hervorgezaubert war. Aehnlich erging es den Kapitalbedürfnissen der großen Gesellschaften. Zuerst der leise Druck der Reichsbank: Kapitalserhöhungen sollten nicht ohne ihre Zustimmung durchgeführt werden. Eine neue Strafpolizei: Jedem, der gegen den hohen Wunsch der Reichsbank verstieß, wurde das Reichsbank-Giro-Konto gesperrt: neben den ordentlichen Gerichten und den Militärgerichten also als dritter Richterstuhl: das hohe Reichsbank-Direktorium. Da dieser Zustand, daß die Mißachtung eines Wunsches der Reichsbank einer Polizeistrafe untersteht, sich nicht aufrechterhalten ließ, erschienen im Jahre 1917 Bundesrathsverordnungen (auf Grund des Ermächtigungsgesetzes), die einen Theil der Lücken verstopften. Auch hier litt die Motivirung unter der falschen Erfassung des volkswirthschaftlichen Vorganges und führte deshalb zum Gegentheil des Gewollten. Wenn man den Städten zur Pflicht machte, ungeheure Zahlungen außerhalb des ordentlichen Budgets zu leisten, so mußte man ihnen die Möglichkeit geben, die Gelder zur Leistung dieser Zahlungen sich zu beschaffen. Da sie sich nach Möglichkeit der Gefahr entziehen wollten, die Darlehenskassen in Anspruch zu nehmen, weil sie nach Kriegsende sonst alle zugleich zur Konsolidirung ihrer Schulden schreiten müßten, so wählten sie neben Bankkrediten den Weg der Begebung von Schuldscheinen bei Privatkapitalisten. Die Reichsbank sah natürlich auch Dies nicht gern; aber es war der einzige Weg, auf dem der Druck sich Luft machen konnte und mußte.

Die Bundesrathsverordnung, welche die Kapitalserhöhungen

und Neugründungen unter die Genehmigungpflicht der Landesbehörden (Handelsministerium des Bundesstaates, das jedoch nur in Eintracht mit der Reichsbank entschied) stellten, beruhte auf dem selben Trugschluß. Ein Industrie-Unternehmen, das „kriegswichtige" Produkte herstellte, brauchte für Neuanlagen 20 Millionen Mark: konnte es sie nicht durch Ausgabe neuer Aktien erhalten, so mußte es den Weg der Bankschulden oder der Aufnahme bei Privatkapitalisten wählen. Was die Reichsbank verhindern wollte, war die Entziehung von Kapitalbeträgen aus dem Kapitalmarkt; diese Entziehung erfolgt durch die Thatsache der Investirung, sei es in Fabrikbauten, in Maschinen oder wie immer: die Thatsache der Investirung war bedingt durch die Kriegswirthschaft selbst. Nur für „kriegswichtige" Zwecke konnte sie erfolgen. Für andere Zwecke wurde ja das Material gar nicht freigegeben. War die Investirung aber „kriegswichtig", so wurden die für sie benöthigten Mittel dem Kapitalmarkt eben entzogen, auch wenn man die Kapitalserhöhung nicht genehmigte. Die falsche Logik des Motivs führte zu den tollsten Sprüngen. Ein Betrieb in der linken Rheingegend brauchte für seine Neuanlagen 1,5 Millionen Mark. Man genehmigte die Kapitalserhöhung in Höhe dieses Betrages unter der Bedingung, daß nur 40 Prozent des Nominalbetrages einbezahlt und dieser Betrag auch noch in Kriegsanleihe gezeichnet wurde; der Rest durfte während des Krieges nicht einberufen werden. Bei der Fusion Hösch mit der Grube Leopold verweigerte man die Kapitalserhöhung, obwohl sie ja nur einen Umtausch mit sich bringen konnte und sollte von Kuxen in Aktien, also ohne irgendwelche Berührung des Kapitalmarktes. Bei dem berüchtigten Fall der Daimler-Gesellschaft erhitzte man sich gegen die Ausgabe von 24 Millionen Mark Aktien zu 100 Prozent und wünschte lieber die Ausgabe von acht Millionen Mark Aktien zu 300 Prozent, obgleich Beides zu genau dem selben Ergebniß führen mußte. Ohne es offen einzugestehen, mißbrauchte man hier die Flagge des Schutzes des Kapitalmarktes zur Erzielung eines anderen Zweckes. Man wollte die angebliche Börsenspekulation eindämmen. Zwar hat man die Erhöhung des Lohn-Niveaus, die Erhöhung aller anderen Preise als Kriegsfolge mit in den Kauf nehmen müssen; aber die dadurch naturnothwendig hervorgerufene Erhöhung des Preises der Aktiven, die im Eigenthum von Aktiengesellschaften standen, wollte man mit Gewalt hemmen oder verbieten. Es ist eigenartig, daß die Kapitalserhöhungen und Neugründungen im ersten Halbjahr 1918, im

ersten der Herrschaft der Bundesrathsverordnung, dennoch höher war als die Ziffer des vorangegangenen Semesters, obwohl im zweiten Halbjahr 1917 noch viele Gesellschaften die Ausführung ihrer Pläne beeilten, um der Bundesrathsverordnung zu entrinnen. Aber bei dem Kampf gegen die angebliche Spekulation vergaß man das Grundgesetz, daß jede Waare (auch Werthpapiere sind eine Waare) um so höher im Preis steigt, je knapper der Vorrath wird.

Auf diesem Gebiet des Kampfes gegen die Börse wetteiferten das Reichsbank-Direktorium und das Preußische Handelsministerium in geistvollster Weise. Das Verbot der Veröffentlichung der Kursliste, gegen das nach und nach Banken und Publikum sich wandten, wurde aufrecht erhalten; der Terminhandel, die einzige Möglichkeit des Schutzes gegen Ueberraschungen, wurde aufrecht erhalten; die ganz überlebte Einrichtung des Einheitkurses, die zu den tollsten Kurssprüngen führen muß, blieb bestehen. Als dann schließlich bei Ausbruch der Krisis die üblen Folgen klar zu Tage traten und mit stärkstem Nachdruck nochmals die Aufhebung der thörichten Bestimmungen verlangt wurde, da hatte der dem Handelsministerium unterstellte Staatskommissar der berliner Börse kein anderes Linderungmittel als das Verbot, nach zwei Uhr noch Börsengeschäfte abzuschließen.

Wie sehr sklavischer Geist auch freie Menschen zu Sklaven macht, zeigte sich in der Finanzpresse: sie, die früher eigene Gedanken den offiziellen Tendenzen gegenüberstellte, verirrte sich vollständig in das Fahrwasser der offiziellen Reichsbank-Logik. Das Kapitel der Daimler-Gesellschaft wurde allwöchentlich aufgeblättert und immer wieder auf die Riesengewinne der Aktionäre hingewiesen, deren Dividende von 8 auf 35 Prozent gestiegen war. Wirklich: auf das Kapital von 8 Millionen Mark, das bisher allein Dividende bezog, war diese als Dividende ausgeschüttete Summe von 0,64 auf 2,8 Millionen Mark gestiegen. Aber niemals, in keiner Zeile wurde darauf hingewiesen, daß in der selben Periode, in der die Aktionäre nicht ganz 7 Millionen Mark empfangen hatten, die Daimler-Gesellschaft an Kriegsgewinnsteuer ungefähr 45 Millionen Mark abgeführt hatte. Man spielte gern den westeuropäisch Ueberlegenen und sah verächtlich herab auf den russischen Bolschewismus; aber man peitschte die Leidenschaft gegen die angeblich unterschlagenen Kriegsgewinne auf, ohne darauf hinzuweisen, daß der Staat das Vielfache der Aktionärbezüge stets empfangen hatte.

In welchem Maß die rechtzeitige Behandlung der Fragen

der Valuta und der Valutakredite von den führenden Instanzen der deutschen Finanzplitik veorabsäumt wurde, ist genugsam bekannt. Als die Bereitwilligkeit zur Kredithingabe noch schrankenlos schien, war man zu stolz: Deutschland brauche keine Kredite vom Ausland. Selbst die größten Anerbieten aus den Vereinigten Staaten wurden in der ersten Zeit ihrer Neutralität von uns stolz abgewiesen. Man suchte sie erst, als sie nur schwer, unter harten Bedingungen, oft in kleinen Beträgen oder nur gegen Kompensationen noch gewährt wurden.

Ein anderes Kapitel: die Frage des bargeldlosen Verkehrs. Noch immer haben sich die führenden Stellen nicht zu der Erkenntniß durchgerungen, daß ein himmelweiter Unterschied besteht zwischen „Geld" und „Geldzeichen". Noch immer hat man in der Praxis nicht anerkannt, daß in finanzpolitischem Sinn es ja keinen Unterschied macht, ob Zahlungen in Noten oder in Checkform erfolgen. Noch immer hat man nicht anerkannt, daß der bargeldlose Verkehr Gänge erspart, nicht Geld. Während der ganzen Kriegsdauer aber wurde die Förderung des bargeldlosen Verkehrs als eine patriotische That gepriesen, obwohl in unendlich vielen Fällen die Ersparnisse an Gängen beim Notengebrauch größer gewesen wären als beim Checkgebrauch. Diese offizielle Rangerhöhung zur patriotischen That, ausschließlich verursacht durch die Verkennung des Wesens des bargeldlosen Verkehrs, ist ein typischer Beweis für die Unmöglichkeit, sich an maßgebender Stelle in die wirklichen Zusammenhänge der Volkswirthschaft hineinzudenken. Gewiß: ein von bureaukratischem Geist nicht angekränkeltes System eines bargeldlosen Zahlungverkehrs (also ein Postchecksystem in idealer Gestalt) bedeutet einen volkswirthschaftlich erheblichen Fortschritt; aber von einer patriotischen That kann beim besten Willen nicht die Rede sein.

Der selbe Mangel sachlich logischen Urtheils über diese Frage leuchtete häufig aus den amtlichen Kommentaren zu den Reichsbankausweisen, die über die Zunahme des Umlaufes an Noten und Darlehenskassenscheinen klagten. Allerdings: wenn man die Zunahme des heimathlichen Bedarfs an Zahlungmitteln anerkennen muß, entschwindet die Möglichkeit, die gleichartigen Vorgänge bei den Feinden als ein Symptom wirthschaftlichen Unterganges zu brandmarken; aber welchen Werth hatte es, aus solchen (an ihrem logischen Zusammenhang verkannten) Symptomen auf die finanzpolitische Lage unserer Feinde Folgerungen zu ziehen, die immer schief sein mußten, weil sie auf schiefen Voraussetzungen beruhten? Völlige Verkennung der logischen

Zusammenhänge war es, nach jedem Zuwachs des Notenumlaufes über Mangel an patriotischem Gefühl zu klagen, anstatt die Ursache des dauernden Mehrbedarfes in der steten Steigerung der Preise, in der Steigerung der Staatsaufträge, der dadurch bedingten Lohnerhöhung, in der steten Erweiterung des Umlaufgebietes durch die in drei Erdtheile verstreuten deutschen Truppen zu suchen. Man verdammte fast den Notenumlauf, man glaubte mit unbedingter Gewißheit an den endlichen Sieg der bargeldlosen Abwickelung und mißachtete deshalb die Zeichen der Zeit, die für den stets vorzusorgenden Augenblick der Noth und der Gefahr unbedingt mit einem gewaltigen Anschwellen des Notenbedarfes hätte rechnen müssen: so, nur so geschah es, daß man dem Notenbedarf vom September bis Oktober 1918 völlig ungerüstet gegenüberstand. Was hätte es geschadet, wenn man in den Zeiten der Ruhe der Gefahrperiode vorgebaut hätte? Durfte überhaupt der Fall eintreten, daß das große Publikum reguläre Käufe dringend nothwendiger Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände unterlassen mußte, weil ihm die Geldzeichen zur Zahlung fehlten? Nein, gerade weil man Jahre lang dem Laienpublikum in allen Tonarten gepredigt hatte, jedes Verlangen nach einer Note sei eine Minderung des Staatsvermögens, gerade deshalb hat das Publikum im Augenblick der Gefahr, als es retten wollte, was ihm rettbar schien, sich auf die Noten gestürzt.

Jetzt gilt es, nach Möglichkeit die gemachten Fehler auszutilgen, das Versäumte nachzuholen. Den Kriegsanleihen muß ihr natürlicher Markt wiedergegeben werden. Wo es möglich ist, etwa durch Hereinnahme an Zahlungstatt bei staatlichen Verkäufen, muß dem Kurs ein innerer Halt gegeben werden. Der Grundsatz, daß die Häufung von Schuld auf Schuld ungesund ist, daß es dem Prinzip gesunder Finanzwirthschaft widerspricht, auf dem Lombardweg sich Effekten zu kaufen, muß zur öffentlichen Geltung und Durchführung gebracht werden. Den Kommunen und Kreisen muß man den Kapitalmarkt freigeben, wobei allerdings, um die Folgen des Versäumten nicht so schroff hervortreten zu lassen, ein harmonisches Vorgehen der Kapitalsuchenden herbeigeführt werden muß. Der finanziellen Anpassung der industriellen Unternehmungen muß die nöthige Marktfreiheit zurückgegeben und, wie auf allen Gebieten, auch im Effektenhandel die Verschweigung der Wahrheit, das Verbot der Kurslisten, durch volle, schrankenlose Offenheit ersetzt werden.

Frankfurt a. M. Dr. N. E. Weill.

Sehr geehrter Herr,

Ich, ein Unbekannter, will es ruhig aussprechen: Wir brauchen den Frieden. Damit unsere Kinder wieder lachen lernen. Damit unsere Frauen wieder Hausfrauen werden, mit innerer Würde. Damit unsere Männer wieder Männer werden, mit innerer Ehre.

Und wir brauchen den Frieden, der kommen wird, damit wir endlich, nach dreißig Jahren der Irre, wieder zu uns selbst zurückfinden, wieder wahre Männer werden, nachdem wir ein Menschenalter hin uns bemüht haben, Narren und Affen zu werden.

Dreißig Jahre hat ein Bismarck die Deutschen erzogen, zu Deutschen erzogen ein tapferes, innerlich starkes, nach außen angesehenes Volk. Ein Menschenalter (und welch reiches!) hat er seinem Volk geopfert, ein treuer Freund eines edlen, bescheidenen Herrn, seines Kaisers. Eines jener Herrscher, die nicht „Handlanger" brauchen können, sondern sich bescheiden der besseren Einsicht Anderer unterordnen und doch immer die wahren Herren bleiben.

Inzwischen ist ein weiteres Menschenalter vergangen, dessen Resultat die letzten Tage brachten, das Zeitalter, das völlig für uns mit der Gestalt Wilhelms des Zweiten ausgefüllt ist. Und wir haben uns, allen Warnern zum Trotz, redlich bemüht, das große Erbe nutzlos zu verthun, das uns überkommen ist. Völlig bankerot sind wir geworden; und fassen uns an den Kopf: wo denn all das Erbe hingegangen ist.

Denn es ist nicht wahr, daß der Kaiser allein die Schuld trägt. Das ganze Volk ist schuldig, das all die dreißig Jahre nicht nur geschwiegen hat, wenn einer der Tüchtigen nach dem anderen, die mahnend und warnend ihre Stimme erhoben, den „Staub von den Füßen schütteln mußte", sondern das jeder Geste, und war sie noch so thöricht, zujubelte, das jede Barttracht nachahmte, nicht nur „Hoch", sondern stets dreimal „Hurra" mit dem Ton auf der letzten Silbe geschrien hat, wenn ein kaiserlicher Toast und eine kaiserliche Unbesonnenheit uns vor aller Welt blamirte. Denn draußen, wo man nüchterner dachte, konnte man nicht verstehen, daß der neue Herr nichts Besseres zu thun habe. Man hielt uns, selbst bis in die jüngste Zeit hinein, für viel klüger, als wir in Wirklichkeit waren.

Die fremden Monarchen und Staatshäupter verstanden uns nicht. Sie konnten sich nicht denken, daß der Chef eines großen Hauses nur zu seinem Vergnügen die fremden Geschäftsfreunde

besuche, sie wurden mißtrauisch, wenn der hohe Herr sich persönlich zu ihnen bemühte, sie wurden enttäuscht, wenn nach großer Ansage der hohe Besuch ihnen für all die Kosten des Empfanges nichts weiter gebracht hatte als Phrasen und höfliche Redensarten, die brieflich eben so gut zu erledigen waren. Das war der Anfang. Und dann kamen die großen Ueberraschungen.

Wilhelm der Zweite und wir braven Deutschen immer mit hielten die ganze Welt mit Reden in Athem. Die Reichskanzler sahen ihre Zeit damit ausgefüllt, die kaiserlichen Reden und Thaten umzudeuteln und kamen nicht zum Regiren. Das besorgte das Geheime Kabinet. Und die militärisch erzogenen Deutschen freuten sich über die „Schneidigkeit"; denn nicht Verstand war Trumpf im neuen Deutschen Reich, sondern Schneidigkeit und Korrektheit.

Wir waren einst das Volk der Dichter und Denker; wir sind das Volk der Redensart und der aufgeblasenen Phrase geworden. Einst schrieben wir Bücher und auch geistvolle Briefe; jetzt hielten wir tönende Tischreden. Unsere Beamten wurden allzu oft Streber und Kleber, die nicht Bildung und Verstand förderte, sondern Patriotismus der gangbaren Sorte und korrektes Corpsstudententhum. Der Reservelieutenant wurde wichtiger als Wissen und Können. Die Ideale verschwanden, das von oben her ertönende geistlose Kommando unterdrückte jede innere Freiheit. Nicht das gute, wahre Werk, sondern die Anerkennung durch Titel und Orden wurde das Wesentlichste. So entstand die Siegesallee und der berliner Dutzendstil, von dem wir uns in hundert Jahren nicht erholen werden.

Von unserer Rechtspflege spricht der Fall Eulenburg, der ja wohl heute noch nicht erledigt ist. Und wir entrüsten uns, weil der Mörder des Sozialistenführers Jaurès noch nicht abgeurtheilt wurde. Unabsetzbar war der Richter zwar, aber Carriere machen konnte er nur, wenn er nach oben schielte.

Unsere Schulen waren die besten der Welt. Aber der Lehrer wurde im Nebenberuf Reservelieutenant und nicht wahre Liebe zum Vaterland, zu allem Guten und Edlen, suchte er in unsere Jugend einzupflanzen, sondern Patriotismus und Loyalität. Hurrageschrei statt Ehrfurcht und Gehorsam. Glauben wurde gelehrt, nicht denken. Aber wir waren das allein edle Volk, beliebt bei Göttern und Menschen. Draußen im Ausland hörte man es anders.

Viele haben sich bei Kriegsausbruch an den Kopf gefaßt und gefragt, weshalb wir denn gar keine Freunde haben. Man

habe doch Niemandem was zu Leide gethan. Jawohl. Aber auch Niemandem zu Liebe. Hochmüthig waren wir geworden, eitel auf das stolze Erbe der Väter, das geeinte Reich, und unseren Hochmuth nannten wir Stolz und hielten ihn dafür; wir wurden zu schnell reich, wurden Parvenus, die Erben Goethes und Bismarcks.

Und als dann der große Krieg kam, auch da besannen wir uns noch nicht auf uns selbst. Von Begeisterung getragen, machten die Erwählten des Volkes sogleich die größte Dummheit, die möglich war. Auf dem Umweg über den Bundesrath gaben sie alle Gewalt, die ihnen nach der Verfassung zustand (zu viel war es nicht) für die Episode des Krieges (ein Dauerzustand kam ja nicht in Frage) in die Hände von zwanzig Generalkommandirenden, kleinen Königen, die über Nacht entstanden und nichts, aber auch gar nichts Königliches mitbrachten. Und nun wurde erst recht nicht regirt, sondern nur noch kommandirt. Und wie es so geht: Den bald selbst empfundenen Mangel an Wissen und Kenntnissen, an Uebersicht und Verstand ersetzte man durch möglichste Schroffheit. Sic volo, sic jubeo. Und die Civilgewalt, die doch wenigstens nie ganz den Zusammenhang mit den lebendigen Kräften des Volkes verloren hatte, schaltete sich in rührender Bescheidenheit selbst aus. Feldwebel wurde Trumpf in allen deutschen Landen, bis tief in den Süden hinein.

Ein Sturzregen von Gesetzlein ergoß sich über die Lande. Alles wurde improvisirt. Der dümmste Assessorismus, gepaart mit militärischem Rang ohne Würde, wurde auf den wehrlosen Civilmichel losgelassen. Wo sich ein Loch zeigte, flugs wurde es mit Verordnungpapier verklebt, größere Risse durch Heftpflaster von allmächtigen Kriegsgesellschaften nach unbewährtem Rezept verpappt. Dem Handel und Wandel ging dabei die Luft aus und die Lust. Aber was verschlug Das: wo der ehrliche Handel sich ausschaltete, schaltete sich der viel bequemere und gefügigere Schieber gern ein. Man rationirte und paragraphirte Alles, man „erfaßte" alles Mögliche und Unmögliche; nur: der Erfolg blieb aus, allen schönen Theorien zum Trotz. Alles drängte sich auf Hintertreppen, der im Dunkel „schleichende" Handel entstand, Alles war da und Alles fehlte.

Man sah schließlich selbst oben ein, daß es nicht gut sei, sondern schlecht; aber als Jurist und Offizier war man doch zu stolz, seine eigene Dummheit einzugestehen. Und weil es in der Gegenwart schlecht war, langte man nach der Zukunft

und zu rechter Zeit stellte sich ein Wort ein: man suchte seine Dummheit zu verewigen und erfand die „Uebergangswirthschaft“. Ohne überhaupt eine Ahnung zu haben, wann, wie und unter welchen äußeren und inneren Umständen der Uebergang kommen werde.

Wenn unsere Umwälzung nur einen Schimmer von Vernunft zeigen will, so sei die erste That die Aufhebung und Annullirung alles Dessen, was seit Kriegsausbruch an Gesetzen und Verordnungen, zugeschnitten auf eine Episode, unhaltbar für so lange Zeiten, sich über uns ergossen hat; aber ausnahmelos, ohne Hinterthüren, ohne Beschönigung, ohne Milderung. Aufhebung aller Kriegsgebilde und Kriegsgesellschaften, aller Monopole und Zwangsorganisationen. Und dann gehe die neue Regirung vor gegen den Feldwebelgeist, der so herrlich sich in diesen Kriegsjahren ausbreitete, korrumpirt und korrumpirend, und der viel schlimmer wuchert in allen Aemtern und Stellen, im Verkehr und Handel, oben und unten, als je in den schönsten Zeiten des seligen Zarismus. Im Militär bricht sich ja schon immer die Macht des Generals beim Feldwebel; ist es nichts Neues. Jetzt ist aber auch glücklich im Civilleben durch die Ueberspannung der wirthschaftlichen Verordnungen eine Bestechlichkeit eingerissen, die alle Begriffe verwirrt. Und was das Schlimmste ist: sie wird auch von rechtlich empfindenden Menschen stumm geduldet.

Die neuen Männer werden von den alten Gegnern als „Radikale“ verschrien; gut, so seien sie es in Wahrheit und roden radikal Alles aus, was die alten Regirungen in vier Jahren gesündigt haben. Gehet daran mit fröhlichem Gemüth und durchleuchtet all das Dunkle, das uns mit kleinlichen Chicane verfolgt, das Volk geärgert und verärgert hat. Gebet all das Brot, das im Lande ist, und erwürget dadurch den Schleichhandel, der nur von der Kargheit der Zutheilung lebt und gedeiht. Und gebet nach alter Regirungregel nicht nur „panem“, sondern auch „circenses“: lasset das Volk wieder froh werden und frei von ödem Gendarmen- und Polizeigeist. Lasset nach arbeitreicher Woche das Fabrikmädchen ruhig und offen zum Tanz gehen, nicht heimlich und verstohlen. Lasset mündige Männer, auch die im bunten Rock, ohne Zapfenstreich und Feierabend ruhig ihr Glas gutes Bier trinken, selbst auf die Gefahr hin, daß mal ein zwanzigjähriger Lieutenant von einem fünfzigjährigen Landsturmmann nicht genügend honorirt wird. Mögen endlich die militärischen Stellen von all

Dem entlastet werden, was sie doch nicht verstehen, und der militärische Absolutismus verschwinden, woher er gekommen ist.

Und Ihr, deutscher Adel, besinnet Euch auf Eure Väter, die Werth darauf legten, wahre Edelleute zu sein. Nicht in der Vertheidigung veralteter Vorrechte, nicht in liebedienerischem Gehorsam vor den Mächtigeren, nicht in subalternem Beamtendünkel, sondern in freier Kulturarbeit für die Allgemeinheit. Stemmet Euch nicht in thörichtem Dünkel gegen das Neue, das mit oder ohne Euch heraufkommen mußte. Und wenn Hunderttausende landhungerig zurückkehren aus dem Schlamm der flandrischen Gräben, so sperret Euch nicht gegen das alte Menschengesetz, daß freie Menschen nur auf freier Erde gedeihen können, sondern gebt von dem Ueberfluß heimischen Grundes ab, was noththut, damit es Euch nicht genommen werde. Ihr wißt ja: es würde Euch genommen.

Und Ihr, die zweite Generation der Fabrikherren, denket daran, daß Eure Väter einst klein angefangen haben, und versperrt den Strebenden nicht die Bahn, drückt Eure Beamten, Eure Techniker, Eure Chemiker, vor Allem Eure Arbeiter nicht zu Kulis herab. Nur wo freie Kräfte walten, kann das deutsche Wirthschaftleben sich neu gestalten, nur die am Besten behandelten und bezahlten Arbeiter bringen Euch das Meiste ein. Und glaubet nicht an die allein seligmachenden Trusts und Syndikate, die Euch die Juristen einreden und die den Nachwuchs fernhalten, den Wettbewerb ausschalten und am Ende sich gegen Eure eigenen Interessen und die Eurer Arbeiter richten. Glaubet nicht an Theorien, sondern an die allein lebendige und Leben bringende Praxis.

Auch schwere Zeiten, selbst demüthigende wie die von heute, muß ein reifes Volk ertragen können. Die lange Friedenszeit, der steigende Wohlstand hatte uns verwöhnt und hochmüthig gemacht und der Krieg hat uns nicht gebessert. Denn ging es uns gut, so höhnten wir die Feinde. Aber auch diese bösen Zeiten werden vergehen. Ein neues Geschlecht wird von draußen heimkehren, anders, als es hinauszog, mit anderen Wünschen und anderen Forderungen. Mögen dann die rechten Männer da sein, die das Verständnis für die neuen Begriffe haben. und nicht denken, daß mit wenig Weisheit regirt werden könne. Die Besten werden nöthig sein, um die neue Ordnung zu richten; nur die besten werden gut genug sein.

Hamburg. Ludwig Ollendorff.

(Beide Briefe wurden vor der Revolution geschrieben).

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 14. Dezember 1918

An die Feinde

Am fünften Januar 1918 sprach Premierminister Lloyd George vor den Vertretern der Gewerkschaften Grundsätze aus, deren Wiederholung jetzt nothwendig wird. „Ueber das Wesen unserer Kriegsziele und Friedensbedingungen ist, zu meiner Freude, die ganze Nation einig. Ich darf also behaupten, daß die Worte, die ich zu Ihnen sprechen werde und die der Erdkreis hören wird, den Willen der Nation, des britischen Gesammtreiches ausdrücken. Mißverständniß muß weichen. Wofür kämpfen wir? Wir führen nicht einen Angriffskrieg gegen das deutsche Volk. Das ist von seiner Regirung in den Glauben überredet worden, es müsse seine gerechte Sache gegen einen Bund neidischer Nebenbuhler vertheidigen, die Deutschland zertrümmern wollen. Das ist nicht wahr. Niemals plante Britaniens Regirung, die Einheit der deutschen Stämme aufzulösen, ihren Staat, ihre Länder zu zerstücken. Deutschland hat sich in der Welt eine große Stellung erworben, die wir weder bestreiten noch vernichten wollen. Wider unseren Willen, unbereitet zu so gewaltigem Ringen, sind wir gezwungen worden, unser Recht, das öffentliche Recht Europas und feierlich beschworene Vertragspflicht, die Deutschlands Fuß beim Einbruch in Belgien zertrat, zu vertheidigen. Wir standen vor der Wahl, in den Krieg einzugreifen oder als

Zuschauer die Niederlage Europas, den Triumph roher Gewalt über öffentliches Recht und internationale Gerechtigkeit zu sehen. Nur die Erkenntniß dieser ungeheuren Verantwortlickeit hat den Entschluß des Britenvolkes bestimmt. Wir wollen, daß Deutschland auf den Plan militärischer Erdbeherrschung verzichte und all seine Kräfte den großen Aufgaben weihe, aus denen der Welt Wohlthat werden kann. Wenn Deutschland sich eine aufrichtig demokratische Verfassung gäbe, wäre uns diese Thatsache der stärkste Beweis für den Verzicht auf militaristische Herrschsucht; und der Abschluß eines im weitesten Wortsinn demokratischen Friedens mit diesem Reich würde dadurch sehr erleichtert. Doch die Entscheidung dieser Sache steht nur dem deutschen Volk zu. Die formale Zustimmung zu dem Satz ‚Weder Annexion noch Kriegskostenersatz' und zu dem Gedanken nationalen Selbstbestimmungrechtes kann nicht nützen. Die Centralmächte müssen der Lage, der wichtigsten Thatsachen bewußt werden, ehe wir in Verhandlung mit ihnen eintreten. Weit hinter uns liegen die Tage des Wiener Kongresses. Der Willkür eines Verhändlerhäufleins, das mit Beredsamkeit und Intrigue einem Herrscherhaus oder Volk Vortheil zu erlisten sucht, darf die Zukunft europäischer Civilisation niemals wieder überlassen sein. Die Ordnung des neuen Europa muß auf vernünftige Gerechtigkeit gegründet werden; nur dann ist ihr Dauer verbürgt. Das Regiren in Eintracht mit den Regirten muß drum die Richtschnur für alle Gebietsordnung sein, die aus dem Krieg hervorgeht. Jeder Vertrag muß heilig und jede Nation, wie schwer es ihr auch werde, bereit sein, für ihre Unterschrift einzutreten. Sonst sind Verträge nicht das Papier werth, auf dem sie stehen. Belgien (Das war und bleibt stets unsere erste Forderung) muß in seinem ganzen Umfang, politisch und wirthschaftlich, wiederhergestellt und von allem tilgbaren Verlust entschädigt werden. Das ist nicht die Forderung eines Tributes, wie Deutschland ihn 1871 von Frankreich erzwang; nicht die Sucht, die Kosten einer Kriegspartei der anderen aufzubürden. Die grobe Verletzung des öffentlichen Europäerrechtes muß gesühnt und, wo es irgend noch

möglich ist, unschädlich gemacht werden: sonst ist auf Frieden nicht zu hoffen. Wiederherstellung schließt Anerkennung des dazu zwingenden Rechtes in sich. Wenn die Mißachtung internationalen Rechtes und der dadurch bewirkte Schade nicht durch Geldstrafe gesühnt wird, kann dieses Recht überhaupt niemals wirksam werden. Auch Serbien und Montenegro, die verheerten Gebiete Frankreichs, Italiens, Rumäniens müssen wiederhergestellt werden; die Zurückziehung aller fremden Truppen und die Entschädigung von rechtwidrig erlittenem Verlust sind die Vorbedingungen jeden haltbaren Friedens. Treu, bis in den Tod treu wollen wir auch zu der französischen Demokratie stehen, wenn sie die Wiedererwägung des großen Unrechtes fordert, das geschah, als 1871 zwei Provinzen aus Frankreichs Flanke gerissen und, ohne einen Blick auf die Wünsche ihrer Bewohner, dem Deutschen Reich einverleibt wurden. Ein Halbjahrhundert lang hat dieses Geschwür den Frieden Europas vergiftet; und ehe es völlig verheilt ist, kann der Erdtheil nicht wieder gesunden. Mit grellerer Deutlichkeit als durch dieses Beispiel kann wohl nicht bewiesen werden, wie schlimm sich der böse Wahnsinn rächt, der die Gunst militärischen Zufallserfolges zu Verletzung internationalen Rechtes mißbraucht. Ein freies Polen, dem alle dazu willigen echt polnischen Volkstheile einzufügen sind, scheint mir auch für die Sicherung und die Ruhe Westeuropas unentbehrlich. Ueber die deutschen Kolonien hat, wie ich oft gesagt habe, die Konferenz zu verfügen, deren Beschlüsse im Wesentlichen von den Wünschen und Interessen der Ureinwohner zu bestimmen sein werden. Sie wird auch für die Entschädigung von rechtwidrig erlittenem Verlust zu sorgen haben; und unserer Seemannschaft gedenken müssen, die für die gemeinsame Sache der Freiheit so viel that und so viel duldete. Wir müssen wünschen, müssen sogar fordern, daß die nach Kriegsschluß zu stiftende Ordnung nicht den Keim neuen Krieges enthalte. Die Gebietsfragen und alle anderen mögen noch so weise beantwortet werden: Stoff zu internationalem Streit bliebe doch immer. Nach dem Krieg wird die Wirthschaftlage Europas sehr unbequem sein. Ueberall wird

es, nach dem ungeheuren Kraftaufwand, an Rohstoffen fehlen. Je länger der Krieg, desto größer diese Noth; und die Länder, die Rohstoffe hervorbringen, werden, natürlich, zuerst für sich und für ihre Freunde sorgen. Auch wird die neue Ordnung nicht die Umstände überdauern, denen sie angepaßt wird. Und so lange neuer Völkerstreit noch möglich ist, müssen alle Völker sich dazu rüsten. Die drückende Rüstungbürde, der Wehrpflichtzwang, die wahnwitzige Vergeudung von Kraft und Vermögen an Kriegsbereitung: so häßlicher Flecke muß unsere Civilisation sich schämen. Deshalb muß, nach unserer Ueberzeugung, alles Erdenkliche zur Schaffung eines internationalen Organismus versucht werden, der Völkerstreit schlichtet. Dem also, der uns fragt, wofür wir kämpfen, antworten wir heute, wie so oft schon: Für gerechten und dauernden Frieden. Ehe dieser Friede in Sicht kommt, müssen, wie uns scheint, drei Bedingungen erfüllt sein. Erste: Anerkennung der Heiligkeit jedes Vertrages. Zweite: Die Grundlage der Gebietsordnung muß überall das Selbstbestimmungrecht der Völker, die Eintracht von Regirern und Regirten sein. Dritte: Ein internationaler Organismus, der die Rüstunglast und die Kriegsmöglichkeit mindert, muß geschaffen werden. Unter diesen Bedingungen wird das Britische Reich gern Frieden schließen. Um die Annahme dieser Bedingungen zu sichern, sind die Völker dieses Reiches zu noch größerem Opfer bereit, als sie bis heute schon brachten."

Drei Tage danach lauschte der Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika einer neuen Botschaft des Präsidenten Wilson. „Kein Staatsmann, in dem auch nur das geringste Bewußtsein der Verantwortlichkeit lebt, könnte für eines Augenblickes Dauer die fürchterliche Vergeudung von Blut und Gut verlängern, wenn er nicht gewiß wäre, daß solches Lebensopfer für das wahre Leben der Menschengesellschaft unentbehrlich ist und von seinem Volk als eben so unvermeidliche Gerechtigkeitpflicht empfunden wird. Wir wünschen und fordern, daß vom Beginn der Friedenserörterung an volle Offenheit und Oeffentlichkeit herrsche und fortan Geheimabkommen irgendwelcher Art

nicht mehr geduldet werde. Wie die Zeit des Eroberns und der Gebietsdehnung, so liegt auch die geheimen Verträge hinter uns; solche Verträge, die einzelnen Regirungen Sondervortheil sichern sollten, konnten plötzlich, wider alles Erwarten, den Erdfrieden gefährden. Daß diese Zeit entschwunden ist, muß, als eine beglückende Thatsache, jedem öffentlich wirkenden Mann klar geworden sein, der nicht im Gedankenkreis abgestorbener Tage lebt. Jede Nation darf fortan jede mit der Gerechtigkeit und dem Erdfrieden vereinbare Absicht offen ankünden und sich stets zu den Zielen bekennen, die ihrem Streben nothwendig und mit Menschheitrecht vereinbar scheinen. Wir sind in den Krieg eingetreten, weil das Recht verletzt, unser eigenes Leben dadurch schmerzhaft berührt worden war und unerträglich geworden wäre, wenn das Unrecht nicht gesühnt, die Welt nicht vor Rückfall gesichert würde. Wir erwarten und verlangen von diesem Krieg nicht irgendwelchen Sondervortheil. Wir verlangen nur: Weltordnung, die das freie Leben der Völker schirmt und jedem Volk, nicht nur unserem, das Recht verbürgt, sein Leben nach ungehemmtem Ermessen einzurichten, jedem das gerechte Wohlwollen der anderen sichert, jedes vor eigennützigem Angriff und Ueberwältigung schützt. Dahin müssen alle Völker streben; dahin weist aller Interesse. Uns wenigstens ist durchaus klar, daß wir gerechter Behandlung nur sicher sein dürfen, wenn sie allen Völkern gesichert ist. Unser Programm fordert Weltfrieden; und kein anderes dünkt uns heute noch möglich.

1. Alle Friedenserörterung muß öffentlich, jeder Friedensvertrag öffentlich nachprüfbar sein; internationale Geheimabkommen soll es nicht mehr geben und die Diplomatie ihr Geschäft vor Aller Auge treiben. 2. Ungeschmälerte Freiheit der Seeschiffahrt (außer in Territorialgewässern) in Friedens- und Kriegszeit; gesperrt ist ihr nur die See, die durch internationalen Beschluß, zu Sicherung internationaler Uebereinkunft, Allen verschlossen ist. 3. Fall aller entbehrlichen Wirthschaftschranken: Gleichheit der Handelsbedingungen für alle Völker, die Frieden wollen und zu seiner Wahrung bereit sind. 4. Bürgschaft für gleiche Min-

derung der Wehrmacht bis auf den niedrigsten Rüstungstand, der die innere Ordnung der Staaten sichert. 5. Aufrichtige und vollkommen unparteiische Schlichtung allen Streites um Kolonien; als unerschütterliche Grundlage aller Entscheidung über Hoheitrechte das Bewußtsein, daß die Rechte der Ureinwohner das selbe Gewicht haben wie die der Regirung, deren Souverainetät abgegrenzt werden soll. 6. Räumung des Rußland gehörigen Landes; allen Rußland berührenden Fragen ist die Antwort zu suchen, die diesem Reich Unabhängigkeit, freie Entwickelung und Wahl seiner nationalen Einrichtung, freie und gedeihliche Gemeinschaftarbeit mit den anderen Völkern der Erde sichert. Rußland muß freundlicher Aufnahme in die Gesellschaft der freien Völker gewiß sein, selbst sich die Gesetze geben, die es wünscht, und stets Beistand finden, wenn es ihn ersehnt. Die Behandlung, die im Lauf der nächsten Monate dem Russenvolk von den Brudervölkern gewährt wird, muß den guten Willen dieser Völker und ihr selbstloses Verständniß für Rußlands Nöthe erweisen: und damit eine Probe für das später von ihnen zu Erwartende sein. 7. Der ganze Erdball ist in der Ueberzeugung einig, daß Belgien geräumt, wiederhergestellt werden und in seinen souverainen Rechten so unangetastet bleiben muß wie jedes freie Volk, das sich solcher Rechte erfreut. Keine andere Einzelhandlung vermag so viel wie diese zur Erneuung des Völkervertrauens auf die Haltbarkeit der Gesetze, die nach dem Willen der Völker den internationalen Verkehr regeln sollen. Alles Völkerrecht wäre ohne solche Heilwirkung für immer entkräftet. 8. Frankreichs Land muß frei und dessen verheerter Theil wiederaufgebaut werden. Damit, im Interesse aller Völker, der Friede gesichert sei, muß das Unrecht, das Preußen 1871 that, als es den Franzosen Elsaß-Lothringen nahm, und das fast ein Halbjahrhundert lang diesen Frieden gefährdete, in Ordnung gebracht werden. 9. Die deutlich erkennbare Linie des nationalen Besitzstandes muß Italiens Grenzen bestimmen. 10. Oesterreich-Ungarn, dem wir in der Nationengesellschaft einen geschützten Platz sichern wollen, muß, so schnell,

wie es irgend kann, seinen Völkern die Gewißheit freier Entwickelung verbürgen. 11. Räumung und Wiederherstellung Rumäniens, Serbiens, Montenegros. Serbien erhält freien und sicheren Ausgang ins Meer. In freundlicher Aussprache sollen, auf dem festen Boden historischer Ueberlieferung, die Balkanstaaten sich über Verwandtschaft und Nationalbedürfniß verständigen; allen ist der Gebietsstand, die politische und wirthschaftliche Unabhängigkeit international zu verbürgen. Auch zu dieser Verständigung soll der Rath der Nationen mitwirken. 12. Sicherung der Osmanensouverainetät über alle türkischen Reichstheile; aber auch Sicherung des selbstständigen Lebens und ganz unbelästigter Entwickelung für die nicht türkischen Völker, die bisher unter Osmanenherrschaft standen. Allen Schiffen und dem Handel aller Völker sind, unter internationaler Bürgschaft, die Dardanellen stets offen. 13. Das freie Polenreich muß alle von unbestreitbarer Polenmehrheit bewohnten Gebiete umfassen, freien Ausgang ins Meer haben und durch internationale Bürgschaft in seinem Landbesitzstand und seiner Wirthschaftfreiheit geschützt sein. 14. Ein Völkerbund muß, in klaren Vertragsvorschriften, großen und kleinen Völkern unantastbaren Besitzstand und politische Freiheit durch Gemeinbürgschaft sichern.

Im Hinblick auf diese wesentlichen Versuche zu Unrechtssühnung und Rechtssicherung fühlen wir uns als schüchterne Gefährten aller gegen die Imperialisten vereinten Völker und Regirungen. Sonderinteressen können uns nicht spalten, verschiedene Meinungen über die Ziele uns nicht trennen. Bis ans Ende sind wir geeint; und werden kämpfen, bis die Abkommen und Verträge erlangt sind, die uns nothwendig scheinen. Nur, weil wir die Herrschaft des Rechtes und einen haltbaren Frieden wollen und weil gerechter Friede unerreichbar ist, wenn nicht die Hauptursachen des Krieges auf dem von unserem Programm vorgezeichneten Weg fortgeräumt werden. Wir hegen keine Eifersucht auf Deutschlands Größe; und durch unser Programm würde sie nicht verkleinert. Wir neiden ihm weder wissenschaftliche Erfolge und Ehren noch irgendein Unternehmen,

das seinem Namen Klang und Glanz erwarb. Wir wollen es nicht kränken noch seine Macht, seinen Einfluß da schmälern, wo sie berechtigt sind. Will es sich durch gerechte Verträge uns und anderen friedlichen Völkern zu aufrichtiger Achtung der Gesetze und nationalen Anstandspflichten gesellen, so denken wir nicht daran, es mit der Waffe oder mit feindsäliger Wirthschaftvereinbarung zu bekämpfen. Wir wünschen nur, daß es auf seinem Platz in der Welt, in der neuen Welt unserer Tage, anderen Völkern gleiches Recht gewähre. Fern ist uns das Erdreisten, ihm Umsturz oder Umbildung seiner Inneneinrichtung aufzuzwingen. Offen aber müssen wir aussprechen: Vorbedingniß jeder vernünftigen Friedenserörterung ist Klarheit darüber, ob hinter seinen Wortführern die Reichtagsmehrheit steht, ob die Militärpartei und die Schaar, in der noch die Hoffnung auf Weltbeherrschung lebt. Ich habe nun wohl so unzweideutig klar gesprochen, daß für Zweifel und Frage nicht der winzigste Raum mehr bleibt. Das ganze Programm, das ich verkündete, rankt sich um den einen Grundsatz: Allen Völkern, starken und schwachen, allen Stämmen, großen und kleinen, gleiches Recht, in gesicherter Freiheit so zu leben, wie ihnen beliebt. Der Bau internationalen Rechtes kann weder ganz noch in irgendeinem Theil standhaft dauern, wenn ihn nicht dieser Grundsatz als Grundmauer stützt. In diesem gewaltigsten, in diesem letzten Krieg für die Freiheit des Menschengeschlechtes ist der Gipfelpunkt sittlichen Empfindens erklommen. Unsere Kraft, unser reiner Wille, die Lauterkeit unserer Hingebung und ihres Zweckes muß nun die Probe bestehen."

Aus Wilsons Rede vom elften Februar 1918: „Die Vereinigten Staaten wollen sich nicht in Europas Angelegenheit einmischen noch gar in europäischem Gebietstreit das Amt eines Schiedsrichters an sich reißen. Sie würden sich des Versuches schämen, irgendwo aus Schwachheit Nutzen zu ziehen und innere Unordnung zu mißbrauchen, um ihren Willen einem anderen Volk aufzudrängen. Der Krieg ist entstanden, weil den kleinen Völkern, den machtlosen Volkssplittern die Einigung nicht gegönnt,

das Selbstbestimmungrecht, nach dem sie ihr Leben gestalten wollten, verwehrt wurde. Das darf nicht wieder sein; und die Verträge, die solchen Mißstandes Wiederkehr hindern, müssen auf die Bürgschaft aller Völker gestützt sein, die um jeden Preis die Gerechtigkeit, als ein heiliges Gut, schützen wollen. Oeffentlicher Vergleich und Austausch von Meinungen scheint mir da nützlich, wo die Staaten über vier Hauptsätze einig geworden sind. Erstens: Jeder Theil des Vertrages, den wir erstreben, muß auf dem festen Grund der Gerechtigkeit ruhen und für den bestimmten Einzelfall den Interessenausgleich schaffen, von dem die längste Friedensdauer zu hoffen ist. Zweitens: Völker und Landstücke sind nicht Marktwaare und Zahlmittel der Monarchen; sind nicht, wie Brettspielsteine, herumzuschieben, nicht aus einer Staatshoheit in die andere zu stoßen, auch nicht unter dem Vorwand, dadurch werde das Gleichgewicht der Kräfte gesichert: denn dieses Spielchen Erwachsener ist für alle Zeit nun in Verruf. Drittens: Die Antwort auf Fragen nach der bestrittenen Staatzuständigkeit eines Gebietes darf nur von dem Willen der darin heimischen Volksmehrheit, nicht von der Vortheilsucht einer Regirung, gegeben noch von zwei daran interessirten Staaten, ohne Wägung der Volkswünsche, vereinbart werden. Viertens: Wo die berechtigte Forderung einer Nation irgendwie annehmbar ist, werde ihr Erfüllung; aber auch vorbedacht, ob dadurch nicht neuer Streitsame ausgestreut oder alten Haders Leben verlängert würde: denn immer und überall befiehlt die wichtigste Pflicht, die Ruhe Europas und damit der Erde zu wahren. Auf solcher Grundlage können wir den Friedensschluß erörtern. Wenn mein Blick nicht trügt, wird die gebieterische Nothwendigkeit unserer Grundsätze schon überall anerkannt und nur von den Wortführern der deutschen Militaristen und Annexionisten noch bestritten. Nirgendwo anders haben die Stimmen der Gegner Kraft und Gewicht. Wird nicht neue Weltordnung, herrscht die alte friedlos und freudlos fort, dann ist das Menschenleben unerträglich und alles Hoffen auf Menschheitentwickelung verdorrt."

Im April sagt, in Baltimore, der Präsident: „Bei der Schlußabrechnung wollen wir dem deutschen Volk eben so gerecht werden, dem Deutschen Reich eben so reinliches Handeln zeigen wie jedem anderen Volk und Staat. Denn das Endurtheil kann als gerecht nur gelten, wenn es nicht nach verschiedenem Maß den Völkern das Recht zumißt." In Mount Vernon, am vierten Juli: „Ehe auf unserer Erde je wieder Friede herrschen kann, müssen die Feinde sich zu den Zielen bekannt haben, für die heute die Völker der Welt kämpfen. Erstes Ziel: Jede Willkürgewalt, die, allein, heimlich, aus freiem Entschluß, den Frieden zu stören vermöchte, muß, wo sie auch walte, zerstört oder, wenn völlige Zerstörung noch nicht zu erlangen ist, außer Stand gesetzt werden, durch Uebermacht Schaden zu stiften. Zweites Ziel: Fragen des Gebietsbesitzes, nationalen Hoheitrechtes, politischer Beziehungen und wirthschaftlicher Verträge müssen so beantwortet werden, wie die am Nächsten davon berührten Völker in Freiheit beschließen, nicht so, wie Interesse oder Selbstsucht eines anderen Volkes oder Staates wünscht, dem die Erfüllung dieser Wünsche nur den Einfluß in fremde Länder verbreitern oder in Vorherrschaft helfen soll. Drittes Ziel: Alle Nationen müssen sich in den Beschluß einen, in ihrem Handeln gegen einander fortan sich überall von dem selben Grundsatz der Ehre und treuer Gesetzeswahrung leiten zu lassen, der in allen modernen Staaten die Bürger, als Individuen, in ihrem Verkehr unter einander leitet; und das von den Völkern zu wahrende Gesetz muß die ganze civilisirte Gesellschaft binden. Jede Zusage und jeder Vertrag muß so ehrfürchtig wie ein Glaubensartikel gehalten, kein Komplot, keine Sonderverschwörung darf angezettelt, von fremder Eigensucht kein Schade, ungesühnt, Anderen gethan werden; auf dem aus edlem Stein gefügten Grund allgemeiner Rechtsachtung soll sich, unter festem Dach, das Gebäude allgemeinen Vertauens erheben. Viertes Ziel: Der Friede muß so organisirt werden, daß die geeinte Macht der freien Völker jede Rechtsschmälerung hindern kann; und ein Gerichtshof wahrhaft Oeffentlicher Meinung muß die Achtung des Friedens und der Gerechtigkeit sichern.

muß seinen Sprüchen überall Gehorsam erwirken, jede Wandlung internationalen Wesens, über die sich die unmittelbar davon berührten Völker nicht selbst, in Freundschaft, verständigen können, prüfen und, wenn sie ihm gerecht scheint, bestätigen. Die Gesammtheit dieser großen Ziele läßt sich in den einen Satz fassen: Wir erstreben die Herrschaft des für Staaten, Nationen, Einzelne gleichen Sittlichkeitgesetzes, des vom freien Willen der Regirten anerkannten, von der organisirten Menschheitmeinung verbürgten Rechtes." In New York, am siebenundzwanzigsten September: „Die Regirungen der Centralreiche haben, durch ihr Handeln gegen uns und durch ihr Verhandeln in Brest-Litowsk und Bukarest, erwiesen, daß Ehre ihnen nichts gilt und daß sie nicht nach Gerechtigkeit streben. Mit ihnen, die keinen Vertrag halten, nur auf Gewalt bauen, nur dem Rath der Selbstsucht folgen, können wir niemals ‚einig werden'. Ihr Denken und ihre Vertragssprache sind nicht unsere. Und das deutsche Volk muß jetzt verstehen, daß wir nicht dem Wort Derer trauen können, die uns diesen Krieg aufgezwungen haben. Die Regirung der Vereinigten Staaten meint, daß über fünf Punkte Einigkeit erzielt sein muß, ehe der Friede geschlossen und zugleich der Völkerbund gestiftet werden kann. Erstens: Unparteiische Gerechtigkeit muß walten; sie darf nicht von dem Wunsch, hier mehr, dort weniger gerecht zu sein, gehemmt werden, darf nicht Unterscheidung, Begünstigung, Abstufung kennen, sondern muß jedem in den Friedensbund zugelassenen Volk gleiches Recht gewähren. Zweitens: Das Sonderinteresse irgendeiner einzelnen Nation oder Gruppe darf, wenn es nicht mit dem Gesammtinteresse vereinbar ist, niemals die Grundlage eines Vertragstheiles werden. Drittens: In der Familiengemeinschaft des Völkerbundes sind Sonderbündnisse, Sonderverträge und ähnliche Abkommen unmöglich. Viertens: In diesem Bunde darf auch der wirthschaftliche Verkehr nicht von selbstsüchtigem Gezettel bestimmt werden; Boykott und Aussperrung in irgendwelcher Form sind unerlaubt; nur die Gesammtmacht des Völkerbundes darf, wenn es zu Wahrung der Disziplin, zu Aufsicht oder Strafe nöthig

ist, die Wirthschaft eines Staates oder einer Gruppe von den Weltmärkten ausschließen. Fünftens: Alle internationalen Verträge und Abkommen müssen, welcher Art sie auch seien, ohne Verschweigung einzelner Theile veröffentlicht werden. Dieser Krieg ist einer der Völker, nicht der Staatsmänner. Immer tiefer sind die nationalen Ziele in den Hintergrund gerückt, immer heller von dem gemeinsamen Ziel der aufgeklärten Menschheit überleuchtet worden. Die Volksmassen, die schlichten Menschen des Alltages wollen nicht hören, was ihnen, in der Sprache von Staatsmännern, über Gebietsabgrenzung und Machtordnung gesagt wird; sie ersehnen das Licht weitblickender Gerechtigkeit, friedsamer Liebe und das Wort, das ihnen die Befreiung bedrückter, verzweifelnder Männer und Frauen, geknechteter Völker ankündet. Nur in dieses Sehnens Stillung könnten sie den Preis erkennen, der die Mühe und das Leid eines die Welt verwüstenden Krieges würdig belohnt."

Nach Deutschlands Kapitulation hat, im Staate Texas, der Amerikanische Arbeiterbund eine Forderungliste verkündet, deren Hauptsätze lauten: „Ein Bund freier Völker soll in seinem Bereich die Grundsätze der Gerechtigkeit wahren und verhüten, daß Politik und Wirthschaft irgendeines Volkes begünstigt, irgendeines eingeengt oder gelähmt werde. Nirgends darf Rachsucht sich auswirken; nur gegen erwiesenes Unrecht sind Strafmittel und Repressalien erlaubt. Das Recht jeder Nation, noch der kleinsten, muß geachtet und jede vor dem Zwang bewahrt werden, unter ihr widriger Herrschaft zu leben. Grenzverschiebungen sind nur gestattet, wenn sie der Wohlfahrt der davon betroffenen Völker und der Festigung des Gemeinschaftfriedens dienen. Die Arbeit des Menschen ist nicht Waare, nicht Handelsgegenstand. Die Freiheit der Rede und Schrift, das Recht, sich zu versammeln und Vereine zu gründen, darf nirgends eingeschränkt werden. Güter, die von Kindern unter sechzehn Jahren hergestellt sind, werden nicht in den internationalen Handelsverkehr zugelassen. Die Arbeitzeit eines Tages darf nicht länger als acht Stunden währen." Diesem Programm hat Präsident Wilson öffentlich zugestimmt.

Im April 1916 ließ ich (in einem Heft, dessen Umlauf verboten wurde) den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika sprechen: „Die Neutralen sind noch vereint zu schwach, um durch ihr Gewicht eine Wägschale senken zu können. Der Papst, dessen seelischen Heerbann nur der Thor unterschätzt, ist ohne körperlich wirkende, körperlich greifbare Gewalt und, als Oberhaupt der Kirche, die in beiden Lagern wimmelnden Anhang hat, im Willen zum Handeln gelähmt. Nicht von verglühendem Licht wird das Dickicht hell: nur von der Gluth junger Kraft, die den Gipfel ihrer Wachsthumsmöglichkeit noch nicht erreicht hat. Für hunderttausend Keime und Körner, die Europäergeist und Europäerfleiß in unseren Boden säte, haben wir zu danken. Und hätten würdig gedankt, wenn Europa durch unseren Rath gerettet würde. Der kann nur nützen, wenn er aus leidenschaftlichem Drang nach Gerechtigkeit kommt und mit der Zunge des rückhaltlos Aufrichtigen redet. Schmerzende Wahrheit muß gesagt, doch soll Niemand gekränkt werden. Europa ist in diesen Krieg gestrauchelt, wie ein Kind, dem die dünne Eishaut tragfähig schien, in reißendes Wasser. Braucht es nicht einen kräftigen Arm, ders aus der Strömung hebt? Und diesen Arm hinzustrecken, befiehlt uns Pflicht um so lauter, je näher die Gefahr rückt, daß auch uns die Schicksalsströmung in ihren Wirbel niederlecke. Noch sind wir neutral; nicht ohne Basalte nur: auch ohne das Vorurtheil, das aus Einheitbewußtsein der Rasse wie Schlingkraut aufschießt. Wer unsere Menschen betrachtet hat, fand in Gestalt und Antlitz die Spur aller Stämme aus Alter Welt; die Wesenszüge des Briten und des Romanen, des Kelten und des Deutschen, der Skandinaven und der Iberer. Wer mit dem Blick die Oberfläche durchdrungen und das Staunen darüber verlernt hat, daß er Donnerstag neben einer Spanierin, Freitag neben einer Schottin saß, die, Beide, in Amerika, von Amerikanern gezeugt und geboren waren, Der wird bald auch in unserem Wesensschrein die Ideologismen und Idealismen aller Völker, oft wirr durcheinandergeworfen, finden. Wir sind Erben, die Ahnen sein möchten. Nicht mehr (trotz

dem albernen Zerrbild, das der Neid täglich malt) als andere emsig raffende, häufende Völker auf münzbaren Gewinn erpicht; nur, weil nirgends bei uns, nach dem Wort des deutschen Dichters, unnütze Erinnerungen und verfallene Schlösser sind, eher als die Hüter solcher Horte geneigt, im Besitz den Werthschöpfer, mindestens den Werthmesser zu sehen. Könnte es anders sein, da wir weder Fürstengewalt noch Lehnsmannschaft, weder Kriegerkaste noch Adel haben und der flinke Kopf des Bengels, der feuchte Zeitungen ausschrie, den Kindern Paläste gebaut, wüste Abladeplätze in prangende Gärten gewandelt hat, die noch den Herrn von Versailles entzücken müßten? Fern bleibe stets uns die kindische Grille, Europa in unser Ebenbild umschaffen zu wollen. Fern der übermüthige Wunsch, in das Schicksal eines Erdtheiles, der so lange der Erde Gesetz, der Menschheitgeschichte Inhalt und Form gab, mit der Frechheit ehrfurchtlos Thatlüsterner einzugreifen. Das Feld, auf dem wir gebieten und von dem wir ernten dürfen, liegt zwischen dem Cap Lincoln und dem Cap Hoorn: und hat Raum für alles von Kind und Kindeskind je zu gebärende Volk. Das Heil und das Weh beider Welten aber, der alten und der neuen, ist durch feine Nervenstränge so fest verknotet, daß völlige Trennung kaum noch denkbar, das Versiechen der einen ohne tiefe Schwächung der anderen nicht mehr vorstellbar ist. Wenn Ihr verarmet, scheinen wir reicher: und hätten doch einen Born und einen Markt, den reichsten Geistesschacht und die beste Kundschaft zu betrauern. Schönheitsehnen und Selbstsucht vermählen sich: und ihrer Ehe entbindet sich der Wunsch, daß Euch Gesundheit, die dem Logosmenschen Vernunft heißt, wiederkehre. Und über die Wiege bückt sich der Stolz und heischt, endlich in unzweideutig klaren Worten, die ungeschmälerte Wahrung unserer Rechte. Allzu lange sind sie mißachtet, ist Mißachtung von uns auf Papier gebucht, nicht, als grober Unglimpf, mit unserer Waffe geahndet worden. Wir sind ein starkes und freies Volk, das nur mit unangekränkelter Selbstachtung fortleben kann; und sind Vormacht und Stimme aller noch nicht in Euren Krieg gezwungenen Völker. Die Vereinigten

Staaten (nicht von Amerika. Nord und Süd, nur, sondern) der Weißenwelt, die raschen Frieden wollen. Weil sie nicht länger thatlos zuschauen, nicht abermals Monde an Verhandlung mit diesem, mit jenem Lager vertrödeln, ihre gegen fremde Wortspielmarken eintauschen könnten. Weil sie sich in den blutigen Reigen gesellen, den Krieg mitführen müßten, um nicht durch die Duldung fortwährenden Krieges an Ehre und Vermögen morsch zu werden. Das empfinden die Schüchternsten; dürfen aber nicht wagen, es auszusprechen. Wir müssen Friedensstifter oder, auf unsere Art, Mitkämpfer werden. Und die Stunde, die den Entschluß fordert, hat geschlagen. Stellet Eure Europäeruhr, wie Ihr wollt, dehnet oder kürzet den Tag, lasset Euch von Fanten und Wichten die Mär von unserer Ohnmacht, unserem Maulheldenthum, das sich unters Schwert ducken werde, einlullen: kein Stahl meißelt diese Stunde aus dem Leib Eures Schicksals.

Noch sind wir neutral. Das wird in Europa heftig bestritten. In beiden Lagern. In beiden wird, durch Schmähartikel und Karikaturen, die selbst der von Pedanterei und Geckerei durchaus freie Freund kräftiger Satire nur mit Ekelsregung betrachten kann, versucht, den Präsidenten der Vereinigten Staaten, als einen lächerlichen und verächtlichen Tölpel, in der Oeffentlichen Meinung herabzusetzen. Solcher Unglimpf ist von viel Größeren schweigend durch Jahrzehnte getragen worden. Millionen meiner Mitbürger haben mir die Führung des Staatsgeschäftes anvertraut. Wünschten sie, dieses Amt in die Hände eines Mannes zu legen, in dem die hemmunglose Tollkühnheit eines Reiterobersten oder Tauchbootkommandanten jedes Bedenken entkräftet, dann hätten sie nicht einen Gelehrten erwählt. Wie mir Gewissen befiehlt: so nur kann ich des hohen Amtes walten; nicht, um durch Raschheit zu blenden, auf unsicherer Thatbestandsgrundlage Entschlüsse überstürzen. Neun Zehntel, mindestens, unserer Bürger wünschen, mit allen Völkern in Freundschaft zu leben; dieser Wunsch muß mir Richtschnur sein, so lange die Ehre oder ein Lebensinteresse unseres Landes sich nicht dawider aufbäumt. Hat zürnender Volksempfinden die straffe Schnur nun zerrissen?

Die Westmächte beschuldigen uns jämmerlich schwacher Duldung deutschen Völkerrechtsbruches und höhnen uns, weil wir auf die Tötung amerikanischer Bürger in höflichen Noten antworten und uns durch Auskunftzusage und andere Ausrede hinhalten lassen. Nach ihrer Meinung mußten wir Belgiens Neutralität, deren Mitbürge wir sind, vertheidigen und das schwer erworbene Gut der Civilisation mit hörbar mahnendem Wort und, wenns nöthig wurde, auch mit der Waffe schützen. Deutschland und Oesterreich-Ungarn schelten uns, weil ihren Feinden aus amerikanischen Fabriken Waffen und Munition geliefert wurden und weil wir, nach ihrem Glauben ohne irgendein Recht, ihrer Kriegsführung Hemmniß bereiten; weil wir (so, ungefähr, lautet die Formel) ‚uns in Dinge einmischen, die uns gar nicht angehen.' Solche Doppelanklage ist das Loos aller in unbefangene Gerechtigkeit Strebenden. In der langen Kriegszeit hat die Regirung der Vereinigten Staaten nicht den winzigsten Schritt gethan, den ein klarer Kopf als einen Verstoß, auch nur den sachtesten, gegen die Neutralenpflicht deuten konnte. Großbritanien führt einen Wirthschaftkrieg gegen Deutschland, sperrt ihm die Zufuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen und sagt: ‚Diese Kriegsform ist nicht nur erlaubt und von Alters her bis in die neuste Zeit, gegen belagerte Städte und Länder, gebräuchlich, sondern auch die dem Empfinden unserer Tage erträglichste. Wir leben auf einer Insel, sind kein Volk von Landkriegern, wollen, daß Staatenstreit durch Schiedsspruch geschlichtet werde, und können ein wildes Thier, das wüthend gegen uns anrennt, nicht mit dem Schwert, nur durch Ermattung bändigen. Wenn ihm die Lebensmöglichkeit schwindet, wird die Wuth vernünftiger Wägung der Wirklichkeit weichen. Wer unser Thun als ein ruchloses dem ritterlichen Waffengang gegenüberstellt, ist blind oder ein Lügner. Der Krieg von heute, der Belagerungsgeschoß gröbsten Kalibers in Hagelsdichte auf Menschen niederprasseln läßt, der mit Flatterminen, Stickgas, Flammenwurf, Spreng- und Giftstoff, Trug und Tücke jeglicher Art arbeitet, hat mit Ritterkampf, hat auch mit den auf Fußvolk, Reiter, Feldgeschütz beschränkten

Kriegen des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr die schmalste Gemeinschaft. Dem Feind die Augen oder die Lunge auszubrennen, unbefestigte Städte und Dörfer aus der Luft zu beschießen, aus Wasserstiefe den Bauch wehrloser Schiffe, die Menschen oder Waaren befördern, zu schlitzen und mit Luftbomben und Torpedos Weiber und Kinder, Greise und Sieche zu töten oder zu verstümmeln: ists etwa ritterlicher als unser Versuch, dem Feinde die Gelegenheit zu Einkauf und Verkauf zu sperren und ihn zur Einstellung seines Granatenfeuers zu zwingen? Seine Hafenstädte zu beschießen, wäre nicht humaner; und zweckwidrig: denn Schiffsgeschütz ist gegen starke Küstenbefestigung unwirksam. Unsere Blockade ist ‚effektiv‘: denn sie hat den ‚Effekt‘, daß die deutsche Flagge von den Meeren verschwunden ist und ohne unsere Erlaubniß kein Schiff durch den Kanal und die Nordsee gelangt. Diese Thatsache wird durch kecke Streiche einzelner tüchtigen Kerle, wie jede Korsarenzeit sie gekannt und in der Literatur aufbewahrt hat, nicht zerfeilt. Auch die Unwirksamkeit einer Landsperre würde nicht dadurch erwiesen, daß eine kühne Patrouille sich durch eine Lücke geklemmt und vielleicht gar den Rückweg ermöglicht hat. Auf dem Meer ists, unter Vermummung und täuschender Flagge, jetzt um so leichter erlangbar, je weniger noch an deutsche Seefahrt gedacht wird. Und abermals fragen wir: Ist der Versuch, in einer Larve, mit erkünsteltem Schornstein, verschminktem Bord, falscher Flagge sich an einen Kauffahrer heranzuschleichen, ihm durch Feuerandrohung Mannschaft und Waare abzunehmen und ihn danach zu versenken, ritterlicher als unser unblutiger Wirthschaftkrieg? Um solche Sperre, mit der es stets gerechnet hat, brechen zu können: nur zu diesem Zweck hat Deutschland (das die Absicht, uns anzugreifen, ja leugnet) seine Flotte gebaut. Deren Aufgabe war, wie jedes Eingesperrten, sich gegen den Einsperrer, der sein Ziel erreicht und keinen Grund hat, sich noch zu rühren, mit aller Wucht zu wenden und ihn, wenn sies vermag, zu überwältigen. So ists von den Schöpfern der Flotte verheißen worden. Der Unterseekrieg gegen wehrlose Handelsschiffe wird vom Völkerrecht nicht

erlaubt und widerspricht der Urforderung gesitteter Menschheit, den Kampf Bewehrter gegen Ungerüstete zu ächten. Dieser Krieg erhält auch durch unseren von schlimmer Erfahrung bewirkten Entschluß, Handelsschiffe zu bewaffnen, keinen Rechtsgrund. Ein Handelsschiff wird ein Tauchboot nur angreifen, wenn ihm über dessen Absicht auf Angriff kein Zweifel mehr bleibt; sonst ist die Scheu vor der überlegenen Waffe ein genügendes Hemmniß. Den Waffnungbeschluß faßten wir, als uns viele Kauffahrer von Unterseebooten vernichtet worden waren. Wenn in einer Straße schon mancher Bewohner eines bestimmten Hauses im Dunkel getötet wurde und die Ueberlebenden deshalb nur noch mit einem Revolver ausgehen: darf die verborgene Mörderschaar dann sagen, diesen Bewaffneten abzuschießen, sei, weil er sie angreifen konnte, ihr gutes Recht gewesen?' Das darf sie nicht. Und wir Amerikaner, die, trotz (oder wegen) der Verwandtschaft, immer, mißtrauisch, auf der Wacht gegen englische Ueberhebung sind, haben an Englands Darstellung höchstens den Begriff ‚effektiver Blockade' zu bemängeln. Viel mehr aber an Englands Handeln. Daß es unseren Waarenverkehr mit Europa abschnürt und sich ein Recht auf Durchsuchung und Beschlagnahme anmaßt, hätten wir längst geahndet, wenn uns Deutschland nicht, durch die Tötung amerikanischer Menschen, immer wieder, tiefer fühlbaren Tort angethan hätte. Lauter als Kaufmannsverlust schreit der Schmerz Verwitweter, Verwaister, trauernder Eltern gen Himmel. Dennoch: die Art, wie England seine Sperrgewalt anwendet, ist unvereinbar mit Völkerrecht.

Das ist nicht eine kraftlose Buchstabensammlung, nicht für die Zeit ersonnen, in der die Völker friedlich neben einander hausen, und wird nicht durch die Erfindung neuer Kriegsmittel durchlöchert. ‚Unter den Waffen schweigen zwar die Gesetze, aber nur die des Verkehrs und die im Frieden auch von fremden Gerichten anwendbaren; nicht die ewigen, für jede Zeit geltenden Gesetze. Die Möglichkeit, unter Gewalt zu leiden, giebt einem Staat niemals das Recht, selbst Gewalt anzuwenden.' Diese Sätze des Niederländers Hugo Grotius sind Säulen, auf denen unsere Ueberzeugung fest ruht.

Wir sind ohne Schuld an dem Ausbruch des Krieges und können aus ihm nichts gewinnen. Daß unter seiner Schreckensherrschaft unsere Ausfuhr und Einfuhr schrumpft, nehmen wir hin; nicht, daß sie völlig gehindert, unser Baumwollmarkt verwüstet, dem Ackerbau das Kali, dem Gewerbe der Theerfarbstoff von Willkür entzogen werde. Noch weniger, daß unseren Bürgern auf Wegen, die zu benutzen ihr Recht ist, von Menschen Lebensgefahr bereitet werde. Solche Wege sind die großen Wasserstraßen zwischen den Erdtheilen. Hauptstrecken solcher Wege durch einfache, einseitige Verkündung als ‚Kriegsgebiet' abzuschließen und Jeden, der sich hineinwagt, zu berauben, zu töten, ist Keinem, nicht vom Wortlaut noch vom Geist irgendeines Völkerrechtes, gestattet; ist Rechtsfiktion, Rechtsanmaßung, der wir uns nicht beugen. Und die wir um so weniger erwarten durften, als wir den Gesammtverkehr mit Europa, der ein Dutzend mächtiger Rhedereien reichlich nährt und Zehntausenden, Angestellten, Lieferanten, Aktionären, das Leben fristet, weitherzig bisher europäischem Betrieb überließen. Weil England nicht Weizen, Fleisch, Gewebe, Kupfer, Stahl, Sprengstoff, Petroleum, Fette erhalten soll und Englands Feind kein vom Völkerrecht zugelassenes, weithin erkennbares und warnendes Mittel hat, die Zufuhr dieser Güter zu hindern, darf ein in die Meerestiefe Verkrochener jedes solcher Ladung verdächtige Schiff sammt Mannschaft und Fahrgästen zerstören? Eben so triftiges, eben so brüchiges Recht würde gestatten, morgen unserer Welt anzukünden, Spanien sei, weil Frankreich, Schweden, weil Rußland von dort her Waaren beziehen könne, als Kriegsgebiet zu betrachten und deutschen Luftkämpfern erlaubt, auf jeden Eisenbahnzug, den sie in diesen Ländern erspähen, Bomben zu werfen: weil jeder verdächtig sei, etwas der Wirthschaft oder gar der Kriegsführung Frankreichs und Rußlands Nützliches zu befördern. Der Unterseekrieg verletzt kein staatliches Hoheitrecht; Tag vor Tag aber Menschen- und Völkerrecht. Er muß sie verletzen, wenn er nicht auf Kriegsschiffe beschränkt wird. Denn da ein, leider, noch giltiger Brauch die Führung falscher Flaggen erlaubt, kann jedes unter neutraler Flagge fahrende Schiff ein dem Feind gehörendes

sein; ob ein Kauffahrer irgendwo zwei oder drei Kanonen hat, ist vom Tauchboot aus nicht zu erkennen; und die von diesen Booten ins Meer gestreuten Minen fragen nicht, ob sie ein feindliches oder ein neutrales Schiff in Trümmer zerschleudern. Deshalb ist das Versprechen, neutrale und waffenlose Schiffe zu schonen, zu warnen, anzurufen, vor dem Brandschuß Mannschaft und Gäste zu retten, unhaltbar.

Darum aber dreht sich, seit dem grausen Ende der ‚Lusitania', der Zwist. Er ist zwiefach vergiftet worden. Manche Fabriken unserer Staaten haben den Briten, Franzosen, Russen Geschütze, Geschosse, Kriegsgeräth aller Art geliefert. Das zu thun, war ihr Recht; und nicht ihre Schuld, daß Deutschland, dessen Kundschaft ihnen eben so lieb gewesen wäre, ihnen, der Seesperre wegen, nichts abkaufen konnte. Die deutsche Industrie hat in allen Kriegen neuer Zeit, trotz der Neutralität des Reiches, einer Partei, manchmal auch beiden Parteien, Waffen und Munition geliefert; thäte sies nicht, dann (sprach die berliner Regirung) müßte ihre Leistungfähigkeit rasch sinken. Was ihr, ohne Schranke, erlaubt war, kann dem Gewerbe Amerikas nicht verboten sein. Die Masse des Gelieferten ist ins Ungeheure übertrieben und alies in Südamerika und im englischen Kanada Erzeugte auf unsere Rechnung gesetzt worden. Das durchaus private Liefergeschäft, dessen Umfang längst kaum noch der Rede werth ist, wäre vom Staat nur durch ein Ausfuhrverbot zu hindern gewesen. Solches Verbot vom Kongreß zu fordern, habe ich abgelehnt; nicht nur, weil ich gewiß war, daß ers weigern werde. Wir wollen nicht, daß jeder Staat gezwungen sei, schon in Friedenszeit Waffen zu häufen: denn die Häufung ist zugleich Versuchung, die Entscheidung jeden Streites durch Krieg zu ertrachten. Wir wollen nicht, daß der bis an die Zähne Gerüstete dem schlecht Bewaffneten, dem die neutralen Länder sich verschließen, seinen Willen aufzuzwingen vermöge: denn unser Hofen ersehnt Weitung des Schiedsgerichtsstandes und organisirten Frieden, nicht fleißig und kunstvoll organisirte Gewalt. Wir wollen nicht einen Rechtszustand, der uns, wenn wir in Krieg genöthigt worden wären, hindern müßte, aus neutralen

Ländern die Waffen einzukaufen, die uns, friedlichen Farmern, Händlern, Gelehrten, Künstlern, fehlen. England, das seit hundert Jahren auf Landkrieg europäischen Maßes nicht mehr vorbereitet ist, in einem Kampf, den es nicht zum Zweck irgendwelcher Gebietsvergrößerung führt, in der schweren Anfangszeit ohne Waffe zu lassen, wäre uns wider die Natur des freien, friedfertigen Amerikaners, aber auch wider den Geist moderner Menschheit gewesen. Die Kaufleute, Industriellen und Regenten der Vereinigten Staaten handelten in sicherem, von keinem Zweifel antastbaren Recht. Dessen Nützung brachte ihnen aber den bitteren Groll der Deutschen ein. Auch der ins Haus unserer Freistaaten freundlich aufgenommenen. Aus deren Irrthum entstand die zweite Vergiftung. Mancher von ihnen glaubte, ein seinem Vaterland angethanes Unrecht an der neuen Heimath rächen zu müssen und unsere Staatsbezirke zerklüften zu dürfen. Die Beweise, auch der Begünstigung so sträflichen Thuns, liegen in unseren Archiven. Wir hatten dem Deutschen Reich nicht Unrecht gethan; und fordern von jedem Zugewanderten, daß er die Gesetze der Staaten sorglich achte. Weshalb kam er? Doch wohl, weil in irgendeiner Stunde seines Lebens der Rechtszustand und die Erwerbsmöglichkeit unseres Landes ihm günstiger als seines schien. Wollte er mit jeder Faser und Fiber Deutscher oder Ire bleiben, unter allen Umständen sich thätig für sein Geburtland einsetzen, dann mußte er daheim ausharren, die Ungunst des Lebens erdulden und zu Besserung des politischen und sozialen Wesens mitarbeiten. Aus unserem Lande das Schmackhafte wegnaschen und im ersten Sturm sich dann als wüthenden Deutschen, grimmen Iren geberden: Das wäre unerträgliche Zumuthung. Beispiele aus dem Geschehenen würden die Flamme schüren, die ich gern verglimmen sähe. Deshalb will ich nur fragen: Hätte Deutschland gestattet, daß während des mandschurischen Krieges Japans Agenten die preußischen Polen bearbeiteten, um durch deren Aufrührerhaltung, durch Wühlerei und Gefährdung von Waffenfabriken das Deutsche Reich zur Abkehr von Rußland einzuschüchtern? Und: Ist unser Rechtsanspruch nicht in jeder Stunde dem deutschen gleich?

Ich begreife, daß einem in Lebensgefahr fechtenden Volk so kühle Wägung der Wirklichkeitwerthe schwer wird; daß es im Drang vergißt, wie oft es selbst den Feind seiner Freunde mit Waffen und Munition versorgt hat. Doch ich muß von Deutschland fordern, daß es jede Gemeinschaft mit unklugen Patrioten, wie stark auch sein Gefühlspuls für sie schlage, öffentlich löse, die, als Gäste oder als zugelassene Bürger der Vereinigten Staaten, das Gastrecht mißbrauchen oder den Bürgerfrieden unterwühlen; und dadurch dem Deutschen Reich hier nicht nützen: nur gründlich schaden. Daß sie diesem Reich den Sieg wünschen, ihm durch Wohlthätigkeit helfen, verargt ihnen kein ernsthafter Mensch. Kein seinem Vaterland treuer kann ihnen aber gestatten, ihr Dreifarbentuch über unser Sternenbanner zu hissen, Gegenstände unserer inneren Politik zu Werkzeug ihres Deutschthumsstrebens zu machen und ihre Wählerstimme, das Geschenk der zweiten Heimath, an die Bedingung zu knüpfen, daß der Erwählte sich zur Förderung der deutschen Sache verpflichte. Ich muß, zweitens, von Deutschland fordern, daß es ohne Umschweif ausspreche, wie es unser Volksrecht fortan wahren, das Leben und die Habe amerikanischer Bürger fortan schützen wolle. Schützen könne: denn nicht länger darf die Frage, ob zwischen zwei großen, ihrer Zukunft gewissen Völkern Freundschaft oder Feindschaft sein solle, an der Wimper und den Nerven eines jungen Tauchbootkommandanten hängen, der seinem Vaterland Nützliches leisten, seinen Namen der deutschen Eiche einkerben möchte und in dessen Ohr nur die Gewissenslosung klingt: Herunter, was ich irgend packen kann! Die listige Kühnheit solcher Männer muß Jeder bewundern. Ihre Boote aber haben im Völkerrecht noch keinen festeren Stand, als die Korsarenkähne hatten, die in den zwanzig Jahren des anglo-französischen Krieges, insbesondere während der Kontinentalsperre gegen England, heimlich aus kleinen Häfen Flanderns, der Normandie und Bretagne schlüpften und den Briten in jedem Jahr fünfhundert Handelsschiffe raubten. Noch heute, hundert Jahre nach Napoleons Korsarenkrieg, haben wir zwar, trotz den Konferenzen im Haag (1907) und in Londen (1909),

kein international giltiges Seerecht unter dem Schirm einer sühnenden Vollzugsgewalt. Doch die Gebote anerkannter Sittlichkeit, die, zum Beispiel, nicht das Recht giebt, der Rettung des eigenen Kindes zehn fremde Leben zu opfern, und die im Unterseekrieg bis jetzt gesammelte Erfahrung weisen den Weg in Einvernehmen, das beiden Reichen Bewegungfreiheit läßt. Nachgiebigkeit wäre nicht hüben, nicht drüben Schwäche; nur der Ausdruck des redlichen Wunsches, zwei Völkern, die kein unaustilgbarer Grund in Feindschaft nöthigt, die Gewißheit freundlichen Verkehres zu wahren. Die Hoffnung, ein Volk von der Tapferkeit und Kraft des deutschen durch Drohrede zu ängstigen, wäre thöricht und eitel. Obendrein weiß es, wissen die Leiter seines Reichsgeschäftes, welche Folgen der Bruch haben müßte. Unser ganzer Erdtheil, Nord und Süd, würde, nicht nur für die Kriegszeit, dem Deutschen Reich verfeindet. Das verlöre alle Schiffe, die in amerikanischen Häfen liegen, und müßte mit ihnen als mit beträchtlichem Zuwachs der Feindestonnage rechnen. Holland und Skandinavien könnten auf Seezufuhr kaum noch hoffen: also, um nicht in Noth zu gerathen, von Waarenvorrath, Viehbestand, Ernteertrag nichts mehr an Fremde abgeben. Ob so hoher Preis die Entkräftung Englands (durch Mangel an Nahrung und Schiffsraum) erkaufen könnte, hat Deutschland nach dem Ergebniß des napoleonischen Sperrkrieges und nach der Leistungfähigkeit eines Bundes, dem auch Amerika, mit seinem Kapital und seiner Wirthschaftmacht, sich angeknüpft hätte, allein zu prüfen. Daß des Krieges Ende dann, weil auch der schon arg Geschwächte die Wirkung unserer Hilfe abwarten würde, ins Unabsehliche schwände, ist gewiß. Und nicht minder, daß von dieser Stunde an auch wir im Inneren nur eine Front hätten. Die Abstammung, von Deutschen, Iren, Oesterreichern, Ungarn, wäre fürs Erste vergessen, jeder Amerikaner den Sternen und Streifen verlobt; und der gestern im Gefühl Abtrünnige morgen, wie Plechanow, Guesde, Legien, ein von Eifershitze dampfender Patriot."

Wer, unter steter Bedrohung seiner Lebensarbeit, diese Sätze schrieb, hat wohl erwiesen, daß er die Gefahr, auch die der Deutschenseele mit Pestgift nahende, früh sah, in sich den Willen zu Gerechtigkeit nicht verdorren ließ und nicht zu den Vielzuvielen gehört, die jetzt alltäglich über die Grenze kreischen: „Wir haben immer gewarnt und niemals ein anderes Ende erwartet!" Noch, wenn es nicht lügt, nützt solches Stöhnen eben so wenig wie das Geschluchz Dessen, der Deutschlands Sterbekleid vor der Welt schwenkt. Der Krieg kam nicht aus Nothwendigkeit. Keine Macht (dagegen zeugt auch das Ergebniß des Prozesses Suchomlinow nicht) hat ihn im Sommer 1914 gewollt; und plante für künftige Tage eine Macht Krieg, so befahl jedem Staatsmann die höchste Pflicht, alles von politischen Mitteln zur Vereitelung dieses Planes Erhoffbare zu thun. Unter Thronhimmeln schlaffe Herzen, in Kanzleien kleine Zufallsgünstlinge: der stählerne Hammer des Militaristenwillens, den die Entscheidung unaufschiebbar dünkte, zerschlug alle Gewissensbremsen. Franz Joseph fürchtete, dem schon grollenden Adel beider Reichshälften als ein Greis zu gelten, der, weil er nicht mehr Feldherrnruhm heimsen könne, nothwendigem Krieg ausbiegt. Wilhelm hatte schon in Konopischt (denken die zu Aktenprüfung Berufenen dran?), als er mit den Häuptern des Heeres und der Flotte Franz Ferdinand besuchte, mit Feuer gespielt; in der Krisis der letzten Julitage bäumte sein Theatertemperament sich dann heftig wider den Ruf des Schwätzers und Weichlings, „der im letzten Augenblick doch zu feig ist, die Mobilmachung zu unterschreiben." Mit schwindligem Gewissen rafft er sich in den Entschluß zu doppelter Kriegserklärung; möchte flink nun den forschen Haudegen mimen, findet aber nur das würdelose Wort: „Jetzt wollen wir sie dreschen"; und seilt sich mit allen Rumpfgliedern an Lüge. „Eine längst gegen Deutschland verschworene Räuberbande hat uns ruchlos überfallen, will uns aushungern, das Reich in Trümmer schlagen und hat dessen Grenzfrieden schon verletzt. Uns bleibt keine Wahl, darf im Drang pressender Noth kein Alltagsgebot hemmen." Das ist dem deutschen Volk von tausend Zungen

gesagt worden: damit es nicht für Niederlage den Kaiser verantwortlich mache. Eine Regirung, sprach Bismarck, „hat nicht das Recht, das Volk, dessen Schicksal ihm anvertraut ist, gegen erdrückende Uebermacht ohne Noth ins Feld zu führen.“ Britanien war ohne Landheer, Rußland ohne zulängliche Rüstung, noch also nicht „erdrückende Uebermacht“; schon aber wurde, für alle Fälle, die „Noth“ erlogen. Das deutsche Volk nahm Alles, gläubig, als lautere Wahrheit hin. Stand auf der Ueberzeugung, daß es gegen tückische, alles Völkerrecht brechende, alle Sittlichkeit schändende Horden in Nothwehr fechte und sich selbst den Untergang bereite, wenn es vor der Anwendung irgendeines wirksamen Kriegsmittels zaudere. Kein mahnendes, Lüge und Irrthum widerlegendes Wort durfte in den Gehörgang der Nation dringen. „Schuld oder Unschuld: wir sind nun einmal drin. Durchhalten! Sonst ist Alles verloren. Meinen Sie etwa, die Feinde würden in Deutschland glimpflicher hausen als wir in Belgien, Frankreich, Serbien, Rußland, in der Luft, unter See? Ohne den höchsten Aufwand von Zorn und Haß schaffen wirs nicht. Lesen Sie Schiller: Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen.“ Seinem Schrecken ist, vielleicht, nur auf Papier, nicht in rauher Wirklichkeit eine Schranke gesetzt. Seufzend verkroch Mancher sich in diesen Glauben. Erinnerte sich, daß in Reims, 1870, der als Feldherr der Unionisten bewährte amerikanische General Sheridan am Tisch des Deutschen Bundeskanzlers gesagt hat, die richtige Strategie müsse in Feindesland alle Bewohner quälen und peinigen, „bis ihnen nichts bleibe als die Augen, um den Krieg zu beweinen, und sie ihre Regirung anflehen, Frieden zu schließen“. Und je schriller das Grausgerücht gellte, je tiefer draußen ringsum Wuth und Rachsucht sich einwurzelten, desto schwerer wurde die Mahnerpflicht. Wich von dem Krieger, von seinen Eltern und Kindern der Glaube, daß Noth den Kampf befahl und jeder Tropfen deutschen Blutes für die gerechte Sache floß, dann morschte des Reiches Grundgebälk. Trüge Deine Seele die Last solcher Verantwortlichkeit? Bist Du unfehlbaren Urtheiles gewiß? Noch sind nicht alle Archive

aufgethan, nicht die Geheimakten der Kabinete geprüft. Keiner wägt im Hagel von Schuld- und Unschuldbeweisen die Schlossen. In Sintfluth verhallt die Stimme des Rechtes.

Weil sie verhallte, ward Sintfluth. Schändliches ist geschehen; in Heimath und Fremde, in friedlichen und neutralen Ländern alles Handeln und Zetteln von dem Wahn bestimmt worden, der Endsieg sei gewiß und werde jedes ihm dienstbar gemachte Mittel heiligen. Daß dieser Sieg unerringbar sei, durfte nicht gesagt, nicht mit dem behutsamsten Wörtchen angedeutet werden. „Er ist uns nicht mehr zu entreißen": Tag vor Tag hörten und lasen es die Deutschen. Die sind in Ordnung, Unterordnung gewöhnt, ihrer Sache, groß oder klein, fast immer durch ernste Arbeit mächtig geworden und stets bereit, den Muth der Physis wie das Weihzeichen sittlichen Werthes zu bewundern. Daß Einer tapfer und doch ein Lügner sein könne, will ihnen nicht in den Sinn. Auch nicht, als die Blüthe des Sieghoffens abgewelkt, das Heer Wochen, Monate lang rückwärts gedrängt, in die jähste, verderblichste Kapitulation aller Geschichte geworfen worden ist. „Die Obersten, Gekrönte und Prinzen, taugten nicht und am Anfang ists wohl nicht mit rechten Dingen zugegangen." Viel mehr wird nicht hörbar; kein Aufschrei wilden Zornes. Der schallt nur aus dem Lager der triumphirenden Feinde herüber. Da wird gerechnet; wächst aus einem Sündengebirg eine Ziffernsäule himmelan. Einundfünfzig Monate Gewaltherrschaft in Belgien, dessen Verwaltungeinheit getrennt, dem die Rohstoffe, Maschinen, Waaren aller Art, drei Milliarden allein in Bargeld und Banknoten genommen wurden; Rechtsbruch, Arbeitzwang, Menschenverschleppung, in der letzten Stunde noch Zerstörung von Industriestätten und Plünderung der Hauptstädte. Verwüstung Nordfrankreichs; Kathedralen, Burgen, Denkmale, Hütten, Fabriken, Obstpflanzungen. Luftangriff, den Recht und Brauch nicht gestatte. Passagierdampfer und Lazaretschiffe versenkt. Geheimpakte mit Iren und Vlamen. Einschleppung von Sprengstoffen, Bazillen, Brandzündern in neutrale Länder. Ueberall Bestechung, Trug, Diebstahl, Raub, stille oder laute Rechtsbeugung.

Um jede Anklage ein Zeugengewimmel. Unter verglühender Sonne das vom Blut des armenischen Volkes gedüngte Feld. Und auf dem Rund der Erde kaum eine Stimme für Deutschland. In den Jahren seiner Kraft, die auf Schwächere wie Drohung wirkte, fand es Gefährten, Gehilfen. Seit es schwach wurde, haben die Gefährten sich von ihm gekehrt und manche Gehilfen in den Schmähchor eingestimmt. Schallt aus ihm der empörte Wille zum Recht? Nur vor unserer Schranke, spricht der Feind, wird Gewißheit.

Wieder hat Deutschlands Volk nicht gewußt, was wurde. Und wieder wird seine Unwissenheit in tückische Schuld umgedeutet. Auf meiner Erde, denkt es, sind alle Herrscherhäuser nun leer. „Ist Demokratie. Keine Willkürgewalt kann hier fortan heimlich die Störung des Erdfriedens vorbereiten. Die Feinde müssen zufrieden, können selig sein. Alle ‚Punkte' des Präsidenten Wilson haben wir angenommen, lassen uns von Sozialdemokraten regiren, Bundesrath, Reichstag, Verfassungen, Landtage, sogar die Militärmacht entkräften und sind auf ein Leben in ärmlicher Enge gefaßt. Schön ist die Heimath jetzt nicht. Den in Zucht gewöhnten Kriegern werden die Waffen genommen; und allerlei Volk, dessen Trachten undurchsichtig ist, wälzt sich mit Handgranaten, Maschinengewehren und anderen Schußwaffen lärmsüchtig über Straßen und Markt. Die besten Beamten klagen über das Mißtrauen der Arbeiter- und Soldaten-Räthe, über störenden Eindrang in jeden Winkel des Amtsbezirkes, die von Knauserei fernsten Unternehmer über Lohnforderung, die kein Gewerbe auch nur durch Monate tragen könne. Dazu an allen Ecken Zank und Stank, Verdacht und Haftgefahr. Die Nahrung noch knapper als in der Kriegszeit und der Schleichhandel, der jede Geldstrafe auf den Kunden ablud, von der Standgerichtsdrohung eingeschüchtert. Doch aller Anfang ist schwer und die Uebergangswirrniß konnte noch schlimmer werden. Wir sind nicht in Rußland. Von seiner Lohnhöhe läßt der deutsche Arbeiter sich nicht in Generalstrike locken; und der Gewerkschaftdrill lehrt ihn, daß Enteignungversuche ihm heute, weil die Wirthschaft kaum noch athmet, nur schädlich würden. Gab Angst je guten Rath? Deutsch-

land, sagte neulich die von Poesie angehauchte Frau Stadtrath, gleicht dem Vogel Phoenix, der sich aus dem rothen, unter dem Baum der Erkenntniß vom Flammenschwert des Cherubs entzündeten Ei durch die Rosenhecke himmelwärts hebt und mit seinem Lied selbst verwöhnte Englein entzückt. Wunderhübsch; nicht wahr? Bald sind wir wieder in Ordnung; und einigen uns auf der Friedenskonferenz glatt mit den Feinden des verstorbenen Reiches.“ Deren Auge sieht anders. „Die geistlos plumpe Kopie russischer Unrechtsordnung ist nicht auf der Höhe der deutschen Schlauheit, die uns drei Jahre lang die Kriegshölle so heiß gemacht hat; ist ein neuer Kniff, der uns täuschen soll. Sie haben noch sechs oder acht Millionen Mann unter Waffen, können das verlorene Schwergeschütz in der Stille ersetzen und die erfrischte, reformirte Mannschaft dann mit dem Ruf anfeuern, der Boden des Vaterlandes sei zu vertheidigen. Wir hätten unsere Sozialisten auf dem Hals, die fragen würden, ob das Heer etwa zu Eroberung mißbraucht werden solle. Den Kaiser und seine Konsorten haben die Boches weggejagt, weil der verheißene Sieg noch nicht zu haben war. An ihre ‚Revolution‘ aber glauben nur Kinder. So locker waren die Mauern dieses Reiches nicht, daß ein Windstößchen sie umwerfen konnte. Nirgends ist eine Bastille erstürmt, ernster Widerstand auch nur versucht worden. Ein Marine- oder Militärstrike, der entweder von Admiralen und Generalen bestellt oder durch Fochs Hiebe bewirkt war, wird für eine deutsche Revolution ausgegeben. Berliner Schundwaare. Von dem alten Feldmarschall bis zum jüngsten Gesandtschaftsekretär prinzlichen Geblütes bietet Alles sich der neuen Regirung zu Dienst an; im preußischen Deutschland einer Regirung, in der vorgestern des Hochverrathes Beschuldigte sitzen! Vorn. Denn hinten ists noch genau wie im Sommer deutscher Glorie; die alten Beamten bei der alten Arbeit und kein Gesandtensitz, kein Propagandathurm gesäubert. Vorn? Hindenburg und Haase, Erzberger und Ledebour, Solf und Kautsky: so siehts nach der überlaut gepriesenen Revolution aus. Wer dieser buntscheckigen Firma Kredit gäbe, müßte, als Verschwender, entmündigt werden. Die Amtssprache ist unverändert; prahlt, noch im-

mer, das Heer sei ‚nicht besiegt‘, und flennt nur, uns einzulullen, über nahende Hungersnoth. Woher soll sie nahen, da der Ernteertrag, wenn der Krieg weiterging, doch bis tief in den Frühling reichen mußte? Von Reue, von dem Versuch, durch schroffe Trennung von den Schuldigen sich zu entlasten, ist nichts merkbar; kann auch nicht, da so viele Mitschuldige Geschäftstheilhaber sind. Die haben getobt, als die Bayern einen Bericht ihres berliner Gesandten veröffentlichten, und, ganz im Ton der Kaiserlichen, gezetert, solche Enthüllung nütze nur dem Feind. Abgekartetes Spiel. Wo die politische Gewalt einem aus Handarbeitern und Soldaten gebildeten Vollzugsrath zusteht, ist nicht Demokratie; nicht republikanische Gleichheit, wo der Bürger nur in den Commisrang klettern darf; und das Selbstbestimmungrecht der Völker ein hohles Wort, wo die Vertreter einer Gesellschaftklasse, ohne den Volkswillen erfragt zu haben, selbstherrisch regiren. Eine Staatskomoedie, hinter deren Coulissen irgendwas Arges bereitet wird. Ists aber, wider Vernunft und Erfahrung, Ernst: desto übler. Nicht einen Tag dürften wir als Zuschauer verlieren. Keine Centralregirung; die in Berlin nur ein Schemen. Jeder Sowjet giebt die Gesetze, die ihm bequem sind; jeder kann sich eine Garde miethen, Geschütz und Panzerautomobile kaufen. Hier Plünderung, dort Kommunistenputsch. Darüber, dazwischen, darunter der Rückstrom eines aufgelösten Heeres. Die Folgen müßten sein wie in Rußland: Reichszerfall, Zerrüttung des Volkswohlstandes (auf den wir für den Aufbau Belgiens und Nordfrankreichs rechnen) und Gefährdung der Nachbarschaft. Mit solchem Gebild ist Friedensschluß unmöglich; er trüge uns die Seuche ins Land. Ists darauf abgesehen? Soll Kommunismus vollenden, was Militarismus begann? Deshalb der Sturz von Allmachtgespreiz in Ohnmachtgewinsel? Wir scheuen die neue Falle. Härtet jede Bedingung; sorget, daß die Liste nicht kürzer sei als das Verzeichniß strafbarer Thaten; und horchet, Wächter, am Thor.“

Der Irrthum der Heimath, das Mißtrauen der Feinde wäre nicht so hoch aufgewuchert, wenn die Männer, die sich ins Regentenamt zu heben wagten, den Befehl der wichtigsten Pflicht gehört hätten. In fast allen ist reiner Wille

und tüchtiger Verstand. Aber Jahrzehnte lang war Partei ihre Welt, Dialektik ihr Werkzeug; und nun ist, auf nie, auch nicht im Traum je erklommener Höhe, ihr Ohr vom wirren Hall des Sektenhaders getäubt. Ob dieser Tribun jenen haßt, nur knirschend neben sich duldet, ob heute Hinz, morgen Kunz von Redetennen und Wiesen mehr Anhang pflückt, Gottlieb den Veitel Verräther schilt, Veitel den Gottlieb verhaften möchte, verhaften läßt oder Beide sich in den Entschluß zu anderem Haftbefehl einen: in ruhiger Zeit mag es selbst Ernsthafte beträchtlich dünken. Viel beträchtlicher, ob, wann, wo, wie aus Einzelbesitz Gemeineigenthum werden könne. In unserer Schicksalsstunde hat all das Geträtsch für Deutschland eines Pfefferlings Werth. Traurig genug, daß die Zeitung voll davon ist, die Schwaden weithin verbreitet und den Glauben, auch in Wohlwollenden, nährt, wir seien in Anarchie abgestürzt und Aufzüge, Umzüge mit Maschinengewehren, Granatenwerfern, Flammenspritzern uns schon Alltagsspektakel. (Der Schleichhandel mit Lebensmitteln kann mit dem Tod gestraft werden. Ist der mit Tötungmitteln weniger gefährlich?) Ränkespiel, Verdachtgebündel, Gelegenheitschießerei wachsen in Wichtigkeit, weil daraus geschlossen wird: Die Regirung, „der Rath der Volksbeauftragten", ist in sich uneinig, zerwetzt sich in Hauskampf und erkühnt sich nicht bis in das Verbot, Kriegsgeräth auf offenen Straßen zu mißbrauchen. Trotzdem der Feind auf deutscher Erde steht und gern den Vormarsch begönne, den der Waffenstillstand ihm gewehrt hat. Amerikaner, Belgier, Briten, Franzosen am Rhein. Dessen linkem Ufer zum ersten Mal wieder die Gefahr dauernder Fremdherrschaft droht. Der Elsaß, Lothringen, das Saarbecken in Frankreichs Hand, die so derb zugreift und die Verwaltungmasse in neue Form knetet, als wären die entrissenen Provinzen der Französischen Republik schon wieder eingefügt. Die ganze Provinz Posen, Stücke Westpreußens, das oberschlesische Industriegebiet von den Polen begehrt; nicht nur die Bezirke, deren Mehrheit in freier Abstimmung sich dem Weißen Adler zuwendet. Deutschlands Volk hungert und wird morgen frieren. Kleider und Stiefel fehlen. Den von der Lohn-

last bedrückten Hauptgewerben die zu Arbeit nöthigen Stoffe. In solcher Noth sind vier Wochen vergeudet worden. Nicht etwa an Weihung und Vergeistigung des durch die Revolution uns erworbenen Gutes. Der Freiheit war im Haus des ihr vermählten Volkes keine Flitterwoche gegönnt und nirgends sah sie nach ihrer Einkehr so selten den Dankblick eines froh leuchtenden Auges. Lohnkampf, Bürgerächtung, Drohrede, Gezänk, Verdächtigung, Widerruf: damit und mit nützlich nüchternem Ordnergeschäft waren die Wochen gefüllt, die offener Aussprache mit dem Feind gehören mußten. Dem, hofften wir, wird, ehe er Beschlüsse faßt, von den Konsuln der Republik gesagt und bewiesen sein, was in Deutschland ist und werden will; wie drinnen die Fehlschätzung des Vermögens, draußen die Urtheilswirrniß entstand. „Keinen strafbarer Schuld Ueberführten oder von glaubhaftem Zeugniß Bezichtigten wollen wir, die jede Gemeinschaft mit Rechtsbrechern ablehnen, dem Spruch des Völkergerichtes entziehen. Wollt Ihr dieses Gericht, dann müßt Ihr auch den Völkerbund wollen. Der wäre gefährdet, wenn der Siegesrausch, die Hybris Euch in den Wunsch einnebelt, Deutschlands Selbstentehrung zu erzwingen. Dann würden die jetzt geduckten Militaristen sofort wieder das Haupt heben, uns als die leichtgläubigen Opfer glatter Heuchelrede verschreien und die Menge zu Sturmlauf gegen die Schanzen der Demokratie aufrufen. Fordert drum nicht, was unvernünftig, der Würde freien Volksthumes unerträglich ist; und bestimmet in Verein mit uns, wie unser Recht zu Verhandlung unanfechtbar zu verbürgen wäre." Noch kam keine Meldung von solchem Gespräch. Manche aber, die neuen Eingriff in den jungen Haushalt deutscher Freiheit androhte. Wer bewacht ihn? Der sechsköpfige Kanzler? Der Vollzugsausschuß der Arbeiter- und Soldaten-Räthe? Und was wird, wenn der Feind ihnen, öffentlich, das Mandat abspricht?

Seit dem ersten Warnzeichen wars zu erwarten. Ich weiß nicht, ob das Gerücht heute schon Wahrheit bringt; glaubte aber, für diesmal mich in die Auffrischung von Urkunden, Gedächtnißstoff, Stimmungresten bescheiden, unmittelbare Anrede der Feinde aufschieben zu müssen. Zu den Herren der Hauptstadt, des ganzen Reiches könnte

Selbstbewußtsein nicht sprechen wie zu den Rheinwächtern. Kein Vertrag giebt ihnen das Recht, vorzurücken und einen Regirungwandel zu heischen. Kommen sie dennoch, so treibt sie der Doppelwunsch, die deutsche Wirthschaft, die ihnen zinsen soll, nicht von Pfuscherhast entwerthen zu lassen und dem deutschen Volk deutlich zu zeigen, daß es sich auf Gnade und Ungnade ergeben hat. Rechts die Liste der zu sühnenden Thaten, links die Rechnung. Was Gerechtigkeit verlangt, wird geschehen. Grenzverschiebung ist in neuer Welt zu verschmerzen; die Grenze der Nation, ihrer Politik und Kultur braucht nicht die ihrer Wirthschaft zu bleiben. Wird aber neue Welt? Nicht aus dem Schutt der Zwingburgen, in denen das Racherecht sich sadisch an den Qualen der Sünder ergötzte. „Wir wollen, daß Deutschland auf den Plan militärischer Erdbeherrschung verzichte und all seine Kräfte den großen Aufgaben weihe, aus denen der ganzen Welt Wohlthat werden kann." Ehe das Jahr, an dessen Eingang Britaniens Premierminister diesen Satz sprach, verschollen ist, hat Deutschland sich in eine Republik umgewandelt, die dem Militarismus nicht den schmalsten Unterstand läßt; es dürfte also den „im weitesten Wortsinn demokratischen Frieden" fordern, den Herr Lloyd George ihm verhieß, als die Liste deutscher Feldfrevel schon fast so lang war, wie sie heute ist. Präsident Wilson wird in Paris die Nachträge lesen, in der Picardie, der Champagne, in Belgien die Spur der Kriegsgräuel sehen und die Hauptzeugen hören. Das entkräftete Deutschland, dessen darbende Weiber und Kinder erblickt der Mann nicht, dessen Heimath Alles, was uns fehlt, zu vergeben hat: Rohstoffe, Nährmittel, Geld. Aber sein Recht ist Gottheit, nicht Götze. Seine Weltordnung könnte nicht werden, wenn an einem in der alten Erwachsenen, nur an Diesem, Sünde bis ins siebente Glied gerächt würde. Präsident Wilson steht vor der Stunde, die ihn auf einen Horeb hebt oder zu Schönrednern in Dunst hinabstößt. Und er weiß, daß in die Menschheit nur die Lehre eingewirkt hat, die von der Lebensthat des Lehrers bestätigt war.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 21./28. Dezember 1918

Einzug

Wieder wehen von Dächern und Balkonen der Hauptstadt die Fahnen. Die des nach kurzer Lebensdauer zerstückten Reiches, die gestern geächtet, von blutrothen Flaggen und Wimpeln für immer verdrängt schienen. Wieder Schwarz-Weiß-Roth. Hundertmal sahen wir seit dem August 1914 diese Fahne flattern und schweben. In Sonnengluth und über Schnee; in Lenzwind und Herbststurm. Die Oberbefehlshaber, die vor dem Krieg in irgendeinem Naumburg oder Hildesheim mit knappem Ruhesold eng gehaust hatten und nun, oft wohlig fern von der nicht stets einer Baucis ähnelnden Gefährtin, mit nie erträumter Einkunft den Herrgott spielten, geboten schlichtweg: „Alle Schulen geschlossen. Fahnen heraus!" Dann wußte der Bürger, wußte der Proletarier (in dessen Wohnbezirken das deutsche Dreifarbentuch nicht etwa rarer, der Patterjohtenstolz nicht stiller als im Stadtwesten war), daß abermals gesiegt worden sei. Dann schwoll die Hoffnung in Jubelsfluth. „Freudlos in der Freude Fülle, ungesellig und allein, wandelte Kassandra stille in Apollos Lorberhain. ‚Feste seh' ich froh bereiten, doch im ahnungsvollen Geist hör' ich schon des Gottes Schreiten, der sie jammervoll zerreißt. Dein Orakel zu verkünden, warum warfest Du mich hin in die Stadt der ewig Blinden mit dem aufgeschlossenen Sinn? Warum gabst Du mir, zu

sehen, was ich doch nicht wenden kann? Das Verhängte muß geschehen, das Gefürchtete muß nahn." Erräth Feindschaft, deren Wuth jetzt doch gedämpft sein könnte, die Qual der Ungeblendeten, die stumm, mit gesenktem Lid, Jahre lang durch dieses Gepräng schritten und ringsum die Frage hörten oder ihr Kitzeln, ihr Kratzen fühlten, ob sie denn des Sieges sich gar nicht ein Bischen freuten? Das Deutschland einsperrende Gitter war fest, das Gesträhn der Stacheldrähte so dicht, daß kaum je ein Wahrheitflöckchen sich durchschmuggeln konnte. Nirgends eine Niederlage, nie auch nur Bericht von einem Weichen des deutschen Heeres. Als ich, zuerst, den Septemberrückzug von der Marne erwähnt hatte (der, weil er den Briten Zeit zu Waffnung gewährte, den Krieg entschied), kamen aus Heimath und Frontgebiet Rügebriefe: wie ein sonst Gescheiter auf diesen Franzosenschwindel hereinfallen könne; die Operation an der Marne sei „plangemäß ausgeführt worden". Alles ging plangemäß. Jede Räumung einer Stadt, jede „Ablösung vom Feind". Der hatte immer schwere Verluste. Nie einen Sieg. Wer zweifelt, untergräbt den Glauben an unsere gerechte Sache, fällt unserem Heer in den Rücken und muß als Landesverräther gerichtet oder, wenigstens, in Schutzhaft genommen werden. Tausende sitzen, Zehntausende; ohne Verhör, bei unzulänglicher Kost: weil sie am Telephon oder in Briefen nicht bei der Fahnenstange geblieben sind, eine feindliche oder als feindlich geltende Zeitung, meist ohne ihr Zuthun, erhielten, denunzirt wurden und einen als Kriegsgerichtsrath verkleideten Assessor oder Rechtsanwalt die Haft höchste Staatsnothwendigkeit dünkte. Der Einbruch in Belgien, die Versenkung der „Lusitania", das Armeniergemetzel, die „reiche U-Boot-Beute", der im besetzten Gebiet über Habe und Wirthschaftertrag herrschende Grundsatz, zuerst sei für das Besatzungheer, dann für dessen Heimath, zuletzt für das Bedürfniß des eroberten Landes zu sorgen: Alles in schönster Ordnung. Ein Fuder „neutraler" Preßstimmen bestätigt alltäglich, daß jeder Unbefangene so denke. Herkunft und Gewicht dieser Stimmen und anderer Propagandafrucht zu prüfen, ist verboten. Was nicht? Ein Artikel, wie

ihn der feine Philister Freytag aus dem Feld 1870 über das „Retten und Rollen“ schrieb, dränge niemals ans Licht. Und doch kommt von Ost und West die Klage, daß Nährmittel, Kleider, Stiefel, Schmuckgeräth, Spitzen, Stoffe, Bilder, Wandbehang in großen Kisten und Koffern heimwärts spedirt werden. Daß Belgiern und Polen jeder Motor, jede brauchbare Maschine, jedes Kupferstückchen, aus den Matratzen sogar die Wolle genommen worden sei. Lothringische Tafeltücher habe man gefärbt und als Frauenkleidstoff verkauft. In einem Sarg, der den Leib eines Bahnhofskommandanten bergen sollte, nicht Erdenrest, nur Silbergeräth und Damenstiefel gefunden. Im Dunstkreis mancher Etape blühe der Schieberhandel. Was ist Wahrheit? „Jedes Wort vom Feind erlogen. Wir kommen als Befreier und unsere Verwaltung ist Wohlthat; wird als solche auch überall von dem gesunden Sinn der Bevölkerung anerkannt. Oeffentliche Erörterung darf nicht gestattet werden. Brächte nur den Feinden Gewinn. Ist denn nicht genug, daß wir siegen? Fahnen heraus!“ Zuletzt wehten sie im kalten Stoppelwinde des Sedantages. An Säulen und Mauern klebten große Bogen, aus denen der verehrte Führer des Feldheeres zum Volk sprach. „Der Feind weiß, daß Deutschland und seine Verbündeten mit den Waffen allein nicht zu besiegen sind. Der Feind weiß, daß der Geist, der unserer Truppe und unserem Volk innewohnt, uns unbesiegbar macht. Vergebens ringt der Feind um Waffensieg. Kleinmüthige schüchtert er ein. ‚Euer Kampf ist aussichtlos. Amerika wird Euch den Garaus machen. Eure U-Boote taugen nichts. Wir bauen mehr Schiffe, als sie versenken. Euer Handel ist vernichtet. Wir sperren Euch nach dem Krieg die Rohstoffe ab; dann muß Deutschlands Industrie verhungern. Eure Kolonien seht Ihr niemals wieder.‘ So klingt es aus seinen Flugblättern; bald Lockung, bald Drohung. Wie steht es in Wirklichkeit? Wir haben im Osten den Frieden erzwungen und sind stark genug, es auch im Westen zu thun, trotz den Amerikanern. Wieder Anderen sagt der Feind: ‚Eure Regirungform ist falsch! Kämpfet gegen die Hohenzollern, gegen den Kapitalismus, helft uns, der Entente, Euch eine bessere Staatsform zu geben.‘

Der Feind weiß genau, welche Stärke unserem Staat und unserem Kaiserreich innewohnt: aber gerade eben deshalb bekämpft er sie. Auch die Bundestreue zu unseren Verbündeten will er erschüttern. Er kennt nicht deutsche Art und deutsches Manneswort. Er selbst opfert seine Verbündeten. Wer Englands Verbündeter ist, stirbt daran. Es ist unsere Stärke, aber auch unsere Schwäche, daß wir auch im Krieg jede Meinung ungehindert zu Wort kommen lassen." Feldmarschall Von Hindenburg, dessen Name unter dem langen Warnzettel steht, ist dem Inhalt wohl eben so fremd wie anderer Losung aus dem Großen Hauptquartier. Denn Jedem, der dort Heimische fragte, wurde stets die selbe Antwort. „Ein wackerer Mann und tüchtiger General. An Tannenberg, einer im Generalstab sehr oft gestellten Schulaufgabe, war er noch betheiligt. Später kaum anders als der alte Wilhelm 1866 und 70 an Moltkes Strategie; durch Zustimmung oder Bedenkensandeutung. Ludendorff macht Alles. Als ihn, in der Aera Falkenhayn, der Kaiser zu Linsingen versetzt hatte, erbat der Oberbefehlshaber im Osten seinen Abschied und nahm erst nach Ludendorffs Wiederkehr das Gesuch zurück. Er kann ohne diesen Stabschef nichts machen. Das wußte Wilhelm: und wollte dem Lästigen durch die Wegnahme des unersetzlichen Mannes die Sonne des Weltruhmes verhängen. ‚Soll man beim Einzug durchs Brandenburger Thor mir entgegenbrüllen: Hindenburg?' Das war einmal. In der Zeit, wo die Kaiserliche Hoheit ‚Papas Futterneid bespöttelte. Mit dem Alten hat S. M. sich dann abgefunden; um so wüster aber vor den Getreusten den Generalquartiermeister heruntergemacht. Der war von Anfang an der eigentliche Generalstabschef und Heerführer; nur er. Aber wir brauchten fürs Volk den Namen und Nimbus Hindenburgs." Und hielten für unser heiliges Recht, die Vergottung eines Generals zu fördern, dessen Ruhm der Hirnleistung eines Anderen entsprossen war; vor dem Altar eines von Menschenwitz erschaffenen Gottes ein ganzes Volk in Andacht zu schaaren. Vorbei? Noch ragt, nicht nur Fremden zu Hohn, auf dem Königsplatz, in der Republik, das hölzerne Götzenbild. Noch wird dem Jüngeren alle Schuld, dem Aelteren alle Ehre zugeschrieben. Ob dieses Urtheil gerecht ist, lehrt einst,

vielleicht, die letzte Kriegsgeschichte. Der von ihm Begünstigte sitzt nun, wo nach Deutschlands Sieg Louis Napoleon saß. Auf dem Gipfel der Glorie ließen Bewunderer ihn sprechen, seit der Kadettenzeit habe er nie mehr ein nicht militärisches Buch gelesen; und: der Krieg bekomme ihm wie eine Badekur. Das schmeckte dem Gaumen. Jetzt: Wir lassen jede Meinung ungehindert zu Wort kommen; der Feind weiß, daß wir unbesiegbar sind, sucht sich durch Lügen zu retten, wird bald aber spüren, daß wir auch im Westen stark genug sind, den Frieden zu erzwingen. Der Name ist Bürgschaft. Das Warnblatt wird am zweiten September veröffentlicht; drei Wochen nach dem schwärzesten Augusttag. Der hatte alle Binden zerrissen, in die Erkenntniß unvermeidlicher Niederlage gezwungen und, endlich, den Ruf nach schleunigem Friedensschluß über die Lippe gelockt. Fürs Volk aber brauchen „wir" den Ausdruck unbedingter Siegesgewißheit. Für das Volk, das Wahrheit nicht fordern, über seinem Haupt die Wetterwolke nicht sehen darf und die neunte Kriegsanleihe zeichnen soll, brauchen wir die Fahne. Und die Gehorsamsten haben sie, zu Erinnerung, gehißt.

Schwer hängt sie heute; oder liegt, wie auf dem Waschfaßrand ein unausgewrungenes Laken, auf dem Schaft. Einzug heimkehrender Truppen; der dritte, vierte schon. Fast jeder verregnet. In diesem Dezember weint selbst der Himmel sich mal gründlich aus, sagt Eine. Einer: 71 sei der Einzugstag so heiß gewesen, daß Verschmachtende aus dem Glied liefen und ihren Durst aus der Gießkanne der Straßensprenger löschten. Heute brauchen sie nur den Bart zu belecken. Gekicher; unbehaglich wie Schüttelfrost. Da sind sie. Unter aufgeweichten Papierguirlanden, deren Farbstoff vertropft (und die Wilhelm erdacht haben könnte) stampft es heran. In nassen Röcken und Stiefeln. Auf abgetriebenen, lange wohl nicht mehr gestriegelten Gäulen, deren überlanges Fellhaar trieft. An der Brust, hier auch am Halfter ein Sträußchen, dessen Blumen unter der Wasserslast die Köpfe senken. Hurra! Schreit man denn noch so? Gilts nicht schon dieser Ruf am Ende als Kennwort der Gegenrevolution? Tücher wehen; unter dem Schirm: damit sie nicht allzu naß werden. Aengstliche Neugier guckt aus dem Auge der Mannschaft. Zu

Haus oder der Heimath doch ganz nah; heißt sie uns aber, mit denen nicht Sieg einzieht, willkommen? Die Gafferschaar fühlt die Frage; und antwortet mit dem Versuch, sich in eine Schützenfeststimmung aufzumuntern. Die Offiziere achten des Treibens nicht. Scheinen starr in harten Pflichtbefehl eingeurnt. Auf diesen Straßen hat man ihren Kameraden gestern die Waffen genommen, Achselstücke und andere Rangzeichen abgerissen. Tapferen Kerlen, die Jahre lang in Lebensgefahr noch für die Truppe gesorgt, mit ihr gelitten, geblutet hatten und nun entwürdet, vervehmt wurden, weil auch in ihren Reihen Feiglinge, Schinder, Maulhelden, Schlemmer ertappt, gefaßt worden waren. Alle sind deshalb verdammt. Und was wird morgen? Hunderttausend werden um Arbeit in Bürgerberuf werben, für den sie nicht bereitet sind. „Repräsentanten", denen Technik und Betrieb fremd sind, wirds in dem verarmten Deutschland kaum noch geben. Ob der Staat den verabschiedeten Offizieren den kargen Ruhesold fortzahlen kann, ihn nicht wenigstens kürzen muß, bleibt fürs Erste ungewiß. Hinter dem Jugendtraum droht grauer Alltag. Wäre nur dieses Jammerfest erst vorüber! Keine Polizei, deren Befehl die Menge in Spaliere einhegt. Frauen, Mädchen, Kinder auf Geschütz, Wagen, in Kriegersarm eingehängt; und ein Gesprenkel von Blusen, Mänteln, Bürgerkleid aller Art mitten im paradirenden Zug. Der schlängelt sich hier durch Gedräng, löst sich auf leerem Damm in bequeme Breite und wird dort zum Gänsemarsch, weil nur je ein Mann, nach Hin und Her, Hott und Hüh ein Wagen sich durchzuklemmen vermag. Redner. Die Zunge springt, mit der Geschwindheit des Furchtsamen, über Klippen. „Das sinnlose Massengemetzel ist zu Ende." Das wars wohl; mußte man aber, nach solcher Qual, so gräßlichem Leiderlebniß, gerade in dieser Stunde vor unserem Ohr es so nennen? Mit derb geknoteter Wortpeitsche dem Bewußtsein einstriemen, was schmerzhaft schon unter dessen Schwelle brennt: daß alles Mühen ertraglos blieb? „Ihr seid nicht besiegt worden." Sehr freundlich. Wir nicht. Nirgends war je höhere Leistung von Mannschaft und Unterführern. Besiegt aber wurde die Oberste Heeresleitung, besiegt von klügerer, nüchternerer Rechnung mit Zeitwerth

und Nervenkraft; und daraus ist Niederlage geworden, wie Geschichte noch keine berichtet hat. Wozu Das verschweigen? Die Welt weiß es und in diesem Einzugspantomimus selbst spricht jede Bewegung, jede Geberde davon. Blößung der Häupter zu stummem Gruß hätte uns besser getröstet als Juchhe und Schönschwatz, der das Wort „geschlagen", das durch jedes Herz bebende, scheu und feig umschleicht. Durch Spießruthen gehts. Und morgen ist wieder Trauerweide.

„Mit Mann und Roß und Wagen: so hat sie Gott geschlagen." Zerbeultes Lastfuhrwerk, leichte Planwägelchen, Zweiräderkarren; zwischen struppigen Gäulen aller Rassen ein paar kurzstämmige, wohlgenährte Belgierpferde, danach wieder hagere, fahle Rosse, an deren dürre Rippen das Knochenbein der Reiter aus Johannis Apokalypse klappern könnte. Müde Menschen in vertragenem, durchnäßtem Gewand. Der pafft sich aus seiner Pfeife ein Qualmgebirg. Dieser pfeift sich ein Stück und scheint, über die schmutzige, ungepflegte Stadt, die mit tausend Plakatbleibseln beklebten Mauern und Zäune hinweg, in Traumferne zu schauen. Einem Schlafenden entgleiten die Zügel und sein dickes Pferdchen, dem sie den Hals preßten, wiehert froh auf. War diese Elendsausstellung nöthig? Das alte Reich ist gestorben. Ueberlebt die Fahne, das Kleid, den Leib, das Symbol die Wesenheit, als deren Sinnbild es galt? Der Einfältigste hofft, daß Revolution Götter entthrone. Unsere Revolution ließ alle Götzen sogar, die nicht selbst wegliefen, in Weihglanz; klopft keinen Heiligen Rock auf hellem Markt aus und hütet, wie ehrwürdiges Gut, die Schlüssel zu den Reliquienschreinen. „Und hebt die Herzen himmelan und himmelan die Hände und schwöret Alle, Mann vor Mann: Die Knechtschaft hat ein Ende!" Schon der Luftwirbel solcher Dutzendverse bliese das in jeder Menschenbrust glimmende Götterfünkchen zur Flamme an. Unsere Reichsverweser sind nüchterne Leute; allzu nüchterne (und deshalb dem Ministerpräsidenten Bayerns, Herrn Eisner, gram, der immer ein musischer Mensch war, unter dessen Igelstacheln nach Nothstandswintern jetzt das Herz eines Zärtlichen aufgeblüht ist und der Volk und Staat in den Klang und Duft eines auch Ferne anlockenden Frühlings hinzureißen vermochte). D

Geistige, meinen die berliner Gewalthaber, findet sich und Phantasie entspannt die Muskeln, die zu Klassenkampf straff sein müssen. In allen Kirchen weltlicher Gottesdienst vor den von allen Truppentheilen abgeordneten Kriegern; nach dankbarem Gruß an die Toten den Lebenden festes Gelöbniß. Im Weißen Saal, im Neuen Palais, in Schlössern und Parlamenten entwölke, entrunzle Musik finstere, verwilderte Seelen. Soldaten, Bürger, Lohnarbeiter, Arm und Reich für zwei, drei Stunden in buntem Gemisch, zu ungeschleußtem Empfindensaustausch. Nein. „Wäre Futter für die schon verhungernde Hoffnung des Kapitalismus. Dem aber gebührt nun der Daumen aufs Auge und das Knie auf die Brust." Einzug muß sein. Reizt am ersten Tag die nur in Außenkultur Erzogenen zu quälendem Vergleich von Einst und Jetzt. Und beleidigt, wenn das Getröpfel fortwährt, durch den Anblick gleichgiltiger Stumpfheit die Schaar, deren Mühensaufwand belohnt werden sollte.

Schlug sie ein Gott? Die uralte Hiobfrage blinzelt uns an. „Wenn ein Land an mir sündigt, so will ich meine Hand darüber hin recken, ihm das Brot nehmen, Theuerung schicken, durch Hunger Menschen und Vieh bis zu Tod entkräften und den Gerechtesten selbst, Noah, Daniel und Hiob, die eigene Seele nur, nimmermehr Söhne und Töchter retten." Wird durch Unglück, durch „Heimsuchung" die Schuld des in Dunkel Gehüllten bewiesen? Eliphas spricht: „Nie sah ich Unschuldige umkommen, doch immer Unglück ernten, die es gesät hatten. Der Gottlose brüste sich wie ein fetter Wanst: er wird nicht lange reich bleiben, stets, auf der Suche nach Brot, in zerstörten Städten wohnen und sein eitler Dünkel wird betrogen werden." Bildad: „Richtet Gott unrecht und hat der Allmächtige je das Recht krummgebogen? Des Gottlosen Habe wird Hunger sein, Unglück bei jedem Schritt ihm anhangen und in seiner Hütte das Licht verlöschen." Elihu: „Gott beugt das Recht nicht, verdammt Keinen, der ohne Schuld ist, sondern mißt Jeglichem nach seinem Thun." Wiederum Eliphas: „Prächtig saßest Du auf den Zinnen der Gewalt, Deine Willkür entriß dem Bruder ein Pfand und trachtete, noch dem Nackten ein Kleid auszu-

ziehen: drum schnüren nun Dich die Stricke der Noth.“ Aus des Gewitters schreckender Lohe aber ruft der Herr: „Will unverständiges Wort den Sinn des Schicksals ergründen oder das Auge, das die Erdschöpfung nicht sah, das Maß ihrer Satzung nachmessen? Wie in Windeln habe ich das Meer, da es wie aus Mutterleib einst ausbrach, in Finsterniß eingewickelt, mit Thüren und Riegeln es gehemmt und gesprochen: Bis hierher sollst Du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen! Und mit dem Allmächtigen will eines Menschenkindes Hader rechten?“ Leset in dieser bangen Weihnacht das Buch Hiob, das unsterbliche Gedicht von dem gottesfürchtig Schlichten, der das Böse mied und dennoch mit Noth und Aussatz heimgesucht wurde. „Müssen wir nicht, wie das Gute, auch das Schlimme von Gott geduldig hinnehmen? Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Danach hat er klagen und hadern, seinen reinen Wandel preisen, dem Tag seines Unglückes fluchen gelernt. Da er aber die schwere Prüfung bestand, sah er seine Heerden, Rinder und Schafe, Kamele und Eselinnen, verdoppelt, hörte im Haus wieder das Lachen von Söhnen und Töchtern „und war herrlicher denn Alle im Morgenland“. Leset. Hier ist nicht des Rachegottes düster glühender Dunstkreis, waltet nicht Vergeltung. Dieses Buch lehrt schmerzendes Schicksal lieben.

Schlug uns ein Gott? Nicht einer, der nur von außen stieß; und der im Innersten, Allerheiligsten wirkende läßt Spruchverhängniß und Urtheilsgründe nicht im Schmutz der Straße erforschen. Unter Gerassel spritzt er braun auf. Der letzte Wagen? Hinter dem grauen Kutscher räkelt sich ein Matrose auf Kisten; strandgelber Ueberrock, rothe Papiernelke im Knopfloch, zwischen die Zahnreihen den Pfeifenstiel, zwischen die Kniescheiben den Spazirstock geklemmt. „Fehlt man blos 'n Monokel. Mit 'ner rothen Wickelgamasche um den Arm könnte der Bengel in jedem Reichsamt den Oberaufseher spielen. Die neue Freiheit! Wer noch nich die Nase voll hat, muß im März auf die Rieselfelder. Jetzt is ja klar, daß die russische Judenschaft den ganzen Kitt bezahlt hat. Kein Wunder also, daß auch bei uns die Sorte wimmelt.

Hirsch und Haase, Landsberg und Bernstein, Eisner und Schiffer, Cohn und Cohen, Wurm und Rosenfeld, Simon und Spiro, Jaffé und Joffe. Der hat aus dem russischen Staatsschatz die Millionen spendirt und rühmt sich, er habe die Revolution gemacht. ‚Sensationelle Enthüllung‘: brüllten sie. Wenn Das nich zu Gegenrevolution reizt, kommt nie eine. Wieder Schtreik und keine Zeitung? Na, denn nich, lieber Jenosse. Mir riechen Mutterns Kohlrüben darum nicht schlechter; ich brenne nich drauf, zu lesen, wie die A- und S-Räthe wieder krakehlt haben; ob Der Schandmal, Jener Volksverräther geschimpft worden ist, zehn oder dreißig Schildhalter Forderungen ins Hohe Haus trugen. Pellt den Soldaten den Graukittel ab, reklamirt sie nicht mehr als Unabkömmliche: und auch sie sind wieder Arbeiter und die Räthetitel sparen den zweiten Bindestrich. Wenig Kartoffeln und so schlecht, daß früher kein Schwein sich ihrer erbarmt hätte; Fett is nich, Brot allerhöchstens noch für zehn Wochen, Fleisch war einmal; mit Jas wird, weil nie Kohle 'rankommt, geknausert; und wer Bahn fahren will, braucht'n B-Zugsschein. Dabei wird Film jekurbelt, bis in die Pechhütte jetanzt, bis übermorgen die Vergesellschaftung aller Großbetriebe vorbereitet, für Butter achtunddreißig, für'ne Weihnachtpuppe fünfundsiebzig Mark angelegt. Und Jerede!"

... Der von den nutzlosen, sinnlosen Geräuschen der Wehwochen schlissig gewordene Denkfaden zerreißt. „Schon am neunzehnten Januar wird also die Nationalversammlung gewählt. Von der Entente werden wir, außer den englischen Offizieren im Esplanade, nun wohl nichts sehen. Was Die gedacht haben mögen, als sie, stockernst, den Einzug betrachteten!" Vierter Advent: und noch keine Weihung, noch nirgends ein leuchtender Blick. Ist Das die erhoffte neue Welt? Das Röcheln der alten höret Ihr und Ekel wendet Euer Antlitz von den schmierigen Fetzen, in deren Schmach sie verreckt. Anderer Einzug naht. Rettet den Glauben durch die dunkelste deutsche Weihnacht. Von jeder Höhe hallt Klagegeheul. Doch die Kinder des Volkes sind aus Feindesland heimgekehrt. Und bald ruft der Stundenschlag ins Gedächtniß, daß einmal schon aus Stallgeblök sich Gottheit entband.



Deutsches Grundrecht

Grundrechte des deutschen Volkes
(deren zweite Lesung die frankfurter Nationalversammlung in der letzten Dezemberwoche des Jahres 1848 begann)

Dem deutschen Volk sollen die nachstehenden Grundrechte verbürgt sein. Sie sollen den Verfassungen der deutschen Einzelstaaten zur Norm dienen und keine Verfassung oder Gesetzgebung eines Einzelstaates soll sie je aufheben oder beschränken können.

Artikel I.

§ 1.

Das deutsche Volk besteht aus den Angehörigen der Staaten, welche das Deutsche Reich bilden.

§ 2.

Jeder Deutsche hat das deutsche Reichsbürgerrecht. Die ihm kraft dessen zustehenden Rechte kann er in jedem deutschen Lande ausüben. Ueber das Recht, zur deutschen Reichsversammlung zu wählen, verfügt das Reichswahlgesetz.

§ 3.

Jeder Deutsche hat das Recht, an jedem Orte des Reichsgebietes seinen Aufenthalt und Wohnsitz zu nehmen, Liegenschaften jeder Art zu erwerben und darüber zu verfügen, jeden Nahrungzweig zu betreiben, das Gemeindebürgerrecht zu gewinnen.

Die Bedingungen für den Aufenthalt und Wohnsitz werden durch ein Heimathgesetz, jene für den Gewerbebetrieb durch eine Gewerbeordnung für ganz Deutschland von der Reichsgewalt festgesetzt.

§ 4.

Kein deutscher Staat darf zwischen seinen Angehörigen und anderen Deutschen einen Unterschied im bürgerlichen, peinlichen und Prozeßrecht machen, welcher die ihm nicht Angehörigen als Ausländer zurücksetzt.

§ 5.

Die Strafe des bürgerlichen Todes soll nicht stattfinden und da, wo sie bereits ausgesprochen ist, in ihren Wirkungen aufhören, soweit nicht hierdurch erworbene Privatrechte verletzt werden.

§ 6.

Die Auswanderungfreiheit ist von Staates wegen nicht beschränkt; Abzugsgelder dürfen nicht erhoben werden.

Artikel II.

§ 7.

Vor dem Gesetz gilt kein Unterschied der Stände. Der Adel als Stand ist aufgehoben. Alle Standesvorrechte sind abgeschafft. Die Deutschen sind vor dem Gesetz gleich. Alle Titel, insoweit sie nicht mit einem Amt verbunden sind, sind aufgehoben und dürfen nie wieder eingeführt werden. Kein Staatsangehöriger darf von einem

auswärtigen Staat einen Orden annehmen. Die öffentlichen Aemter sind für alle Befähigten gleich zugänglich.

Die Wehrpflicht ist für Alle gleich; Stellvertretung findet dabei nicht Statt.

Artikel III.

§ 8.

Die Freiheit der Person ist unverletzlich.

Die Verhaftung einer Person soll, außer im Fall der Ergreifung auf frischer That, nur geschehen in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehls. Dieser Befehl muß im Augenblick der Verhaftung oder innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden dem Verhafteten zugestellt werden.

Die Polizeibehörde muß Jeden, den sie in Verwahrung genommen hat, im Lauf des folgenden Tages entweder freilassen oder der richterlichen Behörde übergeben. Jeder Angeschuldigte soll gegen Stellung einer vom Gericht zu bestimmenden Kaution oder Bürgschaft aus der Haft entlassen werden, sofern nicht dringende Anzeigen eines schweren peinlichen Verbrechens gegen ihn vorliegen. Im Fall einer widerrechtlich verfügten oder verlängerten Gefangenschaft ist der Schuldige und nöthigen Falls der Staat dem Verletzten zur Genugthuung und Entschädigung verpflichtet.

§ 9.

Die Todesstrafe, ausgenommen wo das Kriegsrecht sie vorschreibt oder das Seerecht im Fall von Meutereien sie zuläßt, sowie die Strafen des Prangers, der Brandmarkung und der körperlichen Züchtigung sind abgeschafft.

§ 10.

Die Wohnung ist unverletzlich. Eine Haussuchung ist nur zulässig: 1. in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehls, welcher sofort oder innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden dem Betheiligten zugestellt werden soll; 2. im Fall der Verfolgung auf frischer That durch den gesetzlich berechtigten Beamten; 3. in den Fällen und Formen, in welchen sie das Gesetz ausnahmweise bestimmten Beamten auch ohne richterlichen Befehl gestattet. Die Haussuchung muß, wenn thunlich, mit Zuziehung von Hausgenossen erfolgen. Die Unverletzlichkeit der Wohnung ist kein Hinderniß der Verhaftung eines gerichtlich Verfolgten.

§ 11.

Die Beschlagnahme von Briefen und Papieren darf, außer bei einer Verhaftung oder Haussuchung, nur in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehls vorgenommen werden, welcher sofort oder innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden dem Betheiligten zugestellt werden soll.

§ 12.

Das Briefgeheimniß ist verbürgt. Die bei strafgerichtlichen Untersuchungen und in Kriegsfällen nothwendigen Beschränkungen sind durch Gesetzgebung festzustellen.

Artikel IV.

§ 13.

Jeder Deutsche hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Preßfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise durch vorbeugende Maßregeln, namentlich Censur, Konzessionen, Sicherheitbestellungen, Staatsauflagen, Beschränkungen der Druckereien oder des Buchhandels, Postverbote oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden. Ueber Preßvergehen, welche von Amtes wegen verfolgt werden, wird durch Schwurgerichte geurtheilt. Ein Preßgesetz wird vom Reich erlassen werden.

Artikel V.

§ 14.

Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Ueberzeugung zu offenbaren.

§ 15.

Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Uebung seiner Religion. Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, sind nach dem Gesetze zu bestrafen.

§ 16.

Durch das religiöse Bekenntniß wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf es keinen Abbruch thun.

§ 17.

Jede Religiongesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen. Keine Religiongesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat; es besteht fernerhin keine Staatskirche. Neue Religiongesellschaften dürfen sich bilden; einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht.

§ 18.

Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden.

§ 19.

Die Formel des Eides soll künftig lauten: „So wahr mir Gott helfe!"

§ 20.

Die bürgerliche Giltigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Civilaktes abhängig; die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Civilaktes stattfinden. Die Religionverschiedenheit ist kein bürgerliches Ehehinderniß.

§ 21.

Die Standesbücher werden von den bürgerlichen Behörden geführt.

Artikel VI.

§ 22.

Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.

§ 23.

Das Unterrichts- und Erziehungwesen steht unter der Oberaufsicht des Staates und ist, abgesehen vom Religionunterricht, der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben.

§ 24.

Unterricht- und Erziehunganstalten zu gründen, zu leiten und an solchen Unterricht zu ertheilen, steht jedem Deutschen frei, wenn er seine Befähigung der Staatsbehörde nachgewiesen hat. Der häusliche Unterricht unterliegt keiner Beschränkung.

§ 25.

Für die Bildung der deutschen Jugend soll durch öffentliche Schulen überall genügend gesorgt werden. Eltern oder deren Stellvertreter dürfen ihre Kinder oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die unteren Volksschulen vorgeschrieben ist.

§ 26.

Die öffentlichen Lehrer haben die Rechte der Staatsdiener.

Der Staat stellt unter gesetzlich geordneter Betheiligung der Gemeinden aus der Zahl der Geprüften die Lehrer der Volksschulen an.

§ 27.

Für den Unterricht in Volksschulen und niederen Gewerbeschulen wird kein Schulgeld bezahlt. Unbemittelten soll auf allen öffentlichen Unterrichtanstalten freier Unterricht gewährt werden.

§ 28.

Es steht einem Jeden frei, seinen Beruf zu wählen unds ich dafür auszubilden, wie und wo er will.

Artikel VII.

§ 29.

Die Deutschen haben das Recht, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln; einer besonderen Erlaubniß dazu bedarf es nicht.

Volksversammlungen unter freiem Himmel können bei dringender Gefahr für die öffentliche Ordnung und Sicherheit verboten werden.

§ 30.

Die Deutschen haben das Recht, Vereine zu bilden. Dieses Recht soll durch keine vorbeugende Maßregel beschränkt werden.

§ 31.

Die in den §§ 29 und 30 enthaltenen Bestimmungen finden auf das Heer und die Kriegsflotte Anwendung, insoweit die militärischen Disziplin rschriften nicht entgegenstehen.

Artikel VIII.

§ 32.

Das Eigenthum ist unverletzlich.

Eine Enteignung kann nur aus Rücksichten des gemeinen Besten, nur auf Grund eines Gesetzes und gegen gerechte Entschädigung vorgenommen werden. Das geistige Eigenthum soll durch die Reichsgesetzgebung geschützt werden.

§ 33.

Jeder Grundeigenthümer kann seinen Grundbesitz unter Lebenden und von Todes wegen ganz oder theilweise veräußern. Den Einzelstaaten bleibt überlassen, die Durchführung des Grundsatzes der Theilbarkeit alles Grundeigenthums durch Uebergangsgesetze zu vermitteln. Für die Tote Hand sind Beschränkungen des Rechts, Liegenschaften zu erwerben und über sie zu verfügen, im Wege der Gesetzgebung aus Gründen des öffentlichen Wohles zulässig.

§ 34.

Jeder Unterthänigkeit- und Hörigkeitverband hört für immer auf.

§ 35.

Ohne Entschädigung sind aufgehoben: 1. die Patrimonialgerichtsbarkeit und die grundherrliche Polizei sammt den aus diesen Rechten fließenden Befugnissen, Exemtionen und Abgaben; 2. die aus dem guts- und schutzherrlichen Verbande fließenden persönlichen Abgaben und Leistungen. Mit diesen Resultaten fallen auch die Gegenleistungen und Lasten weg, welche dem bisher Berechtigten dafür oblagen.

§ 36.

Alle auf Grund und Boden haftenden Abgaben und Leistungen, insbesondere die Zehnten, sind ablösbar; ob nur auf Antrag des Belasteten oder auch des Berechtigten und in welcher Weise, bleibt der Gesetzgebung der einzelnen Staaten überlassen. Es soll fortan kein Grundstück mit einer unablösbaren Abgabe oder Leistung belastet werden.

§ 37.

Im Grundeigenthum liegt die Berechtigung zur Jagd auf eigenem Grund und Boden. Die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden, Jagddienste, Jagdfronden und andere Leistungen für Jagdzwecke sind ohne Entschädigung aufgehoben. Nur ablösbar jedoch ist die Jagdgerechtigkeit, welche erweislich durch einen lästigen, mit dem Eigenthümer des belasteten Grundstückes abgeschlossenen Vertrag erworben ist; über die Art und Weise der Ablösung haben die Landesgesetzgebungen das Weitere zu bestimmen. Die Ausübung des Jagdrechtes aus Gründen der öffentlichen Sicherheit und des gemeinen Wohls zu ordnen, bleibt der Landesgesetzgebung vorbehalten. Die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden darf in Zukunft nicht wieder als Grundgerechtigkeit bestellt werden.

§ 38.

Die Familienfideikommisse sind aufzuheben. Die Art und Bedingungen der Aufhebung bestimmt die Gesetzgebung der einzelnen Staaten. Ueber die Familienfideikommisse der regirenden fürstlichen Häuser bleiben die Bestimmungen den Landesgesetzgebungen vorbehalten.

§ 39.

Aller Lehensverband ist aufzuheben. Das Nähere über die Art und Weise der Ausführung haben die Gesetzgebungen der Einzelstaaten anzuordnen.

§ 40.

Die Strafe der Vermögenseinziehung soll nicht stattfinden.

Artikel IX.

§ 41.

Alle Gerichtsbarkeit geht vom Staat aus. Es sollen keine Patrimonialgerichte bestehen.

§ 42.

Die richterliche Gewalt wird selbständig von den Gerichten geübt. Kabinets- und Ministerialjustiz ist unstatthaft. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Ausnahmegerichte sollen nie stattfinden.

§ 43.

Es soll keinen privilegirten Gerichtsstand der Personen oder Güter geben. Die Militärgerichtsbarkeit ist auf die Aburtheilung militärischer Verbrechen und Vergehen sowie der Militärdisziplinarvergehen beschränkt, vorbehaltlich der Bestimmungen für den Kriegsstand.

§ 44.

Kein Richter darf, außer durch Urtheil und Recht, von seinem Amt entfernt oder an Rang und Gehalt beeinträchtigt werden. Suspension darf nicht ohne gerichtlichen Beschluß erfolgen. Kein Richter darf wider seinen Willen, außer durch gerichtlichen Beschluß in den durch Gesetz bestimmten Fällen und Formen, in eine andere Stelle versetzt oder in Ruhestand gesetzt werden.

§ 45.

Das Gerichtsverfahren soll öffentlich und mündlich sein. Ausnahmen von der Oeffentlichkeit bestimmt im Interesse der Sittlichkeit das Gesetz.

§ 46.

In Strafsachen gilt der Anklageprozeß. Schwurgerichte sollen jedenfalls in schwereren Strafsachen und bei allen politischen Vergehen urtheilen.

§ 47.

Die bürgerliche Rechtspflege soll in Sachen besonderer Berufserfahrung durch sachkundige, von den Berufsgenossen frei gewählte Richter geübt oder mitgeübt werden.

§ 48.

Rechtspflege und Verwaltung sollen getrennt und von einander unabhängig sein. Kompetenzkonflikte zwischen den Verwaltung- und Gerichtsbehörden in den Einzelstaaten entscheidet ein durch das Gesetz zu bestimmender Gerichtshof.

§ 49.

Die Verwaltungrechtspflege hört auf; über alle Rechtsverletzungen entscheiden die Gerichte. Der Polizei steht keine Strafgerichtsbarkeit zu.

§ 50.

Rechtskräftige Urtheile deutscher Gerichte sind in allen deutschen Landen gleich wirksam und vollziehbar. Ein Reichsgesetz wird das Nähere bestimmen.



Zwischen den Revolutionen

Fünfundzwanzigster Juli 1914. Ueberfüllt, von Laune und Gerüchten in Sommerhitze überstäubt, fuhr der Speisewagen Zürich-Innsbruck durch Voralberg.

„Dreißig Corps," rief die leicht korpulente hübsche Baronin, die Neues Stahlbad, überstürzt wie Alle, verlassen hatte; „dreißig Corps sind schon mobil! In acht Tagen..."

„Aber wir haben ja nur sechzehn, Gnädigste!"

Und im Tempo der Axen, im Sprühfeuer dilettantisch gesunder Improvisationen, in der Keckheit eines friedenssatten Mitteleuropa schwatzten Sankt-Moritzer und Rigi-Firster, Einberufene und Thoren durcheinander, bis die Schlafwagen einige trennten, andere verhüllten und das heitere Feuer eines neuartigen Abenteuers die einen ermüdet, andere elektrisirt hatte.

Wien schien in diesen Tagen über einem Walzer aufgebaut. Festzüge und Ansprachen von Balkonen, Kriegervereine und Fahnenweihen, das Brouillement von Teutschheit und Geschäftsgeist flirrte durch Straßen, Säle, Theater; Serbien hieß der neue Schlager, Läuse und Schweine waren salonfähig, Prinz Eugen Nationalhymne geworden, Nibelungen und andere wagnerisch Erlöste wurden gehandelt und der alte Herr sprach von Schönbrunn aus zu „Meinen Getreuen Völkern".

Drei Tage später schlug mir ein dumpfes Grollen in Berlin entgegen, als ich ins Sommerlicht der Königgrätzer Straße trat. Der Name der Straße klopfte leise an; rasch ward es verscheucht. Statt des Dreivierteltaktes schlugen die harten Synkopen einer langsam aufmurrenden Menge dem Ankömmling zu, und wie in den drei letzten Julinächten dies Murren sich in ungeheurem Crescendo zum Brausen hob, wie sich die Hunderttausend, vom Balkon bei Bauer im diffusen Bogenlichte der Linden angestarrt, lungernd und langend vorwärtsschoben, da mahnten selbst seltene Kapellen, die mit Knaben passirten, nicht mehr an die leichtfüßigen Ekstasen des Burgrings.

Mit dem Zerfall eines anorganischem Waffenbundes hat sich dieser Antagonismus zweier Volfsstimmungen selbst beantwortet.

Dem Anfang glich aufs Haar das Ende. Vierter November 18. Am Tag des Waffenstillstandes für Oesterreich war ich in Wien, am Tag des deutschen hier. Zwei Parallele schneiden sich noch nicht am Pol, noch nicht in der Unendlichkeit. Wien hatte eben seine Rest-Revolution erlebt (Das heißt: ge-

litten). Verlassen, mit Recht, von sieben Völkern, blieb in der halbdeutschen Hauptstadt, blieben in fünf Kronländern „die Deutschen" zurück, der Abfall der Verächter zwang sie, sich zu einen, widerwillig thats der Haß der Parteien und Konfessionen, lachend, im Tempo eines Festzuges thats die Menge. Der Tag, an dem ein Volk, für seine Führerwünsche hart gestraft, sich plötzlich allein sah, fand weder Herzen noch Köpfe bereit, und während Ungarn und Polen, Czechen und Ruthenen, Italer und Rumänen, Serben und Slowenen sich gruppirten, einten, trennten, selbst zu bekämpfen anfingen, feierte das einzige Volk der Monarchie, das politisch geschlagen war, die neue Hetz, den Prater der Seele, zog mit Fahnen und Musiken vor die Denkmale, in die Cafés, an die Rampen, johlte und jauchzte und spielte das Spiel der Kokarden. In dieser K. K. Revolution drehte sich das Gespräch der Ringstraße um die Verträge der Hoftheater, ob man Strauß würde halten können, Anekdoten und Medaillen, Festreden und Umzüge, Resolutionen und Wappenfragen, Flaggenprobleme, G'schaftlhuberei, und am Rand ein Weniges de la littérature: Freiheit, die ich nicht meine....

War Einer, der sich für den Kaiser erhob? Hat ein Einziger die Kokarde geschützt? Es ziemt, den Hofrath Mikes zu nennen, Sektionchef im Hofmarschallamt: er, für Tausende, hat sich umgebracht. Die Anderen? Drei Tage nach der Gründung dieses Reststaates kam ein berühmter Feldherr, zuletzt Kommandeur der Arcières, der doppelt, auch auf den Leib des Kaisers, vereidigten Leibgarde, zum Staatskanzler Dr. Renner und erkundete, ob die „frühere Zugehörigkeit" dieser Offizier-Truppe, die seit fünf Jahrhunderten alle Rechte adeliger Leibtruppen genoß, ihnen nun, „im weiteren Fortkommen", nicht hinderlich würde. Als am vierten November, am Karlstag, in Sankt Stephan die Kaisermesse gelesen wurde, waren von den achtzig Sesseln für Excellenzen zwei besetzt. Aber am selben Tage nagelten die Häscher Weißkirchners, des Hofbürgermeisters, am Kärnthner- und Opernring neue Tafeln an: „Karlsring, Zitaring": und der einzige Gewaltakt der zu einer neuen Freiheit entschlsseneon Hauptstadt bestand in der Abnahme dieser Zeichen unverblaßbarer Loyalität. Wußte man denn, wie es kommen werde?

Und weiß man es heute? Dies Spanische Spiel, das beste in Europa, von hurtig-zarten Händen fein gemischt, ist noch nicht aus; und was Andrassy II. heldenhaft begonnen, könnte

Seidler der Sonnige redivivus noch auf der Konferenz zu Ende spinnen. Werden die Kronländer Eins? Eins auch ohne Habsburg, dessen katholischem Fürsten sie tiefer verbunden sind, als moderner Wille in ein Paar Sozialistenhäuptern glauben will? Und Böhmen? Hofft noch ein Einsichtiger, daß dieses deutschredende Hochland, der industrielle Rand dieser Schale, sich von den Terrassen seiner Nachproduktion, seiner Konsumption trennen wird, um Zollschaden für die Muttersprache zu tragen, statt im Inneren einer sehr wohlbestellten Czechen-Republik, erträglich gebettet, den Preis seiner Mühen zu heben?

Denn niemals sah es in einem Theile dieses Völkerstaates sauberer aus als jetzt in Prag, wo, nach vierhundertährigem Traum und Kampf, ein Reich erstand, bereitet, zugerüstet mit allen Institutionen, zu allen Uebungen. Langsam schlendert nebenan die wiener Republik ihren Weg, als wäre er schon Jahrhunderte lang und nicht erst zehn Tagemärsche. Am Tag der „Revolution", als ein paar Tausend sich vor dem Landeshaus drängten, horchten und riefen die Wiener, wie sichs bei einem Freiluft-Theater ziemt; nur ein paar Literaten, an ihr Stammcafé Central gelehnt, schrien „Rache! Nieder!", bis sie von braven ottakringer Arbeitern zur Ruhe gewiesen wurden. Truppen gab es hier nicht, nicht schützende, nicht meuternde; zu wem sollte man auch „übergehen", da Alles nur ein Uebergang von schwarz-gelber zu schwarz-roth-goldener Rosette war!

Nach Deutschland? Giebt es Volkswünsche drüben, die heißen Herzens einen Staat umarmen wollen, in dem Groß-Berlin dominirt? Haben wir dazu Schulter an Schulter gekämpft, um uns den sehr Verhaßten nun zu amalgamiren? Soll die diabolica commedia des Ersten August nach zweiundfünfzig Monaten mit neuen Worten wiederholt, der cantus mysticus noch einmal gesungen werden, weil nicht alle Blüthenträume reiften? Wähntet Ihr etwa, man werde das Leben hassen, in Wüsten fliehen, wenn sich nicht Sprache zu Sprache findet? Woher (möge man lieber fragen) schreibt, wie erklärt sich diese völlige Starrheit auf beiden Seiten, da doch ein Jubel hier durch sechzig, dort durch zehn Millionen Kehlen dringen müßte: Endlich wieder vereint! Noch bis zum Achten wünschten die Bürger, heimlich und laut, in Wien, dies Alles wäre doch ein wüster Traum und morgen, wann wir erwachen, nachher haben's die Hoflieferanten-Wapp'n überall wieder ausg'wickelt, beim Sacher sieht ma' wieder Orden und Hos'nstreifen, im Burghof giebts halt wieder an Marsch und an Lanner, und

wenn eh' die Kaiserin lächelnd mit dem hübschen Fratz, dem blonden Otto, vorüberfahrt, nachher hat ma' doch a Freud in dem Regenwetter und kann abends d'Milowicz in Ruh' den neuen Leo Fall sing'n hör'n, verstehn's wohl, Sie Lackl', Sie rother?"

Berlin war ernster, schneller, überall war Alles plötzlicher, radikaler. Ist es, wie behend es auch begann, nun gut? Hat dies befreite Volk den Hauch der Freiheit in den Augen, den Schleier der Jugend im Nacken, die Rufe der Erneuerung auf halbgeöffneten Lippen? Oder zeigt eine neue Form des Pathos, eine stummere Geste die Religiosität an, deren Rhythmen den Sinn des Ungeheuren belebend künden sollten? Hat sich an packend gute Hände, an die Fäuste der Unabhängigen, die die Gewalt entschlossen faßten, eine Kette von Händen gehängt, die Eimer um Eimer nicht nur, zum Löschen des selbstgelegten, frommen Brandes, die auch schon Stein um Stein reichen, auf der verwaisten Stätte Fabriken und Tempel zu errichten? Wie heißen die Führer, aus deren Namen Glanz wie aus jenen steigt, die vor hundertdreißig Jahren ein großes, die vor zwölf Monaten ein ernstes Beispiel gaben? Wo ist noch der berliner Marat, Trotzkij, selbst Lafayette und Lenin? Glich schon der Prinz von Baden jenem Mirabeau nur durch die Stellung in der Zeit: nun vollends scheint ein Volk rathlos vor seiner Freiheit zu stehen. Zweiundzwanzig in fünf Tagen: und nur Einer ging durch die Latten? Acht Tote, und seien es selbst verschwiegene Achtzig: wenig für einen Gedanken vor den Millionen, die draußen ideenloser fielen. Geräuschlos fast, automatisch, preußisch-disziplinirt, fiel dieser erste Streich; und begierig sieht man sich nach der vollkommen aufgebauten Rückwelt um, die wartend steht wie im neuen Drittel der Drehbühne. Wurde der Regisseur nicht fertig, draußen? Fiel wohl das Stichwort zu früh?

Man kommt aus der Fremde. Herrlich kündet Trommelwirbel die Befreiung heimathlichen Geistes an. Unruhe ergreift den Deutschen an Italiens Grenze, er will zurück, auf Kisten hockend, in tagelanger Fahrt schneidet er die alte Grenze, er fühlt, indem er im Morgennebel die südlichste Stadt Bayerns auftauchen sieht, zum letzten Mal nach langen Fahrten die Heimkehr als Symbol, die Grenze als Weite, er spürt auf jede Regung, betrachtet, vergleicht die rothen mit den dreifarbigen Beamten, sucht Zeichen, stille, deutlich schweigende, da denn in unserer Art nicht laute Freude liegt. Was findet er?

Dumpfheit. Ein unverändert gehorsames Land. Königliche Preußen ohne König. Diener ohne Herren. Sklaven ohne Kette. War die Gewohnheit allzu lang? Wo ist der Seele Ruf, der eine Welt in sich erschuf? Coupés, Gespräche; durch Bayern und Schleswig, durch Mecklenburg, bis Bremen geht die Fahrt der Heimgekehrten. Was hört er in den überfüllten Kammern? Butter, Thee, Ferkelschlachten, wann schickt Wilson, Butter, Erschwerung der Fahrkarten, Preise in Riga, Polizeistunde, Bier, Nationalversammlung, Butter. Von Freiheit hörte ich nichts, nur sehr viel Spott über die „neuen Räthe", über „diese Bolschewisten" (worunter rother Mord verstanden wird) und „diese Juden", die an Allem schuld sind.

In Berlin finden Kaiserbilder, Karten mit jedem Prinzen sammt Familie Absatz; fragt man, heißt es: Zum Andenken! Freilich, der Vater, wie konnte er nur! Aber unsere liebe Kronprinzessin...! Gehorsam stehen Zehntausend in der Hansastadt auf dem Platze, leitbar, ziehen ab, wenns der Führer befiehlt. Im Saal berathen die Räthe und ein buckliger Schneider mit bösem Auge erklärt, der Augenblick zur Soo-, zur Sozialisirung sei gekommen. Journalisten in der dritten Stadt warnen dumpf vor nahen Unruhen, schreiben indessen Programme. Aber man denkt, am großen Tag der Opfer wird Alles durchbrechen, schweigend, weinend, fühlend. Was geschieht? Durchs Brandenburger Thor ziehen, in der Mitte, statt Wilhelm bis Mackensen, drei Leiterwagen, von Ackergäulen gezogen; die ziehen acht Särge zum Friedrichshain. Nebel rieselt, Bußtag läßt die Menge frei, sie steht und bildet das Spalier. Sind die Menschen erschüttert? Erhoben? Verwandt? Ordner kommen, zu Pferde, voraus, ihre Stimmen schnarren über unsere Köpfe: „Hüte ab! Die Särge kommen! Da hinten hat Einer noch 'n Hut uff!" Johlen, Kichern, Zehenerheben; „och, wat fier Kränze! Det scheene Jeld!" Und als später Einer dem Schnauzenden seinen Ton verweisen will, ergreift die Menge für den alten, geliebten Zuchtmeister Partei, für den Knutenhalter, den eine rothe Binde zum Apostel neuer Epoche umfälscht, und sie rufen, lachend: „Laß doch man! Ordnung muß sind! Und wenn er nich schreien thut, da folgt doch Keiner!"

Darf man schon Freiheit feiern? Ist irgendein Gefühl erneut? Sinds nicht nur Namen und Stichworte? Oben, an der Wasserkante, sagt ein junger Idealist, nachts, in dünnem

Mantel, schlurfend, mit bitteren Lippen: „Vier Wochen zu spät ist sie gekommen. Oder vier Monate zu früh ..."

Denn Diese, die Einzigen, die ihr gewachsen scheinen, sie, die sie allein gemacht haben, stehen abseits aller liebend andrängenden Intelligenz, ihre Zimmer sind schmutzig, ihr Essen ist schlecht, ihre Frauen sind hager, Kinder liegen irgendwo, sie hassen die Zeitung, die ihnen dient, aber da ist Etwas im Blick, Sucht, Wille, Fatalismus, auf bleichen Zügen liegen rosa Flecken inselhaft, ihre Stimme kippt um, ihr Bau erschauert an der Windecke, sie kennen den Kerker, sie haben um diese Freiheit gelitten, sie allein, und hassen deshalb jene peripheren Enthusiasten, so lange die nicht tot sind.

Aber Diese sind nicht „deutsch" oder doch nicht Deutschland. Zwar sind sie meist strohblond und haben schwarze Frauen, aber es sind Wenden, Slawen, Böhmen, Dänen von Blut oder von Halbblut. Sie haben die Revolution gemacht. Ihnen wird sie vielleicht gestohlen. Emil Ludwig.



An Alle, die der Haß nicht blendet *)

Ein Deutscher wendet sich an alle Nationen.

Mit welchem Recht?

Mit dem Recht Eines, der den kommenden Krieg verkündete, der das Ende voraussah, die Katastrophe erkannte, dem Spott, Hohn und Zweifel trotzte und vier lange Jahre den Machthabern zur Versöhnung rieth. Mit dem Recht Eines, der das Vorgefühl des tiefsten Sturzes Jahrzehnte lang in sich trug und weiß, daß der Sturz tiefer ist, als Menschen, Freunde und Feinde, ahnen. Mit dem Recht Eines, der niemals ein einziges Unrecht seines Volkes verschwiegen hat und nun für das Recht seines Volkes eintreten darf.

Das deutsche Volk ist schuldlos. Schuldlos hat es Unrecht gethan. Schuldlos hat es aus alter, kindlicher Abhängigkeit seinen Herren und Machthabern gedient. Es wußte nicht, daß diese Herren und Machthaber, äußerlich unverändert, sich innerlich gewandelt hatten. Es wußte nichts von der Selbstverantwortung der Völker. Es kannte keine Revolutionen.

*) Dieser Aufruf erscheint in Blättern des neutralen Auslandes.

Es duldete den Militarismus und Feudalismus, es ließ sich leiten und organisiren. Es ließ sich töten und tötete, wenn Das befohlen war. Es glaubte, was seine angeborenen Führer ihm sagten. Schuldlos hat es das Unrecht begangen: zu glauben.

Unser Unrecht wird schwer auf uns lasten. Unsere Schuldlosigkeit werden die Mächte erkennen, die in die Herzen blicken.

Deutschland gleicht jenen künstlich fruchtbaren Ländern, die grünen, so lange ein Netz von Kanälen sie bewässert. Zerbricht eine einzige Schleuße, so stirbt alles Leben, das Land vertrocknet zur Wüste.

Wir haben Nahrung für die Hälfte unserer Menschen. Die andere Hälfte muß Lohnarbeit für andere Völker leisten; Rohstoffe kaufen und Waare verkaufen. Nimmt man ihr die Arbeit oder den Ertrag der Arbeit, so stirbt sie oder wird heimathlos.

Mit der äußersten Arbeit, deren ein Volk fähig ist, ersparten wir im Jahre fünf bis sechs Milliarden. Die dienten dazu, Werkzeuge und Werkstätten zu bauen, Bahnen und Häfen zu schaffen, erwerbsfähig zu bleiben und uns in natürlicher Fruchtbarkeit zu vermehren.

Nimmt man uns die Kolonien, das Reichsland, die Erze und Schiffe, so werden wir ein machtloses, dürftiges Land. Das mag hingehen; auch unsere Vorfahren waren arm und machtlos und haben dem Geist der Erde besser gedient als wir.

Beschränkt man unseren Güteraustausch, nimmt man, wie man uns androht, entgegen dem Geist der wilsonischen Grundsätze, das Dreifache oder Vierfache der belgischen oder nordfranzösischen Schäden, die sich auf etwa zwanzig Milliarden belaufen: was geschieht? Unsere Wirthschaft wird ertraglos. Wir arbeiten, um kümmerlich, ersparnißlos zu leben. Wir können nichts in Stand halten, nichts erneuen, nichts erweitern. Das Land, seine Bauten, Straßen, Einrichtungen verkommen. Die Technik wird rückständig, die Forschung hört auf. Wir haben die Wahl: Unfruchtbarkeit, Auswanderung oder tiefstes Elend. Es ist die Vernichtung.

Es ist die Vernichtung.

Wir werden nicht viel klagen, sondern unser Schicksal auf uns nehmen und schweigend zu Grunde gehen. Die Besten

von uns werden nicht auswandern und sich nicht töten, sondern das Geschick ihrer Brüder theilen.

Die Meisten kennen ihr Geschick noch nicht, sie wissen nicht, was sie und ihre Kinder bedroht. Auch die Völker der Erde wissen noch nicht, daß es um das Leben eines Menschenvolkes geht. Vielleicht wissen es nicht einmal die Völker, gegen die wir gekämpft haben.

Einige sagen: Gerechtigkeit. Andere sagen: Vergeltung. Es giebt auch Einzelne, die sagen: Rache. Wissen sie, daß, was sie Gerechtigkeit, Vergeltung, Rache nennen, Mord ist?

Wir, die wir in unser Schicksal gehen, stumm, nicht blind: noch einmal erheben wir unsere Stimme, so daß die Welt sie hört, und klagen an.

Den Völkern der Erde, denen, die neutral, und denen, die befreundet waren, den freien überseeischen Staaten, den jungen Staatsgebilden, die neu entstanden sind, den Nationen unserer bisherigen Feinde, den Völkern, die sind, und denen, die nach uns kommen, in tiefem, feierlichen Schmerz, in der Wehmuth des Scheidens und in flammender Klage rufen wir das Wort in ihre Seelen:

Wir werden vernichtet. Deutschlands lebendiger Leib und Geist wird getötet. Millionen deutscher Menschen werden in Noth und Tod, in Heimathlosigkeit, Sklaverei und Verzweiflung getrieben. Eins der geistigsten Völker im Kreis der Erde verlischt. Seine Mütter, seine Kinder, seine Ungeborenen werden zu Tod getroffen.

Wir werden vernichtet, wissend und sehend, von Wissenden und Sehenden. Nicht wie dumpfe Völker des Altertums, die ahnunglos und stumpf in Verbannung und Sklaverei geführt wurden, nicht von fanatischen Götzendienern, die einen Moloch zu verherrlichen glauben.

Wir werden vernichtet von Brudervölkern europäischen Blutes, die sich zu Gott und zu Christus bekennen, deren Leben und Verfassung auf Sittlichkeit beruht, die sich auf Menschlichkeit, Ritterlichkeit und Civilisation berufen, die um vergossenes Menschenblut trauern, die den Frieden der Gerechtigkeit und den Völkerbund verkünden, die die Verantwortung für das Schicksal des Erdkreises tragen.

Wehe Dem und seiner Seele, der wagt, dieses Blutgericht Gerechtigkeit zu nennen! Habt den Muth, sprecht es aus, nennt es bei seinem Namen: es heißt Rache.

Euch aber frage ich, geistige Menschen aller Völker, Geist-

liche aller Konfessionen und Gelehrte, Staatsmänner und Künstler, Euch frage ich, Arbeiter, Proletarier, Bürger aller Nationen; Dich frage ich, ehrwürdiger Vater und höchster Herr der Katholischen Kirche, Dich frage ich im Namen Gottes:

Darf um der Rache willen ein Volk der Erde von seinen Brudervölkern vernichtet werden, und wäre es das letzte und armsäligste aller Völker?

Darf ein lebendiges Volk geistiger, europäischer Menschen mit seinen Kindern und Ungeborenen seines geistigen und leiblichen Daseins beraubt, zur Fronarbeit verurtheilt, ausgestrichen werden aus dem Kreis der Lebenden?

Wenn dieses Ungeheuerste geschieht, gegen das der schrecklichste aller Kriege nur ein Vorspiel war, so soll die Welt wissen, was geschieht, sie soll wissen, was sie zu thun im Begriff steht. Sie soll niemals sagen dürfen: Wir haben es nicht gewußt, wir haben es nicht gewollt.

Sie soll vor dem Angesicht Gottes und vor der Verantwortung der Ewigkeit ruhig und kalt das Wort aussprechen: Wir wissen es. Und wir wollen es.

Milliarden! Fünfzig, hundert, zweihundert Milliarden: was ist Das? Handelt es sich also um Geld?

Geld, Reichthum und Armuth eines Menschen bedeutet wenig. Jeder Einzelne von uns wird mit Freude und Stolz arm sein, wenn das Land gerettet wird.

Doch in der traurigen Sprache unseres wirthschaftlichen Denkens haben wir keinen anderen Ausdruck für die lebendige Kraft eines Volkes als den armsäligen Begriff der Milliarde.

Wir bemessen nicht die Lebenskraft eines Menschen nach den viertausend Gramm Blut, die er in sich hat; wir können die Lebenskraft eines Volkes nicht anders messen als nach den zwei- oder dreihundert Milliarden seines Besitzes.

Vermögenlosigkeit ist hier nicht nur Armuth und Noth, sondern Sklaverei; und doppelt für ein Volk, das die Hälfte seines nothdürftigen Lebensunterhaltes kaufen muß. Nicht die willkürliche, grausame oder milde Sklaverei der Alterthums, sondern die anonyme, systematische, wissenschaftliche Fronarbeit von Volk zu Volk.

In dem abstrakten Begriff der hundert Milliarden steckt nicht allein Geld und Wohlstand, sondern Blut und Freiheit. Die Forderung ist nicht die des Kaufmanns: Zahle mir Gold, sondern die Forderung Shylocks: Gieb mir das Blut Deines

Leibes Es ist nicht die Börse, sondern nach der Verstümmelung des Staatskörpers durch Abtretung von Land und Macht ist es das Leben.

Wer in zwanzig Jahren Deutschland betritt, das er als eins der blühendsten Länder der Erde gekannt hat, wird niedersinken vor Scham und Trauer. Die großen Städte des Alterthums, Babylon, Niniveh, Theben, waren von weichem Lehm gebaut, die Natur ließ sie zerfallen und glättete Boden und Hügel. Die deutschen Städte werden, wenn man unsere Lebenskraft tötet, nicht als Trümmer stehen, sondern als halb erstorbene, steinerne Blicke, noch zum Theil bewohnt von kümmerlichen Menschen. Ein paar Stadtviertel sind belebt, aber aller Glanz und alle Heiterkeit ist gewichen. Müde Gefährte bewegen sich auf dem morschen Pflaster. Spelunken sind erleuchtet. Die Landstraßen sind zertreten, die Wälder sind abgeschlagen, auf den Feldern keimt dürftige Saat. Häfen, Bahnen, Kanäle verkommen und überall stehen, traurige Mahnungen, die hohen, verwitterten Bauten aus der Zeit der Größe.

Ringsum blühen, erstarkt, alte und neue Länder im Glanz und Leben neuer Technik und Kraft, ernährt vom Blut des erstorbenen Landes, bedient von seinen vertriebenen Söhnen. Der deutsche Geist, der für die Welt gesungen und gedacht hat, wird Vergangenheit. Ein Volk, das Gott zum Leben geschaffen hat, das noch heute jung und stark ist, lebt und ist tot.

Es giebt Franzosen, die sagen: Dies Volk sterbe. Wir wollen nie mehr einen starken Nachbar haben.

Es giebt Engländer, die sagen: Dies Volk sterbe. Wir wollen nie mehr einen kontinentalen Nebenbuhler haben.

Es giebt Amerikaner, die sagen: Dies Volk sterbe. Wir wollen nie mehr einen Konkurrenten der Wirthschaft haben.

Sind diese Menschen die wahren Vertreter ihrer Nationen? Niemals. Alle starken Nationen werden die Stimmen der Furchtsamen und Neidischen verleugnen.

Sind die Rachedurstigen die wahren Vertreter ihrer Nationen? Niemals. Diese schreckliche Leidenschaft ist bei gesitteten Menschen nicht von Dauer. Dennoch: wenn die Furchtsamen, die Neidischen und die Rachsüchtigen in einer einzigen Stunde, in der Stunde der Entscheidung, siegen und die drei führenden Staatsmänner ihrer Nationen mit sich reißen, ist das Schicksal erfüllt.

Dann ist aus dem Gewölbe Europas der einstmals stärkste Stein zermalmt, dann ist die Grenze Asiens an den Rhein ge-

rückt, dann reicht der Balkan bis zur Nordsee. Dann wird eine Horde von Verzweifelten, ein uneuropäischer Wirthschaftgeist vor den Thoren der westlichen Civilisation lagern, der nicht mit Waffen, sondern mit Ansteckung die gesicherten Nationen bedroht.

Nie kann aus Unrecht Recht und Glück entstehen.

Das Unrecht seiner Abhängigkeit und Unselbständigkeit, das Deutschland schuldlos auf sich lud, büßen wir, wie nie ein Unrecht gebüßt worden ist. Wenn aber die westlichen Nationen in ruhiger, kalter Ueberlegung, aus Vorsicht, Interesse oder Rachegefühl Deutschland langsam töten und diese That Gerechtigkeit nennen, indem sie ein neues Leben der Völker, einen ewigen Frieden der Versöhnung und einen Völkerbund verkünden, so wird Gerechtigkeit nie wieder sein und niemals wieder wird die Menschheit froh werden. Ein Bleigewicht wird auf dem Planeten liegen und die kommenden Geschlechter werden mit einem Gewissen geboren werden, das nicht mehr frei ist. Die Kette der Schuld, die jetzt noch zerschnitten werden kann, wird unzerreißbar und unendlich den Leib der Erde umschnüren. Der Zwist und Streit der künftigen Epoche wird bitterer und vielspältiger sein als je zuvor, weil er mit dem Gefühl gemeinsamen Unrechts getränkt ist.

Nie hat gleiche Macht und gleiche Verantwortung auf den Stirnen eines Triumvirats gelastet. Wenn die Geschichte der Menschheit, die sinnvoll ist, gewollt hat, daß eine einzige Stunde durch den Entschluß dreier Männer über Jahrhunderte der Erde und eine Menschheit von Millionen entscheidet, so hat sie dies Eine gewollt: eine einzige große Frage des Bekenntnisses sollte den siegreichen, civilisirten und religiösen Nationen gestellt werden.

Diese Frage lautet: Menschlichkeit oder Gewalt? Versöhnung oder Rache? Freiheit oder Unterdrückung?

Menschen aller Völker, bedenkt es! Diese Stunde entscheidet nicht nur über uns Deutsche, sie entscheidet über uns und Euch, über uns Alle. Entscheidet sie gegen uns, so werden wir unser Schicksal tragen und in die irdische Vernichtung gehen. Unsere Klage werdet Ihr nicht hören. Dennoch wird sie da gehört werden, wo noch nie eine Klage aus Menschenbrust ungehört verhallte.

Walther Rathenau.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.


A
B C
A·BATSCHARI
CIGARETTEN

Vom Büchermarkt

Die Einheitsschule im In- und Ausland, Kritik und Aufbau. Von Professor Dr. Oskar Kühnhagen. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha. Preis M. 5,—.

Die Umwälzung, die sich in unseren Tagen vollzieht, wird der Durchführung des Einheitsschulgedankens zugute kommen. Für ihre Verwirklichung ist ein Werk, das unvoreingenommen und von allen Seiten über die Frage zu unterrichten sucht, von besonderem Wert. Das Buch wird weit über die Schulkreise hinaus lebhafte Aufmerksamkeit finden, bietet es doch nicht einen der vielen „Beiträge“ zu den heute alle Welt bewegenden Fragen der Schulreform, sondern vielmehr einen vollständigen kritischen Ueberblick über die Ergebnisse des Schulkampfes in den letzten Jahren. Da es sich bei der Schulneugestaltung ja um eine grundlegende Frage nicht nur unserer Volksbildung, sondern unserer gesamten Entwicklung handelt, so wird das Kühnhagensche Buch nicht nur den Fachkreisen, sondern jedem willkommen sein, der sich mit der Weiterentwicklung unseres Volkes beschäftigt, insbesondere allen Eltern, die vor der Frage stehen, welche Schulform für ihre Kinder die angemessene ist.

Infolge der Weihnachtsfeiertage und der verkürzten Arbeitszeit in den gewerblichen Betrieben erscheint die nächste Nummer der „Zukunft“ am 4. Januar 1919.

Verlag der Zukunft.

ie Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

Hundertunddritter Band

Oktober / Dezember 1918

BERLIN

Verlag der Zukunft

GroÃŸbeerenstraÃŸe 67

1918

Inhalt

Kriegsanleihe s. Briefe, Zwei.

Berlin, den 2«. Oktober 1918

Das Recht soll siegen

T Tnmöglich, nach so lange erzwungener Pause, im Wirbel unseres Erlebens auch nur die Grundlinie der Ereignisse mit ruhiger Hand nachzuzeichnen. Am dreiundzwanzigsten August wurde das letzte Heft der „Zukunft" veröffentlicht. An diesem Tag schrieb ich an die zu höchster Entscheidung in solchem Fall berufene Instanz: „Ich halte den Grafen Hertling nicht für einen Wesenstheil der .deutschen Sache'; kann erweisen, daß er diese Sache, noch auf der Höhe militärischer Erfolge, schlimmer geschädigt hat als je ein anderer Politiker und daß seine ‚Faustpfand'*Rede von feind* lichen und neutralen Stimmen mit Empörung zurückge* wiesen worden war, ehe ich darüber schrieb und, uns zu Nutzen, zu zeigen versuchte, daß diese unhaltbare Theorie nicht etwa von allen politisch Wirkenden gebilligt werde. Das schien mir um so nothwendiger, als jeder politisch Gewissenhafte sich sagen konnte, daß der vom Grafen Hert* ling gewählte krumme Weg der, vielleicht, letzten Möglich* keit raschen und doch würdigen Abschlusses ausbog. Mit dem Präsidenten Wilson werden wir schließlich zu rechnen haben. Die Kaiserliche Regirung wird spätestens im Herbst mit, ihm Fühlung suchen. Ich hatte, nach ernstester Ueber* legung, den Anfang eines Aufsatzes geschrieben, der sich direkt an Wilson wenden und ihn an die Unmöglichkeit mahnen sollte, durch Gewalt sein Ziel zu erreichen: als meinen Wirkensversuchen wieder ein Ende bereitet wurde."

Herr von Stein (der inzwischen aus dem Amt des Kriegs*
ministers entlassen worden ist) fand meinen ausführlich be*
gründeten Einspruch nicht der Beachtung werth. Deutsch*
land soll Wilson anrufen? Unsinn. Schon die Vorstellung
dünkt die Meisten unauslöschliche Schmach. Bulgarien,
dessen rohes, doch tüchtiges Volk seit fast sieben Jahren
die perverse Eitelkeit eines Gauklers in Blutströmen aus*
badet, löst sich aus dem Vierbund und tritt den Serben das
ihnen gebührende Makedonengebiet ab. Die Türken können
sich in Palästina und Syrien nicht mehr, kaum noch in ihrer
Hauptstadt halten. Oesterreich*Ungarn, das sich mit dem
in kluger Stille bereiteten czecho*slowakischen Staat und dem
Neugebild eines Südslawenreiches abfindet, fordert mit be*
greiflichem Ernst, fordert stürmisch schleunigen Friedens*
chluß. Die von Kindern und Narren, Schmarotzern und
Schwindlern aufgetriebene Seifenblase „Mitteleuropa" platzt;
mit der Gunst und dem Geld leichtfertig lüdernder Re*
girung hatte dieses Unding dem deutschen Volk allzu lange
geschadet. In West bringt jeder Tag den Feindesheeren
neuen Erfolg; rücken unsere tapferen, geduldigen Krieger
den Grenzen Belgiens und Deutsch*Lothringens von Woche
zu Woche näher. Noch aber wird zu Haus Jeder gedrosselt,
der Zweifel an triumphalem Endsieg anzudeuten wagt: an
Eintagssieg, der Deutschlands Unheil geworden wäre. Die
sichtbarsten Mauerflecke sind mit einem Aufruf des Feld*
marschalls Von Hindenburg beklebt, worin steht: „Auch im
Krieg lassen wir jede Meinung ungehindert zu Wort kommen.
Wir haben im Osten den Frieden erzwungen und sind stark
genug, es auch im Westen zu thun." September. Der Aufruf
klebt noch heute. Nicht mehr Graf Hertling. Der schäd*
lichste, „reaktionärste", politisch unwahrhaftigste Kanzler, den
das Reich je erlitten hat, ist, endlich, nach einem jämmerlichen
Trugmimus von Demokratie, nach unwürdigen Kniffen und
Pfiffen, von auf brausendem Volkszorn weggeweht worden. In
dieWirrniß der Reichs wochenstube blitzt der kluge Pflichtruf
der Obersten Heeresleitung nach einer verhandlungfähigen
Regirung, die Waffenstillstand vorschlagen könne. Aus
jäher Ueberraschung rafft die Mehrheit, Sozialdemokratie
(Scheidemänner), Centrum/Volkspartei, sich in den Ent*

schluß, eine Regirung zu bilden; an deren Spitze tritt Prinz
Max von Baden. Der bittet, am fünften Oktober, den Prä*
sidenten Wilson, Waffenstillstand zu erwirken. Der Prä*
sident stellt zwei Vorbedingungen: Rückhaltlose Annahme
seiner Vierzehn Punkte und Räumung aller von deutschen
Truppen besetzten Gebiete. Auch diese Bedingungen wer*
den, nach dem Gutachten der Obersten Heeresleitung, an*
genommen. Einzige Einschränkung: Nur die eroberten, nicht
alle besetzten Gebiete werden geräumt; also nicht die Strecken
russischen Landes, die Willkür „Ukraina" getauft hat. Diese
Schranke wäre mit dem Zeigfinger umzustoßen. So weit sind
wir am fünfzehnten Oktobermittag. Der bringt Wilsons
zweite Antwort. Sie klingt rauh erkältet; und aus den Hür*
den Oeffentlicher Meinung hallt ihr Wuthgeschrei nach.
Hier folgt der Anfang des Aufsatzes, der im letzten
Augustheft erscheinen sollte, doch an dem Stein zerschellte.
Am zweiten August hat die französische Sozialistenfrak*
tion in Paris mit den von Amerikas Sozialdemokratie ab*
geordneten Herren Howat, dem pittsburger Führer der Berg*
arbeiter von Kansas, Kopelin, Russell, Simons und John Spargo
verhandelt. Herr Simons sprach zuerst. „Wir freuen uns, zu
sehen, daß alle Sozialisten für die Landesvertheidigung sind.
Die Verschiedenheit der Meinung über manchen Punkt über*
rascht uns nicht; die ist natürlich und wir haben sie bei
uns auch. Wir müssen, wie Ihr, gegen den Kapitalismus
kämpfen und die Heilige Eintracht ist drüben nicht dichter
als hier. Präsident Wilson, der fest auf den Grundsätzen der
Demokratie steht, ist eine Ausnahme. In unserem Sozialis*
mus ist der deutsche Einfluß noch vielfach fühlbar. Auf
unsere Friedensbedingungen haben die Deutschen, denen
sie doch längst genau bekannt sind, noch nie unzweideutige
Antwort gegeben. Ein Gespräch mit ihnen, eine internationale
Sozialistenkonferenz kann aber erst nützlich werden, wenn
sie geantwortet und sich in Kampf gegen alle Selbstherrschaft
verpflichtet haben. Mir scheint, wir müssen siegen, ehe wir
verhandeln. Aber wir sind nicht hergekommen, um Euch
Rathschläge zu geben, sondern, um zu berichten, wie die
amerikanischen Sozialisten denken. Die wollen weder Im*
i

perialismus noch Sättigung der Rachsucht, nur: den Sieg, der den deutschen Arbeitern die Augen öffnet." Spargo: „Im fünften Kriegsjahr müssen die Sozialisten ihre Stand* punkte vergleichen. Beim Beginn des Krieges hat die That* losigkeit der deutschen Sozialisten uns bitter enttäuscht. Ihr, Franzosen, habt damals kräftig auf Eure Regirung einge* wirkt; und seitdem sehen wir Frankreichs opfermuthigen Kampf für die Sache der Civilisation, sehen Euch dem Nationalgefühl fest verbunden und zugleich dem Gedanken der Internationale treu. Die schlimmste aller Ausgangs* möglichkeiten wäre ein imperialistischer Friede. Der könnte fast so gefährlich werden wie der Krieg selbst. Ein kurzer Weg, der in flauen Kompromiß endet, ein nur noch kurzer Krieg, dem auch nur kurzer Friede folgt, kann uns nicht nützen; lieber so lange kämpfen, bis auch ein lange haltbarer Friede zu erringen ist. Wir müssen das Problem als Sozialisten prüfen, müssen darauf bestehen, daß der Friede auf die Grundsätze der Demokratie gebaut und dem in den Kaiser* reichen Mitteleuropas verkörperten Militarismus die Mög* lichkeit genommen wird, künftig den Weltfrieden zu stören. Einmischung in rein französische Angelegenheiten erlauben wir uns nicht; daß aber die Bereitschaft zu kräftiger Fort* führung des Krieges nicht gelähmt werde, müssen alle der Internationale Zugehörigen wünschen. In Frankreich und England erstrebt ein Theil der Sozialisten einen Regirung* wechsel. Der mag ihnen aus triftigen Gründen wünschenswerth sein; wichtiger ist dennoch die Wahrung ungetrübter und untrübbarer Eintracht unter den verbündeten Sozialisten. Auch im Krieg ist der Gedanke der Sozialrevolution zu nähren; dabei aber zu bedenken, daß wir noch gegen Auto* kratie kämpfen und jede Schädigung der Demokratie in solchem Kampf eine Gefahr ist." Russell: „Dreierlei scheint mir nothwendig. Wir müssen siegen; sonst ist die Welt* machtstellung des Sozialismus nicht zu halten. Wir müssen alle zur Erringung des Sieges tauglichen Mittel anwenden. Wir Amerikaner werden es thun. Ich bin kein Freund der Kapitalisten, heute aber bereit, mit allen zusammenzugehen, die an das selbe Ziel gelangen wollen; denn alles Schicksal hängt jetzt an der Gewißheit, den Krieg zu gewinnen. Drittens

dürfen wir nie vergessen, daß Frankreich der Hauptpfeiler aller Sieghoffnung ist. Für Amerikas Volk ist Frankreich Alles; Ihr könnt das Ansehen, das Euer Land heute bei uns hat, gar nicht überschätzen. Jetzt kommt Amerika, zu dem von Frankreich begonnenen Werk mitzuwirken. Ge* rechtigkeit fordert, daß wir Euren Kriegern helfen und sie an mancher Stelle ablösen. Hand in Hand haben die zwei Nationen den Weg beschritten, der an das selbe Ziel, auf die Höhe des selben Ideals führen soll. Hat in der ganzen Welt sich erst Demokratie durchgesetzt, dann können wir in Gemeinschaft die Republik des brüderlichen Sozialismus aufbauen." Genosse Mistral, aus der Pazifistengruppe, ant* wortet: „Auch wir scheuenBürgerkrieg und versuchen deshalb nicht, unseren Sozialistentraum schon jetzt in Wirklichkeit zu wandeln. Auch wir wollen den Sieg. Aber zu welchem Zweck? UmdieAnderen zur Annahme von Wilsons Friedens* bedingungen zu zwingen? Einverstanden; auf der londoner Konferenz haben wirs gesagt. Kein Sozialist, Vandervelde hats bestätigt, wollte den Krieg; jeder hat alles Erdenkliche gethan, ihn zu vermeiden. Heute ist die Sache nicht so einfach, wie sie Manchem scheint; sie wäre so, wenn alle Verbündeten aufrichtig demokratischen Frieden wollten. Den will Präsi* dent Wilson, dessen edlen Worten wir zustimmen. Aber wir wissen auch von Geheimabkommen, deren Ziel im* perialistischer Vortheil ist. An mancher Stelle sind eben zwei Strömungen fühlbar; auch in den feindlichen Kaiser* reichen, wo, freilich, die imperialistische Strömung noch stärker ist. Warum soll also, wie viele Genossen behaupten, eine internationale Besprechung der Lage gefährlich sein? Ich bin überzeugt, daß sie nützen, uns, Alle, in Einheit um Wilsons demokratischen Frieden schaaren wird." Simons: „Alles Gezettel von Finanzleuten und Diplomaten, jede Be* rathung, von der die Regirungen sich ausschließen, ist jeden* falls zwecklos. Offen und öffentlich muß man, wie Präsident Wilson, reden; die von ihm deutlich ausgesprochenen Be* dingungen gerechten Friedens hat ja auch Herr Lloyd Ge* orge zu seinen gemacht. An dem Tag, wo Deutschland diese Bedingungen, Wilsons und aller Sozialisten, annimmt, hat es den Frieden. Die deutschen Sozialisten scheinen aber

mit diesen Bedingungen nicht einverstanden; wären sies, dann hätten sie die Macht, auf ihre Regirung einzuwirken." Spargo: „Die Vermuthung, daß wir uns die Sache zu ein* fach vorstellen, ist falsch. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind das Land der Kosmopoliten. Wir haben zwölf Mil* Honen Deutsche, haben Serben, Czechen, Slowaken, Vertreter aller europäischen Völker und lebten fast drei Kriegsjahre lang ohne jede Censur. Täglich sprachen französische, deutsche, bulgarische, englische Sozialisten mit einander; unter den deutschen waren manche für, viele gegen ihre Regirung. Wir haben auch eine Million russischer Juden und in New York saßen sechs Russen, die später in Kerenskijs Kabinet eintraten. Diese vier Jahre gaben uns die Gelegenheit, unsere Sachkenntniß zu vertiefen. Deshalb sehen wir auch nicht auf der einen Seite alle Tugenden, auf der anderen alle Laster. Wir hatten, wie schon meine Angaben beweisen, bei uns in Amerika eine internationale Dauerkonferenz. Und was ihr nicht gelungen ist, wird auch in Europa nicht, in vierzehn Tagen, einem Kongreß gelingen." Genosse Renäudel: „Ich würde bedauern, wenn der Besuch unserer amerika* nischen Genossen nicht die Wirkung hätte, die er haben könnte. Wir müssen einander unterrichten, bis auf den Grund der diplomatischen, sogar der militärischen Fragen gehen: und dazu ist mehr Zeit nöthig als zu bloßem Austausch von Worten, die aus herzlicher Kameradschaft kommen." Ich glaube, daß zu solcher Prüfung den auf diesem Stoff* gebiet nicht ganz Fremden heute nicht mehr Zeit nöthig ist, als zwischen zwei Sonnenaufgängen liegt; und kann weder den Amerikanern noch den Franzosen ganz zustimmen. Der Plan zu einer internationalen Sozialistenkonferenz ist bestattet, seit ihn die Amerikaner, große Bruchtheile der britischen Arbeiterschaft und die vierzig hinter Herrn Albert Thomas stehenden Franzosen abgelehnt haben; und die nicht vom Allheil des Sozialismus Ueberzeugten müssen wünschen, daß er nicht auferstehe. Den eifrigsten Marxisten, auch vielen Anhängern Bakunins und Blanquis ist Demokratie nur ein Mittel, ist die Sicherung des kommunistischen Sozialismus der Zweck; den meisten der Endzweck aller Menschheit* regung. Ich glaube nicht, daß in naher Zeit nach diesem

Krieg die Welt kommunistisch wird. Gewiß noch viel mehr
sozialistisch, als sie schon ist (und sie ists in einem Um*
fang, der einem Strozzi, Fugger, Amschel Rothschild un*
geheuerlich scheinen müßte); so sehr, daß der Großkapi*
talist eigentlich kaum Anderes sein wird als der vom Staat
kontrolirte und erbarmunglos geschröpfte Verwalter des unter
seinem Namen und nach seinem Wink arbeitenden Geldes.
Kommunistisch? Nein. Die Welt wird, um zu genesen, die
Erfahrung, die Macht, die behenden Künste, sogar die
Schleichwege und Schlupfwinkel des Kapitalismus zunächst
noch brauchen. Wird mit der Pflicht, ihre Ordnung internatio*
nal zu verankern und in allen dazu reifen Bezirken wahre De*
mokratie, nicht deren Schein nur, zu sichern, schwer genug
belastet sein. Sie kann nach dem Ablauf der Sintfluth sich
nicht sofort aus allen Fundamenten lösen; und zu ihren Grund*
begriffen gehört, seitNoah aus seinem Tannenholz, mit seinem
Beil und Pech sich seine Arche baute und dichtete, nun einmal
die spornende Möglichkeit, durch eigenes Können Eigenthum
zu erwerben. Was da wird, wo ein aus grauer Theorie auf*
geilender Sadismus solche Lösung aus allen Wurzeln be-
fiehlt und mit grausamer Gewalt, die in allen dieser Wirth*
schaftform widerspänstigen Ländern unvermeidlich wäre, er*
zwingt, lehrt uns Rußlands Erlebniß. Die zum Kongreß
vereinten Sozialisten würden, müßten mehr als an alles An*
dere an die Sicherung ihres Glaubenszieles denken; oder
ohne Einigung auseinandergehen. Brächte das nächste Jahr
den Hauptländern sozialistische Regirungen und würde der
Friede deren Werk, dann könnte er nicht haltbar sein: weil
er Nothwendigkeiten der noch unersetzlichen Einzelwirth*
schaft mit Bewußtsein mißachten würde. Haltbar wäre der
Friede aber auch nicht, wenn er, nach dem Wunsch aller West*
sozialisten, die Frucht triumphalen Sieges wäre. Mag vor
dem Sieg der Wille einer kämpfenden Mächtegruppe noch so
rein, noch so fern von aller Erobersucht sein: der Triumph*
tag wird ihn verschmutzen. An diesem um den Preis un*
erschauten Menschenopfers erkauften Tag wird der Sieger,
wie einst Roms im Gewande des kapitolinischen Jupiter ein*
ziehender Feldherr, dem das entzückte Volk für diese Sonnen*
runde das Imperium der Ewigen Stadt übertrug, sich als

den Herrn der Erde fühlen, wird er zum Wohl seines Lan*
des, seiner Bundesgruppe so viel zu erraffen suchen, wie
irgend möglich ist, viel mehr, als dem Wohl der Menschheit
frommt; und die Stimme Derer, die den unter Jo vis Goldkrone
Schreitenden, dem Dreischritt des Siegestanzes Zuschauenden
an sein Menschthum, seine Menschheitpflicht mahnen, wird
in das Gebrüll verhallen, das jauchzt: Io triumphe! Der Welt
taugt und Dauer verheißt nur Friede, der wird, ehe die letzte
Entscheidung gefallen ist, der aus den Lehren des Krieges
zwar mit unerbittlichem Ernst den Schluß zieht, dessen An*
nahme aber nicht mit dem Schwert erzwingt. Denn daraus
würde wieder nur Waffenstillstand. Siegt das Deutsche Reich
auf dem Festland, so hält es in Ost und West ihm fremde,
seinem Staatswesen mindestens unfreundliche Völker in seiner
Gewaltsphäre fest und legt die Hand auf alle Gebiete, ohne
die es die Zukunft seiner Gewerbe nicht zulänglich geschützt
glaubt. Siegen die Westmächte, dann trennen sie Elsaß*Loth*
ringen, Posen,Theile Preußens, vielleicht auch Nordschleswig
mit dem kieler Kanal und ein Stück Oberschlesiens von dem
Deutschen Reich, zerstücken Oesterreich*Ungarn, theilen die
Türkei, Vorderasien und das nicht britische Afrika. Würden
die Besiegten, große, nicht ausrodbare Völker, solchen „Frie*
den" als endgiltigen Schicksalsspruch hinnehmen? Würde
nicht ihre Hauptkraft vom ersten Waffenstillstandstag an sich
in den Versuch zu Wendung dieses Spruches stämmen? Ist
denkbar, daß sie mit den Siegern, durch deren Willen ihr Leben
zerrüttet wurde, reinenGemüthes einen Völkerbund schlössen?
Einen, dessen Zweck die Wahrung eines Rechtsstandes wäre,
den sie als Unrechtstand empfinden müßten? AllesHoffen auf
Selbstentsagung des Siegers würde trügen. Ich bin nicht ein*
mal gewiß, daß Amerika, wenn es auch, ohne Eigennutzsucht,
für ein Ideal in den Kampf gegangen ist, nach langem Krieg,
der selbst dieses reichsten Landes Blüthe unter dicke Reif*
schicht begrübe, nicht eine Wunschliste auf den Kongreßtisch
legen würde. Weil nun, seit den londoner und pariser Ver*
handlungen mit den Amerikanern, über jedem Zweifel steht,
daß (wie hier oft mahnend erwähnt wurde) das Friedenspro*
gramm des Präsidenten Wilson das aller Westmächte, derRegi*
rungen und der Arbeiterparteien, Lansdownes, Lloyd Georges,

Balfours, Hendersons, Clemenceaus, Briands, Longuets, Re*
naudels, Sonninos und Turatis, ist und daß auch der Schöpfer
dieses Programmes meint, erst der Sieg seiner Gruppe könne
die Annahme erwirken, nur dieser Sieg zu gerechtem Frieden
den Grund* und den Schlußstein fügen, will ich, ohne der
Absicht der uns Regirenden nachzubirschen, noch einmal ver*
suchen, die Möglichkeit nahen Friedensschlusses zu durch*
leuchten. Zu sagen, was sein müßte und was, in gemeiner
Wirklichkeit, inderWelt guten Willens, morgen sein könnte.
Im April 1916 ließ ich Wilson hier sprechen:
„Die Hoffnung, ein Volk von der Tapferkeit und Kraft
des deutschen durch Drohrede zu ängstigen, wäre thöricht
und eitel. Obendrein weiß es, wissen die Leiter seines Reichs*
geschäftes, welche Folgen der Bruch mit Amerika haben müßte.
Unser ganzer Erdtheil, Nord und Süd, würde, nicht nur für
die Kriegszeit, dem Deutschen Reich verfeindet. Das verlöre
alle Schiffe, die in amerikanischen Häfen liegen, und müß*
te mit ihnen als mit beträchtlichem Zuwachs der Feindes*
tonnage rechnen. Müßte, ferner, vom Tag des Bruches an
Belgien, dem wir jetzt die Nährmittel liefern, selbst provi*
antiren. Holland] und Skandinavien könnten auf Seezufuhr
kaum noch hoffen: also, um nicht in Noth zu gerathen, von
Waarenvorrath, Viehbestand, Ernteertrag nichts mehr an Frem*
de abgeben. Ob so hoher Preis die Entkräftung Englands
(durch Mangel an Nahrung und Schiffsraum) erkaufen könn*
te, hat Deutschland nach dem Ergebniß des napoleonischen
Sperrkrieges und nach der Leistungfähigkeit eines Bundes,
dem auch Amerika, mit seinem Kapital und seiner Wirth*
schaftmacht, sich angeknüpft hätte, allein zu prüfen. Daß
des Krieges Ende dann, weil auch der schon arg Geschwächt
te die Wirkung unserer Hilfe abwarten würde, ins Unab*
sehliche schwände, ist gewiß. Und nicht minder, daß von
dieser Stunde an auch wir im Innerennur eine Front hätten. Die
Abstammung von Deutschen, Iren, Oesterreichern, Ungarn,
wäre fürs Erste vergessen, jeder Amerikaner den Sternen
und Streifen verlobt; und der gestern im Gefühl Abtrün*
nige morgen, wie Plechanow, Guesde, Legien, ein von Eifers*
hitze dampfender Patriot.
Wir haben nicht mit der Zunge für Belgien getobt, weiL

unser Geldbeutel ihm die Ernährung sichern sollte und diese
Sicherung nur im Einvernehmen mit den deutschen Behör*
den möglich war. Wir haben uns gegen die Hinschleppung
des zwischen Deutschland und unseren Staaten schweben*
den Zwistes nicht gewehrt, weil in fast allen Fällen der That*
bestand zunächst undurchsichtig war; weil uns der Wunsch
hemmte, der Welt den Graus ganz und gar uneingeschränkt
ten Unterseekrieges, den in Westeuropa noch neutralen Staa*
ten quälenden Mangel, der solchen Krieges Folge wäre, zu
ersparen; weil die berliner Regirung uns unzweideutige Be*
weise ehrlichen Willens zur Verständigung gab und sich nicht
scheute, eine kräftige, von Vielen hochgeschätzte Persönlich*
lichkeit auszuscheiden, damit fortan nur eine Strömungnoch,
die ihres Wollens, ungestört wirksam werde; weil wir die
ungeheure Schwierigkeit ihres verantwortlichen Handelns
empfinden und nicht erwarten durften, daß schon der zweite
Kriegswinter den Entschluß gebären werde, der ein Ziel des
Friedensfrühlings werden soll: Diplomatie über Strategie zu
stellen, die Vorherrschaft des Politikerrathes gegen jeden
Einbruch und Einspruch der zu Kriegsführung Erzogenen
fest zu verschanzen.
Wenn diese Vorherrschaft schon gesichert wäre, hätten
wir heute nicht denJKrieg, der das Entsetzen und, trotz allen
Tugenden, die er täglich entbindet, auch die Schmach weißer
Menschheit ist. Frommts, seine Wurzeln, noch einmal, aus
der von Blutmeeren durchspülten, von Leichenwürmern durch*
wühlten Erde zu graben? Alle sind schuldig; unterschieden
nur durch die Schuldlast und durch die Zeit ihrer Sünde.
Das merkt der von eigener Schuld Befangene nicht. Eben
so wenig, wer nur den letzten Anstoß sieht und, ohne die
lange Ursachenkette mit wägendem Blick abzutasten, vor*
schnell urtheilt: „Deutschland hat das zur Schlichtung des
austro*serbischen Streites von allen Mächten empfohlene,
schließlich auch von Oesterreich*Ungarn selbst angenom*
mene Schiedsgericht schroff abgelehnt, den Krieg, den es,
nach dem unbestrittenen Zeugniß von San Giuliano und
Giolitti, schon 1913 wollte, begonnen, die von ihm selbst
einst geforderte, durchgesetzte, verbürgte Neutralität Belgiens
muthwillig verletzt, nach raschem, verwüstenden Durchbruch

aus Frankreichs Großindustrieland ein gewaltiges Pfand er* rafft: ist also, ohneZuerkennung mildernder Umstände, allein schuldig zusprechen. Dasergiebt der Vergleich aller veröffent* lichten Akten." Daß ers ergiebt, ist tausendmal, auch von eis* kalten Männern der Wissenschaft, in allen Sprachen bewiesen worden. Nur wurde vergessen, im Buch der Geschichte hinter denjuli 1914zuzückzublättern. FrankreichkonnteSedan,Metz, Straßburg nicht verschmerzen; buchte den Verlust nicht auf das Konto des verdammten Kaiserreiches, beschloß nicht neuen Krieg; reizte aber den Sieger von 1870, der ihm kein Hälm* chen und keinen Stein mehr abnehmen wollte und ihm das zweitgrößte Kolonialreich gern gönnte, durch stete, oft laute Rachedrohung und bot sich zu Genossenschaft Jedem an, von dessen Schwert es die Rückeroberung des Elsaß und Deutsch*Lothringens hoffen konnte. Der Draht, der es dem Russenreich verbinden sollte, wäre viel früher fest geworden, wenn Bismarck nicht, unermüdlich noch mit Greisenbeinen, immer wieder die Stange erklettert und das Gefädel zerrissen hätte. Nach dreißigjähriger Gnadenzeit wird Deutschland nicht länger von ehrgeizlosem Genie bedient; doch durch die unübertroffene, unübertreffliche Tüchtigkeit seines Volkes in nie erträumten Wohlstand gebettet und mit dem Besitz «ines ungeheuren Welthandelstheiles ausgestattet. In allen Zonen nisten Deutsche sich ein und arbeiten emsig, emsiger als irgendein Wettbewerber, für das Kapital und die Flagge des Vaterlandes. Das bedenkt nun, leider, nicht, daß es für so steilen Aufstieg, für so beispiellos aus jedem Thatgebiet blühenden Erfolg nur durch würdig bescheidene Stille Ver* zeihung erlangen könnte; auch nicht, daß die Feinde, auf deren Kosten es in Größe wuchs, noch leben, manche noch rüstig sind. Sein Schwert klirrt und aus schimmernder Wehr tönt oft die Verkündung der Absicht auf ein weiteres Macht* gebiet. Statt sich in Küstenschutz, Schnellkreuzer* und Tor* pedorüstung zu beschränken, baut es eine Kriegsflotte, deren Radius nicht über die Nordsee und den Aermel hinaus reicht und die ihren Milliardenaufwand nur anständig verzinst sähe, wenn sie, nach ihr günstigem Krieg, wenigstens einen vor* ragenden Zacken aus Britaniens Krone gebrochen hätte. Eng* land fühlt seine Industrie und Technik überflügelt, Handel,

Weltclearing, Kolonien gefährdet, seine Vormacht im Islam, also in Egypten und Indien, von Konkurrenz bedrängt: überall Deutschland auf Nacken und Ferse. Weil es nicht müßig sitzen will, bis es, eines schwarzen Tages, sich ins Joch deutschen Willens beugen muß, und weil mißtrauisches Selbstbewußtsein ihm jede Verständigung über die Marine* ziffern weigert, bequemt es sich aus umglänzter Einsamkeit in das Bündniß mit Deutschlands Feind. Der, Frankreich, war aus träger Neigung in Sozialismus und schlaffe Friedseligkeit durch Deutschlands heftigen Einspruch in sein (1880 von Bismarck ihm zuerkanntes) Recht auf Marokko jäh aufge* scheucht und in der Klage über räumlich und zeitlich un* begrenzte deutsche Geschäftsstörung mit England einig ge=« worden. Tanger, Casablanca, Algesiras, Agadir: die auf diese Namen getauften Fasern darf der Kriegswurzelforscher nicht übersehen. Deutschland betheuert, allzu eifrig, den Willen zu Friedenswahrung; stärkt aber, zu Land und zu See, seine Wehrkraft. Warum, da Niemand ihm Gebietsstücke rauben, kein Schwert für Elsaß*Lothringen aus der Scheide will? Offenbar, um seine Grenzen vorzuschieben. Davor schützt nur feste Einkreisung. Das von Japan, auf Britenbefehl, aus Ostasien geschlagene Rußland fürchtet die deutsche Militarisirung der Türkei, von der es Armenien und den Meerengenschlüssel heischt, und beißt auf den Köder der Hoffnung, im Bund mit den stärksten Westmächten das von preußischen Generalen Geleistete aus dem Osmanen* reich tilgen, in die durch Russenblut erlösten Balkanstaaten endlich mindestens religiös*geistigen Einfluß erlangen und durch Einschüchterung oder gar Kleinerung Oesterreich*Un* garns die aus der Mandschurei heimgebrachte Scharte vor dem Auge der Stadtgesellschaft und der Mushiks, der Euro* päer und Asiaten, auswetzen zu können. Die Kriege in Tripolitanien, Albanien, Makedonien und Thrakien sind Fol* gen der vom Marokkohader dicht verschnürten Bündnisse und sollen Südosteuropa, damit es nicht von deutscher Macht, Kultur, Wirthschaft durchsickert werde, unter slawo*roma* nische Vormundschaft stellen. Gelingts und krallt Italien sich in die Balkanflanke der Adria, ist OesterreichsUngarn zwischen Slawen (Russen und Serben) und Lateiner (Italer

und Rumänen) eingeklemmt und in seinem Leib von den Fremdsplittern, die in den Körper ihrer Nation zurück streben, gelähmt, dann vermag Deutschland nicht mehr, zu gewal* tigern Schlag auszuholen. Seine Feinde wollen nicht Krieg: nur, weil sie Angriff und Absicht auf unerträgliche Vorherr* schaft fürchten, die Einzwängung der jüngsten Europäergroß* macht in das bisher von ihr Erworbene. Darin kann Deutsch* land, mit seinem Menschen* und Millionenzuwachs, seiner geistigen und wirthschaftlichen Leistung, sich nicht beschei* den; und weil es nichtfeindsäligemWollenunterthanwerden, seine wuchtigste Waffe, den mit dem Werkzeug und nach den Methoden der Großindustrie zu führenden Krieg, nicht rosten lassen noch die so schicksalsvollem Unternehmen günstigste Stunde verzaudern mag, enthebt es sich jeder Diplomaten* vermittelung und zückt gegen Frankreich und Rußland das Schwert. Setzt sich durch diesen Entschluß, den es von Nothwehr geboten glaubt, der gefährlichsten Verkennung aus und vergißt das Warnwort, das der Schöpfer deutscher Reichsmacht in seiner fruchtbarsten Rede sprach: .Wenn wir Angreifer werden, so wird das ganze Gewicht der Impondera* bUien, die viel schwerer wiegen als alle materiellen Gewichte, auf der Seite der Gegner sein, die wir angegriffen haben.'
Präventivkrieg also? Der Schulfall. Zwei Machtgruppen, die einander nicht über den Weg trauen. Frankreich fürchtet, überfallen und als Geisel behandelt, Rußland, abermals für ein Jahrhundert vom eisfrei offenen Meer abgesperrt zu wer* den. England hat sich verpflichtet, jedem Angriffskrieg gegen Deutschland fern zu bleiben, nicht aber, wie von Berlin ver* langt wurde, seine Neutralität für jeden dem Deutschen Reich ,aufgezwungenen' Krieg zugesagt: weil es fürchten mußte, daß auch ein durch aggressives Handeln bewirkter Krieg dem damit Belasteten .aufgezwungen' scheinen werde. Deutsch* ■ land wollte nicht eingekesselt sein, nicht einer feindlichen Mehrheit ein Schiedsrecht einräumen, nicht durch die von drei Seiten versuchte Zerrüttung Oesterreich*Ungarns sich selbst schwächen lassen. Von der Behauptung.es habe durchaus den Krieg, nicht als Nothwehr*, sondern als Eroberungmittel, ge* wollt, wird es verleumdet; so unabsehbaren Krieg, aus dem für dieDauer doch nichts zu heimsen wäre, konnte nur Wahn*

sinn wollen. Eben so falsch ist, freilich, die Annahme, Eng*
land, Frankreich, Rußland, die gar nicht gerüstet oder hoch*
stens halb fertig waren (und zur Anschaffung des Nothwen*
digstennoch ein Jahr brauchten), seien von bewußter Absicht
auf Ueberfall ausgegangen. Sie wollten diplomatisch, nicht
militärisch kämpfen; und sträubten sich mit allen Wesensfa*
sern gegen beschleunigten Krieg. Dessen Ausbruch war aber
nicht aufzuhalten: weil in den Entscheidungstunden der Wille
des Strategen stärker als des Politikers war. Den militärisch
Verantwortlichen gilt Bismarcks Rath, ‚in der Kriegsvorbe*
reitung immer einen Schritt hinter dem Gegner zurückzublei*
ben', als Schwatz, mit dem ein pfiffiger Notenschreiber ins
rauhe Kriegerhandwerk hineinpfuschen wollte. Wenn Mars
regire, meinen sie, habe nur ihr sachverständiges Wort noch
Gewicht; und wann der Beginn dieser Scharlachregirung zu
erwarten sei, könne nur ihr Urtheil lehren. Aus dem uralten,
seit den Tagen der Agamemnon und Kalchas fortzeugenden
Zwist zwischen Schwert und Hirn sind Zweifel an der Wahr*
haftigkeit alles aus Schreibstuben Gemeldeten im Bewußtsein
der Kriegsführer haften geblieben. In jeder Hemmung (wir
habens wieder erlebt) wittern sie den Versuch, die Waffe, für
deren Schlagkraft sie verantwortlich sind, zu stumpfen. Sie
glauben nicht, daß Rußland, wie der Zar betheuert, auch mit
mobilem Heer bis zum Schwinden der letzten Verständnißs*
hoffnung jeden kriegerischen Schritt, jeden Gestus sogar mei*
den werde. Glauben nicht, daß England aus bequemer und'
gerade jetzt einträglicher Neutralität sich sofort ins Getümmel
herablassen werde: und halten die londoner Warnung vor
solchem Glauben für Bluff, Greys bündiges Versprechen, nach
gelungener Friedenswahrung Englands ganze Kraft und alles
Ansehen seiner Person für ein würdiges Verhältnis derTriple*
Entente zu Deutschland einzusetzendür öden Schwindel. Ihnen
zählt nur die physisch faßbareThatsache. Sie bedenken nicht,
daß Annexion längst nicht mehr das einzige Mittel zur Er*
langung von Machtrechten ist: und erblicken in Rußlands und
Englands Zögern, mit der Zusage völliger Schonung franzö*
sischen, belgischen, serbischen Gebietsumfanges sich zu be*
gnügen, den Beweis hinterhaltigen Truges. Sie brauchen nicht
zu wissen, daß die Gründung (1815) und die Neutralisirung

(1839) des vlamo*wallonischen Belgierstaates von dem Briten* wunsch erwirktward, das Inselreich gegen Angriff von diesem ihm gefährlichen Theil der nordwesteuropäischen Küste aus zu schützen, und daß England den deutschen Versuch, Belgien als Basis kriegerischen Handelns gegen Frankreich zu benutzen, schon als den Vorläufer einer von dem selben Stützpunkt aus gegen seinen Leib gerichteten Operation abwehren muß. Wich* tig dünkt sie nur, die Mobilmachung nicht zu verschleppen, der Heimath jeden Nutzen weiten Vorsprunges zusichern und den Weg zu wählen, auf dem schnell die Frucht eines Sieges zu pflücken ist. Imponderables zu wägen, einen neutralen Staat, der sich morgen in Krieg entschließen kann, von einem unter Bürgschaftverschluß neutralisirten, der zur Verteidigung sei* ner unwiderruflichen Neutralität durch Schwur verpflichtet ist, zu unterscheiden: dazu fehlt ihnen Zeit und Sinn. Weil sie in allem Militärischen sich die höchste Entscheidung vor* behalten, meinen sie, auch der britische Militärbevollmächtigte, der 1912 in Brüssel ankündete, England werde im Nothfall, ohne zu fragen, Truppen an die belgische Küste landen, habe im Namen des Vereinigten Königreiches gesprochen, und be* lächeln die Angabe, dieser Oberstlieutenant Bridges sei, des unklugen Einfalles wegen, von der londoner Regirung ge* tadelt.von der brüsseler abgewiesen worden,alsjämmerlicheCi* vilistenausflucht. Den Staatsmännern festigt die Kenntniß aller Abkommen, Vorgänge, Stimmungen und Interessenstränge die Ueberzeugung. daß Belgien, um nicht Kriegsschauplatz zu werden, gegen jeden Einbruch, auch anglo*französischen,sich mit all seiner Kraft gebäumt hätte. Der Stratege nimmt die Möglichkeit (Duldung feindlichen Truppenaufmarsches in Belgien) für Gewißheit und schließt daraus i ‚Wir müssen als Erste drin sein; durchlassen werden die Leute uns schon.' Uebermacht, denkt er, erzwingt rasch Verzicht auf Widerstand. Und: ‚Den Krieger darf Zwirn nicht binden; Unterhandlung vertrödelt unersetzliche Zeit; das Vaterland ruft.'

Den Zustand, der in jedem Hauptbezirk staatlichen Lebens siü^ejaiafidanken den Vortritt erlaubt, nennt neuer Sprachgebrauch .Militarismus'. Er drängt nicht nur in immer stärkere Rüstung: er gewöhnt auch den Bürger, Gelehrten, Kaufmann, Künstler, in die Vorstellung, daß zum Austrag

eines Völkerstreites nur der Waffenkampf das taugliche Werk*
zeug, alles andere unwürdig, unnützlich sei; und durch*
tränkt jede Wurzelscholle, durchduftet jeden Ast und Wipfel
der Nation. Militarismus ist Geistesverfassung und Kultur*
form. Daß ohne sein Walten Heldenthum und Krieger*
tugend gedeihen kann, lehrt ein Blick auf England und
Frankreich, auf beide Serbenstaaten,Ungarn und Oesterreich,
Australien und Kanada. Daß aber nur er stete Bereitschaft
aller Glieder des Volkskörpers zu schleunigem Uebergang
in Krieg verbürgt, wird durch Deutschlands Leistung er*
wiesen, die in aller Menschengeschichte nicht ihresgleichen
hat. Im Reich der Materie; als seelische Leistung wird
Mancher die freiwillige Waffnung von drei Millionen Insel*
und Kolonial *Briten, die heroische Ausdauer und Selbst*
Opferung der in Athemnähe des Feindes fechtenden Serben
und Franzosen noch höher schätzen. Zwischen Antwerpen
und Trapezunt kämpfen zwanzig Millionen Helden: und
die Mehrzahl erwuchs in nicht militaristischen Ländern, auch
in denen, die von Luxuslastern verseucht schienen. Weil
Militarismus Bereitschaft zu und Verlockung in Krieg erleich*
tert und weil er nur ins Weite fortwuchern oder mit Stumpf
und Stiel ausgejätet werden kann, soll bis zu seiner Ver*
nichtung Krieg währen. So wills die laute Losung aller dem
Deutschen Reich verfeindeten, die leise aller neutralen Mächte.
Wie lange nur ihre? Nach dem unahnbar grausen Gemetzel,
von dem heute schon fünf Millionen Leichen, zehn Milli*
onen Krüppel, mindestens, zeugen, wird auch zwischen Ham*
burg und Bagdad der Schrei nach Friedensverankerung jeden
anderen überdröhnen. Ist sie, ist die Entwurzelung des Mi*
litarismus möglich? Mir: unabwendliche Gewißheit. Deren
Nahen nur durch das blöde Trachten verlangsamt würde,
einer Macht ein der Lebensfunktion oder dem Selbstgefühl
unentbehrliches Stück aus dem Leibe zu hacken. Diese Macht
wäre dadurch ja gezwungen, vom ersten Tag nach dem Frie*
densschluß an der Wiederherstellung ihres Reichskörpers
und ihres Ansehens jedes Opfer von Gut und Blut zu
bringen. Besinnet, Grey, Briand, Sasonow, in welcher Ge*
witterschwüle, welchem Elendsdrang Ihr hinschmachten müß*
tet, wenn diese verstümmelte Macht das unsterbliche Deutsch*

land wäre, das alle Kräfte des Hirnes und der Wirthschaft*
muskeln in den Willen zur Spaltung des vor sein Haus ge*
wälzten Blockes und zur Ahndung frevler Ungebühr sammeln
müßte! Vergesset aber, Bethmann und Burian, auch nicht,
daß Schmächtige noch empfindlicher als Riesen sind und
daß Serbien selbst einmal schon aus der Modergruft, in
die es geurnt schien, auferstanden ist! Friedensschluß, der,
wie der Krieg, Krüppelvölker hinterließe, brächte nur Waffen*
stillstand. Und wir wollen nicht Frieden, der Waffenstill*
stand ist, sondern Waffenstillstand, aus dem fester, edler
Friede und Europas Ostern wird. Wollen ihn heute: weil
er heute möglich und drum nothwendig ist.
Wir: alle nicht von vernunftloser Wuth geblendete
Menschen, deren Zahl jeder Tag in Gewimmel mehrt und
mit denen aus beiden Lagern, Mann vor Mann, die Toten
stimmen. Fernab stehen nur noch, die wähnen, dieser Krieg
sei im Wesen anderen Kriegen ähnlich und könne, müsse
sogar wie andere, mit Sieg und Niederlage, Vertrag und
Entschädigung, enden. Denen noch nicht die Erkenntniß
tagt, daß dieses Krieges sicherste, einzig sichere Folge die
ungeheuerste Revolution aller Zeiten sein wird, eine Europa
durchlodernde, den ganzen Erdtheil umpflügende, neben
der die von 1789 und 93 ein neckischer Kinderspaß scheinen
mag, und daß jeder Mensch guten Willens und naturfrommer
Andacht sich inbrünstig mühen muß, diese Revolution vor
Blutschuld zu schützen und in die Welt des Geistes ein*
zugrenzen. Kein Staat, kein Volk, keine Klasse, weder Mann
noch Weib wird nach diesem Krieg, dieser Sintfluth sein,
wie sie zuvor waren. Verfassung und Gesetz, Vorurtheil
und Bedenken wird, wie Binsen am Teich, der Wirbelsturm
knicken. Lasset uns sorgen, daß von dem Opferaltar des
neuen Bundes (der Menschheit mit gotthaft beseelter Natur)
lieblicher Ruch himmelan schwebe, wie von Noahs Dank*
brunst, da seine zweite Taube im Schnabel ihm das Oel*
blatt in die Arche getragen hatte, durch dessen Gerippe
die Botschaft schimmerte: Friede auf Erden!
... Nicht einen Tag länger dürfte der Krieg, nicht einen
nun unnützes Erinnern an vergeblichem Streit noch währen.
.Horchet! Horcht dem Sturm der Horen! Tönend wird für

Geistesohren schon der neue Tag geboren. Felsenthore knarren rasselnd, Phöbus' Räder rollen prasselnd; welch Getöse bringt das Licht!' Das Morgehroth verjüngter Mensch* heit. Die athmet auf. Läßt, endlich, wieder Vernunft zu Wort kommen, Scham über Selbstvergottung und Feind* verteufelung dichte Schleier spreiten. Wer hält die Wette, daß sie aus Waffenstillstand, wenn ihr auch eine Hoffnung* blüthe verreifte, erfröre, sich nicht wieder in Krieg ent* schlösse? Was könnte er ihr bescheren? Welchem Europäer* staat hat im letzten Jahrhundert die Einverleibung fremden Volksthumes denn leidlich genützt? Rußland, Oesterreich, Preußen, Niederland, Deutsches Reich: keinem; die in Savoyen, an der Seealp Geborenen sind Halbfranzosen und, wie die meisten auf Fremdenindustrie Angewiesenen, der Brandung des Nationalgefühles entrückt. Annexion ist von Hellsicht längst als eine mit Europäergewohnheit unver* einbare Art der Machtdehnung erkannt worden. Sie ist rasch verkündet. Ist der geschluckte Bissen aber unver* daulich und spiee der Schlinger ihn gern wieder aus: Ehre befiehlt, ihn bei sich zu behalten und, noch mit Lebens* gefährdung, gegen Feindesgier zu vertheidigen. Deutsche Banken und Industriegesellschaften beherrschen (kontro* liren: heißt der newyorker Heuchelausdruck) manches aus* ländische Unternehmen; offen oder hinter eine mit anderen Farben bepinselte Wand versteckt. Sie erwarben die Aktien* mehrheit oder eine ihr nahe Summe, aber nicht Gebäude und Boden; und hüteten sich, deutsche Beamte ins Haus zu setzen und die Reichsfahne herauszuhängen. Warum müssen Staaten unklüger handeln? Macht giebt Recht? Machtschein nur Aergerniß. Meines Geistes Auge sieht die Zeit, in der Staaten einander sich in Interessengemein* schaft verbünden, von Pool in Fusion übergehen und, um Kosten zu sparen, zwei Behördenstäbe in einen verschweißen. Das ist zunächst nur für Glieder des selben Reichskörpers denkbar. Weshalb, je dürrer am Tag Elektrischer Voll* bahnen und internationalen Gerichtsstandes, der Grenz* begriff, je fester Europens Einheit wird, nicht auch für Niederland, Belgien und Luxemburg, für Spanien und Por* tugal, Skandinavien, das Baltikum von Riga bis ins finische

Tornea, für zwei oder drei Balkanstaaten? Die neue Form
der Annexion, die dem Starken das Einflußbett öffnet und
das Gefühl der Schwächeren schont, ist morgen sicher im
Guß. Und (da nach den Dammbrüchen des Krieges, der
Sintfluth, Demokratie unaufhaltsam ist) die Stunde nicht
weltenfern, in der selbst Großmächte sich in Wehrgenossen*
schaft bündeln und, neben Rheder«isozietät (für Kauffahrt
und Passagiere), nur eine Kreuzerflotte, ein Unterseege*
schwader, ein Stehendes Heer noch halten. Warum nicht,
da sie einander schon heute in Europa kein Besitzesstück
von dauerndem Werth abnehmen können und übermorgen,
spätestens, der entknebelte Volkswille hindern wird, daß
sie es auch nur wollen? Horcht dem Sturm der Horen!
Seinem Wehenwind wird sich, wenn Wahnsinn ihn nicht
länger überheult, gewaltigeres Wunder als dieses entbinden.
... Der Völkerbund, die internationale Assekuranzgesell*
schaft braucht eine starke Polizeitruppe oder Miliz: sonst
könnte sie ihren Rechtssprüchen nicht Gehorsam erzwingen;
und unvollstreckbares Urtheil ist Plunder, wird Zunder. Sie
braucht, ohne Einkunft sich selbst und ihre Europäerland*
wehr zu löhnen, einen zinsenden Schatz. Woher ihn aus
dem verwüsteten, verarmenden Erdtheil häufen? Woraus,
frage ich, die Kriegsanleihen tilgen, den Wiederaufbau des
Landes, Wiederaufbau zerstörter Städte und Dörfer, Ersatz
des Geräthes bezahlen, die Krüppel und hilflos Hinterbliebe*
nen anständig, hoch über bloße Nothdurft hinaus, bis an
das Lebensende versorgen? Einundzwanzig Kriegsmonate
haben hunderttausend bis hundertzwanzigtausend Millionen
Mark gekostet; dazu kommt die Wiederherstellung und die
Last der Invaliden* und Verwandtengehälter. Bare Ent*
schädigung, die neben solchen Summen nicht wie der Pfeffer*
ling am, Fuß der Riesenbuche aussähe, kann selbst der
triumphal Siegende nicht erhoffen. Und Tributzahlung, die
durchweine das Lustrum, das Jahrzehnt überdauernde Ge*
bietsbesetzung erpreßt wird, war in Roms Glanz* und Verfall*
zeit möglich, ists aber heute eben so wenig wie die von
Manchem erträumte gewaltsame Forträumung ganzer Stämme
und Völker. Kein in die Sintfluth gerissener Staat kann
andere Entschädigung erwarten als durch eigene,Ersparniß

zu bewirkende. Die Großmacht, die den Jahresaufwand für Land* und Seewehr um eine Milliarde kürzt, kann nach einem Menschenalter wieder die Morgenröthe der Finanz* Ordnung sehen. Und was wird aus Schulden undTilgpflicht? Denn das Ersparte langt höchstens zu ziemlicher Deckung des neuen,aus dem Krieg nachschleppenden Bedarfes. Steuern undZölle, die auch nur denZinsderschuldigenZehntelbillion einbrächten, müßten Gewerbe und Handel im Wettbewerb mit Amerika, mit Australien und der Gelbenwelt lähmen, den Eigenthumsbegriff zerbeizen, die halbwegs Satten aus Angst vor Vermögenskonfiskation in neutrale Staaten ge* sunden Haushaltes jagen und den Wagemuth zu ausgreifen* dem Unternehmen, wie Schimmel das Rosenblatt, morden. Geld wächst nicht wie Heu. Was also soll geschehen? Was nie noch und nirgends geschah. Nur neueGedanken, nicht vergilbte, vergrämte, schließen, den Schlund. Aus Europas Kriegsschuld werde ein Sühnhort. Aus den Anleihescheinen in allen am Krieg betheiligten Europäerstaaten (und in den zur Anerkennung der Schiedsgerichtsbarkeit bereiten) giltiges, von allen Schuldnern verbürgtes Geld. Nicht ein, wie die Assignaten des Jakobinerkonvents und der Franzosenreichs* direktoren, durch Lüderlichkeit und Betrügerei entwerth* bares: Geld, das in jedem der Schiedsrichtergewalt unterthanen Land an jedem Schalter, von jedem Gläubiger zum vollen Nennwerth angenommen werden muß. Wie lange? Bis die vom Krieg Geschwächten das internationale Zahlmittel mit nationalem, Metall oder Papier, einlösen können. In früh* stens vierzig, spätestens sechzig Jahren nach dem Friedens* schluß. Der Völkergerichtshof verwaltet den Schatz und sondert, zu gleichen Theilen aus den Anweisungscheinen aller Staaten, davon, was er für sich und seine Miliz braucht. Er darf den seinem Spruch Ungehorsamen mit Geldbuße strafen und alle umlaufenden Anleihescheine des Staates ent* werthen, einziehen, vernichten, der, ohne an Leib und Le* ben bedroht ?u sein, den Frieden bricht. Daher winkt eu* ropäische Gemeinbürgschaft; winkt ein Band, das zusam* menhalten kann und doch nicht Striemen einschnüren, nicht in Athemstod drosseln muss. Der Erdtheil wäre aus der Geld* klemme befreit: brauchte nicht Künste und Wissenschaft dor*

ren, Industrie, Technik, Handel und Hausrath in Dürftigkeit
zurück sinken zu lassen; nicht durch Steuerfrondrohung seine
Bürger übers Meer zu scheuchen. Würde sanft genöthigt, das
unnütze Erinnern an vergeblichen Streit flink und tief zu ver*
graben, damit nicht derFäulnißstank irgendwo den Willen zu
großem, sauberen, dem Recht und der Kultur, den Nächsten
und Fernsten fruchtbaren Menschheitgeschäft vergifte. Wer
uns selbst nur für schlaue Schachermacher ohne Ideal und Ehr*
furcht vor edlem Gebilde des Hirns und der Hand hält, kann
nicht zweifeln, daß wir, Nord* und Südamerika, schon der
Kundschaft und des Absatzes wegen das neue Papiergeld in
Zahlung nähmen, in Umlauf setzten und mit beiden Füßen
in das Bundesgehäus einträten, unter dessen Kuppel wir unse*
rer Rieseninsel die Angst vor Angriff, die heftiger quälende
Pflicht zu unbequemer Militarisirung entbürden dürften.
Frankreich, das liebenswürdig unvernünftige, vor unheilbarer
Erschöpfung der Zeugerkraft bewahrt; der von altgallischer
Fröhlichkeit umkicherte Quell feinsten Gesellschaftvergnü*
gens und bald vielleicht, auf eigenes Verlangen, wie das (auch
von Rachsucht) freie Belgien, von dessen Aufbaukosten
Deutschland zwei, England und Frankreich je ein Viertel
übernehmen, neutralisirt. Großbritanien: Erdmacht und See*
macht, dem grämlichen Wunsch entwachsen, Europens miß*
trauisch nörgelnder Vormund zu sein, rauh austrägem Schlum*
mer, allzu lässigem Behagen geweckt; dem Deutschen Reich,
dem es Kohlenstationen und weites, ergiebiges, nicht von
Fremdkeilen durchsetztes Siedlerland geöt net hat, aufrich*
tig versöhnt; zwischen Gleichberechtigten der Vormann auf
dem von Prisenrecht und anderem Mißbrauch neidiger Raub*
zeit befreiten Meer. Rußland endlich, nach dem Orkan,
von Tatarenwust und Spukbleibseln reingefegt; mit breitem
Ausgang in stets offenes Meer; fem von der. Sucht, aus
Glaubensgemeinschaft, über Binnensee und Gebirg hinweg,
Machtzoll zu pressen; dem Völkergerichtshof verpflichtet,
Balten, Finen, Polen, Ukrainern, Letten kein Staatsbürger*
recht zu stümmeln; Bauerland, das alle Kraft für moderne
Wirthschaft, Schulen, Wege aufwendet, seine Städte aus
funkelnden Beulen in Sammelbecken für die kräftigsten
Volkssäfte wandelt und seinen Tshin, geistlichen und weit*

licchen, im Feuer fessellosen Massenzornes läutert. Oester* reich*Ungarn ein Staatenbund, zwischen deutschem und schweizer Muster, in den, als selbständiger Bundesstaat, wie Sachsen in Deutschland, jedes Balkanland, wenn es will, auf* genommen werden kann; Herr seiner Adriaküste, von der die Westslawen den Erben Roms abschrecken; fest und klar in dem Entschluß, schädliches Vorurtheil auszuschalten, jedem Volk seine Zunge, jedem Glied des Reichskörpers Regung* freiheit zu gewähren; im nahen Orient Sämann und Schnit* ter. Deutschland: Ihr werdet es prangen sehen. Wenn Friede geworden ist; und wir nicht mehr, mit Fieberköpfen, um* streiten, welcher Unterseeschuß erlaubt, welcher verboten ist. Wenn überall Freiheit herrscht, Güte, nicht schwäch* licch, gebietet und Menschenrecht noch im zerlumpten Bett* ler geachtet wird. Wenn Europa vor den Grüften und Ur* nen der Gefallenen sprechen darf: ‚Dafür starbet Ihr; nicht für gestern begehrte, morgen verleidete Landfetzen noch für das zeit widrige Werk künstlicher Einpflanzung von Stammes* splittern, um die aus unserem Fleisch und Blut bald Eiter rönne. Ihr starbet für helle Freiheit und würdigen, in Fels gerammten Frieden des Vaterlandes, der Mutter Europa.'"
Diese neun in doppelte Anführstriche gegrenzten Ab* schnitte entnahm ich dem Aufsatz, der, unter dem Titel „Wenn ich Wilson wäre" im April 1916 hier erschien und den (nebst einem, der im selben Monat, über das selbe Thema, gefolgt war) der Senat der Vereinigten Staaten am siebenten September 1916, „zu ewigem Gedächtniß", dem Congressional Record einzu* fügen beschloß. „Ewig" ist ein furchtbar gewichtiges Wort. Doch zwei Jahre mag die Erinnerung an den Versuch eines Einzelnen überleben, dem Wollen Amerikas und dem Han* dein des Deutschen Reiches gerecht zu werden und den Prä* sidenten der Vereinigten Staaten so sprechen zu lassen, wie er, nach dem aus seinen Schriften entstandenen Bild, sprechen mußte. Sie haben, Herr Präsident, in der Botschaft vom drei* undzwanzigsten Januar 1917 so gesprochen; auch nach dem Abbruch des staatsgeschäftlichen Verkehrs mit dem Deutschen Reich, nach der Kriegserklärung kaum anders. Die sanfte, nicht schwüleSonne sieglosen Friedens sollte den guten Wil* 'en zu freundlicher Verständigung reifen, der eben so wichtig

ist wie das der Rasse, dem Stamm zu gewährende Recht. Das soll dem Kleinsten selbst fortan nicht bestritten werden; der Riese, ders ihm zu schmälern trachtete, wäre dem Weltbund, der internationalen Schutzgenossenschaft, haftbar. Völker sind nicht das Eigenthum Derer, die über die Staatsgewalt ver* fügen. Niemand darf Völker in Wechsel des Staatsverbandes, in neue Unterthanschaft, in den Dienst eines Staatszweckes zwingen, der ihrem Wesen feindlich ist. Keine Nation und kein ihr Angehöriger soll Dünger auf fremder Scholle sein; alle sollen den Weg ihres Lebens, Glaubens, ihrer seelischen und gesellschaftlichen Entwickelung frei wählen. „Wir werden für Güter kämpfen, die unserem Herzen immer die theuersten waren: für Demokratie, für den gerechten Anspruch der noch einer Obrigkeit Unterthanen auf Mitwirkung zum Staatsge* .schäft, für das Recht und die Freiheit kleiner Völker, für die Weltherrschaft des Rechtes und für einen Bund freier Na* tionen, der allen das Reich sicher behüteten Friedens bringen und die Welt, endlich, von Schreckensgewalt erlösen will. Der Hoffnung, an dieses Ziel zu gelangen, weihen wir Leben und Besitz". Und jetzt soll dieses Ziel erst nach vollkommen nem Sieg der Westmächte und ihrer Helfer zu erreichen sein? Jetzt, im August 1918, da Ihr Amerika im Krieg und sein Heer, seit acht Tagen, im Oberkommandobereich des Mar* schalls Foch eine selbständige Einheit geworden ist, wollen Sie auf , den unverwelklichen Kranz verzichten, mit dem, bis in späteste Zeit, alle Menschengeschichte den Stifter dieses Friedens krönen wird? Oder die Frage, ob Friedensschluß möglich sei, vertagen, bis Sie zwei Millionen Mann im Feld haben? Schon solche Säumniß wäre schwer zu verantworten; niemals von Einem, der des Frevels bewußt ist, auch nur einen Tag lang unnöthigen, vermeidbaren Graus fortwähren zu lassen. Ich wanke nicht in dem Glauben an die Rein* heit des Wollens, das in Ihnen und Ihren Landsleuten athmet, aus Ihnen wirkt; zweifle nicht, daß Amerika, ohne Selbst* suchtregung, auf die Gemüthshöhe Washingtons strebt und überzeugt ist, für das Heil der Welt zu kämpfen; auch, freilich, überzeugt, sich zu rechter Stunde gegen die Gefahr sichern zu müssen, daß ein in Europa übermächtig ge* wordenes, von Siegestaumel aus den Banden hemmender Er* kenntniß gerissenes Volk eines Tages die Rachefront wider

die Vereinigten Staaten wende. Das ist der Idealismus Ver*
nünftiger, die ihr Handeln so einrichten, daß ihm die Nähe*
rung an das Ideal nur nützen, nie schaden kann. Die von
deutschen Tröpfen in Umlauf gesetzte Mär, Amerika führe
den Krieg nur, weil es nach der Niederlage der europäischen
Westmächte den ihnen geliehenen Milliardenhaufen verloren
hätte, braucht man vor Ernsten nicht zu widerlegen. Erstens
wären dem nicht in schleunige Geldeintreibung genöthigten
Gläubiger England und Frankreich nach keinem Kriegsaus*
gang je schlechte Schuldner. Zweitens gliche ein Land, das,
um zwanzig gefährdete Milliarden zu retten, sich in den Auf*
wand von zweihundert entschließt, dem Mann, der eine
Nordpol * Expedition ausrüstet und selbst führt, sein und
seiner Gefährten Leben und einen Theil seines Vermögens
aufs Spiel setzt, weil er gehört hat, an der Ostküste des^
Franz*Joseph*Landes hause ein Wicht, der ihm mit tausend
Mark durchgegangen ist. Wer dem Geschäftsgenie de&
Amerikaners solche Dummheit zutrauen will, mag in dem
Glauben selig werden. Doch solcher Glaube ist nicht blöder
als der Ihrer Mitbürger, die, in Chicago oder Milwaukee, am
Schaufenster eines Barbierladens unter einem Ungethüm aus
Mullmitrothen Flecken gläubig erschauernd die Worte lasen:
„Diese Bartbinde trug Kaiser Wilhelm in der Schlacht von
Lüttich. Man beachte die Blutspuren!" Kriegsgewächs. Sind
Sie, Herr Präsident, sicher, daß es nicht höher, nicht wilder
wuchern werde, als Sie heute noch zu ahnen vermögen, hoch
über die reine Flamme Ihres Wollenshinauf? Daß nicht Nati*
onalismus, Jingothum, Imperialistenwuth, Erobererwonne,
Weltheilandswahn die von Ihrem EdelgefühlgebautenDämme
brechen und mit ihrer eklen Fluth den ganzen Erdtheil über*
schwemmen werden? Schonsind deutsche Menschen, istdeuts
scher Besitz in Ihren Staaten härter behandelt worden als in
England selbst. Schon gellt das Gekreisch Ihrer Presse, Ihrer
Bilderblätter noch schriller fast als das aus Deutschland hin*
überheulende. Wie lange wird, wie lange kann Idealismus
sich als Wortführer behaupten, wenn auch bei Ihnen erst
Hunderttausende um Gatten, Söhne, Väter, Brüder trauern,
die Provinzen der Kriegsindustrie sich in immer breiteren
Umfang dehnen, die dem Friedensbedarf dienstbare Arbeit
stockt, die Noth, barfuß, auf schwieligen Sohlen, durch alle

Vorstädte stapft, mit ihrem Odem schlecht genährte Leiber
vergiftet, in Lügenqualm ausgedörrte Seelen entsittlicht, Far*
mern und Gräbern, Händlern, Handwerkern, Kopfarbeitern
das rothe, das schwarze, das fahle Pferd aus Johannis Offen*
barung vors Auge trabt1? Gewiß nicht bis in den Tag nach
vollkommenem Sieg. Ich habe hier nicht über die militäri*
sche Lage zu urtheilen, nicht zu erforschen, welche Trümpfe
noch, für Diesen, für Jenen, in dem Spiel sein könnten-
ich spreche nach verlorener Schlacht nicht anders als nach ge*
wonnener und begreife, daß der Krieger die Leute verachtet,
die eben so rasch verzagt wie berauscht sind, nach Siegen
den Erdball von allen Seiten anknabbern möchten und nach
jedem Rückschlag ins Mausloch kriechen. „Weder Rausch
noch Furcht": Das stand, als Titel, über dem Artikel, den
ich, in der dritten Kriegswoche, vor dem ersten Marne*
verhängniß, mit den Worten schloß: „Nun schlug des Po*
litikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem Erd*
theil sänke unsere Heimath in Nacht." Seit das Kampfgefild
sich ins Unermeßliche weitete, fünf Erdtheile Partei ergriffen
und sich waffneten,hatMancher,leis auch in Deutschland, ge*
hofft, dieser Politiker, dieser Menschheitretter werde Präsident
Wilson sein, aus dessen Reden ein so feines Gewissen, so
würdige Vernunft uns erquickte. Der will durchaus nun end*
giltigen Waffensieg? Er lebt nicht in Kindeswahn. Weiß
also, daß nach vier Jahren noch die deutsche Militärmaschine
sehr stark ist und ihre Zerstörung, wenn sie möglich wäre,
langwierig würde Daß er zuvor Belgien, dem aus der Atlant
tis so viel Mitgefühl zugeströmt ist, als Stätte eines Krieges
sehen müßte, neben dem der von 1914 einem Scharmützel
gliche und aus dessen Schrecken die Denkmale alter Kultur
kaum zu retten wären. Das will der Präsident, in dessen Wahl*
spruch die Worte Peace and Prosperity, Friede und Bürger*
freiheit, vornan standen? Der leuchtende Bringer des Rechtes?
Ich durfte nicht weiter schreiben. „Wozu? Der Sieg
ist uns sicher." Noch in der letzten Augustwoche 1918.
Nach Tirpitzens, des Reichsverderbers, Sturz schrieb
ich an Bethmann einen "Brief, der jetzt ans Licht soll.

Grunewald, 22. 4. 16.
Eure Excellenz!
Wir spielen das Spiel unserer Feinde, wenn wir nicht, ohne jede Säumniß, ohne jeden Hinterhalt, Das thun, was frivole oder seichte Gesellen „Nachgeben" nennen.
Was wünscht der Feind? Daß wir in Bruch mit Amerika gerathen. (Der mit den U. S. A. würde automatisch den mit den Südstaaten bewirken.) Was würde ihn maßlos ■enttäuschen, in Resignation zwingen? Wenn wir rasch un* verrückbare Verständigungbasen mit Amerika fänden.
England hat die Weizenausfuhr beendet; hat offenbar die besten Sorten „drin": denn der Preis ist in der letzten Woche um dreißig Points gefallen. Englands Ernährung ist gesichert: Das müssen wir, als Rechner, die nicht Hazard* spieler sind, annehmen. Woher soll noch radikale U* Wirkung kommen? England schiebt die letzte Entscheidung in der Wehrpflichtfrage auf: weil es hofft, die Antwort werde da* durch ihm erleichtert werden, daß die Vereinigten Staaten eine Million Mann aufstellen. Spielen wir Englands Spiel?
Und darf auch nur für eine Sekunde gefragt werden, ob es wichtiger sei, das Gesicht zu wahren, das Phantom einer „Ehre" zu retten, die zum Wappenschild im Leichenzug des deutschen Volkes werden könnte, oder die Zukunft von siebenzig Millionen deutscher Menschen zu verbürgen?
Die Wirkung des Bruches wäre (nicht „unabsehbar", son* dem klar erkennbar) ungeheuer; bis nach Südost; bis ins Herz von Kanada, Australien, Japan (mit dem die U. S. A. einig sind). Eben so gewaltig wäre, für uns, die Wirkung raschen Einvernehmens.
Man hat Eurer Excellenz den Ruf gemacht, Politik allzu gern zu ethisiren. Deutschlands Geschichte und Genius wird Eurer Excellenz danken, wenn jetzt, was Schwäche sein sollte, Ihre Riesenstärke wird.
Wir wollen keine Unwahrhaftigkeit, keine „Schiebung", keine Tirpitzerei ohne Tirpitz. Heute gehört Muth, gehört Größe nur zu dem Entschluß, rasch, gegen künstlich ge* schaffene aura popularis, das Nothwendige, das nicht Schimmernde, das dem Mob der Politik erst spät Einleuch* tende zu thun. Die Entscheidung kann nicht schnell genug fallen. Der Gestus, der sie bringt, nicht groß, vornehm, kühn

genug sein. Keine Rückfragen, kein Hin* und Herzerren. Das, Alles, würde nur den Eindruck vertiefen, daß wir unter Druck nachgeben. Kein Haften an Details, kein Be* streiten der Angaben, sondern, in einer kurzen, wahrhaft großen Antwort die Unterstellung, das Angeführte sei wahr und unser Standpunkt zu hoch, als daß wir uns jetzt noch in Einzelprüfung herabließen. Ich sehe die Antwort klar vor dem inneren Auge. Sie kann, sie muß uns die Seele der unbefangenen Welt gewinnen.

Der U* Krieg kann nichts Entscheidendes in absehbarer Zeit erreichen. Der Bruch bedeutet allermindestens Verlange* rung des Krieges bis tief ins Jahr 1917. Einigen wir uns jetzt ganz schnell, ganz groß und wahrhaftig, dann flammt sofort der Zorn Amerikas und aller kleinen Neutralen gegen England auf, das nachgeben muß. Wir bekommen wieder Lebensmittel durch die Sperrlücken und können bis in die Ernte vegetiren. Aber Versprechungen in Sachen England kann Wilson nicht geben. Sie auch nur zu fordern, wäre unser nicht würdig. Die gute Wirkung ist unzweifelhaft ohne Erwähnung unserer Wünsche sicherer als je zuvor. Der Kanzler kann auf alle selbstlos klugen Politiker in dieser Sache zählen.

In dieser Verhängnißstunde beschwöre ich Eure Ex* cellenz, nicht kleiner zu sein als Ihr Schicksal. Nicht bei Halbheit und mesquinem Fragespiel sich aufhalten zu lassen. Aus dem Herzen meines Herzens ruft meine Lieber* zeugung: Räumen Sie, wie der tapferste Feldherr oft thut, früh, kühn und nobel die unhaltbare Position. Dann sind wir in vierzehn Tagen anständigem Frieden näher, als wir je nach einem triumphalen Waffensieg sein können. Denn England prüft dann erst, wenn dieser Trumpf ihm genommen ist, seine Karten. Fängt dann erst an, Bilanz zu machen.

Nachschrift:

Die Entscheidung ist in der Stunde gefallen, in der be* schlossen wurde, Herrn von Tirpitz gehen zu lassen. Gegen die Entscheidung durften die Marine*Instanzen sich nicht aufbäumen. Seit dieser Stunde aber ist der „rücksichtlose" Unterseekrieg, dessen Endung den Vereinigten Staaten zu* gesagt worden war, (auf oder Tohne Ordre) erst recht ge* führt worden. Ist rücksichtloserer denkbar als einer, in dem

mehr neutralen als englischen Schiffen der Bauch geschlitzt
wird? flicht wesentlich neues Zugeständniß, das, als ein
Zeichen schwächlicher Nachgiebigkeit, bestöhnt werden
könnte, wird uns jetzt abverlangt; nur: daß wir die schon
gewährte Zusage ehrlich halten. Soll der alte Zwist zwischen
militärischem und politischem Wollen, zwischen Schwert und
Hirn, nach nie genug zu beklagendem jetzt neues Unheil
stiften? Darf das Schicksal von siebenzigMillionen deutscher
Menschen dem ungestümen Willensdrang der kühnen jungen
Herren überlassen werden, die auf Tauchbooten befehlen?
Die Wunde, die der Tirpitzismus dem Reichsleib schlug,
muß völlig enteitert werden. Wie stünde der Kaiser, der
Kanzler vor der Nation, wenn sie, nach der „Opferung"
des leichtfertig vergotteten Mannes, nun dennoch in den
Konflikt käme, den die Entlassung des Staatssekretärs ver*
meiden sollte? Nicht nur um des Reiches Sache gehts hier:
auch um des Kaisers.
Das Selbstbewußtsein des Herrn Gerard kann der Sache
zinsbar werden. Der Botschafter lechzt nach Betätigung,
nach Mitwirkung, nach dem Großen Hauptquartier; er
möchte nicht, nach dem ersten Diplomatenversuch, drüben
als „Jimmy mit dem Bruch" herum laufen und sich nach*
sagen lassen, er habe in Berlin nichts geleistet. Um seine
Zukunft in der Demokratenpartei zu retten, wird er alles
zur Versöhnung ihm Mögliche thun. Wenn ihn, wie ich
sehnlich wünsche, der Kaiser ins Hauptquartier ruft, dann
wird in den Entente* Köpfen zunächst eine uns nützliche
Verwirrung entstehen.
Siegt, wie ich noch hoffen will, Vernunft, dann bietet
die Antwortnote an die Vereinigten Staaten die erwünschte
Gelegenheit, deutlich, ohne der Reichswürde das Allerge*
ringste zu vergeben, auszusprechen, daß wir entschlossen,
sind, bei ungeschmälerter Wahrung der Souverainetätrechte
nach dem Friedensschluß internationale Vereinbarung über
alle dazu geeigneten Wehrfragen (der Land* und der See*
waffe) zu erstreben. Findet diese Bereitschaft zu organi*
sirtem Frieden den der großen Sache würdigen (nicht klein*
licch zaghaften) Ausdruck, dann ist dem Schreckgespenst des
Militarismus ein Kopf abgehackt. Und das Volk von Eng*
land, dem diese Note nicht zu verheimlichen ist, wird danach

erwägen, ob Verständigung auf solcher Basis picht fortwähren*
der Entkräftung seines Reichskörpers, sicherer Verwüstung
Europas und unsicherer Siegeshoffnung vorzuziehen ist.
Wir wären um ein Wegstückchen vorwärts gekommen.
Entschließt gar unsere Heeresleitung sich zu schimmerloser,
xmbrechbarer Defensivkriegsführung, von der allein (seit der
letzte gewaltige Vorstoß sein Ziel, die Ueberrumpelung,
Ueberrennung der Franzosen, und dessen Nachwirkung in
den Gemüthszustand nicht zu erreichen vermochte) noch
Heil zu hoffen ist, dann können wir, ohne Zersplitterung
und rasche Abnutzung unserer Wehrkraft, warten und je*
dem rachsüchtigen Feind zurufen: „Da Du nicht Frieden
willst, wirf uns aus dem eroberten Gebiet!"
In vollkommener Hochschätzung bin ich
Eurer Excellenz ergeben
Harden.
Dieser Brief erwirkte Herrn Gerard die Ladung ins Haupt*
quartier; erwirkte den „Rückzug"nachWilsons Sussex*Note.
Doch Bethmann glaubte an die Herren Helfferich und Zim*
mermann(die dem Staatsgerichtshof nicht entschlüpfen dür*
fen): und der Tauchbootkrieg riß, England zu höchstem
Heil, Amerika in den Krieg.
Am siebenten Oktober 1918 schrieb ich an den Leiter der Lieber*
seenachrichten, der mein Urtheil für Amerika erbeten hatte:
Ich bin gewiß, daß Präs|^ent Wilson nicht kleiner sein
wird als sein Schicksal, das die größte Entscheidung aller
Weltgeschichte ihm in die Hand gegeben hat. Nicht ihm
allein. Als Vormann und Sprecher der Vereinigten Staaten
von Amerika muß und will er in Eintracht mit den zu ge*
meinsamem Kampf verbündeten Völkern handeln. Erstens
aber darf Blutnebel und Lügengespinst unser Auge nicht
darüber täuschen, daß auch im Rath der europäischen Nation
nen Männer von sittlichem Adel und Menschenliebe sitzen.
Und zweitens vermag heute kein Sterblicher so wieWoodrow
Wilson, alle pazifistischen, alle sittlichen Kräfte der Mensch*
heit für die Vertretung seines Glaubens zu mobilisiren.
Wilsons Programm ist von allen Sozialistenparteien,
dann auch von allen Regirungen der gegen das Deutsche
Reich von 1914 verbündeten Mächte als Basis dauernden

Friedens und neuer Weltordnung angenommen worden. Als solche hat auch Deutschland es nun acceptirt.

Ein neues Deutschland, das den ehrlichen Willen hat, von dem Zweibund der Machtsucht und der Raubgier, von dem Dreibund Nationalismus, Imperialismus, Militarismus sich zu lösen und, in würdiger Freiheit, mit dem Recht auf unbegrenzte Selbstbestimmung seines Schicksals, sich in die Menschheit einzuordnen, ein edles, nützlich thätigesGlied im Körper der still schon werdenden Völkergesellschaft zu sein.

Niemals habe ich für irgendein Friedensangebot der Kaiserlichen Regirungen mich eingesetzt. Auch der ersten deutschen Volksregirung stehe ich fern, bin nicht ihr Sach* walter, spreche und schreibe nicht in ihrem Auftrag oder auf ihr Ersuchen. Doch als unabhängiger Bürger und Publizist bekenne ich mit reinem Gewissen den Glauben an den red* lichen Willen dieser deutschen Volksregirung, ihr Wort That werden zu lassen und unwürdige Zweideutigkeiten, jämmer* lichen Hinterhalt wie Pesthauch zu meiden.

„Waffenstillstand ist möglich. Nichts Unentbehrliches noch zu erkämpfen, nichts, wodurch des Kampfes Kosten* aufwand zulänglich belohnt würde. Dessen Zweck und Er* trag kann nur sein: die Wandlung sumpfigen, von Haß umwölkten, von Neid umzüngelten Bodens in die helle Wohnstatt freier, aus eigenem Recht schaffender, drum frem* des Recht achtender Menschen." Diese Sätze schrieb ich im April 1916. Wieder sage ichheute: Waffenstillstand istmöglich. Und ich darf hinzufügen: Die Stunde findet das sich erneuende Deutschland zu einem Frieden reif, der, weil er die Erde ent* militarisirt und von den Seuchenkeimen des Nationalhasses und der Herrschgier entgiftet, Dauer verheißt.

Weil die einander feindlichen Nationen jetzt von ein* ander abgesperrt und weil Optik und Akustik amerikanischen und deutschen öffentlichen Lebens noch tief verschieden sind, bleiben Zweifel begreiflich. Und es versteht sich, daß jede Bürgschaft*Forderung, die billig ist, also keinen Vorvertrags* partner ungebührlich begünstigt und überall sogar den Schein gewollter Demüthigung meidet, von willigem Herzen erfüllt werden wird.

Das neue Deutschland will die Sühnung jeden erwiese* nen Unrechtes, auch des seinen früheren Regirern etwa nach*

zuweisenden; aber es würde sich leidenschaftlich gegen den
Versuch wehren, Fehler und Mißgriffe Einzelner, die, da
oder dort, bisher heimlich das Staatsgeschäft führten, an Ehre
und Gut der Völker zu rächen, die in diese Geschäftsführung
nicht hineinreden durften, kaum hineinblicken konnten.
Wie auch über die Genesis des Krieges einst der Spruch des
Weltgewissens lauten möge: die Masse des deutschen Volkes
hat ehrlich geglaubt, zurVertheidigung ihrer gefährdeten Hei*
mathrechte aufgestanden zu sein. Sonst hätte sie nicht so un*
brechbar gekämpft, nicht so geduldig an Leib und Seele ge*
litten.
Das neue Deutschland will, daß Staatsmoral fortan streng
dem selben Gesetz folge wie Einzelsittlichkeit. Aber es müßte
sich gegen den Versuch sträuben, die Bindkraft des Rechts*
satzes, der den Ertrag kriegerischer Eroberung geraubtem
Gut gleichstellt, willkürlich von einem beliebig gewählten
Zeitpunkt aus zu datiren. Manches Staatsgebild ist durch
Eroberung entstanden; auch die Vormacht Amerikas. Wir
wollen, daß solche Entstehung unmöglich werde. Aber wir
können den Spruch nicht als gerecht empfinden, der alles bis
1871 irgendwo durchs Schwert Erworbene sanktionirt und
nur den Ertrag dieses Kriegsjahres als Raubgut ächtet.
Dennoch: Waffenstillstand und Friede sind sofort mög*
licch; und deshalb nothwendig. Nirgends ist noch ein Punkt,
über den gerechte Verständigung nicht leicht erreichbar wäre.
Alle nationalen Probleme müssen, wie religiöse, vom Staats*
zwang erlöst, den Selbstbestimmungrecht der Stämme und
der Einzelpersönlichkeit überlassen, all« Wirthschaftgrenzen
dem Völkerbedürfniß, nicht mehr den in einer versinkenden
Weltordnung von Kriegszufall bestimmten politischen Gren*
zen angepaßt werden. Und das Ziel aller Neuerung muß
die Läuterung der Menschheit sein: Denn nur ihr frohes
Gedeihen sichert jeder Nation die Athemfreiheit.
Freiheit ist Kraft. Auf diesem Grundsatz steht die
deutsche Volksregirung. Daß sie den Trennungstrich, der
sie von Gewesenem, Verwesendem scheidet, nicht noch dicker
ziehen durfte, wird die Weitsicht der Amerikaner begreifen-
Noch ist Krieg; und Niemand weiß, ob er morgen enden kann.
Vor dem Ohr der Welt hat Präsident Wilson gefragt:
^ Wollt Ihr die Weltordnung, deren Umriß ich Euch hier

i
zeichne?" Deutschland (und die ihm Verbündeten) hat geantwortet: „Ja". Wie Pausanias den Rath, den Leichnam des Mardonius ans Kreuz zu schlagen, weil Leonidas ge* kreuzigt worden sei, als schmählichen Schimpf empfand, so, Das ist meine Zuversicht, würde Woodrow Wilson den Vorschlag, grausame Gewalt mit gleicher zu vergelten, mit grausamerer zu überbieten, aus empörtem Herzen abwehren. Er und seine Sozien wissen, daß Deutschland nicht ganz besiegt ist, daß, ehe es besiegt werden könnte, noch viel un- ersetzliches Menschenblut fließen, viel heiliger Menschheit* besitz vernichtet werden müßte und daß auf Trümmern und neuen Leichenfeldern ihr Ideal nicht Wirklichkeit würde. Sie werden die mühsam, in stillem, doch schwerem Geister* kampf gezimmerte Wiege deutscher Demokratie nicht durch die Wucht unziemlicher, ungerechter Forderungen zerbrechen. Sie werden nicht so blind, nicht vom Rausch des Waffen* erfolges so dicht umnebelt sein, daß sie das einzige Mittel zur Wiederbelebung der überwundenen militaristischen Kräfte wählen: den Versuch irgendwelcher Demüthigung, die das deutsche Volk erst in völliger Ohnmacht hinnehmen könnte und die auch dann ihm ein neues „Kriegsziel" auf* zwänge. Dieses Volk aber will keine Kriegsziele mehr; will, selbst in engeren politischen Grenzen, nicht neue Kriege, will nur würdigen Menschheitfrieden noch bereiten.

Ich bin gewiß, daß Präsident Wilson nicht kleiner sein wird als sein Schicksal. Ich glaube inbrünstig an die Neue Welt, an die Heiligung der Menschheit zu edler Gemeinschaft, an~freudige Erdverjüngung nach dem Graus der Sintfluth.

Am neunzehnten Oktober sprach ich in der berliner Philharmonie. „Frei", wie immer; aus der Stimmung der Stunde. Ein freundlicher Hörer hat die Rede stenographirt und mich mit der Reinschrift übers rascht. Ich lasse den Wortlaut hier folgen.

Ist die hold bewegte Glocke vertönt, die Hoffnung entband und Friedensahnen weckte? Und sollen vor die Morgenröthe, die wir zu sehen wähnten, neue Blutnebel sich weben? Noch wird gekämpft; und jeden fernher klingenden Glockenton überschrillt ein Stimmengeschwirr, das an Feier, an Glück, an Frieden nicht mahnt. Wir horchen hinein und hören die Worte: „Uebermuth", „Frevel", „Schmach", „Frechheit", „Dünkel", „Heuchler"; „Machtfriede also,

«nicht der verheißene Rechtsfriede, soll sein." Ringsum schrille Stimmen, die grobe Schelt* und Schimpfwörter ausstoßen- Der Glockenmund scheint verstummt. Ich will hier nicht forschen, ob nicht aus den selben Männerbrüsten, aus den selben Mäulern jetzt dieser Ruf erschallt, die bis in die vorige Woche hinein Jeden, der nicht für Machtfrieden war, als einen Feind des Vaterlandes schmähten. Wozu auch forschen? Es sind die selben. Doch in dieser furchtbar ernsten Stunde will ich mich in die Freude darüber einmauern, daß in unserem schönen, großen, in Ewigkeit unzerstörbarem Lande endlich wieder laut, aus dem Herzensgrund herauf, das Wort steigt, dessen Hall allzu lange vermißt wurde, das heilige Wort: „Recht". Wir wollen Recht für uns, wir wollen Recht für alle Anderen, für [Schwache und Starke; und wir wollen uns freuen, wenn auch in den Schichten ■deren Bewohner uns dahin gebracht haben, wo wir heute sind, der Gedanke keimt: Die Menschheit steht auf dem Recht und von Rechtsbruch zerbirst alle Menschheit.

Lassen Sie mich Ihnen gleich sagen: Ich glaube nicht, daß die Glocke vertönt ist. Ich glaube nicht, daß sie je wieder vertonen kann: wenn Sie wollen. Wenn Deutsch* lands Volk, endlich, will.

Ganz Anderes, als ich nun muß, glaubte ich Ihnen heute sagen, in ganz andere Weiten hinausschauen zu dürfen. Ich hatte gehofft, ich hätte geschworen, daß die Antwort an den Präsidenten der Vereinigten Staaten heute, nach vier Tagen, fertig, abgeschickt, veröffentlicht wäre, daß ich mich auf ihren Boden stellen könne und von ihm aus zu betrachten versuchen dürfe, was ist und was sein muß. Doch -die Antwort, ist noch nicht fertig, nicht abgeschickt, nicht veröffentlicht. Wie Das möglich wurde, sollte des ganzen Deutschlands Stimme heute fragen. Jede Stunde ist kostbar. Ist unwiederbringlich. Und hier tagen Klüngel, die Sowjets spielen möchten, und machen Entwürfe! Man sollte auf ,die Geduld der deutschen Nation nicht zu weit, nicht zu weit an den Rand bauen. Ich habe an den Sturz eines als ,unsäglich verhängnißvoll bewährten Systems den Faden heller Hoffnung geknüpft. Ichhahe die neueRegirung froh begrüßt. Aber wenn diese Herren den Begriff Demokratie so/umdeu* 4en, so umdenken (wie man ja jetzt alle Vierteljahre, je nach

der Kriegskonjunktur, zu thun pflegt), daß sie meinen,. Kenntniß des Berufskreises, Kenntniß der Dinge, die im Geschäftsbezirk die wesentlichsten"sind, seien nicht nöthig,, dann ist nichts zu hoffen. So gehts nicht vorwärts. Eine Regirung, die den Brauch „interfraktioneller Besprechungen" in alle Reichsämter verlegt, ist nicht regirungfähig.
An die Spitze der Regirung, die sich demokratisch nennt, ist ein deutscher Prinz getreten. Das habe ich nicht nur gebilligt, sondern sogar empfohlen: weil mir nothwendig: schien, hell zu illuminiren, daß die deutsche Demokratie,, der vom Schicksal beschieden war, in ihrer ersten Lebens* stunde eine Kapitulation anzubieten, nicht von „Flaumachern, Juden und anderen vaterlandlosen Gesellen" ertrotzt oder erlistet worden sei. Und mir schien dankeswerth, daß Prinz Max von Baden, ders, vulgär gesprochen, doch „nicht nöthig hat", den Muth aufraffte, in diese Katastrophe seinen, altfürstlichen Namen einnageln zu lassen. Danach ist die Briefgeschichte gekommen. Der Reichskanzler hat, als ba* discher Thronfolger, noch im Januar dieses Jahres an sei*' nen Vetter Alexander Hohenlohe einen Brief geschrieben,, dessen Inhalt nicht auf Sehweite des politischen Blickes schließen läßt und Grundsätze der am fünften Oktober im ReichstaggehaltenenRedealsunwahrerweist. Notabene: in der einzigen Sitzung, einer monologischen, die dieser Deutsche Reichstag im ganzen Frühling demokratischer Regirung hatte. An diesen, im Ton recht häßlichen Brief, der irgendwie ans- Licht kam, hat nun in unserer Zeit grauser Erdtragoedie die gesammte Regirung, mit all den zu unerkennbarem Zweck ernannten Staats* und Unterstaatssekretären pp., drei ganze Tage und einen halben verzettelt. Muß Max uns verlassen?' Kann er bleiben? So gings hin und her. Und diese Sache war doch in einer Viertelstunde zu erledigen. Das deutsche Volk hat jetzt nicht Muße zu solchem Kram. Der Prinz konnte, als ihm der Brief vorgelegt wurde, einfach sagen: „Ich muß Ihnen, werthe Herren, offen gestehen, ich wußte selbst nicht mehr, daß ich noch im Januar 1918 so verrückte Stunden gehabt habe. Aber wer von Ihnen hat in dieser tollen' Kriegszeit nicht mal Unsinn geredet oder geschrieben? Wem hat nicht mal diese oder jene Stimmung das Urtheilsorgan überfluthet? Wollen Sie, daß ich gehe, dann gehe ich; wol*,

len Sie daß ich bleibe und Sie mich nach meinen Thaten, nicht nach Zufallsgerede, beurtheilen, dann bin ich auch mor* gen Ihr Mann." Damit mußte, so oder so, die Sache ein Ende haben. Und fortan mußte erwogen werden, was dem Präsidenten Wilson, dessen Antwort täglich zu erwarten war, erwidert werden könne. Das ist nicht geschehen. Ein übles Zeichen. Am Dinstag, mittags, war der Bescheid aus Wash* ington hier; und seitdem werden „Entwürfe" gemacht. Soll Demokratie in Verruf sinken? Das erste Verlangen, dem eine Regirung genügen muß, heißt: Entschlußfähigkeit. Wer nun die Note endgiltig machen wird, welß ich nicht. Ich sehe keinen durch seine Leistung bewährten Di* plomaten dabei beschäftigt. Und stehe staunend vor der Thatsache, daß der einzige deutsche Diplomat, der berufen wäre, als unbefangener Kenner der Vereinigten Staaten und ihres Präsidenten in dieser Sache gehört zu werden, daß Graf Bernstorff weder nach Berlin gerufen noch auch nur um Rath ersucht worden ist. Vielleicht vermuthet man, daß ihn das Schauspiel des Briteneinzuges in Konstantinopel inter* essiren werde. Ich aber glaube, daß da unten in Südost, wo längst nichts mehr zu thun, längst Alles abgemacht ist, Bernstorffs Herz blutet von dem Wehgefühl, müßig sitzen zu müssen, während hier von Neulingen, von Dilettanten, von wackeren Juristen und Versammlungschwätzern Ent* schlüsse gefaßt werden, an denen Schicksal hängt. Der Staats* sekretär im A. A., Herr Solf, ist ein sich und Anderen be* haglicher Mann, der den Engländern viel Gutes abgeguckt hat; auch ein ehrlier Mann. Er sieht in der gemeinen Wirk* lichkeit nicht ganz| so imperatorisch *dämonisch aus, wie, ihn der stark begabte Herr Friedel Huf in seiner Büste ge* macht hat; eher wie ein Alt*Berliner, der er ist, einer, der gern gut ißt, und früh Weißbier trinken lernte. Sicher ein vernünftiger Mann. Er war ein strebsamer Assessor, der in Weimar Hofluft einsog, in Berlin sich auf der ruchlos phi* listrischen Weide der Lindaus hielt; wurde ein tüchtiger, doch vielbefehdeter Kolonialbeamter, der, halb schon abgesägt, das Glück hatte, gerade während des Zwistes Bethmann* Lindequist in Berlin anzukommen und, weil kein Anderer da war, zwischen Nacht und Mittag Staatssekretär des Ke* lonialamtes zu werden. Da hat er seine Sache wohl recht

ordentlich gemacht. Seit vier Jahren ist er unbebürdet. Vor der Beantwortung internationaler Fragen sieht er sich auf den „gesunden Menschenverstand" angewiesen. Gelernt hat er dieses Metier nicht. Der ihm vorgesetzte Kanzler ist ein Mann besten Willens, vielleicht auch mancher Kenntnisse-doch irgendwelche Bürgschaft (um ein jetzt gangbares Wort zu brauchen) dafür, daß in den Nachbarhäusern der Wil* helmstrasse das Bestmögliche gemacht werde, sehe ich nicht, Und frage mich, wie man es vor der Nation verantworten will, wenn auch der dritte Schritt uns nicht dem Ziele nä* hert. Die so seltsam fabrizirte Note wird wohl nicht schroff, wird sogar „entgegenkommend" sein und vielleicht nur „Ver* Wahrung gegen die Anschuldigung der deutschen Flotte und des deutschen Heeres einlegen". Ich fürchte, daß da aus Kompromissen was Halbes und Lahmes wird. Und Das wäre ein neues Unglück. Denn entweder muß man nun den Schritt vom fünften Oktober rückgängig machen, also die Verhandlung abbrechen, weil man sich gekränkt glaubt, be* droht glaubt, — oder man muß mit der Antwort, die jetzt schwebt, den Konflikt enden, den ganzen Krieg enden. Ein Drittes dürfte es nicht geben. Man mag sagen: „Wir sind zu rasch gewesen, wir fühlen uns einem Ton aus Washington gegenüber, der uns nicht genehm ist, wir geben das Gespräch auf." Meinetwegen. Ich bewundere das robuste Gewissen, das Solches in solcher Lage vermöchte. Oder man soll end* lich die Höhe erklimmen, auf der die Aussicht frei wird. Meine Versuche, zu Lichtung unserer Wirrniß im Stil* len mitzuwirken, sind mißlungen. Ich habe die Zurückhaltung, die Selbstachtungbedürfnis mir stets empfahl, in dieser ver* hängnisvollsten Zeit des deutschen Volkes überwunden und jeder wichtigen Stelle dargestellt, wie ich die Möglichkeiten und Nothwendigkeiten sehe. Ich habe dem Kanzler geschrie* ben, daß ich bei Tag und bei Nacht gern bereit sei, in der letzten, verborgensten Hinterstube irgendwie an den Dingen, und sei es nur redaktionell, mitzuwirken. Da ich aber weder beamtet noch abgeordnet bin, außer von meinem Gewissen, so sind meine Dienste nicht beansprucht worden. Man hat ungemein artig für höchst werthvolle Anregungen gedankt; und ich bin felsfest überzeugt, daß nichts von Alledem, was ich auszustreuen versuchte, irgendwo Wurzel geschlagen hat.

Deshalb stehe ich heute hier: die letzten Schleier fallen zu lassen. Das ist kein Heldenstück, Octavio. Das ist nicht so schwer wie Manches, was Millionen unserer Menschen gethan haben und thun. Nur: Genug der Lüge! Uebergenug. Wir sind allein. Bulgarien ist vom Heer unserer Feinde besetzt. Die Türkei hat schon durch die Annahme der Vier* zehn Punkte, die ihr Schicksal besiegeln, sie in das rein türkische Asien beschränken, hat aber auch durch andere Abmachungen (was ihr gutes Recht ist) einen endgiltigen oder einen Präliminarfrieden sich zu sichern gewußt. Die vier* zig Millionen in deutschem Golde, die der Herr Großwesir Talaat vor vier Wochen hier säckeln sollte, haben gerade so tief gewirkt wie die zweihundertfünfzigtausend funkelneuen Uniformen, Stiefel usw., die Bulgarien von uns empfing, als es sich schon zu kampfloser Ablösung von der Front des Vierbundes bereitete. Wir sind allein: am Abgrund. Kein künstlich auf gequältes Dickicht mehr, ihn zu verbergen! Wollen wir hinein: gut! Sie haben zu entscheiden, nicht ich; die Tausende, die jeden Winkel dieses weiten Saales füllen, sind die Stimmen fast aller Volksschichten. Sie müssen entscheiden. Ich bin nicht Richter über Deutschland. Ich bin ein Bürgor wie Sie. Ich stelle Ihnen die Dinge dar, wie sie sind. Deutschlands Volk soll entscheiden. Aber nicht hinter Lügennebeln mehr, sondern in Kenntnis Dessen, was ist. Wir kommen mit Lügen und mit dem Belagerung* zustand, der ihre Vertreibung begünstigt, nicht an ein gutes Ende. Wir kommen damit ins Verderben; nur da kann der Trugpfad münden. Ins Licht der Wahrheit zurück!

Sie wissen, daß auch Oesterreich*Ungarn den Kampf aufgeben will. Es gehört zu den grausigsten Witzen der Weltgeschichte: ein Krieg, von unserer Staatsweisheit be* gonnen, um ein unhaltbares Oesterreich zu halten, hat jetzt bewirkt, daß dieses Oesterreich sich selbst für unhaltbar in seinen alten Formen erklärt, auseinanderfällt und seinen nicht deutschen und nicht magyarischen Völkern, den Schützlingen seiner Feinde, die Konzessionen macht, die sie begehren. Wir sind allein. Und seit wir gesagt haben, daß wir Waffenstill* stand brauchen, regt sich in allen neutralen Staaten von Tag zu Tag heftiger der angesammelte Groll. Insbesondere der

durch den Tauchbootkrieg angesammelte Groll. Wir hören von recht ernst zu nehmendem Abkommen Hollands mit den Vereinigten Staaten. Norwegen zürnt dem Präsidenten Wil* son, der den Schwingern des Siegerschwertes in den Arm fal* len will. Dänemark denkt an den Nordschleswig*Artikel des Prager Friedens von 1866. "Wenn sich die Sache lange hin* zieht, werden Sie auch aus Süd und West Beschwerde hören. Das darf uns nicht verängstigen. Ich bitte: Scheuchen Sie alle Vorstellungen von „Furcht", „Feigheit", „Angst vor Vernichtungwillen", alle diese Töne von abgespielten Tages*, Mittags* und Abendwalzen, aus Ihrer Seelel Das deutsche Volk kann Keiner vernichten! Keiner vermags. Und ist Je* mand so dumm, es zu glauben, dann wird ihm bewiesen wer* den, daß ... er eben dumm ist. Mit all solchen Reden soll uns nur graulich gemacht werden, sollen Sie verhindert wer* den, zu erkennen, was die Stunde heischt. Was heischt sie? Leider ists sehr spät erkannt worden. An allen Mauern kle* ben noch die Plakate mit einer Kundgebung, unter der ein ehrwürdiger Name und in der steht: „Wir haben im Osten den Frieden erzwungen und wir sind stark genug, ihn auch im Westen zu erzwingen!" An den selben Häusern klebt, daneben, die Rede des Prinzen Max mit dem Waffenstillstands* angebot. Dazwischen liegen drei Wochen. Welche Wendung! Durch Gottes Fügung? Nun hört man sagen: Daß solche Wendung kommen werde, war zuvor nicht ahnbar. Auch Das wäre grundfalsch. Jeder politische Kopf konnte, nein: mußte längst ermessen, wie die Entwickelung gehen werde, Ich muß hier von mir sprechen, auf die Gefahr, daß Sie mir zutrauen, ich wolle mich besonderer Weisheit rühmen. Die war zu Erkenntniß des Wirklichen nicht nöthig. Jedem Poli* tiker mußte sie lange schon dämmern. Ich muß von mir reden, weil ich nur diesen Fall beweisen kann. Mir ist oft, insbesondere von militärischen Stellen, vorgeworfen worden, daß ich, im Gegensatz zu den meisten Anderen, den Präsi* denten der Vereinigten Staaten stets würdig zu behandeln suche und seine für uns wichtigen Reden sehr sorgsam über* setze. Als der Vorwurf sich erneut hatte, am dreiundzwan* zigsten August dieses Jahres, dem Tag, an dem meine Zeit* schrift zum letzten Male erschien, schrieb ich an den mili* tärischen Oberbefehlshaber, Kriegsminister von Stein (der

fiSüsf liegt bei den Amtsakten): „Spätestens im Herbst wird die Kaiserliche Regirung zum Zwecke der Friedensvermitt* lung mit dem Präsidenten Wilson Fühlung suchen".

Auf die Reichszinnen ist die Erkenntniß ein Bischen spät gelangt. Als militärische Vorgänge sie über allen Zweifel hoben, entschloß man sich hastig zu dem Schritt vom fünften "Oktober. Aber ich habe nachgerade den Eindruck, daß man sich der Konsequenzen dieses Schrittes nicht bewußt ist. Ich bin nicht dafür gewesen. Ich wollte es anders machen. Aber es ist gemacht worden: und jetzt muß man auf denNoten, die seitdem nach "Washington gegangen sind, stehen. Man muß deren Inhalt in sein Bewußtsein aufnehmen und darf nicht mehr dran rütteln, wenn man nicht etwa entschlossen ist, zu sagen: Aus! Wir kämpfen weiter! Wir werden uns, Allen zu Trotz, ein glanzvolles Ende erfechten! Nur: jede Stunde ist im höchsten und tiefsten Sinn kostbar. Will Deutschland, Deutschlands freier Wille den Bruch: Keiner kanns hindern. Will es ihn aber nicht, dann muß es ver* meiden, daß der Bruch von der anderen Seite komme. Wir können nämlich bei diesem Zaudern auch erleben, daß uns plötzlich eine Note überrascht, in der steht: „Am fünften Oktober hat die Deutsche Regirung einen Waffenstillstand angeboten. Jetzt ist der neunzehnte oder zwanzigste und auf dem vom Kriegsbrauch gebahnten Wege, durch Parlamentäre, ist nichts an uns gelangt. Deshalb betrachten wir das Ge* sprach als abgebrochen." Und ist nicht eben so möglich, daß in einer nahen Nacht durch einen unseligen Zufall wieder «in Lazaretschiff versenkt wird, daß wir ein furchtbar über Ozean und Erde hin schallendes Gekreisch hören und an der Weltwuth die Verhandlung scheitert? In jeder Stunde hängt das Werk der Friedensstiftung an einem Härchen. Mir scheint, man konnte sich in dieser ganz einfachen Sache schneller zu Handlung entschliessen. Entschlußfähigkeit, nicht unnützes Zaudern, interfraktionelles Plaudern! Ein Aber, ein Bedenken spricht gegen Alles. Spricht auch dagegen, ob ich mich mor* gens oder mittags rasire. Doch ich muß mich.entscheiden; und schneller als irgendein Anderer, wenn ich für ein bluten* des, darbendes, nach Froheit lechzendes Volk die Geschäfte ■zu führen die Ehre habe.

Man hat allgemein, ich will lieber sagen: Man hat da, wo

Oeffentliche Meinung gemacht wird, die Antwort des Präsi* denten Wilson auf unsere Note sehr hart, sehr kränkend ge* funden und gesagt, er schlage einen völlig veränderten Tor» an, den Deutschland nicht hinnehmen könne.

Wer ist dieser Wilson?

Er war ein Professor, ein Ideologe, der sich in seinen Schriften als einen Idealisten darstellt. Als seine Kandidatur zum Präsidium der Republik auftauchte, habe ich mir diese Schriften verschafft, habe sie gelesen und Amerikaner ver* schiedenen Standes und Schlages gefragt: Wer ist Das? Ich habe gehört, die sichtbarste Handlung seines Lebens sei ge* wesen, daß er aus der sehr bequemen, sehr vornehmen und einträglichen Stellung eines Präsidenten der Princeton*Uni* versität, die Etwas wie ein amerikanisches Bonn ist, freiwillig schied, weil ein Erzmillionär dieser Universität zwölf Millio* nen unter Bedingungen schenkte, die nach der Meinung des Professors Wilson den sozialen Klassenspalt an der Hochschule vertieft hätten. Solche Professoren, Rektoren sehen wir nicht oft. Ich schrieb damals, daß seine Kandidatur mir, von Weitem gesehen, insbesondere nach seinen Wahlreden, die sehr an* ständig waren, durchaus in edlem Sinn sozialistisch, daß seine Kandidatur mir durchaus der des Herrn Roosevelt vorzu* ziehen scheine, der in seiner bethulichen Unrast grotesk wirke, der ein wandelndes Plakat, ein Barnum* Wunder scheine und eher als eine „Spezialität" ins Apollo*Theater tauge als auf den Ehrensitz des Ersten Bürgers. Sie lachen schon bei der Erinnerung an diesen Feuerfresser. Aber erinnern Sie sich auch, daß er, jetzt auf dem Erdrund der lauteste Schimpfer auf alles Deutsche, unter unserem Ancien Regime in Berlin wie ein Monarch gefeiert wurde, daß er hier eine öde Bana* lität in der Hochschule stammeln durfte und die schmählich gehorsame Professorenschaar in feierlicher Andacht zu seinen Füßen sah; daß ihm auf dem Tempelhofer Feld eine Brigade vorgeführt wurde. So lebten wir damals alle Tage. Und hörten, drei Jahrzente lang, die Weise: „Herrlichen Tagen führe ich Euch entgegen, und wer mir auf diesem Weg entgegen* tritt, Den zerschmettere ich!" Wir zerschmettern nicht. Wir haben gar nicht den Wunsch, irgendwen, draußen oder in der Heimath, zu zerschmettern. Aber da wir nun sehen, wie herrlich die Zeiten sind, in die wir verführt wurden, wollen

wir unser Schicksal selbst in die Hand nehmen. Wir haben die Meinung; Dann erst wird es besser. Wir haben die Mei* nung: Das Deutsche Reich von 1870 ist ungefähr verwirth* schaftet. Wir werden ein helleres schaffen, ein gesunderes, ein auf Recht, schlichter Wahrhaftigkeit, prunkloser Sittlich* keit ruhendes. Und wer uns auf diesem Wege entgegentritt, Der wird sehr höflich, höchst artig entfernt.
Lassen Sie mich aber sogleich hinzufügen: An der Stelle, von der vor dreißig Jahren das Wort der Verheißung, der nun enttäuschenden, kam, wohnt heute durchaus nicht der Wille, dem deutschen Volk auf seinem selbst gewählten Weg entgegenzutreten. Da waltet jetzt bescheidene Ver* nunft. Da ist alles in Ordnung ... Also ich schrieb damals,. Wilson scheine mir besser als Roosevelt. Mir antwortete einer der reichsten Männer Amerikas, deutscher Abkunft übrigens, in einem sehr langen Brief: Natürlich sind Sie mit Ihrem Urtheil über den widerwärtigen Roosevelt im Recht; aber er ist wenigstens ein Praktiker, er weiß doch ungefähr in unserem Riesenhaus Bescheid, während der Andere ein weltferner Ideologe ist und den größten Un* sinn'machen kann. Wilson wurde gewählt; zweimal gewählt. Und dann kam, was kein vernunftvoller Mensch je für mög* lich gehalten hatte: die Gefahr rückte heran, daß Deutsch* land und die Vereinigten Staaten in Krieg gerathen. Mein Gott, wenn man . . . Ich stelle mir manchmal vor, man könnte in das unschöne Gruftgewölbe am Bahndamm von Friedrichsruh eindringen, den dort ruhenden Mann, der Bis* marck hieß, wecken und könnte ihm sagen: Jetzt haben wir auch mit den Vereinigten Staaten Krieg; und mit Eng« land, Japan, China, Australien, mit Weiß, Schwarz, Gelb, Braun. Er würde Einen geradezu ins Irrenhaus schicken. So, riefe er, kanns doch nicht sein! Ich will vor Ihnen aber, weil ich nun bald der letzte Ueberlebende bin, der ihn wirklich noch intim gekannt hat, offen aussprechen: Hundert* mal, mindestens hundertmal hörte ich, wenn ich Zweifel andeutete, ob sein tiefer, furchtbarer Groll und Pessimis* mus berechtigt seien, und darauf hinwies, daß einstweilen doch im Reich neuer Kaiserei Alles mit Beifall, mit Glanz und Zeitungapplaus gehe, aus seinem Mund: „So schnell, wie Sie, junger Herr (damals war ich noch sehr jung), sichs.

vorstellen, ist das Deutsche Reich nicht zu ruiniren. Aber Sie werdens erleben; ich, Gott sei Dank, nicht. So kann nicht regirt werden. So kann nicht regirt werden!"

In der Zeit unseres Krieges gegen die Menschheit schien mir ein Glück, daß an der Spitze des jüngsten Erdtheiles (denn den Vereinigten Staaten hängt Amerika nun einmal an) dieser seltsame Idealist, dieser Professor stand; und ich habe im April 1916, als jedem nicht Blinden die Gefahr unserer Lage sichtbar wurde, einen Aufsatz geschrieben, „Wenn ich Wilson wäre", der, versteht sich, in Deutschland verboten wurde und der ... ja, ich muß es sagen, weils zu der Historie gehört: er enthält alles Wesentliche des Weltfrieden* programmes, das der Präsident sechs Monate danach ver* kündete. Das ist nicht etwa im Sinn von Plagiat zu ver* stehen. Die Grundgedanken gehören weder Wilson noch mir; sie sind uralt und von Sully und dem vierten Henri, von Bernardin de Saint*Pierre und von Rousseau, von Gro* tius und, in seiner herrlichsten Weltschrift, von Kant durch* geknetet worden. Mein Aufsatz ist in Amerika von Fords Friedensgesellschaft übersetzt und in Millionen Exemplaren verbreitet worden. Es gibt kaum eine amerikanische Winkel* zeitung, die ihn nicht gebracht hat. Ueber Deutschland steht, wie ich nach mannichfacher Entsteißung von Schmutz* finken erwähnen will, recht Gutes und Rühmliches darin; nur wird das weniger Gute, wie von jedem vernünftigen Menschen, zugegeben, wird nicht gesagt: Es gibt nur eine Gesellschaft von Engeln, und Das sind wir, bieder, fromm und stark, worauf der Ausländer zu antworten pflegt: „Danke. Von dem Gericht habe ich schon gegessen. Bringt mal was Anderes." Das nennt man bei uns: Propaganda machen. Das geht unter der Flagge: „DieWahrheit ins Ausland!"Ach, Ex* cellenzErzberger, Sie haben so überreichlich von diesem Stoff exportirt, daß er der Heimath nun fehlt! Hätte in meinem Aufsatz nicht dem Deutschen Reich Nützliches gestanden, dann hätte mir, nach dem Präsidenten, nicht auch unser Botschafter so herzlich dafür gedankt. Warum Herr Wilson der Türkenkopf wurde, auf den alle Pfeile, oft auch Klümpchen aus stinkender Masse einprasselten: ich weiß es nicht. Ich kenne den Mann nicht, werde ihn wohl nie persönlich kennen lernen. Ob er ist, wie alldeutsche Zeitungen und andere

"Witzblätter ihn malen, oder so, wie ich ihn sehe, Bernstorff, Dernburg, Bonn ihn sahen, Idealist oder Heuchler: er ist; und die Deutsche Regirung, die ihn anrief, muß ihn doch wohl für einen sittlichen Menschen halten. Ich habe nie einen Grund gefunden, ihn anders zu sehen. Ist er anders, so wird es sich zeigen; und dann werden wir mit ihm sprechen, wie sich gebührt. Der Mann ist nicht nur, auch nach dem fünften Oktober mit Zustimmung derCensurstellen, durch alleKoth* kanäle Deutschlands geschleift worden, sondern er hat auch mit den amtlichen Stellen des Deutschen Reiches die übelsten Erfahrungen gemacht. Da war ein Herr Zimmermann, der, einst Vicekonsul und Junger Mann bei Herrn von Holstein, auf unbelichtetem Weg plötzlich Staatssekretär wurde. Mitt* lerer Burschenschafter*Schlag; niemals Diplomatie auch nur gelernt; Gastwirthssohn aus Pillkallen, also „demokratisch" aussehend; sonst unbescholten. Fein gewöhnte Botschafter nannten ihn „den Hausknecht der deutschen Politik". Er aber zeigte mit schämigem Lächeln ein Telegramm, worin der präsumptive Reichserbe ihm zurief: „Endlich ein ver* nünftiger Mensch an der Spitze des Auswärtigen Amtes!" Nie hat es einen übler vernunftlosen erduldet, Kronprinz! Dieser Mann war nicht minder stolz auf das Spiel, das er mit Amerika und mit dessen berliner Vertreter spielte. Der Botschafter Gerard war durchaus nicht so schlimm, wie er auf Zerrbildern aussieht. Er war zunächst verliebt bis über die Ohren in deutsches Wesen und wollte, wie mancher Demokrat aus dem Sternbannerland, um jeden erschwing* lichen Preis in die Hofluft schnuppern; kam aber nicht tief hinein. Selig, als der Kronprinz sich zu Jagd in Amerika angesagt hatte. Schon deshalb wünschte er rasches Kriegs* ende. Er wurde dumm behandelt und dadurch brummig. Mit Dem spielte Herr Zimmermann ein Spiel von lieblicher Unwahrhaftigkeit, in der er das Wesen der Diplomatie zu sehen glaubte; auch, freilich, in aberwitzigen Geheimver* trägen, nach deren Veröffentlichung Deutschlands Zorn auf* brüllen wird. Unser gescheiter Botschafter Graf Bernstorff wurde gezwungen, wider sein Wissen dem Präsidenten Wilson immer wieder Unwahrheiten vorzutragen. Er mußte ihn, im Auftrag der Kaiserlichen Regirung, heimlich er* suchen, die Friedens vermittlung zu übernehmen; und ihn,

als der Friede fast schon gesichert war, plötzlich mit der Ankündung hemmunglosen Tauchbootkrieges überrumpeln. Das haben alle den Dingen Nahe damals gewußt.
Seit gar unsere Diplomaten und Journalisten aus Amerika zurück sind, ist der Thatbestand allgemein bekannt. Ein Herr, dem die fünf Brüder Ullstein die „rascheNiederkämpf* ung Englands" und die Entwürdigung ihrer eigenen Preß* organe anvertraut haben, behauptet nun öffentlich, die Sache sei erst jetzt zu seiner Kenntniß gekommen. Er heißt Bern* hard und ist so ziemlich alldeutsch; bis auf "Weiteres. Wenn der Herr Seichtling, der in diesen vier Kriegsjahren so ubiqui* tär war wie nur je ein Giftpilz und der seine von ihm geschätz* ten Finger in allen Näpfen hatte, solche Behauptung ausstreut, so läßt er uns nur die Wahl, anzunehmen, daß er, trotz seiner Betriebsamkeit, seinen breitmäulig ausgeplauderten Einladungen und Gesellschaften, jämmerlich schlecht in* formirt war, oder, daß er heute einfach liebevoll die Wahr* heit verbirgt. Mir ist dieser Artikelmacher vollkommen gleich* giltig. Er hat in meiner Zeitschrift lange über Handel und Börse geschrieben und hat Das sehr nett gemacht. Damals war erMarxist, Sozialdemokrat. Ein ganz schlauer Kopf. Von internationaler Politik aber, von Diplomatie versteht er so viel wie ich vom Torpedowesen; von Geschichte und von Völkerpsyche so viel wie ich von Sanskrit. Er wäre mir gleichgiltig. Aber da die fünf Gewaltigen, fünf bürgerlich höchst achtbare Männer, ihn Oeffentliche Meinung machen lassen, unter seiner Leitung die deutsche Nation täglich blenden, täuschen, in die Irre führen lassen, bin ich ge* nöthigt, endlich einmal zu sagen, was ist; auch in diesem Fall. Die von dem Herrn Verlagsdirektor Bernhard ge* leitete Ullsteinpresse ist in der Kriegszeit zur deutschen Pest geworden. Und ich bange davor, daß diesen fünf Männern, denen ich nur Gutes wünsche, einst, wenn hier mal wirklich Leidenschaften aufkochen, alle diese Trug* und Luggeschichten furchtbar heimgezahlt werden. Aber wir dürfen uns nicht länger gefallen lassen, daß Reventlow und Reventlöwenthal hier sich für die Prokuristen oder gar Magister deutscher Nation ausgeben! Wer hat sie denn dazu gemacht? Die Stunde der Abrechnung schlägt. Es gehört keine Tapferkeit dazu, hier, zu Haus, im sicheren

Port (die Herren haben alle das Glück, jünger zu sein als
ich und mit der Waffe ihren Teutonenzorn austoben zu
können), hier die Tonerzeugunganstalt aufzuthun und zu
schreien: „"Weiter kämpfen! Niederringen! Weiter bluten,
verkrüppeln!" Ihr Fünf seid mithaftbar. Wir wissen ja allge*
mach, daß Herr Georg Bernhard, „östlich orientirt" ist. Schon
die ewig wiederholte Redensart (kann Einer denn anders orien*
tiert sein als östlich?) beweist, wie dunkel das Hirn dieses
„Weltpolitikers" ist. Er und seine Kumpane sollten lieber mit
dem eigenen Leib das schöne Beispiel todbereiten Helden*
thumes geben. Das Geschreibe des Herrn Bernhard, dem
die geschäftliche Tüchtigkeit der Ullsteins weite Resonanz*
möglichkeit schuf und der anständige, begabte Journalisten
in die Bahn seines Strebens verleiten durfte, hat arg mitge*
wirkt, Alldeutschland bis an den Rand dss Abgrundes zu
bringen. Deshalb erwähne ich ihn und seine Ullsteins
Härter, die widrigsten so ungefähr, die wir im Reich haben,
heute hier. Und ich halte es nicht für eine schlechte That,
auf jede Schimpfgefahr hin, Schädlinge Schädlinge zu nennen.
Nach dieser Parenthese muß ich von der Note sprechen,
die Präsident Wilson der deutschen Regirung als Antwort
geschickt hat. Ich kann nicht ermessen, wie Ihre Mehrheit,
wie Ihre Minderheit darüber denkt, und maße mir nicht
an, irgendwen hier gleich überzeugen, überreden zu kön*
nen. Ich spreche meine redlich erdachte Meinung aus.
Ich halte die Note taktisch nicht für so gut wie An*
deres, das von Wilson kam. Sie scheint mir etwas hastig,
in zorniger Stunde abgefaßt zu sein. Das aber dünkt mich
in diesem weltgeschichtlichen Augenblick ziemlich gleich*
giltig. An dem „Ton", an einer Ungeschicklichkeit dürfte
diese furchtbar große und ernste Sache nicht scheitern. Bis*
marck hat einmal gesagt: „Internationalen Streit, der nur
durch einen Völkerkrieg erledigt werden könnte, habe ich
nie aus dem Gesichtspunkt des göttinger Comment und
der Privatmensurenehre aufgefaßt, sondern stets nur in Ab*
wägung der Rückwirkung auf den Anspruch des deutschen
Volkes, in Gleichberechtigung mit allen anderen großen
Mächten Europas ein selbständig politisches Leben zu füh*
ren, wie es auf der Basis der uns eigenthümlichen natio*
nalen Leistungfähigkeit möglich ist." Er hat sich im Reichs*

tag bescheinigt, daß er, im Dienst des Vaterlandes, „Heraus*
forderung, Drohung, Beschimpfung" hingenommen, zu sänf*
tigen getrachtet, im Nothfall sogar ein „Nachlaufen und
Wettkriechen" nicht gescheut habe; denn: „der Vernünfti<
gere giebt nach". So dachte der Staatsmann, der 'nicht ge*
rade feig, doch in keiner Lebensstunde je Militarist war.
Wir hatten den Vereinigten Staaten den Vorschlag eines
"Waffenstillstandes übermittelt. Ein Waffenstillstand kann
zweierlei Zweck haben. Entweder den, die Gefahr einer
Niederlage zu vermeiden, oder den, ein Heer zu reorgani*
siren, Verstärkungen heranzuziehen und den Kampf wieder
zu beginnen. Waffenstillstand wurde bisher, in der gan*
zen Kriegsgeschichte fast ausnahmelos, von den Heerfüh*
rem vorgeschlagen. In unserem Fall hat die neue Regirung
den von der Heeresleitung gewünschten Waffenstillstand
selbst angetragen. Sie hat dann vorgeschlagen, eine aus
deutschen und feindlichen Militärs gemischte Kommission
solle die Form, die Modalitäten dieses Waffenstillstandes
bestimmen. Das lehnt der Präsident in seiner Antwort ab.
Er weist darauf hin, daß es sich um eine militärische An*
gelegenheit handle, die von dem deutschen mit dem feind*
liehen Generalissimus abzumachen sei. Und zwar nicht in
den Formen der Unterhaltung, sondern so, daß Der, dem
der Waffenstillstand angeboten ist, die Bedingungen stellt
und daß der Anbieter sie annimmt oder ablehnt. Das ist
Brauch. Ich sehe darin nichts, was Deutsche kränken könnte
noch gar die Absicht auf Kränkung vermuthen läßt.
Nun kommt etwas Aergeres. Unsere deutschen Truppen
haben sich in den letzten Wochen durch weite Gebiete zu*
rückgezogen. Kämpfend zurückgezogen, weil es ihre Befehls*
haber für richtig, für angebracht hielten. Am fünften Ok*
tober, an dem Tag unseres Waffenstillstandsangebotes, ließ
die französische Regirung einen mit Clemenceaus leiden*
schaftlichen Worten aufgischtenden Protest, eine Repressalien*
drohung ins Weite gehen, worin behauptet wird, auf diesem
Rückzug seien Barbareien geschehen; man habe Volkshaufen
verschleppt und muthwillig jeden Ort zu Oede verwüstet.
Das ist von Deutschlands Feinden überall kräftig ausgenützt
worden; besonders in Washington. Ists Wahrheit? Ich kann
und wills nicht glauben. Es wäre, auch wenn man die

Grenzen Dessen, was im Krieg erlaubt ist, sehr weit steckt, unmittelbar nach einem Waffenstillstandsangebot schlimm und müßte die Betroffenen aufs Höchste empören. Nun kann man den Präsidenten fragen: „Wie darfst Du einer Parteiaussage glauben, ohne die andere zu hören?" Aber so ist es ja nun einmal: Wenn Krieg ist, glaubt der Feind dem Feinde nichts, dem Verbündeten Alles. Der Präsident hat es geglaubt; und da ein unseliger Zufall gewollt ha^ daß in dieser Zeit wieder ein großer Passagierdampfer ver* senkt wurde, wofür wahrscheinlich auch der Tauchboot* kommandant gar nichts kann, und daß auch die Rettung* boote, wie behauptet wird, noch beschossen wurden, so hat man in Washington gesagt: „Hier beginnt ja nur wieder eine deutsche Schiebung; Das, Alles, ist ja unwahrhaftig. Geh nicht in die Falle; beweise durch schrofferen Ton den Leuten, daß ihre Maske Dich nicht trügt." Der Präsident der Vereinigten Staaten kämpft (Das darf man nicht ver* gessen) einen schweren Kampf gegen seine Bundesgenossen England, Frankreich, Belgien, die glauben, nach vier Jahren unsäglichen Leidens die Stunde ganz dicht vor sich zu sehen, wo sie uns, wie man hier zu sagen pflegt, das Knie auf die Brust drücken können. Sie sind wüthend über diesen Mann, der, seiner Ideologie zu Liebe, der, seine Heilandsrolle bis. ans Ende zu spielen, jetzt vor sie hintritt und der Sache ein Ende machen will, ehe sie ihre Rache völlig gekühlt haben. Ich stehe auf dem Glauben: Nur mit höchster Ge* rechtigkeit für Alle können wir in Klarheit kommen. Der Präsident kann dieses Aeußerste, von dem ich nicht weiß, ob es realisirbar ist, den Kniedruck, den Einmarsch in deutsches Land, die Vergeltung des auf französischem Boden Geschehenen („Stadt für Stadt!" hatte Clemenceau gesagt, „Boot für Boot!" werden die Engländer sagen), diese letzte Grausamkeit der Rachsucht nur dann seinen Sozien weigern, wenn er ihnen etwas Greifbares aus den Waffenstillstands* Verhandlungen bringt. Und dieses Greifbare wäre, erstens, die Gewißheit, daß der Waffenstillstand, der im Augen* blick den feindlichen Heeren sicheren Vortheil raubt, nicht dazu benutzt werde, Verstärkungen heranzuziehen, Rekruten auszuheben, Tanks und Tauchboote zu bauen; und, zweitens,

die offene (früher sagte man: „männliche") Anerkennung
der militärischen Ueberlegenheit des Gegners.
Herr Wilson sagt: So lange ungesetzliche und unmensch*
liche Handlungen fortdauern, kann nicht die Rede von
Waffenstillstand sein, der Euch Deutschen auf dem Rück*
-zug den Verlust von Mannschaft, Kriegsgeräth, Stimmung
«rspart. Und er sagt weiter: Wir müssen Bürgschaften da*
für haben, daß dieser Waffenstillstand nicht zu gefährlicher
Rüstung benutzt wird. Die unmenschlichen und ungesetz*
lichen Handlungen, hoffe ich bestimmt, sind nicht geschehen;
und daß sie nicht geschehen sind, daß man über das, so
lange Krieg ist, nun einmal unbedingt Nothwendige nicht
hinausging, wird zu erweisen sein und erwiesen werden.
Ein letzter Punkt wird berührt. Der Präsident fragt,
mit wem er und seine Bundesgenossen denn eigentlich hier
zu verhandeln, „zu thun haben", und fordert das deutsche
Volk auf, einen Zustand sich selbst zu schaffen (was es,
nach seinem Ausdruck, allein kann), in dem eine heimlich
waltende, unkontrolirte Gewalt nicht mehr im Stande ist,
ohne Parlament, ohne Volkszustimmung Krieg und Fieden
zu beschließen. Hier liegt nah, zu sagen: Das ist eine
Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten. Dieser
Einwand ist aber überholt. Denn in Wilsons „Punkten",
die wir sämmtlich, in Uebereinstimmung, wie hundertfach
gedruckt worden ist, mit dem Marschall Hindenburg und
dem General Ludendorff, zwei Männern, die gewiß nicht
verdächtig sind, Etwas wider die nationale Ehre zu thun,
angenommen haben, ist diese „Einmischung in unsere in*
neren Verhältnisse" schon sanktionirt worden; und zwar
deshalb, weil diese inneren Verhältnisse davon nur so weit be*
rührt werden, wie sie international wirksam werden, die
Welt noch einmal in Kriegsgraus schleudern können. Was
bleibt gar so fürchterlich? Die Ablehnung der gemischten
Kommission? Die hätte die Dauer des Kräfteverhältnisses
von heute zu sichern, also Lebensfragen der gegen uns Ver*
bündeten die Antwort zu finden. Wer gestattet dabei die
Mitwirkung der Feinde, wenn er die Macht hat, solche
Schicksalsfragen aus eigenem Willen zu beantworten?
Der Schlußsatz der washingtoner Note ist vielfach, bis
an die hohen und höchsten Kreise, so aufgefaßt worden,

als fordere er die Abdankung des Deutsche» Kaisers, die Abdankung der gesammten Dynastie. Ich will hoffen, daß die Feinde niemals und unter keinen Umständen so seit* sam unklug sein werden, solche Forderung zu stellen. Sie würden damit der Dynastie, die sie nicht mögen, den denkbar größten Dienst erweisen. In dem Augenblick, wo von außen gesagt würde: „Die Hohenzollern müssen weg, sonst setzen wir uns überhaupt nicht an den Tisch", müßten wir, müßten auch Solche, denen die dynastische Frage diskutabel scheint, einstimmig antworten: „Das geht nicht! Ihr be* stimmt nicht, wer hier herrscht. Das bestimmen wir." Aber ich glaube nicht, daß man so thöricht sein wird, den Fehler zu wiederholen, den der Wiener Kongreß vor hundert Jahren gemacht hat, als er den Franzosen eine neue Dynastie (es war die alte) aufzwang. Napoleon Bonaparte war ein ver* lorener, beschimpfter, verhöhnter, körperlich mißhandelter Mann, als er nach Elba ging; und daß er von Elba noch einmal, für hundert Tage, zurückkehren konnte, war durch den tiefen Ingrimm der Franzosen darüber mitbewirkt, daß die triumphirenden Feinde, England, Preußen, Oesterreich, Rußland, ihr Frankreich gezwungen hatten, den Mann mit dem Birnenkopf, die Bourbons noch einmal auf den Thron zu lassen. Ich hoffe, daß in England und Amerika Vernunft noch wirksam genug ist, um solche Forderungen zu hindern.
Das, wogegen Wilson sich in seinen Schlußsätzen wendet, ist Ihnen wohl ganz klar. Ich will aber aus seiner Rede in Mount Vernon einen Satz vorlesen, ders noch deut* licher macht: „Jede Willkurgewalt, die, allein, heimlich, aus freiem Entschluß, den Frieden zu stören vermöchte, müßte, wo sie auch walte, zerstört oder, wenn völlige Zer* störung noch nicht zu erlangen ist, außer Stand gesetzt werden, durch ihre Uebermacht Schaden zu stiften." Das ist, nur in anderen, in professoralen Worten, das Selbe, was Bismarck im zweiten Bande seines Werkes (auf Seite 93, wo Sie sehr zeitgemäße Sätze über das Verhältniß von Politik und Militär finden) sagt: „Daß sich der General* stab und seine Chefs bis in die neuste Zeit zu Gefährdung des Friedens haben verleiten lassen, liegt in dem noth* wendigen Geist der Institution, den ich nicht missen möchte, und wird gefährlich nur unter einem Monarchen, dessen

Politik das Augenmaß und die Widerstandsfähigkeit gegen einseitige und verfassungmäßig unberechtigte Einflüsse fehlt." Diese Gewalt soll entmachtet werden. Das ist international wichtig. Und damit sind alle Faktoren einverstanden.
Uns bleibt zu fragen: Welche „Bürgschaften" können verlangt werden? In der Note selbst steht darüber nichts. Das, woran man Anstoß nehmen kann, woran ein hitziges patriotisches Empfinden sich vielleicht ärgern kann, ist, daß dieser Mann einfach gleich für wahr nahm, was man ihm aus Frankreich gemeldet hat. Dabei ist aber mitzuwägen, daß man vielfach von amtlichen Stellen gehört hatte: „Wo wir zurückgehen, werden wir Euch eine nakte Wüste hinterlassen." Daraus hatman, wie ich hoffen möchte, leichtfertig, den Schluß gezogen, so sei auch jetzt.nach dem Waffenstillstandsangebot, gehandelt worden. In der Bürgschaftfrage ist die Note stumm. Herr Wilson führt eine große Gruppe, die im Augens blick ihrer höchsten, einstweilen höchsten Konjunktur auf* gefordert wird, mit einem Feinde, der ihr ungemein lästig war, der ihr ungeheures Leid zugefügt hat, einen Vergleich zu schließen, und dieser Vermittler, dieser Anwalt, dieser Gruppenführer ist natürlich genöthigt, für seine Sozien und Mandanten das anständig Mögliche herauszuschlagen. Er muß, wie jeder Anwalt, wie jeder Kaufmann weiß, vermeiden, daß ihm seine Sozien sagen: „Höre mal, wir können uns doch nicht gefallen lassen, in solcher Situation einen solchen Vers gleich zu schließen!" Ueberlegen Sie, bitte, was Sie thäten, wenn es umgekehrt läge, wenn Frankreich, wie so oft ver* kündet wurde, zusammengebrochen wäre, wenn Amerika durch die Tauchboote oder Anderes gehindert worden wäre, starke Armeen herüberzuwerfen, wenn Belgien und Italien genöthigt gewesen wären, einenSonderfrieden, wieRußland, zu schliessen. Dann hätte England allein gestanden. Stellen Sie sichs vor. Deutschland im Besitz von Calais, Boulogne, Brest. Und nun wäre von^England der Antrag gekommen: Waff en* stillstand! Nicht wahr, wir haben dochdieAbsicht, so anstän* dig und gerecht zu sein, wie wir es von der ganzen Welt auch fordern? Seien wir doch offen! Dann wäre nur eine Stimme in diesem Land gewesen: „Was? Jetzt? Die Brieder? Jetzt kommen sie und winseln? Nein! Feste druff!" Weh Jedem, der widersprochen hätte!: Ich bitte, messen Sie doch daran,

messen Sie doch an den Empfindungen von vorgestern, was nun geschieht, und lassen Sie uns nicht sogleich von schimpf* lichen Bedingungen und Aehnlichem sprechen. Wir sind, Alle, entschlossen, schimpfliche Bedingungen unter keinen Umständen anzunehmen. Aber ich glaube, wir müssen uns darüber klar sein, was schimpflich, was schmälich in solchem Fall ist, und wir müssen, da wir den Schritt vom fünften Ok* tober gethan haben, nun auch dessen Konsequenzen auf uns nehmen. Ich habe manchmal daran erinnert, daß in Nikols* burg, nach dem deutsch*österreichischen Krieg, der alte König Wilhelm schrieb: „Da mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stich läßt, bin ich genöthigt, in den saueren Apfel zu beißen und nach so glänzenden militärischen Erfolgen einen so schmachvollen Frieden zu schließen." Das war der Friede von Nikolsburg, der ein halbes Jahrhundert gute Verhältnisse zu dem sterbenden Oesterreich, zu dem in Selbstherrlichkeit sehr lebenskräftigen Ungarn ermöglicht hat. Was ist Schande? Was ist Kapitulation? Wenn in einer Festung den Belagerten Proviant und Munition zu Ende geht oder wenn der Zustand in der Festung so labil, so schwach geworden ist, daß sie einem Sturm nicht mehr Stand halten könnte, dann handelt der Befehlshaber nach dem Kriegsrecht ehrenhaft, wenn er die Festung übergibt, wenn er kapitulirt; und der Feind, der einen Funken von Anstand im Leibe hat, läßt dann die Besatzung mit allen Ehren, mit den Waffen, oft [sogar mit wehender Fahne und klingendem Spiel aus den Thoren der Festung' ziehen. Das darf jedes Heer fordern, wenns ehriich gefochten hat.

Nun sagt man, es stehe bei uns nicht so, daß wir ka* pituliren müssen. Man sagt uns: Noch stehen wir in Fein* desland; die Linie wird sehr verkürzt, wir können uns gut halten. Klammern wir uns aber nicht an Worte. Am fünf* ten Oktober haben wir einen Waffenstillstand angeboten. Wir haben vor Eintritf in^rgendwelche Verhandlungen uns verpflichtet, alle besetzten Gebiete zu räumen, und haben Wilsons „Punkte" vorbehaltlos, ohne jeden Hinterhalt, an* genommen, die von der größten, schwersten, tiefsten Be* deutung für die ganze Zukunft des Volkes sind. Die That* sache, daß man sich dazu entschlossen hat, ist nicht rück* gängig zu machen, nicht in der Welt des Wägbaren und

auch nicht in der oft wichtigeren des Unwägbaren, in der Stimmung der Heimath und des Heeres. Man hat uns nach* her flüsternd erzählt: „Wissen Sie denn nicht, wie Das ge* kommen ist? Ludendorff war überarbeitet, hat die Nerven verloren, leidet an Schlaflosigkeit; die Sache steht ja viel günstiger, als er damals annahm." Kindergeschwätz! Der General Ludendorff ist nicht der Mann, der die Nerven verliert und zusammenbricht. Er ist ganz so aufrecht, wie er immer war, und hat in klarer Erkenntnis der Nothwen* digkeit, pflichtgemäß, ehregemäß, wach und bewußt ge* handelt. Und wir müssen entweder die Konsequenzen auf uns nehmen oder wir müssen den Antrag zurücknehmen, das Wortpfand wiederfordern und weiterkämpfen.
Was könnte verlangt werden? Daß wir unsere Heere zurückziehen, haben wir zugestanden. Ich kann mir aller* lei Forderungen denken, die hart, aber durchaus erfüllbar wären. Ich will sie nicht ausmalen. Ich kann mir andere denken, die völlig unerfüllbar wären. Wenn, zum Beispiel, verlangt würde, das deutsche Heer solle seine Waffen ab* liefern, solle waffenlos über die Grenze gehen, dann würde ich wünschen, daß zum Mindesten der Versuch gemacht würde, das Heer solcher Leistung selbst zu fragen, ob es sich einer so ungeheuerlichen, so unedel demüthigenden Forderung auch im höchsten Interesse des Vaterlandes unter* werfen wolle. Aber ich will und kann nicht glauben, daß solche Forderungen kommen. 'Und wenn meine Stimme die Macht hätte, hinauszudringen bis in die feindlichen Kanz* leien, dann würde ich rufen: „Ueberspannet nicht in maß* loser Hybris jetzt den Bogen! Wenn Ihr wirklich Frieden, dauernden Menschheitfrieden wollt, dann hütet Euch vor Allem, was das neue Deutschland als den Versuch einer Entehrung seines innersten Wesens auch nur empfinden könnte! MeidetAlles.was in Deutschland die geduckten Mili* taristen wieder in Uebermuth kräftigen müßte! Ich weiß nicht, ob Ihr durchsetzen könntet, ob Euch möglich sein würde, nach dem Wiedererwachen der bald erstarrenden Offensive solche Erfolge zu haben, daß Ihr mit den dann drei Millionen Amerikanern über den Rhein auf Deutschlands Boden marschiren und hier eine Fremdherrschaft herstellen könntet. Versuchet Ihr es aber, trotzdem wir guten Willen

zu redlichem Handeln zeigen, dann seid Ihr als Lügner vor aller Welt gebrandmarkt und schaffet einen Zustand, der Friedensdauer niemals erlauben wird".
Als der Krieg ausbrach und noch ungewiß war, ob Frankreich, das zum ersten Mal ein pazifistisches Ministerium hatte, neutral bleiben wolle oder seine Pflicht gegen Ruß* land erfüllen werde, da sollte der Deutsche Botschafter Frei* herr von Schoen in Paris eine Note überreichen, in der er als Bürgschaft für Frankreichs, des nicht in Krieg befind* lichen Landes, Neutralität die Besetzung der beiden Festun* gen Toul und Verdun forderte. Das war ein ziemlich ab* surder Gedanke, wie mir scheint. Aber er kam doch gewiß nicht aus der Absicht, Frankreich damit zu entehren. Man sieht, wie weit die Forderung gehen kann, sich Bürgschaften zu schaffen, die der Augenblick nöthig macht, ohne daß da* hinter der Zweck lauert, den Feind zu entehren. Erinnern Siesich, bitte, heute und morgen daran! Was ist denn Schande? Ein Dichter Oesterreichs hat darauf geantwortet: „Nur eine Schmach weiß ich auf dieser Erde; und die heißt: Unrecht thun!" Niemals kann es Schande bringen, männlich, mensch* lich, offen, redlich die Folgen der Handlungen, in die man sich entschloß und für die man haftbar ist, auf sich zu nehmen.
Liebe Mitbürger! Hier muß ein Opfer gebracht werden; und ein Opfer vo» Stellen, denen es nach ihrer ganzen Natur, nach ihrem ganzen Wesen, nach ihrer Tradition schwer wird. Hier muß, vielleicht, ein Opfer gebracht werden von dem Kaiser. Von dem Deutschen Kaiser Wilhelm dem Zweiten. Sie wissen, daß im ganzen Deutschen Reich (und es ist dafür gesorgt, daß auch der Kaiser es weiß) das Gespräch umgeht: „Wird Er abdanken? Soll auch sein ältester Sohn abdanken? Soll man eine Regentschaft für den Enkel ein* setzen?" Einzelne finden, Prinz August Wilhelm sei der ge* gebene Nachfolger. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht, weil sie ihn öfter als andere Prinzen in Civil gesehen haben. Mit solcher Rednerei wird nichts erreicht. Und Diejenigen unter Ihnen, die schon einmal, vor sieben Tagen, die Geduld hat* ten, in diesem Gedräng mir zuzuhören, wissen: Mir scheint die Stunde nicht geeignet, das Chaos auch noch dadurch zu mehren, daß morgen ein Thronwechsel erfolgt. Ich sagte damals: Wir können nicht vergessen, aber wir wollen verzeihen,

wollen Allen verzeihen, — wenn es nun anders wird! Und ich glaube, wie es ungerecht war, alles, alles Licht auf die Gene* ralsgestalten falien zu lassen und doch vielleicht die außer* ordentlichen Leistungen von Unterführern und Mannschaften gar zu sehr in den Schatten zu bringen, so ist es jetzt un* gerecht, nun das ganze Leid, das Vielen gekommen scheint, auf das Schuldkonto des Kaisers zu schreiben. Das darf ich sagen, der seine Politik und die Wesensart, die er ge< deihen ließ, ein Vierteljahrhundert lang leidenschaftlich und doch nicht gerade feig bekämpft hat; ohne Ermatten, un* erbittlich. Die Franzosen und ein Theil der Engländer, auch der Amerikaner, haben nun aber ein Schreckbild aus Wilhelm gemacht, das so falsch ist wie die Schreckbilder, die wir uns von Grey, Wilson, Lloyd George und Anderen gemacht haben. Man muß sich die Mühe nehmen, das Le* ben, das Wirken, die Arbeit der Menschen kennen zu lernen, ehe man auch nur anfängt, Karikaturen von ihnen zu zeich* nen. Sonst wirds gar zu falsch, schief, blödsinnig.
Aber die allgemeine Volksstimmung ist ungefähr noch heute:„Mags sein, wie es will, Wilhelm würde uns den Frieden erleichtern, wenn er ginge; warum also geht er nicht?" Ja .. . Ich bin gar nicht mal so sicher, daß dadurch die Sache be* trächtlich erleichtert würde. Das hinge an der Frage, wer dann käme. Es giebt die nächstliegende Möglichkeit; die würde den Frieden erschweren. Wobei ich gar nicht ur* theile, sondern nur konstatire. Denn auch da wird eben mehr nach einzelnen unbesonnenen Aeußerungen als nach dem Wesen geurtheilt. Ich habe von sehr ernsthaften Leus ten auch viel Gutes über den Kronprinzen gehört.
Unvermeidlich aber scheint mir, daß der Kaiser ein Opfer bringe. Ein zwiefaches Opfer. Mir scheint, der Zu* stand, der jetzt ist, kann nicht fortwähren. Etwas, worüber man in seiner Regirungzeit leider niemals klagen konnte: Man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht; man weiß nicht, wie sich all dieses Geschehen von heute eigentlich in sei* nem Hirn spiegelt. Aber ein Monarch kann nicht latiren; nicht schmollend im Dunkel sitzen, wenn dem Volk, dem anzugehören er die Ehre hat, Schicksal wird. Ein Monarch kann nicht verschwinden, ohne endgiltig zu verschwinden. Ich bin deshalb der Meinung und habe sie, wo es mög*

lich war, vertreten: Der Kaiser muß sich seinem Volk (ein schlechter Ausdruck aus der üblichen Hof sprache; es ist nicht „sein" Volk, ists nur in dem Sinn, wie es auch Ihr Volk ist), muß sich den Deutschen und den Preußen neu verloben. Er muß Alles abthun, vor allem Volke, was Flitter, was Scheinwesen war. Er muß sich darein beschränken, die Verkörperung der Nation zu sein, und sich alle Möglich* keiten lassen, ihr zu nützen, und sich und seinen Nach* fahren jede Möglichkeit versperren, ihr zu schaden. Er lebe hoch: auf seiner Höhe, und steige nicht wieder in das Ge* wühl politischen Streites, kulturellen, künstlerischen Streites hinab, er zwinge nicht seinen Geschmack einem mündigen Volke auf, er sei der Erste Bürger, nicht weniger, nicht mehr, und er bekenne treudig, nicht ächzend, den Willen, in die neue Zeit, die neue Menschheitordnung, in das neue Deutschland sich einzuordnen. Dann werden Alle ihn ehren. Das genügt aber nicht. So furchtbar viel ist verschüttet worden, so entsetzlich sind die Verheerungen nicht nur im Reich der Materie, auch die Verheerungen im werth* volleren Reich der Seele, daß noch ein Opfer gebracht werden muß. Und dieses Opfer sehe ich nicht in der Ab* dankung, sondern sehe ich darin, daß der Deutsche Kaiser das Kreuz auf sich nimmt, diesen Frieden, diesen äußerlich schlechten Frieden schnell, schnell zu machen und, was daran hart ist, auf sein Haupt zu nehmen. Auch dann wird im engeren Deutschen Reich der Groll, vielleicht, noch nicht ganz ausgejätet sein, aber man wird sagen: „Was dem Letzten, dem Aermsten, dem Bettler, dem Sünder, dem Verbrecher gewährt wird, Das müssen wir dem Mann an der Spitze auch gewähren: das Recht zu reuiger That!"
Die militärischen Männer an der Spitze stehen vor einer Wegesgabel. Sie müssen fragen: Wird nun eigent* lich weiter gekämpft oder kommt Friede? General Ludendorff soll, wie mir einer seiner Freunde erzählt hat, in der Sitzung beim Reichskanzler, mit all den vielen Staatssekretären, ge* sagt haben: „Meine Herren, ich betrachte mich durchaus als militärischen Beamten der neuen Regirung. Können Sie schnell einen anständigen Frieden machen, so ist es das Beste für die Armee, was ich denken kann. Geben Sie mir die Weisung, ich solle kämpfen, so werde ich es nach

bestem Gewissen thun." Ist Das richtig, dann hat der stärkste Militärtechniker wieder gut und klug gehandelt.
Nun muß aber eine Regirung . . . Eine Regirung muß regirenl Nun muß aber Jemand da sein, der so viel Dämon in sich hat, daß er endlich mal entscheidet: Hört es auf oder wird weiter gekämpft? So lange Das nicht geschieht, können die Befehlshaber immer sagen: „Laßt uns aus dem Spiel! Wenn wir erst Parlamentäre geschickt haben: wie sollen wir die Armee dann je wieder in die rechte Stimmung bringen? Macht Ihr diese Sache!" So aber läßt es sich nicht machen. Hier ist nun einmal offenes Bekenntniß noth* wendig ungefähr von der Art, wie es Graf Tisza, früher einer der ärgsten Kriegstreiber, im Ungarischen Reichstag gegeben hat. Hier ist nothwendig, zu sagen: Auf der anderen Seite ist die militärische Ueberlegenheit. Das ist doch gewiß keine Schande, wenn man so viele Völker gegen sich hat und vier Jahre so gekämpft und gedarbt hat. Und dann müssen die Dinge den üblichen militärischen Weg gehen. Dann muß der Oberbefehlshaber angewiesen wer* den: „Schicke Bevollmächtigte hinüber und erfrage die Be* dingungen des Waffenstillstandes!" So lange aber nicht volle Klarheit über Weg und Ziel ist, kann man einem Generalissimus nicht zumuthen, Das zu thun, was doch in diesem Augenblick gethan werden muß, wenn man über* haupt weiterkommen will. Deshalb meine ich, die Schwere dieses Entschlusses muß nun der Deutsche Kaiser, so lange er noch Oberster Kriegsherr ist, auf sein Haupt nehmen. Evangelisch*dostojewskijhaft ausgedrückt: Er muß sich unter das Kreuz bücken. Wenn in ihm das Bewußtsein lebt, das die alte Militärmonarchie zwar sehr viel Ehre erworben, Ruhm in Fülle geheimst hat, nun aber gestorben ist, dann muß er diesen Tod auch der Welt anzeigen. Dann muß eine Proklamation ergehen, worin der Deutsche Kaiser die militärische Ueberlegenheit des Feindes, die sachlich ja durch das Waffenstillstandsangebot anerkannt ist, mit seinem Namen deckt und worin er zugleich den Willen bekennt, freudig sich in das Neue einzufügen. Es giebt kein anderes Mittel als Bruch oder volle Offenheit im Anerkenntniß Dessen, was ist. Man sagt, die Offensive müsse nach Menschenermessen in wenigen Wochen an der Witterung erstarren. Auf der

kurzen Linie von morgen können wir uns lange halten. Sie wissen, daß diese Linie auf der einen Seite schon bei Brügge läuft. Sie wissen jetzt auch, daß selbst die besten Generale in der Schätzung der Kraft, der Widerstandskraft, in der Schätzung der Haltbarkeit einer Vertheidigunglinie ver* hängnißvoll irren können. Kann man daran das Schicksal des deutschen Volkes knüpfen? Wenn auf der einen Seite auch nur die Möglichkeit naher feindlicher Invasion ist, oder die Möglichkeit eines neuen Kriegswinters, in dem wir weder Oesterreich*Ungarn noch die Türkei, weder Buk garien noch die Ukraina (denn die Dardanellen sind doch morgen offen) vielleicht auch nicht Schmieröl* Rumänien neben uns haben, wenn hinter Tetschen der uns feindliche Czechen* staat anfängt . . . Ich will das Alles nicht ausmalen. Ein solcher neuer Winter mit je fünf Milliarden neuer Schulden im Monat und, was viel mehr ist, mit den ungeheuren Menschen*Erschöpfungen, Menschenverlusten ... Und wenn auf der anderen Seite nur liegt: offene Anerkennung, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist, und feste Verbürgung des Willens zur Waffenruhe: dann, glaube ich, darf die Wahl nicht schwanken. Dann muß man eine Note schicken die, endlich, Alles klärt. Auf den Präsidenten Wilson, dem der Herr Zimmermann, während er den Botschafter Gerard feierte, Mexiko und Japan auf den Hals hetzen wollte, auf diesen Mann wirkt natürlich nur noch lauterste Wahrhaftig* keit; und eine gewisse ethische Unterkellerung der Sache. Deshalb würde ich, wenn ich zu bestimmen hätte, den Reichstag zusammenrufen, so schnell wie irgend möglich, und würde ihm eine Note vorlegen, die ich zuvor mit den Häuptern seiner Mehrheit, nachdem ich, allein, sie fertig gemacht habe, besprochen hätte, und ich würde diesen Her* ren dann mit leidenschaftlichstem Ernst sagen, was ist, wie es ist, was werden kann. Meine Note würde lauten:

„Mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten stimmt die Deutsche Regirung durchaus darin überein, daß die Vor* bedingungen der Gebietsräumung und des Waffenstillstand des, als militärische Angelegenheiten, von der militärischen Instanz zu bestimmen sind. Um aber deutlich zu erweisen, daß im Deutschen Reich die Vormacht bürgerlicher Staats* gewalt fortan gesichert ist, hatte die Regirung in ihrer Note

vom zwölften Oktober zunächst dem Präsidenten anheim* gestellt, den Zusammentritt einer gemischten Kommission zu erwirken, die diese Fragen zu beantworten hätte. Da die Rechtsverwahrung und Repressaliendrohung der französi* schen Regirung (vom fünften Oktober) hier schon bekannt war, sollte mein Vorschlag auch die Möglichkeit schaffen, durch diese Kommission feststellen zu lassen, ob die vom Präsidenten jetzt erwähnten .ungesetzlichen und Unmensch* lichen Handlungen' das Werk unserer eigenen oder, wie uns von den bewährten Heerführern berichtet wird, der uns feind* lichen Truppen sind. Ist der erste Fall erweislich, so wäre wider die bestimmte Weisung der Deutschen Regirung ge* handelt worden und die Sühnung würde nicht ausbleiben. Erweisen unsere Berichte sich ais wahrheitgetreu, so bin ich gewiß, daß der Präsident der Vereinigten Staaten seine auf einseitige Aussagen gestützten anklagenden Worte bedauern wird. In keinem Fall scheint mir ersprießlich, diese im Leben civilisirter Menschheit wichtige Stunde durch Erörterung zu verbittern, der auf beiden Seiten das Grundgerüst nach* prüfbarer Thatsachen fehlt. Ganz zu vermeiden wäre, frei* lich, solche Verbitterung nur, wenn auf das Phantom eines Waffenstillstandes überhaupt verzichtet würde und sofort, zu Land, zu See, in der Luft, Waffenruhe einträte und nicht neue Menschenopfer für die Eroberung des Bodens fielen, den zu räumen die Deutsche Regirung sich am zwölften Ok* tober bereit erklärt hat. Diese Waffenruhe würden wir zu* gleich mit den gegen uns verbündeten Regirungen anordnen; und dann, in offener Anerkennung des militärischen Ueber* gewichtes der Gegner, unsere Truppen hinter die heute gil* tigen politischen Grenzen des Deutschen Reiches zurück* ziehen. In der selben Stunde hätte aller Krieg auf und unter See zu enden. Für die schleunigste Benachrichtigung ferner Tauchboote ist alles Mögliche vorgesehen. Eben so'für die rasche Heimbeförderung und Demobilisirung unseres Heeres, dem damit jede Gelegenheit zu Angriff und Gewichts* Verschiebung, selbst wenn es sie suchte, genommen wäre. Aber es sucht sie nicht. Das deutsche Volk, für das, als Mandatarin einer großen Reichstagsmehrheit, die Regirung spricht, ist, Bürger und Krieger, einig in dem Entschluß, sein Schicksal in alle Zukunft selbst zu bestimmen, als ein nütz*

lich thätiges Glied im Körper der Menschheitgesellschaft zu
wirken und jedes Recht anderer Völker eben so gewissenhaft
zu achten, wie es für .sein Recht Achtung heischt. Kriegs*
erklärung und Friedensschluß ist unter allen Umständen, auch
im Fall eines Angriffes auf das Bundesgebiet, an die Zustim*
mung des Reichstages gebunden, der aus allgemeinem, glei*
chem, direktem Wahlrecht hervorgeht. Die zur Sicherung
innerer Ordnung und zum Schutz unseres Ueberseehandels
nothwendige Mannschaft (mehr nicht zu halten, haben wir uns
ja in den Vierzehn Punkten, wie alle Mächte der Erde, ver*
pflichtet) wird auf die Verfassung vereidet werden. Keiner
heimlich waltenden Macht könnte jemals gelingen, Deutsch*
land in Krieg zu reißen oder selbstherrisch die Friedensform
zu bestimmen. Und wie die junge deutsche Demokratie,
deren Entwickelung noch in Fluß ist, ihre Innenordnung nur
auf den Fels des Vertrauens, nicht auf autoritäre oder partei*
liche Macht, gründet, so wird sie auch in der Weltweite nur
nach der Macht streben, die durch Vertrauen erworben wird.
Nur nach solchem Erwerb wird sie trachten und erhofft ihn
durch aufrichtiges Bekenntnis und redlichen Willen zu Frei-
heit, Recht, Menschlichkeit. Jede Sucht nach Bedrückung,
nach Unterjochung anderer Volksart scheidet sie um so lieber
aus ihrem Wesen, als sie selbst aus Erfahrung gelernt hat,
daß schon der Versuch solchen Eingriffes überall die milita*
ristischen Kräfte stärkt, de renUnterordnung unter die edelsten
Zwecke der Menschheit in neu werdender Zeit ringsum als
eine Hauptaufgabe civilisatorischer Arbeit erkannt worden
ist. Mit dieser jungen Demokratie, mit dem in Freiheit seines
Selbstbestimmungrechtes waltenden deutschen Volk würden
die gegen das deutsche Volk verbünden Regirungen ,zu thun
haben', wenn auch sie sich entschlössen, zwecklos gewordenes
Menschenopfer und Zerstörungwerk jetzt, da über die Frie*
densbedingungen lückenlose Einigkeit erlangt ist, zu enden."
Eine Note dieses Tones würde, glaube ich, alle Golf*
ströme von Menschlichkeit, von Herzenswärme, von Lechzen
nach menschheitwürdigem Zustand in den reinen deutschen
Willen münden lassen. Wenn eine Note dieser Art, die sich
nicht an Kleinliches hält, die nicht erst nach der Schnur Ver*
wahrung einlegt, im Reichstag verlesen würde, wenn djeMehr*
heit ihr in kurzen, starkenWorten zustimmte, in offener Sitzung,

wenn die widerstrebenden Parteien sich auf resignirende Er* klärungen ohne Schim pfrede beschränkten, wenn die wildesten Männer alle etwa noch gegen die Parole handelnden Mili* taristen und Militärs, Generale undAdmirale, mit dem Volks- zorn bedrohten, dann, ich bin gewiß, wäre der Eindruck muthiger Absage an Verwesendes nie wieder aus der Welt wegzuharken. Und damit hätten wir doch gewiß nichts Schimpfliches, nichts wider die Ehre gethan.

Dann erst könnten wir getrost abwarten, ob auf der anderen Seite wirklich der Uebermuth, der Frevel so frech wäre, daß er wagen würde, durch Ansinnen von Entehrung das deutsche Volk in neuen Kampf zu reißen. Wie ein Choral müßte das Bekenntniß himmelan steigen und über die Welt singen: Hier ist ein sittlich erneutes Volk, das sich so einordnen will wie alle anderen Völker und das sich freudig unterwirft, nicht einem Feind, sondern in Brudergemeinschaft mit dem Feind einer neu werdenden Idee, der Sozialisirung der Menschheit, der gottmenschlichen Weltordnung, die auch dem kleinsten Volk die freie Bestimmung seines Schicksals gönnt. IchNglaube nicht, daß irgendein Wille stark genug wäre, dann die Thore des Tempels nicht aufzustoßen, in dem der Friede jetzt, bang, fröstelnd, die Frage nach Leben und Tod, nach Mensch* heit und Thierheit, in seinen Windeln birgt.

Scheiden Sie aus Ihrer Seele den Gedanken, der Krieg sei verloren! Lassen Sie nicht in deutsche Gemüther das Wort des Krüppels schleichen, den ich sagen hörte: „Nun hat man das Bein verloren. Man möchte gern sein Leben langtrocke* nes Brot essen, wenn mans wieder hätte. Und jetzt scheint ja Alles vergebens gewesen zu sein!" Nein! Kein Tropfen deutschen Blutes'ist vergebens geflossen, der für einenwerden* den, einen sich unsäglich grausen Wehen entbindenden Ge* danken hinsickerte. Alles Blut wäre vergebens geflossen, das für einen heute bejauchzten, morgen verleideten Landfetzen verströmt wäre. Hier kann ein Deutschland werden, in dem Potsdam und Weimar, wie die Feinde sagen, einander nicht mehr befehden. Hier kann ein Deutschland werden, muß eins werden, wie wir Alle es erträumt haben. Machen Sie dieses Reich wohnlich: und Alles kehrt Ihnen zurück, was im Grund seiner Seele deutsch ist und sich dennoch, eben deshalb von uns wegsehnt. Trennung von morgen gilt nicht

für alle Ewigkeiten. Machen Sie Deutschland sauber, hell, wohnlich: und die liebenswürdig starken deutschen Stämme Österreichs werden sich eines Tages dieser Demokratie, mit oder ohne Karl (ich weiß nicht, wie er dann heißen wird) gern einfügen. Und sagen Sie sich, Ihren Söhnen, Ihren Brüdern: „Dafür habt Ihr gekämpft, dafür sind unsere Toten gefallen: für eine hellere Heimath, für eine in Fels gerammte Freiheit, für die Würde, für das Recht des Vaterlandes, der Mutter Erde; und kein schönerer Tod, kein höheres Leben ist in der Weltl" Wir..Jwberj^Jins mehr jpder minder Alle, von der. Schule aus, von der aus auch die Heilung, sofort, SßjEort^wieder beginnen muß, viel zu sehr an den Gedanken gewöhnt, Macht, durch Gewalt errungene, sei Alles, rechtfer* tige Alles. Wir haben vergessen, daß die Reiche sämtlicher großen Eroberer vernichtet wurden, zerfielen und daß nur eines Eroberers Werk alle Zeit und jeden Zeitwandel überdauert hat: das des Gedankens. Wir haben die Tüchtigkeit, die Macht, den Vortheil, die Schlauheit zu hoch, wir haben im alten Deutschland den Geist zu niedrig geschätzt, den Geist, der nicht, wie die Aktie Coupons, Zinsen abwirft, Jedem flink nutzbaren Zins. Nun haben die überhitzten Patriotismen der Erde in Eiterfiebern wider einander getobt, eine kosmische Katastrophe, eine neue Sintfluth ist über die Erde hingerast: und neue Auferstehung des Geistes muß werden.

Nicht in dumpfem Trübsinn wollen wir bangen. Nein: herzlich, ja, herzlich, inbrünstiger Liebe voll wollen wir an das auferstehende Ideal, an die Idee, den Geist, an mensch* liche Weltordnung glauben. Es ist der Geist, der einst ans Kreuz geschlagen wurde und in den besten Deutschen, in den besten Menschen der Erde immer wieder auferstanden ist. Denn in all ihnen war das hohe, das tiefe Sehnen, endlich den Kainsmord zu sühnen, endlich auch für die Völker, für die großen Nationen den Zustand der Weltordnung zu bringen, den die Individuen, die Dörfer, die Bundesstaaten nach und nach sich zu Besitz erworben haben: Streitschlichtung durch Geistes Kraft, nicht durch brutale Waffengewalt.

Dieser Geist, jetzt in Eintracht mit den Interessen der Völker, die bluten, die leiden, die durch künstlich ihn ver* hüllendes Dickicht vielleicht in Abgründe gestoßen werden, der steht wieder auf. Höret Ihr, Mitbürger, nicht seine Stimme

die Zeterer fragen: „Was eifert Ihr gegen das Menschheit*
sehnen nach Heiligem Geist?" Die Glocke, die Taube ver*
stummt wähnten, tönt wieder. Und wir hören die frohe Bot*
schaft: Friede allen Menschen, die guten Willens sind!
DieRufe der Tausende, die, trotz der spätenStunde, nicht
aus dem heißen Saal wichen, erzwangen von dem Redner noch
zwei Nachträge. „In englischen Kirchen wird Sonntags seit
Jahren gebetet, das Recht solle siegen. Auch wir ersehnen
keinen anderen Sieg: denn von Rechtsbruch zerbirst alle
Menschheit. Werben Sie, Jeder in seinem Kreis, morgen,
noch morgen, Freunde für den Versuch zu Verständigung
in heiligster Redlichkeit! Die wichtigste Aufgabe der neuen
(aus Mitschuldigen zusammengesetzten) Regirung ist, ihrem
Wort, dem Wort Deutschlands, endlich, wieder Vertrauen
zu erwerben, das, leider, überall, nicht nur in Feindesländern,
geschwunden ist. Wer jetzt, da die Regirung Wilsons ‚Punkte'
vorbehaltlos angenommen hat, öffentlich noch die Unver*
sehrtheit des deutschen Bodens als Friedensbedingung auf*
stellt, scheint Wortbruch vorzubereiten und schändet da*
durch die Ehre des deutschen Namens. Mit einer Regirung,
die so frevles Gerede, von Professoren, Handelskammern
und anderen Unverantwortlichen, nicht mit herbster Schroff*
heit zurückweist, kann selbst der Gerechteste, kann just er
nicht einen Vertrag von unerblickter Tragweite schließen.
Die Feinde werden nicht, wie uns seit Jahren vorgeplärrt
wird, von Mond zu Mond ‚weicher': härter nur stets; denn
sie glauben sich des Endsieges gewiß. Marschall Foch, der
mit Amiens, Paris, Reims Recht behalten hat, verspricht, im
Frühjahr auf deutscher Erde zu fechten. Muß es sein: Deutsch*
lands Muth wird nicht erlahmen. Muß es sein? Auch dem
Feind müssen wir, ohne zage Säumniß, geben, was ihm ge*
bührt. Als Preis der Waffenruhe die Bürgschaft, daß der
Stillstand nicht zu neuer Kriegsbereitung genützt wird, und
die tapfer offene Anerkennung: ‚Ihr habt militärisch jetzt
das Uebergewicht.' Mit dem Schein von Remis ist die Par*
tie nicht mehr zu enden. Das Wirksamste wäre eine von
den Befehlshabern in Heer und Flotte unterschriebene Er
klärung ungefähr dieses Wortlautes: ‚Auf Befragen der Re*
girung sprechen wir offen aus, daß unsere tapferen Truppen

zwar durchaus im Stande sind, die Heimatherde zu schützen,
daß aber das militärische Uebergewicht der feindlichen Völker
uns verpflichtet, jeden ehrenvollen Friedensschluß, der auch
dem deutschen Heer nicht irgendwie schimpfliche Beding*
ungen zumuthet, mit unserer Verantwortlichkeit zu stützen.
Mit allgemeiner, gleichmäßig kontingentirter Abrüstung bis
auf das zur Sicherung innerer Ordnung und zum Schutz un*
seresUeberseehandels Nothwendige sind wir einverstanden.'
Sprechen triftige Gründe, Stimmungbedenken (mir würden
sie leicht wiegen) dagegen, dann muß der Kaiser das Kreuz
auf sich nehmen. ,An die Deutschen] Nach Anhörung der
politisch und militärisch Verantwortlichen habe ich be*
schlossen ...' Und so weiter; wie zuvor angedeutet. Dazu
an Wilson eine Note, die den Menschheitkonflikt auf der
allein ihm ziemenden Höhe löst. Scheitert, dennoch, dieser
letzte Versuch, dann haben wir Alles gethan, was Vernunft,
Rechtsempfinden, Ehrgefühl befahl; und können getrosten
Herzens, wenns sein muß, sterben. Jetzt aber, ich beschwöre
Sie, lassen Sie sich nicht mit Gerede von Schimpf und
Schande abspeisen! Mannhaft die Folgen seines Thuns auf
sich nehmen, ist niemals Schande; ist immer Ehre. Und
Mancher, der das großbrockige Wort auswirft: ,Lieber in
Ehre sterben als in Schande leben', Mancher (nicht Jeder)
läßt am letzten Ende dann doch draußen die Anderen ster*
ben, lebt zu Haus weiter und ahnt kaum, in welche Schande
ihn sein prahlendes Großmaul gespeichelt hat. Den dicksten
Trennungstrich, Mitbürger, hinter alles Gewesene! Wir
wollen neu werden, wollen in vernunftvoller Freiheit, nicht
beim Blendlicht des Wahnes von Gottes Einem, nur ihm,
gewährter Gnade, unser Schicksal selbst schmieden. Die
Herzen hoch! In Menschheit wird Deutschlands Tag, Und
der Krieg, aus dessen Blutnebeln solches Morgenroth wird,
kann nur Schäbigen als verloren gelten."
Die generatio aequivoca der Antwort an Wilson hat
fast so lange gedauert wie, nach der Bibel, die Weltschöpfung.
Das Ding konnte noch schlechter werden, als es geworden ist;
und ich wills, ehe der Empfänger erwidert hat, nicht mit
Kritik ätzen. Eine hübsche, von Willensfreundlichkeit an*
gewärmte Rede des Kanzlers ist der Note nachgehüpft; was

redlich wacher Verstand seit Jahren räth, sollte in sanftem Trab eingeholt werden. Jede Stunde aber, Großherzogliche Hoheit, hat heute ihr Sondergebot in sich. Meinen Sie nicht, daß der Tiger selbst die Krallen einzöge, wenn ihm deutlich die Hoffnung winkte, die zwei Provinzen, gegen deren „Raub" er (der nun letzte Ueberlebende von Bordeaux) einst protestirte, dem Leib des Vaterlandes wieder einzu* gliedern? Noch, im Hastgestammel von künftiger Autonomie, in Professorenschwulst von unversehrbarem Reich, wagt ers nicht zu glauben. „Von Fehl und Sünde der Vergangenheit sind wir Deutsche gelöst. Wollen keinen Schuldigen, keinen, dem Spruch des Völkergerichtes entziehen, in das auch wir makellose Männer abordnen werden. Elsasser und Loth* ringer sollen in ungehemmter Abstimmung entscheiden, ob sie bei uns bleiben, ob sich von uns wenden wollen. Das selbe Recht haben wir den Polen da, wo sie in unbestreit* barer Mehrheit wohnen, zugesprochen. Fordern sie es auch in Oberschlesien, dessen Slawen seit achthundert Jahren nie dem Polenstaat angehörten, so muß, wie in Elsaß*Lothringen, in diesem unersetzlichen Montan* und Industriegebiet dem deutschen Wirthschaftbedürfniß volle Befriedigung werden. Danzig bleibt deutsch; und wird, als Polens Freihafen, nun erst wieder aufblühen. Nationalität ist, wie Religion, fortan Privatsache. Nicht mehr Gesetz, daß die politische Grenze auch die Wirthschaft absperre. Das Hoheitrecht aller Staaten muß sich in Schranken fügen, wie schon heute das gestern noch unumschränkte Recht der Eltern, Arbeitgeber, Parti* kulargebilde. Wir sind für internationale Verwaltung aller Kolonien und für gerechte Vertheilung aller aus ihnen er* [angbaren Rohstoffe. Für völlige Abrüstung zu Land, zu See, in der Luft. Was wir, an Boden und Rechtsmacht, hin* geben, opfern wir nicht dem Feind, sondern dem hehren Gedanken neuer Weltordnung." Das war, mit der Tonwucht deutschen Gewissens, zu sagen: und unverzagt dann zu warten, ob nach solchem Gelöbniß die Völkerseele auch nur um eines Tages Spanne den Kriegsgraus noch längern werde.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. a.b. H. in Berlin.

Berlin, den 5S. November 1918
Nun wird große Zeit
I Aank Dir, junge Volksregirung im Deutschenreich! Unter dem schrumpfenden Weinmond war Deine Arbeit gut, im ernstesten Wortsinn nützlich und lauteren Lobes würdig, als ihr, als Dir aus den Lungen öffentlich Meinender ge* spendet wurde. Der Reichskanzler und dessen Stellver* treter sind fortan dem Bundesrath und dem Reichstag ver* antwortlich. Der Kanzler, der keinen Spruch des Reichstags* mißtrauens im Amt überdauern kann, ist für alles politische Handeln, für alles fortwirkende Reden des Kaisers haftbar. Kriegserklärung und Friedensschluß sind unter allen Um* ständen (also auch nach einem „Angriff auf das Bundes* gebiet) an die Zustimmung des Reichstages gebunden. Die Kommandogewalt sogar, das Recht zu Ernennung, Versetzung, Beförderung, Verabschiedung der Offiziere und Beamten des Heeres und der Flotte, ist nicht mehr Tabu, nicht mehr das altpreußischer Vorstellung unantastbare Kronrecht: ist von der Krone gelöst und unter die Aufsicht und Mit* Verantwortlichkeit des Reichstages gestellt. Was ein Halb* jahrhundert lang umstritten, von hellen Geistern vergebens erstrebt wurde, was im Alltagstrab deutschen Lebens noch, vielleicht, fünfzig Jahre lang die allzu geduldig seufzende Masse ein fernes Phantasma gedünkt hätte: gestern ward es Erreichniß. Noch winkt mit Gebietersfinger die Pflicht, die zu Wahrung des Bürgerfriedens und zum Schutz un*
i

seres Ueberseehandels nothwendige Wehrmannschaft, die einzige, die das neue Deutschland halten will und wird, auf die Reichsverfassung, nicht länger auf eine Person, zu beeiden; jedem Bundesstaat eine aus allgemeinem, ungestuft gleichem, unmittelbarem Wahlrecht entstehende Volksver* tretung zu sichern; in jedem, zuerst in Preußen, und in der Reichsgemeine selbst die Verfassung, das Grundgesetz, so, mit behutsamem Wagemuth, umzuwandeln, daß sie neu werdendem Bedürfniß genügt und allen Deutschen dadurch die Wohlthat der Athemfreiheit verbürgt. Noch bleibt Be* trächtliches zu thun. Viel aber, mehr, als für unseren Tag der kühnste Traum hoffen durfte, ward erworben. Unver* lierbares. Dank Dir, junge Volksregirung! In bedächtiger Schnelle hast Du die Grundmauer deutscher Demokratie geschichtet und fest vermörtelt. Nie wieder läßt daraus Deutschland das winzigste Steinchen wegbrechen. Nie darf, niemals wird es vergessen, daß seiner Krieger Blut in diesem Mörtel der Bindstoff war. Der Krieg verscharrte die Götzen und schuf auf deutscher Erde dem Volk die Freiheit. Nur ein Wicht, eine Memme schilt ihn „verloren".

Durch unser Morgengrau spukt und schlottert, freilich, noch allerlei Gespenst. Wirbelt das kräftig aus der Willens* einheit von Regirung und Reichstag strömende Wehen dieses Furchtgebild nicht geschwind auf den Kehrichthaufen des Schattenreiches? Lauschet einer Kaufmannsklage.

„ ,Die Vorbereitung der Gesetzentwürfe durch das Staats-ministerium ist unvollkommen. Ein Vortragender Rath ist im Stande, das Schicksal eines Gesetzes festzulegen bis zu der Veröffentlichung, indem er alle Einwirkungen auf den Inhalt, die von dem Staatsministerium oder in den verschiedenen Stadien der parlamentarischen Berathung versucht werden, an der Außen-seite des Entwurfes abgleiten läßt, wenn der Gegenstand schwie-rig und die Zahl der Paragraphen groß ist. Schon im1 Staats-ministerium beherrscht der Ressortminister nicht immer den Stoff, den ihm seine Räthe in Gestalt eines Gesetzentwurfes mit Motiven vorgelegt haben. Noch viel weniger verwenden die übrigen Minister Zeit und Mühe darauf, sich mit Inhalt und Tragweite eines neuen Gesetzes in allen Einzelheiten vef-

traut zu machen, wenn es nicht Wirkungen hat, die in ihr eigenes Ressort eingreifen. Ist Das aber der Fall, so regt sich das Unabhängigkeitgefühl und der Partikularismus, wovon jeder der acht föderirten ministeriellen Staaten und jeder Rath in seiner Sphäre beseelt ist. Die Wirkung eines beabsichtigten Gesetzes auf das praktische Leben im Voraus zu beurtheilen^ wird aber auch der Ressortminister nicht im Stande sein, wenn er selbst ein einseitiges Produkt der Bureaukratie ist, noch viel weniger aber seine Kollegen. Diejenigen unter ihnen, die das Bewußtsein haben, nicht nur Ressortminister, sondern Staatsminister mit solidarischer Verantwortlichkeit für die Gesammtpolitik zu sein, machen nicht fünf Prozent Derer aus, welche ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Die übrigen beschränken sich auf das Bestreben, ihr Ressort einwandfrei zu verwalten, die Geldmittel dazu von dem Finanzminister und dem Landtag bewilligt zu erhalten und parlamentarische Angriffe auf ihr Ressort mit Beredsamkeit und, nach Bedürfniß unter Preisgebung ihrer Untergebenen, erfolgreich abzuwehren. Die Quittungen, die in der königlichen Unterschrift und der parlamentarischen Bewilligung liegen, sind ausreichend, um daneben die Frage, ob die Sache an sich vernünftig sei, vor einem bureaukratisch-ministeriellen Gewissen nicht zur Entscheidung kommen zu lassen. Ich halte auch die Voraussetzung für trügerisch, daß ein ungeschickter Gesetzentwurf des Ministeriums im Landtag sachlich genügend richtiggestellt werden wird. Er kann und wird hoffentlich in der Regel abgelehnt werden; ist aber die Frage, die er berührt, dringend, so liegt die Gefahr von, daßl auch ministerieller Unsinn glatt durch die parlamentarischen Stadien geht, namentlich, wenn es dem Verfasser gelingt, den einen oder andern einflußreichen oder beredten Freund für sein Erzeugniß zu gewinnen. Die meisten Abgeordneten lesen und prüfen nicht, sondern fragen die für eigene Zwecke arbeitenden) und redenden Fraktionführer, wann sie in die Sitzung kommen und wie sie stimmen sollen. Das ist, Alles, aus der menschlichen Natur erklärlich; und Niemand ist darüber zu tadeln, djaß er nicht aus seiner Haut hinaus kann. Nur darf man sich darüber nicht täuschen, daß es ein bedenklicher Irrthum ist, anzunehmen, daß unseren Gesetzen heutzutage die Prüfung und vorbereitende Arbeit zu Theil würde, deren sie bedürfen, oder auch nur die, welche sie vor 1848 genossen. Ich kann nur bedauern, daß die Mitwirkung weiterer Kreise zur Vorbereitung der Gesetze, wie sie im Staatsrath und im Volkswirtschaftrath gegeben war, gegen-

über ministerieller oder monarchischer Ungeduld nicht hinreichend hat zur Geltung gebracht werden können. Ich habe, wenn ich Muße fand, mich mit diesen Problemen zu beschäftigen, zu meinen Kollegen gelegentlich den Wunsch geäußert, daß sie ihre legislatorische Thätigkeit damit beginnen möchten, die Entwürfe zu veröffentlichen, der publizistischen Kritik preiszugeben, möglichst viele sachkundige und an der Frage interessirte Kreise, also Staatsrath, Volkswirtschaftrath, nach Umständen die Provinziallandtage, zu hören, und erst dann die Berathung im Staatsministerium mögen eintreten lassen. Das Zurückdrängen des Staatsrates und ähnlicher Berathungskörper schreibe ich hauptsächlich der Eifersucht zu, mit der diese unzünftigen Rathgeber in öffentlichen Angelegenheiten von den zünftigen Räthen und von den, Parlamenten betrachtet werde«, zugleich aber auch dem Unbehagen, mit dem die ministerielle Machtvollkommenheit innerhalb des eigenen Ressorts auf das Mitreden Anderer blickt.' (Bismarck: ,Gedanken und Erinnerungen", zweiter Band, Seite 271 ff.).
Fürst Bismarck hat diese Gedanken nicht nur in seinen Erinnerungen ausgesprochen, sondern auch während seiner Amtszeit im Jahr 1881 bei der Begründung des preußischen , Volkswirtschaftsrates', dessen Uebertragung auf das Deutsche Reich ihm in diesem Jahr vom Reichstag mit großer Mehrheit zweimal abgelehnt wurde. Es fragt sich, ob der Reichstag auf dieser Ablehnung noch heute beharren würde, wenn er sich daran erinnerte, wie oft und wie lebhaft schon vor dem Krieg aus den Kreisen des deutschen Erwerblebens über die geringe Mitwirkung dieser Kreise bei der Feststellung und Durcharbeitung solcher Gesetzentwürfe geklagt worden ist, die für unser Wirthschaftleben entscheidend sind. Auch an die Klagen über die mangelnde Vertretung von Handel und Industrie im „Wirtschaftlichen Ausschuß' sei erinnert. Man kann auch nicht sagen, daß dieser (.Wirthschaftliche Ausschuß' Das ist, was Fürst Bismarck unter Jdem Volkswirthschaftsrat sich gedacht hat; denn er wird nur nach dem Gutdünken der Regirung zur Besprechung wichtiger S^irthschaftfragen zusammenberufen, niemals aber hat man daran gedacht, ihm jedes wirthschaftlich wichtige Gesetz ausnahmelos zur Vorberathung und endgiltigen Ausgestaltung zu überweisen.
Alles, was Bismarck über die Gesetzmacherei sagt, paßt durchaus auf die Verordnungmacherei unserer Kriegszeit und liefert den Stoff zu bitterster Kritik an dem Entwurf zu dem .Ermächtigungsgesetz für Maßnahmen des Bundesrathes während

Nun wird große Zeit
der Uebergangszeit. Rein bureaukratische Gesetzmacherei, selbständige Gesetzfabrikation der Ressorts unter Ausschließung der Sachverständigen, in deren Lebenswerk die'Gesetze eingreifen, Fehlen öffentlicher Erörterung: all die von Bismarck gerügten Mängel würden in dem Zustand fühlbar werden, den das Ermächtigungsgesetz schaffen will. Die (so genannte) Uebergangswirthschaft soll geregelt werden nicht durch Gesetze, sondern durch Verordnungen des Bundesrathes, die er nach freiem Belieben, nur in Ausnahmefällen, wenn es sich um grundlegende Fragen' handelt, unter Mitwirkung eines Ausschusses von fünfzehn Reichstagsmitgliedern, beschließt. Und würden wirklich alle wichtigen Verordnungen diesem Ausschuß vorgelegt: wo ist die Bürgschaft dafür, daß in diesem Ausschuß der Sachverstand vertreten ist und daß er zu ausreichender Geltung kommt? Eben so wenig ist verbürgt, daß die Oeffentlichkeit Gelegenheit haben wird, sich mit den geplanten Verordnungen und mit deren Einwirkung in die Praxis des Lebens im Voraus irgendwie zu beschäftigen. Der Bundesrath braucht keine Handelskammer, keine amtliche oder selbständige Vertretung der Erwerbskreise zu fragen; diese Körperschaften kommen überhaupt nicht in die Lage, ihre Meinung zu sagen. Eine schlimmere Form von absolutistischer Gesetzmacherei haben wir in Deutschland noch nie gesehen. Im Krieg haben wir sie kennen gelernt und ihre rolgen gespürt. Als die Grundlage dafür, das bekannte Ge setz, bei Beginn des Krieges geschaffen wurde, meinte man, daß für den erwarteten kurzen Kriegszustand eine Ausnahmegesetzgebung notwendig sei. Hätte der Reichstag geahnt, daß der Krieg länger als vier Jahre dauern werde, so hätte er diesem Gesetz wohl nicht zugestimmt. Und heute sollte ers thun? Wir müssen fordern, daß alles für die ‚Uebergangszeit' Geplante vom Reichstag und von den sachverständigen Wirthschaftkreiser gründlich geprüft werde. Dem Selbstbestimmungrecht der Völker, das künftig das internationale Leben regeln, soll, entspricht im nationalen Leben die Selbstverwaltung. Die Selbstverwaltungorgane auszugestalten, ist eine Aufgabe der Zukunft für unser inneres Leben. In viel weiterem Umfang als bisher müssen die Vertreter der Wirthschaft an der Leitung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten selbst betheiligt sein. Die Gedanken de?. Fürsten Bismarck sind nicht nur nicht veraltet, sondern bis heute noch niemals zu rechter Geltung gekommen. Sie sollten eine Warnung sein für di2 Kreise unseres Wirthschaftlebens, die glauben, auch mit dem bisherigen System sei auszu-

kommen. Stark ist dabei zu betonen, daß die Heranziehung weniger ‚berufsständischer' Mitarbeiter aus den Kreisen des Erwerbslebens noch durchaus nicht den Grundsätzen entspricht, die Fürst Bismarck verkündet hat: denn in der Luft der Ministerien werden diese freien Mitarbeiter meist schlimmere Bureaukraten als die Geheimräthe selber und, was viel schlimmer ist, sje wurzeln mit ihrer materiellen Existenz nicht in ihrem Amt, sondern in ihrem Privatgeschäft. Es liegt aber in der menschlichen Natur, daß man nicht zugleich zween Herren dienen kann."
Aus diesen Sätzen spricht die Stimme eines Mannes, der auf gewachsenem Hanseboden ein deutsches Weltunter* nehmen leitet. Lauschet seinem Gestöhn, Volksvertreter! Gleitet nie in den Bureaukratenwahn, durch den Staub* schleier des Aktenkäfigs den Strom des Lebens und alles von ihm getragene, in Schlingeln und Stampfen vorwärts bewegte Fahrzeug richtiger, „unbefangener" zu sehen als Strombettordner und Schleußenmeister, als Rheder, Kapitän, Ingenieur des Fischdampfers oder Kauffahrers. Vor jedem Schritt in die Welt der Wirklichkeit, vor jedem Schnitt in das Muskelfleisch der zu redlichem Erwerb gestrafften Volks* kraft brauchet Ihr den Rath Sachverständiger: als stützen* den Stab, nicht als eigenen, freien Urtheils schlechten „Er* satz". Fest ruht und stolz ragt, wie eine Akropolis auf er* starrter Erdwelle, Demokratie nur auf dem Fels des Bürger* Vertrauens. Eure Vormänner sind nicht zu selbstherrischen Regirern bestellt: sind die Vertrauensträger der vom Volks* willen erwählten Parlamentsmehrheit; und in gewissenhafte Verwaltung jedes der Volksgemeine zinsenden Hortes ver* pflichtet. „Ermächtigen" könnt Ihr den Bundesrath nur im Bezirk der vom Volk Eurer Treue geliehenen Macht; und die wird Zunder, wenn das Feuer der Treupflicht verglimmt. Uebergangswirthschaft? Der Uebergang wird, nach der Niederlage, dem Einsturz der preußisch*deutschen Militär* monarchie, anders, als er in den Schwaden der Lügennebel vom vorsichtigsten Verstand zu ertasten war; ganz anders drum auch das Pulsen und Stocken, das Oben und Unten deutscher Wirthschaft. Die muß mit emsigerer Bescheiden* heit als je zuvor die Einfühlung ins international Allum* fassende erstreben und kann nur gedeihen, wenn sie in

Engefund Weite dem in Zukunft weisenden Weltzweck, unerschrockener Sozialisirung der Menschheit, dient. Was taugt ihr, was uns ein im Abenddämmern der Ritter* und Räuberromantik ausgeklügeltes Ermächtigungsgesetz? Bis in das Nachtreich der Eulen und Fledermäuse tost morgen das Licht. Klopfet und kamphert flink die Motten aus dem zottigen Pelz, dem altmodischen Flaus der Staats* und Ge* meindeverwaltungl Freiheit ist Kraft; auch im Hügelgelände der Wirthschaft. Merket, endlich, daß neue Welt wird, werden muß. , Und besinnet ihr Rechtsstatut.
„1. Alle Friedenserörterung muß öffentlich, jeder Frie* densvertrag öffentlich nachprüfbar sein; internationale Ge* heimabkommen soll es nicht mehr geben und die Diplo* matie ihrGeschäft vor Aller Auge treiben. 2. Ungeschmälerte Freiheit der Seeschiffahrt (außer in Territorialgewässern) in Friedens* nnd Kriegszeit; gesperrt ist ihr nur die See, die durch internationalen Beschluß, zu Sicherung inter* nationaler Uebereinkunft, Allen verschlossen ist. 3. Fall aller entbehrlichen Wirthschaftschranken; Gleichheit der Handelsbedingungen für alle Völker, die Frieden wollen und zu seiner Wahrung bereit sind. 4. Bürgschaft für gleiche Minderung der Wehrmacht bis auf den niedrigsten Rüstung* stand, der die innere Ordnung der Staaten sichert. 5. Auf* richtige und vollkommen unparteiische Schlichtung allen Streites um Kolonien; als unerschütterliche Grundlage aller Entscheidung über Hoheitrechte das Bewußtsein, daß die Rechte der Ureinwohner das selbe Gewicht haben wie die der Regirung, deren Souverainetät abgegrenzt werden soll. 6. Räumung des Rußland gehörigen Landes; allen Ruß* land berührenden Fragen ist die Antwort zu suchen, die diesem weiten Reich Unabhängigkeit, freie Entwickelung und Wahl seiner nationalen Einrichtung, freie und ge< deihliche Gemeinschaftarbeit mit den anderen Völkern der Erde sichert. Rußland muß freundlicher Aufnahme in die Gesellschaft der freien Völker gewiß sein, selbst sich die Gesetze geben, die es wünscht, und stets Bei* stand finden, wenn es ihn ersehnt. Die Behandlung, die im Lauf der nächsten Monate dem Russenvolk von den

Brudervölkern gewährt wird, muß den guten Willen dieser Völker und ihr selbstloses Verständniß für Rußlands Nöthe-erweisen: und damit eine Probe für das soäter von ihnen zu Erwartende sein. 7. Der ganze Erdball ist in der Ueber* zeugung einig, daß Belgien geräumt, wiederhergestellt werden* und in seinen souverainen Rechten so unangetastet bleiben muß wie jedes freie Volk, das sich solcher Rechte erfreut.. Keine andere Einzelhandlung vermag so viel wie diese zur Erneuung des Völkervertrauens auf die Haltbarkeit der Ge* setze, die nach dem Willen der Völker den internationalen Verkehr regeln sollen. Alles Völkerrecht wäre ohne solche Heilwirkung für immer entkräftet. 8. Frankreichs Land muß' frei und dessen verheerter Theil wiederaufgebaut werden. Damit, im Interesse aller Völker, der Friede gesichert sei, muß das Unrecht, das Preußen 1871 that, als es den Franzosen Elsaß*Lothringen nahm, und das fast ein Halbjahrhundert lang diesen Frieden gefährdete, in Ordnung gebracht werden. 9. Die deutlich erkennbare Linie des nationalen Besitz*, standes muß Italiens Grenzen bestimmen. 10. Oesterreich* Ungarn, dem wir in der Nationengesellschaft einen geschütz* ten Platz sichern wollen, muß, so schnell, wie es irgend kann,, seinen Völkern die Gewißheit freier Entwickelung verbürgen. Auch zu dieser Verständigung soll der Rath der Nationen mitwirken. 12. Sicherung der Osmanensouverainetät über alle türkischen Reichstheile; aber auch Sicherung des selb* ständigen Lebens und ganz unbelästigter Entwickelung für die nicht türkischen Völker, die bisher unter Osmanenherr* schaft standen. Allen Schiffen und dem Handel aller Völker sind, unter internationaler Bürgschaft, die Dardanellen stets offen. 13. Das freie Polenreich muß alle von unbestreitbarer Polenmehrheit bewohnten Gebiete umfassen, freien Ausgang ins Meer haben und durch internationale Bürgschaft in seinem Landbesitzstand und seiner Wirthschaftfreiheit geschützt sein. 14. Ein Völkerbund muß, in klaren Vertragsvorschriften, großen und kleinen Völkern unantastbaren Besitzstand und politische Freiheit durch Gemeinbürgschaft sichern."

Das sind die Vierzehn Punkte aus der Botschaft, die, am achten Januar 1918, Präsident Wilson an den Krongreß

der Vereinigten Staaten von Amerika richtete. Ihnen hat er
Sätze nachgeschickt, an die Deutschland ihn heute mahnen
darf. „Wir hegen keine Eifersucht auf Deutschlands Größe;
und durch unser Programm würde sie nicht verkleinert.
Wir neiden ihm weder wissenschaftliche Erfolge und Ehren
noch irgendein Unternehmen, das seinem Namen Klang
und Glanz erwarb. Wir wollen es nicht kränken noch
seine Macht, seinen Einfluß da schmälern, wo sie berechtigt
sind. Will es sich durch gerechte Verträge uns und anderen
friedlichen Völkern zu aufrichtiger Achtung der Gesetze
und nationalen Anstandspflichten gesellen, so denken wir
nicht daran, es mit der Waffe oder mit feindsäliger Wirth*
schaftvereinbarung zu bekämpfen. Wir wünschen nur, daß
es auf seinem Platz in der Welt, in der neuen Welt unserer
Tage, anderen Völkern gleiches Recht gewähre. Fern ist
uns das Erdreisten, ihm Umsturz oder Umbildung seiner
Inneneinrichtung aufzuzwingen. Offen aber müssen wir
aussprechen: Vorbedingniß jeder vernünftigen Friedenser*
örterung ist Klarheit darüber, ob hinter seinen Wortführern
die Reichstagsmehrheit steht, ob die Militärpartei und die
Schaar, in der noch die Hoffnung auf Weltbeherrschung
lebt. Das ganze Programm, das ich verkündete, rankt sich
um den einen Grundsatz: Allen Völkern, starken und
schwachen, allen Stämmen, großen und kleinen, gleiches
Recht, in gesicherter Freiheit so zu leben, wie ihnen beliebt."
Dem Vorbeding ist heute genügt: die Thorenhoffnung
auf Weltherrschaft eingesargt, der Militaristenklüngel ge*
duckt und, dank dem guten Werk der jungen Volksregirung,
jedem Reichshaupt und Reichsgeschäftsführer die Straße gef
sperrt, auf der unbewachte Regung, heimliches Gezettel oder
plötzlich sichtbares Gefuchtel, sich in schädliche Wirkung
recken, verdichten könnte. Nur aus dem Geist dieser von
Deutschlands Volk aufrichtig, frohen Herzens beschworenen
Erdverfassung kann im Bezirk der Reichsverwaltung irgend*
einer Behörde fortan „Ermächtigung" sprießen.
Im Sonnenglanz der von unerschautem Blutopfer er*
kauften Freiheit verbleicht dem Volk, das sich dem Lügen*

knebel entrafft, selbst sich mündig gesprochen hat, die Frage, wer auf seines Reiches Zinne thronen und in welches Ge* wand dieseslebendigeSymbolon höchsten und tiefsten Volks* wesens sich kleiden solle. Ungestüm aber wird draußen, ringsum, nicht nur in Feindesland, Antwort auf diese Frage geheischt. Unter heißem und kaltem Himmel, diesseits und jenseits von der Atlantis rast der See und will sein Opfer haben. Die Wuth verschäumt nicht, ehe das Innenantlitz des Deutschen Kaisers, das in manchem Zug dem Ottos des Dritten, des zuerst als Weltwunder ausposaunten, dann von Roms Bürgern gestürzten Sohnes der Theophano, äh* nelt, ins Neronische verfratzt, aus dem von Bewegungdrang mißleiteten Wilhelm ein tyrannisch rasselnder, von Macht* brunst funkelnder Filmhelm geworden ist. Und die unse* res Erlebens, der deutschen Geschichte von gestern Unkun* digen wähnen, uns geschwind aus dem Hang in Kaiserver* gottung aufscheuchen, der vom Pfühl erstandenen Vernunft Deutschlands die Gefahr zeigen zu müssen, die ihm von Wilhelms Neigung in Flackerschein und Wechselgeschiller her drohe. Sparet, Bethuliche, des Eiferns Mühe! Wir waren nie starblind; nicht zwei Sommer lang taub. Und hier wurde oft genug, früh genug auch gewarnt.

1892: „König Phaeton".

Am Nachthimmel ein lichter Streif, zwischen zwei helleren Punkten ein matt beleuchteter Steg: die Milchstraße nennen die Menschen ihn und einen schönen Mythos ersannen sie, sein mildes Dämmern zu erklären. Doch die Mythen auch, die herrlichsten selbst, blühen ab, wenn ihrer Wurzel nicht neues Erdjreich auf-geschüttet wird. Und weil der dunstende Herbst, der nach klarem Tage die Nebel emporscheucht, nachdenklich stimmt und weil uns neuerlich anbefohlen ward, rückwärts schreitend den Weg der Geschichte nun abzuwandeln, deshalb vielleicht kam mirs in den Sinn, dem Mythos der Milchstraße nachzugrübeln und au losen Fabeln alter Sänger vorbei, zu dem Sehnen mich hin-zufühlen, das erst den Mythos gebar.

Im Sagenlande, das man Arkadien nicht heißen darf, weil es von unruhigem Wünschen im Tiefsten erschüttert war, hatte König Merops geherrscht, ein freundlicher Mann mit gütigem Blick und ein Herr, der die Zeichen der Zeit wohl erkannte. In einem verblätterten Buch hatte er gelesen, der Tag sei nah,

wo aus den güldenen. Kronen man Goldthaler prägen werde, mit dem Bildniß einer neuen Prinzessin, die den neuen Namen Demokratia empfangen sollte. Und da er buchgläubig war und holder Schwachheit geneigt, sah er mit mildem Mißtrauen immer die Krone an und ihrem mystischen Winken lächelte er in Wehmuth. Nicht zu majestätischen Gletschern flatterte sein Ehrgeiz; sein ■Gottesgnadenthum, von dem beschränktere Ahnen das Heil ei> ■wartet hatten, schlug er gering an und heischte für Reden und Handeln eben nur das Maß von Achtung, dessen Reden und Handeln auch würdig waren und das kein Verständiger dem repräsentativen Manne des Volkes weigern durfte. Uebrigens verschloß er sich keinem guten Rath, wußte klug hinter Klügere zu verschwinden und prunkte und prahlte nie mit einer Einzelkenntniß, die er nach dem Gange seiner Erziehung und in der prächtig dekorirten Enge seiner Palastlebenstage doch nicht erworben haben konnte. Er war ein guter König in schlimmer Zeit. Und Die da wünschten, gegen die drohende Gefahr einer Ochlokratie das monarchische Wesen erhalten zu sehen, die priesen ihn hoch <und seufzten, als er zu sterben kam.

Ihm folgte der junge Sohn. Der hieß Phaeton und seinem Ruhm hatten Geberdenspäher und Geschichtenträger längst schon ,die Pauke gerührt; ein windiger Schreiber, von der Zunft Einer, die mit Federhalter und Tinte damals das alte Weglagererhandwerk aiifzunehmen begann, hatte ihri dem Großen Alexander verglichen, ein Magister dem Caesar; jedes unbedachte Wort, das ihm entfuhr, wurde als wunderkindliche Weisheit durch alle ■Gassen getutet und ein Lärmen vollführt, daß von der phaetonischen Aera das Volk sich ein Unerhörtes erwarten mußte. Die Bedächtigen standen bei Seite und dämpften ihre Befürchtung, denn ins Schwabenalter mußte ja Phaeton wachsen, ehe ihm noch gelingen konnte, den reichen Schatz zu verstreuen, den Merops sorgend gehäuft hatte; und so fest stand im Fabellande die Monarchie, daß eine junge Laune sie nicht gleich zu erschüttern vermochte. Und als sie gar hörten, wie der neue Herr immer wieder gelobte, in allen Stücken dem weisen Merops nachzutrachten, da schwand auch aus der Bedächtigen Sinn die letzte Eurcht und dem Jubel des Volkes lächelten sie freundlich.

Es geschah aber, daß König Phaeton andere Könige besuchte: und da, vernahm er übel klingende Wahrheit., An den Kronen nagte gefräßiger Rost, der vor Edelmetall scheu sonst zurückkrochj und zum Gaste sprachen die müden Herrscher, wie zu Zarathustra sie einst, dem Weisen, gesprochen hatten: „Dieser Ekel würgt mich, daß wir Könige selber falsch wurden, überhängt und verkleidet durch alten vergilbten Großväter-Prunk, Schaumünzen für die Dümmsten und Schlausten und wer Alles heute mit der Macht Schacher treibt! Wir sind nicht die Ersten: und müssen

«9 doch bedeuten: dieser Betrügerei sind wir endlich satt und ekel geworden. Es giebt kein härteres Unglück in allem Menschen-Schicksale, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die Ersten Menschen sind. Da wird Alles falsch und schief und ungeheuer.""
Viel noch von solcher Art mußte Phaeton hören; und er erkannte, wie ein trauriges Sterben des Königsgedankens durch die vom-Glauben geirrte Welt schlich. Hier sah er dumpfe Dummheit auf stolzem Thron, da zerrten hitzige Spieler und gierige Dirnen an-einer Krone, dort entsank das Szepter einer von unheimlicher Krankheit zermorschten Hand. Das Schlimmste aber war, daß die Könige selbst nicht mehr an sich glaubten und zufrieden, waren, wenn hinter hohen Gittern, die man Verfassungen hieß, sie ein behagliches Leben in reichen Gewanden und bei standgemäßer Ernährung verbringen durften.
Andeis hatte Phaeton, ganz anders, sich seine Sendung geträumt. Von Otto dem Großen hatte er gelesen, dem der Statthalter Petri den Eid der Treue geleistet, und von Otto dem Britten, den man das Weltwunder nannte und der auf seine Siegel prägen ließ: Renovatio Imperii Romanörum. Warum sollte er nicht, dessen winzigstem Wort© die Erde doch lauschte, ein neues Weltwunder werden und Imit frischem Glänze die Römerkrone umgolden? Auf den am Meisten gefährdeten Thron war er gesetzt. Und dann erst, also lautete des Einsiedlers alte Verkündung, wenn den gefährdetsten Thron der gefährlichste Schwärmer bestiegen habe, werde offenbar werden, daß die Vorsehung den Königsgedanken verworfen hat. Phaeton fühlte sich Mannes genug, um der Welt zu beweisen, wie fern diese Todesstunde der Monarchie noch sei. Mit dem alten Wesen wurde rasch auf geräumt; schlichte Einfachheit von lauter Pracht, stille Zurückhaltung von kühnem Hervortreten abgelöst und der König lächelte-leise, so Oft man ihm von seinem Vater sprach. Sein Vaterl Nicht eines Menschen Sohn mochte er sein: nur ein Gott, Helios allein, der prachtvoll Strahlende, konnte aus seiner Mutter Klymene Schoß' ihn gezeugt haben, denn göttlicher Art empfand er sich voll und göttlicher Odem tlähte ihm trotzige Nüstern. Darin lag' ja der Fehler, daß Merops in milder Schwäche zu früh sich dem Gottesgnadenthum entkleidet und das farblose Gewand eines geschäftigen Verwalters angethan hatte; sein Beispiel hatte die anderen Könige verführt und mit monarchischer Pracht (der neue Herr sah es wohl) war auch monarchische Macht nun gewichen. Der Vater hatte empfunden, daß er der Erste der Menschen nicht war, und drum mochte ers auch nicht scheinen; der Sohn klammerte sich an den Schein und wollte der Menschheit zeigen, daß er das Sein durchaus besaß und der Erste der Menschen drum auch heißen durfte. Alte Rumpelkammern thaten sich auf, vermottete Herrlichkeit wurde eilig wieder tragfähig gemacht, ein

eifriger Wettbewerb entstand um neue Zierath und neuen Schmuck und den stolz aufgeputzten König blökte die Heerde der Höflinge unterthänigst an: Heil Dir, dem Wunder der Welt, dem Neuschöpfer des alten. Reiches! Und König Phaeton war höchst froh und allerhöchst zufrieden; denn er vvußte ja nicht, der Aermste, daß es außer •den Höflingen in seinem Lande noch Menschen gab.

Das erfuhr er auch nicht, als er sich ernstlich nun ans Beherrschen machte, Gesetze entwarf, Reformpläne spann und immer bedacht war, das Weltall an seine, des Allumfassers, wachsame Existenz zu gemahnen. Die Heerde der Höflinge nämlich, der längst schon auch von den Ministern Alles, was sich im Amt halten wollte, zugelaufen war, hatte einen wundervoll schlauen Zauber erdacht, des1 Königs Gewissen in Ruhe zu wiegen. Für gute Worte, für Geld, und auch, weil von den Parteien stets eine »ich freute, wenn die andere die Ruthe bekam, fanden sich immer .einige Schreiber, im Sagenlande oder auch in der Nachbarschaft, -die den königlichen Schritten Beifall spendeten; und ihre Zahl wuchs an. Denn ein König, der so viel zu schreiben giebt, an dem man mit Zeilen so viel verdienen kann: Das ist eine Seltenheit, im Sagenlande sogar, und solchen Schreibermonarchen muß man 'wohl loben. Diese Lobschreibereien nun wurden, in sauberen Ausschnitten sauber zusammengeklebt, dem Könige vorgelegt, auf daß er erfahre, wie seinen Weg die Oeffentliche Meinung mit -wohlwollenden Wünschen und zuversichtlicher Hoffnung begleite. Und wiederum war König Phaefcon höchst froh und allerhöchst .zufrieden; denn er wußte ja nicht, daß es außer Höflingen und feilen Schreibern in seinem Lande noch Menschen gab.

Es gab noch Menschen; und allgemach wurden sie ungeduldig. Jahre lang hatten sie im Fabellande ruhig gelebt, den alten Merops ehrfürchtig gegrüßt, um sein persönliches Thun und Lassen aber sich nicht bekümmert und immer am Abend gewußt, wie am anderen Morgen der Wind pfeifen werde. Damit wars nun vorbei: hastig wurde regirt, hastig gelebt und kein Luftdruckmesser half den rathlos nach Wetterzeichen Ausspähenden. Am Meisten aber verdroß sie, daß nun das hohe Gitter, das man die Verfassung hieß, durchfeilt und durchsägt wurde, daß man den König jetzt immer und überall sah und der nun verlangte', von ihm, von dem Gottentsprossenen, müßten die Menschen sich, ohne nach Weg und Richtung zu fragen oder zu forschen, willenlos leiten lassen, einem Ziel entgegen, dessen Geheimniß der Führer im Busen barg. Von den Fabellandleuten meinten die Alten, zu solchen Experimenten seien sie nicht mehr jung genug und ein König sei doch am Ende auch nur ein Mensch und meistens an Reife und Einsicht gleichalterigen Menschen nicht gleich, weil Die im Kampfe des offenen Lebens ganz andere Erfahrung doch sammeln. Die Jungen Aber unter den Fabellandleuten, denen das kecke Selbstvertrauen

des Führers gar gewaltig imponirte, weil er mit seiner Allwissenheit den Alten die Augen ausstach, die Jungen forderten (und schließlich stand ja auch ihnen Leib und Leben auf dem Spiel) eine Probe: Bist Du in Wahrheit Gottes Sohn, wohl, so zeigeuns Deine Kraft! Helios, den Du als den Vater ansprichst, hat allen Menschen, den Armen auch und den Elenden, das Licht getheilt, daß ihrer nicht Einer im Dunkel blieb. Besteige Du seinen goldenen Wagen, bringe in Hütten, wo Dunkel jetzt lastet und bresthafte Trübsal, das Licht zurück und die Freude am Leben: und niedersinken wollen wir gern in dön Staub und mit Deinen Höflingen um die Wette anbetend rufen: Heil Phaeton, Heil ihm7 dem Wunder der Welt, dem Neuschöpfer des alten Reiches!

Ein erstes Wunder geschah: der Ruf drang bis an den Thron. Und da die Luftfahrt persönlichen Neigungen des Königs entsprach, da ihm dunkel auch die Höhe des Einsatzes aufdämmern mochte (denn eine Rückkehr in das alte System des Merops gab es nicht mehr und nur Sieg oder Tod bot noch das Schicksal dem Königsgedanken), so wurde dem Wünschen der Jungen Erfüllung und gefährlichen Höhen trieb der waghalsige Lenker die scheuenden Rosse zu. Auf güldenem Gefährt im Purpur der Jüngling: jauchzend sah der Erdball das Schauspiel, das auf die verdüsterte Welt immer helleren Glanz zurückwarf, immer gleißenderen, — bis züngelnde Flammen emporleckten und in tollem Funkengestiebe die ganze durchmottete Herrlichkeit dann versank. In wildem Jagen hatte das Gespann in die leichten Binsendächer der Armen allzu wärmende Strahlen entsandt, lichterloh flackerte das Gebälk und in heulendem Jammer wälzte es aus den Höhlen sich in die Gassen: der ganze Troß der Elenden, die das Licht gesehen hatten und denen im Dunkel nun das letzte Lager in Asche sank.

Als der Rauch sich (es war tief in der Nacht) endlich verzog, war in der Runde von Rossen und Lenker nichts mehr zu erblicken. Es gab keinen König mehr: denn Phaeton hatte mit brennender Deutlichkeit die Menschen gelehrt, daß die Vorsehung den Königsgedanken verworfen hat, da auf den gefährdetsten Thron sie den gefährlichsten Schwärmer gelangen ließ. Zum geschäftigen Verwalter berief man nun einen Bürger: im Purpur war^Ja nicht göttliche Macht; und ein schwarzer Rock ist viel billiger als Hermelin.

. . . Am Nachthimmel ein lichter Streif, zwischen zwei helleren Punkten ein matt beleuchteter Steg: die Milchstraße nennen die Menschen ihn und einen schönen Mythos ersannen sie, seif« mildes Dämmern zu erklären. Dort fuhr Phaeton entlang, spricht wohl der Vater zum Sohn; doch sein Vermessen strafte der allgewaltige Zeus. Dessen Blitz schleuderte ihn in des Eridanos Tiefen. Phaeton aber, heute wissen wirs, wlar ein König, der ein

verblichenes Gottesgnadenthum zu der Soiuie emporführen wollte»
Und Der ihn schlug, war nicht Zeus, der Hochmögenden immer
noch lächelte. König Phaeton fiel durch den alten Chronoa
<3ein Vernichter war der rächende Giott der Zeit.
* ljjjS: „An den Kaiser". ^tUu
Eurer Majestät Gestalt hat in den eben verstrichenen Tagen
öfter als sonst noch die Blicke der Bürger auf sich gelenkt. Mit
ehrlicher Freude ward es von ernst gestimmten, dem lauten
Gassenlärm und" der Prunksucht abholden Deutschen begrüßt,
als bekannt wurde, der Kaiser habe das seltsame Ansinnen ab-
gelehnt, die kurze, vielfach mit schlimmen Irrungen und Wirrungen,
erfüllte Zeitspanne seiner Regirung durch ein geräuschvolles Fest
. zu feiern, und schlicht und still nur, als ein fromm gläubiiar
Christ, der Hoffnung Ausdruck verliehen, Gott, der über diese
zehn ersten Jahre hinweggeholfen habe, werde auch weiter helfen.
Das klang wohlthuend in das vom steten Festlärm übersättigte
Ohr und nährte den tröstenden Glauben, die leidige Lust an
Jubelchören, geputzten und erleuchteten Häusern, an Menschen-
spalieren und buntem Fahnenpomp entstamme einer unterhalb
des Thrones gelegenen Region. Dann kam die Kunde, mehr als
zwei Millionen erwachsener, zur Mitwirkung an den Reichs-
geschäften nach der Verfassung berufener Männer haben bei der
Wahl ihre Stimme für die internationale, in ihrem besonderen
Sinn revolutionäre und nach eigenem Bekenntiüß antimonarchischa
Sozialdemokratie abgegeben; und erschreckt fragte Mancher, wie
diese Botschaft wohl auf den Träger der Krone wirken werde,
der in den schärfsten und schroffsten Wendungen das Volk so
oft zum Kampf wider diese Partei aufrief und nun erleben muß,
daß gerade während seiner Regirungzeit die Zahl ihrer Anhänger
sieht fast verdreifacht hat. Ungefähr um die selbe Stunde erfuhr
man, der Monarch habe sich öffentlich zu einem Gefühl ,,tiefer
Achtung vor den exakten Wissenschaften" bekannt; man freute
sich dieses modernen Bekenntnisses und glitt gern über die heikle
Frage hinweg, ob es an die rechte Stelle gerichtet, ob an dem
Begnadeten nicht vielmehr nur die technische Geschicklichkeit
und die Gabe, fremde Leistungen sich behend anzueignen und sie
Laien elegant vorzuführen, zu rühmen war. Nicht so erfreulich
klang das Glaubensbekenntnis, das Eure Majestät vor den ver-
sammelten Mitgliedern Ihrer Hoftheater abzulegen für gut hielten.
Viele Kunstverständige und künstlerisch Empfindende können
die dort ausgesprochene Ansicht nicht theilen, das Theater solle
„eine der Waffen des Herrschers" sein und pädagogisch-patri-
otrischen Zwecken dienen; sie können nicht finden, daß die
Leistungen der berliner Hofbühnen ,,in allen Ländern mit Be-
wunderung" betrachtet werden, sondern fällen gerade über die

neusten Leistungen dieser Bühnen ein sehr hartes, ein rück-
haltlos verdammendes Urtheil und rathen jedem Ausländer, die
deutsche Theaterkunst an anderen Stätten kennen zu lernen;
sie sind auch nicht, wie Eure Majestät, der Meinung, daß vom
„Materialismus und undeutschem Wesen" unserer Bühne hj|ute
die schlimmsten Gefahren drohen, sondern sind überzeugt, daß
es die Aufgabe des jetzt lebenden G-eschlechtes ist, seiner vom
Determinismus, von der Entwickelunglehre und allen übrige*
Ergebnissen der eben erst von Eurer Majestät gepriesenen exakten
Wissenschaften beherrschten Weltanschauung den künstlerische».
Ausdruck zu suchen und zu finden); sie glauben, daß die von
außen, namentlich von Norden, Osten und Westen, gekommene»
Anregungen für das Werden unserer Dichtung von schwer zu
überschätzendem Werth gewesen sind und daß es für die deutsch«
Kunst förderlicher und deshalb auch im höchsten Sinn patri-
otischer ist, diesen Anregungen großer Europäer zu folgen, als
pomphaft aufgeputzten Dilettantendramen, nur weil sie dynastische
Legenden lärmend zu kurzem Scheinleben gestalten, die Theater-
thüren zu öffnen. Doch da kein Vernünftiger dem Kaiser das
Recht zu freister Aussprache der eigenen Meinung bestreite»
kann, wurden auch diese fremd klingenden Worte mit der ge-
ziemenden Ehrerbietung hingenommen. Aehnlich war das' Empfin-
den, als bald darauf die in Potsdam vor der Front der Leibi-
regimenter gehaltene Bede hervorrief. Die Klage des Sohnes,
der den Schmerz über den Verlust des Großvaters und Vaters
noch nicht verwunden hat, weckte aus Mitempfinden Widerhall
und die Klage des Königs, der sich lange verkannt wähnte, über-
raschte durch einen aus diesem Mund neuen Ton trübsinniger
Resignation. Rasch aber meldeten sich doch auch diesmal Be-
denken. Hat wirklich nur das Heer zuerst an den dritten Kaiser
im Deutschen Reich geglaubt, ist gerade ihm nicht, mehr als
irgendeinem anderen deutschen Fürsten, die weit überwiegende
Mehrheit des deutschen Volkes mit froh liebendem Vertrauen,
wie nur je ein Bräutigam der Braut, entgegengekommen? Ist
wirklich die Armee „die Hauptstütze des Landes und des Thrones",
von dem doch in der Volkshymne gesungen wird, daß ihn auf
steiltr Höhe nicht Rosse noch Reisige sichern, daß nur des freien
Mannes unerzwungene Liebe ihn wirksam zu schützen vermag T
Und kann et heutzutage, in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht,
überhaupt nützlich sein, das Heer, durch dessen strenge Schule
jeder waffenfähige Mann zu gehen hat, als' eine in sich abge-
schlossene, zu begrenzende Kasteneinheit in einen Gegensatz z»
jder Masse des Volkes zu bringen? Der Armee hat, wie Eurer
Majestät bekannt ist, auch die große Mehrheit der zwei Millionen
Männer angehört, die jetzt für die Sozialdemokratie gestimmt
haben; auch sie thaten im Waffenrock ihre Pflicht und eignete*
sich da den vielleicht wichtigsten Theil der Fähigkeiten an, die

sie nun zu brauchbaren Werkzeugen einer antimonarchischen Bewegung machen: den blinden Gehorsam, die straffe Disziplin und die Bescheidenheit, die sich damit begnügt, in einem riesigem Maschinenbetrieb ein kleines, unscheinbares Rädchen zu sein. Wenn die Armee den jungen Kaiser mit getrostem Vertrauen begrüßte, dann kam dieses Vertrauen aus der in stolzer Jugendkraft prangenden Generation, die damals das Heer bildete und heute, obwohl sie zum großen Theil Sozialdemokraten wählt, noch nicht aus dem Heeresverbande geschieden ist. Der Gegensatz, den der Kaiser zu sehen glaubt, ist, so dachte das Volk, in der Wirklichkeit unserer deutschen Zustände, die keine Pr.itorianer kennt, nicht zu erblicken.

... Als der das erste Jahrzehnt Ihrer Regirung endende Tag nahte, las' man in manchen Blättern präludirende Artikel, nach deren Schilderungen im Deutschen Reich Alles über jeden Begriff herrlich bestellt sein müßte. Kein Schatten einer Verstimmung zwischen Kaiser und Volk, keine Spur einer Minderung des deutschen Ansehens in der Welt, nein: ein wundervolles Wachsen, Blühen und Gedeihen unter dem Szepter einesi Monarchen, den die große Mehrheit der Nation in überschwenglicher Liebe verehrt und um den ringsum uns alle Völker der bewohnten Erde beneiden. Mir wurden eolche Artikel, wurden Gedichte und Anzeigen von Jubiläumswerken, die buchhändlerische Spekulation zu diesem Tage spenden zu sollen glaubte, in ganzen Haufen ins Haus geschickt. Sie ärgerten mich; denn sie widersprachen der Wahrheit, auch der subjektiven, zu der die Verfasser sich unter vier Augen bekennen würden. Soll, so dachte ich, das alte, unwürdige Spiel fortgesetzt, sollen die unheilvollen Versuche, den Kaiser über die wahre Stimmung zu täuschen, auch bei diesem Anlaß erneut werden? Das Volk ist mißtrauisch; es kratzt gern, nach neugieriger Kinder Art, von flimmernden Gegenständen den Goklfirniß ab, glaubt gern, daß auch die durch ihre Geburt hoch über die Masse Erhöhten kleiner Menschenschwäche zugänglich sind, und kichert vergnügt, wenn es unter dem Purpur die Fleischfarbe entdeckt. Es will heute noch einen Herrn haben, aber dieses Herrn Wesenheit soll sich von der eigenen nicht allzu sehr unterscheiden. Werden ihm nun Schriften gezeigt, die den Monarchen im niedersten Schranzenstil verherrlichen, dann ist es schnell mit der Meinung fertig, solche Hymnen müßten doch wohl nach dem Geschmack des Besungenen sein. Und diese Meinung muß selbst im Hirn der Verständigen Wurzel schlagen, wenn ihnen geschwätzig erzählt wird, der Gefeierte habe sich „huldvollst zur Entgegennahme" eines Buches „bereit erklärt", in dem er alsl ein auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung zur Meisterschaft Herangereifter geschildert wird und dessen Absatz die Unternehmer im Prospekt durch die Bemerkung zu mehren suche*, die Lirft» der Besteller »erd« Ihrer Majestät der Kaiserin mnter-
«

breitet werden, die einen Teil des Ertrages wohltbätigen Werken zuwenden wolle. Ein solcher Prospekt, einer von vielen, wurde mir, mit recht unfreundlichen Glossen eines Vernunftmonarchisten versehen, gesandt und stimmte der Sinn zu allerlei ernsten Gedanken. Eö ist nicht möglich, dachte ich, daß der Kaiser an diesen Dingen, die so übel nach Byzanz, duften, im Innersten Ereude hat, nicht möglich, daß es. ihn befriedigen kann, wenn er erfährt, in der Thiergartenstraße, wo man, doch keinen Grund hat, sich für den Bau neuer Protestantischer Kirchen besonders zu erwärmen, seien so und so viele Exemplare von Leuten gekauft worden, die ihre Namen vor das Auge seiner Erau bringen möchten; wie ihm auch nicht angenehm sein kann, daß auf Plakaten und in Theaternotizen sein hoher Titel zu Reklamezwecken mißbraucht wird. Er läßt wohl, weil er sie nicht hindern kann, den Dingen ihren Lauf, lobt vielleicht auch den Eifer der Unternehmer; aber seiner innersten Neigung entspricht solches Gebahren sicher nicht. In diese Stimmung wehte der Zufall die Erinnerung an Laboulayes reizvolles Märchen von dem Prince-Caniche hinein. Bas weltberühmte, durch Geist und Grazie entzückende Buch schildert, wie ein edler Eürstensohn allen Versuchen der Byzantiner, ihn zu verblenden und zum- Tyrannenwahn zu erziehen, siegreich widersteht, weil die Erfahrungen, die er selbst macht (der Märchendichter läßt sie ihn als. Pudel machen), ihn zu ganz anderer Anschauung und zu weiser Selbstbescheidung führen. Hyazinth hat als fünfzehnjähriger Prinz, dessen Geist eine schlechte Tradition verwirrte, die eigene Kraft überschätzt, seiner Körperstärke und namentlich seiner Intelligenz zu viel zugetraut, aber er findet sich, als er auf den Thron gelangt ist, bald selbst und wird nicht nur ein guter König, nein: ein Musterbild moderner Monarchentugend. Da hatte ich ja, was' ich brauchte, um die auch in loyalen Gemüthern entstandenen Zweifel schnell und hoffentlich für immer zu verscheuchen, Wilhelm der Zweite gleicht, wenn er ihm je glich, nicht mehr dem Prinzen, gleicht, wenn mein Blick nicht trügt, noch nicht dem König Hyazinth: er steht in der Mitte des von jedem temperamentvollen, mit einem reichen Erbe beschenkten Monarchen zu durchmessenden Weges1 und erst das zweite Begirungjahrzehnt kann über sein Charakterbild volle Klarheit schaffen. Jetzt aber, gerade jetzt, nach dem von der Profitsucht bewirkten Jubiläumslärm und nach den Wahlen, schien mir die Stunde gekommen, wo man andeuten durfte und sollte, wie eine ungewöhnliche Monarchenpersönlichkeit das Herandrängen byzantinischer Liebedienerei empfinden muß, wie sie das Maß des eigenen Wesens viel richtiger und viel bescheidener zu bestimmen weiß als der Troß der kleinen Leute, die sie, geschäftig wedelnd, umdienern, weil sie dabei einen fetten Biesen oder mindestens einen Huldbeweis zu erschnappen hoffen. ©•r ia der kleinem Fabel skizairte König weist allzu hitzige Be-

wunderer in ihre Schranken zurück und bekennt sich zu Meinungen, die jeden Monarchen zieren müßten. In der Märchenwelt könnte er so sprechen, wie ich ihn sprechen ließ, könnte er auch die Einstampfung von Schriften befehlen, deren Geruch ihm nicht wohlgefällig ist. In der gemeinen Wirklichkeit hat der moderne Monarch diese Macht nicht, spricht er auch wohl vor Privatpersonen aus einer ihm fremden Gesellschaftschicht nicht seine geheimsten Gedanken aus. Ist es aber beleidigend, anzunehmen, daß auch ein moderner Monarch über byzantinische Regungen im Innersten wenigstens so denkt, wie der zum Muth der Wahrheit gereifte König Hyazinth in der Fabel darüber spricht? Ist es eine Verletzung des Majestätrechtes, wenn man dem Volk sagt, es solle den Monarchen nicht für Erscheinungen verantwortlich machen, die er gewiß mit nicht geringerem, vielleicht mit größerem Unwillen sieht, als die Massen selbst sie sehen? Kann im Jahre 1898 einem Monarchisten im Deutschen Reich verboten sein, in einer kleinen Fabel, deren Held der wärmsten Sympathien würdig ist, zu zeigen wie eine edle, durch schmerzliche Erfahrung geläuterte Monarchennatur allzu beflissene Verherrlichungen als unerfreulich empfindet, — schon, weil sie fühlt, daß solche unerbetenen Dienste dem Volk ein falsches, gefährliches. Bild ihres Wesens geben können? »' ,

Diese drei Fragen hat ein von der Staatsanwaltschaft veranlaßter Amtsgerichtsbeschluß bejaht. Anno 1898. Wer an die neue und neueste Gerichtspraxis nicht gewöhnt ist, wird staunend, forschen, wo denn die Beleidigung der Majestät in einem Artikel wohl zu finden sei, in dem der Kaiser nicht mit einer Silbe erwähnt wird und in dem er, wenn sein Wesen wirklich der Pudel-König verkörpern sollte, doch nur in der anmuthigsten Gestalt erschiene. Und der Forscher wird weiter fragen, ob ein Märchen, das in Frankreich vor einunddreißig Jahren, in der schlimmsten Zeit der napoleonischen Büchercensur, in jden [Tagen des erbitterten Polizeikampfes gegen Rocheforts Lanterne, unbeanstandet blieb, heute im Deutschen Reich den Thatbestand eines Majestätverbrecheris enthält, — vielleicht auch, ob nicht viel eher die Annahme beleidigend gewesen wäre, der Kaiser könne mit innerem Behagen auf die üppig ans Licht wuchernden byzantinischen Künste blicken, könne sich freuen, wenn er liest, daß er auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung ein Meister ist, könne am Ende gar befriedigt schmunzeln, wenn der von seinem Wink abhängige Theaterintendant ihm ins Gesicht zu sagen wagt: „Nur unter den Augen Eurer Majestät, nur dem weisen Rath, den allzeit das Richtige treffenden Anweisungen, dem hohen und feinen Kunstverständniß, dem umfassenden Wissen Eurer Majestät ist es möglich gewesen, die Königlichen Theater so weit zu bringen, daß ihre Aufführungen, wie ich sagen darf, [mit wenigen Ausnahmen wohl jederzeit als Parade- und Festvorstellungen vor Eurer Mar

jestät gegeben werden könnten." Die Annahme, solches Gerede könne den Kaiser erfreuen, würde auch ich heute noch für ungerecht, für beleidigend halten; sie zu entwurzeln, war der Zweck der kleinen Fabel; und kaum Etwas konnte mich mehr überraschen als der Versuch, in ihr eine Kränkung des Kaisers zu finden. Da ich aber recht oft schon das Objekt der vivisektoriischen Bemühungen strebsamer Staatsanwälte gewesen bin, habe ich mich in die dunklen Gedankengänge solcher Herren nachgerade hineinfühlen gelernt und kann mir auch jetzt schon ungefähr vorstellen, wie sie ihre übereilte Anklage später begründen werden; bei solchen „Begründungen" wird fast immer ja nach dem Satz Edmonds Scherer verfahren: „Rien n'est plus repandu que la faculte de ne pas voir ce qu'il y a dans un article, et d'y voir ce qui n'y est pas." Ein Herr in der Robe wird sich also am Tag der Hauptverhandlung vom Sitz erheben, die Barette aufstülpen und sprechen: „Der Angeklagte macht geltend, er habe einen der höchsten Sympathie würdigen Monarchen geschildert und ihn Worte sprechen lassen, die jedem Herrscher zur Ehre gereichen müßten. Das ist unbestreitbar richtig, wird auch von der Anklagebehörde natürlich nicht bestritten. Da aber dem Angeklagten bekannt war, daß unseres Kaisers Majestät nicht so zu reden geruht haben, wie er seinen Fabelkönig reden läßt, wollte er einen Vergleich heraufbeschwören, der die Allerhöchste Person zu verhöhnen und verächtlich zu machen voll und ganz geeignet ist. Er wollte sagen: ‚So müßte ein guter Monarch sprechen, — fragt Euch, Ihr Leser, also selbst, ob Einer, der nicht so spricht, ein guter Monarch sein kann!' Der Angeklagte hat demnach die Absicht, des Kaisers Majestät herabzusetzen, in sein Bewußtsein aufgenommen; er hat freilich, aus dem Gefühl einer Vorsicht ,die man weniger höflich auch Feigheit nennen könnte, die Folgerungen seinen Lesern überlassen, mindestens aber mit unbestimmten Dolus gehandelt und deshalb habe ich, im Interesse der durch solches Treiben gefähr1deten Rechtsordnung, zu beantragen" . . und so weiter. Zuvor aber wird er sich emsig bemühen, dem Gerichtshof zu beweisen, alles Ungünstige, was über den Prinzknaben Hyazinth gesagt ist, müsse unbedingt auf den Kaiser bezogen werden, während die überaus günstige Schilderung des Königs Hyazinth für das Urtheil gar nicht in Betracht kommen könne ... Ich will nicht erst fragen, ob solche Gesinnungriecherei, solches Schnüffeln nach Anspielungen überhaupt der Rechtspflege eines modernen Landes würdig ist, nicht prüfen, was mit solchen Waffen gegen Treitschkes Charakteristik Friedrich Wilhelms des Vierten auszurichten gewesen wäre. Aber ist dem begründenden Staatsanwalt der Unterschied zwischen dem Märchenstil und den Lebensformen unserer Alltäglichkeit denn wirklich so unfaßbar? Weiß er nicht, daß in der Märchenwelt, wo Baum und Busch, wo Alles, was kreucht und fleucht, mit menschlicher Stimme und menschlichem Intellekt

begabt ist, jedes handelnde oder leidende Wesen aussprechen jiarf und muß, was es in der Wirklichkeit schweigend fühlen würdet Und hat er nicht einmal bemerkt, daß ich selbst in der Marehenform noch ausdrücklich sagte, der Bericht über die Eede des Königs entstamme wahrscheinlich einem Organ der Umsturzpartei (einer märchenländischen Umsturzpartei, die, nach alter Legendensitte, den König gegen die Kamarilla auszuspielen versucht), während das unter ministerieller Verantwortlichkeit redigirte Regijrungblatt keine Silbe davon mittheilte 1 Mit fast zu derber Deutlichkeit wies diese Bemerkung den Leser doch darauf hin, nicht in offiziellen Berichten etwa das Echp des Empfindens zu suchen, das in der Seele eines Monarchen lebt, und sich durch die Kahlheit solcher Berichte nicht den Glauben an den guten Geschmack eines Regenten rauben zu lassen. ... Wenn man den kleinen Artikel so versteht, wie er gedacht ist und von Unbefangenen nur aufgefaßt werden kann, aufgefaßt worden ist: wo bleibt dann die Spur einer beleidigenden Absicht oder Wirkung?

Wie auch das Strafverfahren ende: ich werde weiter der Ueberzeugung leben, daß Wilhelm der Zweite so denkt,, wie ich Laboulayes Hyazinth sprechen ließ. Und wenn ich offiziell und unzweideutig darüber belehrt werden sollte, daß er wider Erwarten nicht so denkt, dann werde ich mir sagen: Er kennt die Stimmung des Volkes nicht, hält, was künstliche Mache, was der Brunstschrei der nach Gunst oder nach Vortheil gierigen Profitwuth ist, für das Echo der Wahrheit und glaubt, der Volksstimme, mag sie ihn mit der Schmeichelsucht der Liebe auch nach seinem Gefühl überschätzen, den Weg zu seinem Ohr nicht versperren zu dürfen ...;. Und hier wird die scheinbar private zur. öffentlichen Angelegenheit; hier mündet die Klage des Einzelnen in die Besorgnis eines großen und wichtigen Theiles der deutschen Volksgemeinschaft.

,.Sire", so sprach Junius einst zum dritten Georg, ,,es ist das Unglück Ihres Lebens und die tiefste Ursache der unheilvollen Erscheinungen, die wir unter Ihrer Begirung erleben mußten, daß Sie die Sprache der Wahrheit nicht hören, sie in den Klagerufen Ihres Volkes nicht belauschen können. Noch sind wir bereit, alle bejammernswerthen Vorgänge zu vergessen und auf das natürliche Wohlwollen Ihres Wesens die stolzesten Hoffnungen zu setzen. Weit sind wir von dem Gedanken entfernt, Bare Absicht könne übel, könne auf die Zerstörung der Grundrechte gerichtet sein, auf denen alle bürgerliche und politische Freiheit in Barem Lande beruht. Nährten wir einen für Ihr Ansehen als eines gewissenhaften Königs so schimpflichen Verdacht, dann würden wir für unsere Vorstellungen schon längst nicht mehr den Ton demüthiger Klage wählen. Englands Volk hält dem Hause Hannover die Treue, nicht, weil es eine Familie der anderen vorzieht, sondern, weil es überzeugt ist, daß für die Erhaltung seiner bürgerlichen und religiösen Freiheiten die Herrschaft dieser Familie nothwendig war und ist. Ein Fürst, der

dem bösen Beispiel der Stuarts folgen wollte, sollte gerade durch, dieses Beispiel belehrt und gewarnt werden und, statt sich stolz seines hohen Königstitel zu rühmen, lieber still bei sich bedenken, daß Kronen in Revolutionen nicht nur gewonnen, nein, auch verloren werden können." Im Deutschen Beich Wilhelms des Zweiten ist heute, wie einst im England des Junius, nichts wichtijger als daß an einer Stelle mindestens noch die subjektiver Ueberzeugung entspringende Wahrheit rückhaltlos ausgesprochen wird; vielleicht dringt sie dann doch auf die Höhe des Thrones. Man kann mir durch fortgesetzte Tracasserien, durch Verbote, Anklagen und Konfiskationen, das Leben völlig verekeln,, mich, der gern den Best seiner Nervenkraft retten möchte, zur Einstellung meiner Thätigkeit zwingen. So la£ige ich aber noch Athem habe, so lange ich auf diesem Posten nicht von dem besseren Mann, den ich herbeisehne. wie den Befreier, abgelöst werde, wird nichts, gar nichts, mich hindern, auszusprechen,, was ist. Und wenn der Wunsch, mich ins Gefängniß zu bringen, endlich erfüllt, wenn auch jeder Andere, der noch ein offenes Wort zu sagen wagt, unschädlich gemacht würde: was wäre dann gewonnen?. .. Schopenhauer schrieb einmal: ,,,Die Wahrheit steckt tief im Brunnen', hat Demokritos gesagt und die Jahrtausende haben es seufzend wiederholt. Aber es ist kein Wunder, wenn man,, sobald sie heraus will, ihr auf die Finger schlagt." Mich mag man in täppischem Eifer auf die Finger schlagen, meinetwegen auch auf den Kopf; an mir liegt nichts. Damit man aber sieht, daß mich das Ausholen zum Schlagen noch nicht wie einen Jammermann erschlottern läßt, will ich, was mir wahr scheint, wenigstens gründlich sagen, — auf die Gefahr, der Strebsamkeit neues Material zu neuen „Begründungen" zu liefern.

Sie werden, Herr Kaiser, schmählich seit Jahren belogen. Die Stimmung ist nicht so, wie sie Ihnen geschildert wird, ist vielmehr so, daß die wärmsten Anhänger der Monarchie sie bekümmert, mit wachsender Besorniß sehen. Ihnen hat man, wie ich annehme, gesagt, zuerst habe ich die von Friedrichsruh gespeiste Bismarckfronde, dann die Agrarfronde gegen Ihr Ansehen gewühlt; Beider Tücke, so fahren die Tuschler wohl fort, sei siegreich längst durch die Macht Ihrer strahlenden Persönlichkeit überwunden, der sich der Erdkreis in Bewunderung beuge, und nun schalle, außerhalb des Lagers der „rothen Rotte", nur eine hell jauchzende Stimme des Jubels über Ihre Reden und Thaten durch das deutsche Lan^l. Als 'Beweisstücke werden Ihnen dann wahrscheinlich Zeitungausschnitte vorgelegt, aus denen das höchste Lob Ihnen entgegenklingt. Das Alles ist unwahr. Die Jubelartikel werden bei Parteiführern bestellt, denen man ins Ohr flüstert, es sei für die Fraktionzwecke nützlich, den Kaiser bei guter Laune zu erhalten, oder sie entstammen dem Geschäftssinn der Bourgeoisie, die aus Plusmachersucht um jeden Preis die Ruhe bewahrt wissen möchte und erst ungeber-

dig werden wird, wenn eines häßlichen Tages der kleinste Konflikt die Schachermachei und deren heiligste Güter bedroht. Die Leute, die, weil der Brotherr es heischt, diese Artikel schmieden müssen, glauben kein Wort ivonT Dem, was Sie schreiben; sie sitzen, während an Daumen und Zeigefinger noch die Tintenspur klebt, abends im Wirthhaus und erzählen einander Kaiseranekdoten. Genau das Selbe thun die Offiziere in den Kasinos, die Beamten in den Ministerien und Präsidialbureaux. Die konservativen Abgeordneten, die in dröhnendem Prologpathos ihre monarchische Gesinnung beheuern, haben ihrem Gutsnachbar eben den neuesten Hofklatsch über Sie mitgetheilt. Die Herren vom Hofdienst, die Ihnen aufwarten, haben uus dem iSimplizissimus oder der Kladderadjatsch in wonnigem Behagea eben eine möglichst gepfefferte Anspielung auf Ihre letzte Soldatenrede geschluckt. Und die Richter, die morgens einen Beleidiger der Majestät ins Gefängnis schickten, schlürfen grinsend beim Frühstück den neuesten Kaiserwitz ein, der gestern in einer Gesellschaft hoch betitelter Männer von Mund zu Munde ging. Daß solche erbärmliche Heuchelei dem deutschen Boden entkeimen konnte, dünkt Sie undenkbar. Thun Sie den Männern nicht Unrecht, von denen Ich sprach! Sie sind Ihnen treu, lieben die Institutionen, deren Vertreter Sie sind, und wären glücklich, wenn sie nie ein unfreundlich kritisirendes Wort über den Monarchen hören müßten. Aber sie hören es überall; denn wo heute zwei Monarchisten, die einander der Denunziantenschmach nicht für fähig halten, beisammen sitzen, da wird dieses Thema berührt; muß es berührt werdet,, weil fast jeder öffentliche Vorgang, jedes politische, wissenschaftliche und künstlerische Ereigniß den Betrachter schnell auf Sie und Ihre Stellung zur Sache zurückführt. Wenn alle Leute, die bei solchem Anlaß gegen die strenge Auslegung des1 Strafgesetzes verstoßen, von Ihren Staatsanwälten der Majestätsbeleidigung angeklagt würden, säße ibald die ganze Elite des deutschen Volkes hinter Kerkermauern und die Welt würde beklommen dann erkennen, daß Treitschke Recht hatte, äls er zu sagen pflegte, jeder ehrliche RoyalSt sündige heutzutage mindestens einmal in jedem Monat gege» den Majestätparagraphen. Sie dürfen nicht zürnen, wenn von dieser allgemeinen Stimmung nach und nach auch die Männer angesteckt worden sind, die in Ihrem Namen das Recht sprechen, Rekruten drillen und Verfügungen ins Land gehen lassen. Keine Bismarckfronde und keine Agrarfronde hat diese Stimmung erzeugt: eine Reihe unseliger Mißgriffe und Mißverständnisse hat sie geschaffen und Bismarck hat, mit seinem weit vorausschauenden Blick, nur früher als Andere die dräuend heraufziehende Gefahr erkannt. Lassen Sie mich über die Ursachen der monarchistehen Krisis heute schweigen. Ich habe sie oft zu schildern, oft die Hindernisse einer Verständigung aus dem Wege zu räumen versucht. Eins' nur will und muß ich noch sagen: Die monarchische Mehr*-heit des Volkes fürchtet, daß die Freiheit Ihres Auges durch ein«

Binde gehemmt iet, die schlaue Höflingskunst f&Jtelte und schlang, ■nd daß, wenn diese Binde nicht sehr bald entfernt wird, die Möglichkeit harmonischen Zusammenwirkens von Kaiser und Volk rascher und völliger vernichtet werden muß, als Sie in der königlichen Einsamkeit des Hof getriebes heute noch zu ahnen vermögen. Das ist meine Wahrheit, ist die Wahrheit, die tausend ernste, ihrem Lande treu ergebene Männer täglich ausstöhnen und in deren Dienst auszuharren sie mich in ergreifenden Briefen beschwören. Nicht mir, dem unbequemen Schreiber, sollen Sie glauben. Fragen Sie Ihre Minister, und wenn Die nicht klipp und klar antworten, Ihre greisen, in den Ruhestand verabschiedeten Offiziere. Die werden nicht lügen, werden im Angesicht des Todes nicht die unmännische Sünde auf sich laden, die der alte General Pape vor ein paar Jahren Hochverrath in Reihe und Glied genannt haben soll. Fragen Sie Ihre gekrönten Vettern, die Bundesfürsten, wie es in ihren Staaten aussieht und welche Erwägungen während der letzten Jahre in den zur Reichsgründung opferfroh vereinten Dynastien erwachsen sind. Wer Ihnen die Dinge anders darstellt, lügt in seinen Hals oder hat nie Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse in der Nähe zu sehen. Und wenn Sie über Einzelheiten wahrhaftig unterrichtet sein wollen: lassen Sie sich von dem Rektor der Alma Mater erzählen, wie von den berliner akademischen Lehrern Ihr Wort beurtheilt worden ist, jSchule* Universität und Theater hätten ..Werkzeuge des Monarchen" zu sein; und fragen Sie auf Ehre und Gewissen den Grafen "Bolko zu Hochberg, ob er wirklich glaube,. Sie seien der Einzige, dessen Leitung und Weisung die Hofbühnen fördern könne. Rufen Sie die bewährtesten Vertreter der exakten Wissenschaften und des Heeres herbei und fordern Sie von ihnen hüllenlose, ungeschminkte Wahrheit. Versammeln Sie die vorragendsten Künstler um Ihren Thron und lassen Sie diese Männer, als wären sie unter sich und unbelauscht, über die Wirkung Ihres Einflusses auf die deutsche Kunstgestaltung sprechen. Wenn sich aus Alledem dann ergiebt, daß ich das reine Bild der Wahrheit wissentlich entstellt, ihre Züge bübisch verzerrt habe, dann wird es Zeit sein, den ungeduldigen Bütteln zu winken. .. Aber mir bangt nicht vor dem Nahen solcher Fährlichkeit.

. .. Zwei Männer, denen Genie und Erfahrung das tiefste Dunkel monarchischen Wesens erhellte, haben über die heute wohl wichtigste Königspflicht gute, einander' ergänzende Worte gefunden. Bonaparte sagte: „Nicht die Natur, erst die Civilisation hat Könige erschaffen. Ein nackter König: undenkbar, erst in Kleidern scheint ers." Und Bismarck fügte, ohne vielleicht Napoleons Wort zu kennen, die besser pointirte Lehre hinzu, ein moderner Monarch solle sich so selten wie möglich ohne ministerielle Bekleidungstücke zeigen. Thut er es, wie ja sein Recht ist, dennoch, «lann darf er sich über die Wirkung solchen Wagemuthes nicht wundern; dann muß er auf seine Rede großmüthig auch die Gegenrede dulden; muß der nackt Einherschreitende gestatten, daß hier

und da ein Knabe ihm zuruft: Herr König, Ihr seid ja nackt! Sol-
eher Ruf mag manchem schüchternen Gemüth skandalös scheinen;
cler Rufer darf eich aber mit Augustinus trösten, der meinte, wenn
eine Wahrheit skandalös sei, müsse man, um sie hören zu können,
den Skandal eben in den Kauf nehmen. Da sich kein Besserer mel-
dete, habe ich gewagt* die Wahrheit zu sagen: und das Wagniß
dünkt mich, offen gestanden, nicht einmal allzu groß. Die Zeiten
sind ja längst vorbei, wo Karl der Zehnte Berryers Bedenken
lächelnd mit dem Wort abwehren konnte: „Ich bedark keiner Er-
fahrung. Sie halten mein Beginnen für tollkühn; aber Gott steht
mir täglich durch Mittheilungen bei, über deren Ursprung ich mich
nicht täuschen kann." Die Geschichte der Dynastien hat gelehrt,
daß jeder Monarch der Erfahrung bedarf, und der MärchenTdichte!r
hat gezeigt, wie solche Erfahrung die Befreiung aus dem Bann-
kreis des Schranzenthurmes zu bringen vermag. Wer Laboulayes
Pfaden folgte, kann, auch Das lehrt nun die Erfahrung, heute im
Deutschen Reich eines Majestätverbrechens angeklagt werden. Aber
kann man, Herr Kaiser, einen Monarchen mehr ehren, das feste
Vertrauen in seine reine, den edelsten Zielen zugewandte Absicht
besser beweisen als dadurch, daß man offen den Glauben bekennt,
er wolle die Wahrheit hören?
Daß sie, von keiner Schranke, keiner spanischen Wand, keiner
Lakaienkunst gehemmt, Ihr Ohr erreichen möge, wünscht M. H.
1908: „Gegen den Kaiser".
Die Kaiserkrisis ist Allen sichtbar geworden. Seit sechzehn
Jahren ward hier gesagt, daß sie kommen müsse, wenn erwachen-
der Massenmuth zur Wahrhaftigkeit nicht ein Wunder wirke. Seit
dem März des Jahres 1890 hatte die mächtigste deutsche Stimme
sie angekündet. War Bismarck ein verbitterter Greis, der ins Amt
zurück wollte? Hat er nicht Alles, was geschehen ist, vorausge-
ahnt? Wir müssen dafür sorgen, daß nicht auch seine düsterste
Prophezeiung noch erfüllt wird. Wir wollen nicht neue Sünden-
böcke in die Wüste schicken; nicht betitelte und besternte Herren
zu Prügelknaben machen. Die Halbmänner, deren schädlicher Ein-
fluß Jahrzehnte lang, Unheil zeugend, fortgewirkt hatte, sind be-
seitigt. Was sie angerichtet haben, sieht jedes ungetrübte Auge. Ob
die Spur ihres Trachtens je ganz wegzuwishen sein wird, bleibt
fraglich. Doch der Ring ist gesprengt. Und unzulängliche Rath-
geber nisten sich überall ein. Jetzt hat die Nation mit dem Kaiser
zu reden. Nur mit ihm. Die Fehler der Handlanger verschwinden
neben der furchtbaren Gefahr, die er heraufbeschworen hat. Dem
Reich heraufbeschworen hätte, auch wenn keins der vor Briten-
ohren von ihm gesprochenen Worte gedruckt worden wäre. Merkt
die Kurzsicht noch immer nicht, daß die Veröffentlichung der In-
terview (in The Daily Telegraph) in dem traurigen Stück deut-
scher Geschichte der einzige Akt ist, der uns Trost gewähren

kann? Daß in. dem Streit um das Bestinimungrecht des deutsche« Volkes die Hauptfrage nur lauten darf: Hat der Deutsche Kaiser die 'Satze, die der britische Oberst ihm zuschrieb, gesprochen? Er hat sie gesprochen. Konnte sie sprechen. Und hat, als er sie las, in ihnen den Ausdruck seines Denkens und Wollens erkannt. Seine Absicht war, den Briten zu sagen,, daß er sie herzlicher liebe, als der Mehrheit seiner Landsleute erwünscht sei; daß er ihr Reich vor dem Zusammenbruch bewahrt, in tiefster Noth ihnen,, die im Landkrieg rathlos Nvaren, den wirksamen Feldzugsplan geliefert, die heimliche wühlende Feindschaft der (ihnen jetzt eng befreundeten) Mächte vereitelt, die Einladung in ein antibrititeches Bündniß nicht nur abgelehnt, sondern, trotzdem sie Verschwiegenheit bedingte, nach London gemeldet habe; und daß die deutsche Flotte zum Kampf gegen Japan und China bestimmt sei. Die Mehrheit der Deutschen haßt England (also habt Ihr die Kriegsgefahr vor der Thür und die Wahl, ob Ihr morgen losschlagen oder noch hastiger Dreadnoiughts bauen wollt). Wenn ich die russischen und französischen Anerbietungen, die im Vertrauen auf unsere Diskretion nach Berlin kamen, nicht abgewiesen und flink meiner Großmutter mitgetheilt hätte, wäre es Euch schlecht gegangen (überlegt also, ob Rußland und Frankreich zuverlässige Freunde sind). Um Euch aus der Ohnmacht zu helfen, habe ich, der höchste Kriegsherr des deutschen Heeres, einen Feldzugsplan für die britische Armee ausgearbeitet (also die Neutralitätpflicht verletzt) und dem Großen Generalstab zur Prüfung übergeben (also die Zeit meiner klügsten Offiziere mit Englands Interesse belastet). Meine Flotte baue ich, um für den Kampf um den Stillen Ozean stark zu werden (also merkt Euch, daß wir da große Ambitionen haben, und erzählt den gelben Männern, daß wir ihnen ans Leben wollen). Das hat Wilhelm der Zweite, Deutscher Kaiser und König von Preußen, vor Engländern gesagt. Daß Einer, der sich der Macht entkleiden will, so spräche, wäre noch zu begreifen. Auch ihm müßte staatsmännischer Sinn empfehlen, die Herrscherhoffnung des Erben nicht im Keim zu zerstören. Daß Einer, der weiterregiren will, sich draußen so um alles Vertrauen, um allen Glauben an iseine Eignung für die einfachsten Aufgaben der Politik gebracht hat, ist ohne Beispiel in der neuen Geschichte. Ohne Beispiel auch die Wirkung dieser Worte auf dem weiten, Rund der Erde. Angeln, Romanen, Slawen, Mongolen stehen gegen uns vereint. Vom Weißen bis zum Gelben Meer Wuth und Hohn. Wenn das Balkangewitter vorbeigezogen ist, werden behende Vermittler in Wien leis anfragen, ob Oesterreich-Ungam noch Lust habe, allein mit diesem Nachbar im Schmollwinkel zu bleiben. Und vielleicht die Antwort hören, daß die richtige Einschätzung der berliner Diskretion schon aus der Zeit der ersten englischen Interview Wilhelms stamme. Deshalb sei dem Bundesgenossen damals nich über Bosnien und die Herzegowina nichts anvertraut worden.

Will der Kaiser und König der Krone entsagen? In geringerer, in nicht selbst verschuldeter Fährniß hat sein Großvater daran gedacht. Den Enkel wird kein Frauenwunsch und keine Volksdrohung drängen. Sein Wille ist frei. Doch er darf sich nicht darüber täuschen, daß seine Volksgenossen jetzt gegen ihn sind und daß kein Kanzler sich, der alte nicht noch ein neuer, halten kann, der nicht aus dem Munde des Kaisers die Bürgschaft unverbrüchlicher Selbstbescheidung bringt. Die muß Deutschland fordern. Auch das Haus Hohenzollern. In dieser grausam ernsten Stunde noch. Sonst wird es zu spät.
Der Lorber hängt heute niedrig und der Spazirgänger kann leichte Kranze bequem erreichen. Absolutismus, persönliches Regiment, Redseligkeit, verspätetes Scnwanenritterthurn, impulsive, launische, romantische Politik: so abgegriffene Wortspielmarken erkaufen dem geistlosen Redner dröhnenden Massenbeifall. Wer das Valien der Kaiserkrisis früh erkannt, fast zwei Jahrzehnte lang vor ihr, trotz Schmähung, Vermügensschädigung, Einsperrung, als Vor der drohenden Reichsgefahr furchtlos gewarnt hat, Der braucht sich jetzt nicht in Schweiß zu scJireiflh, um den Applausspendern zu beweisen, daß ihm im Dunstkreis der Majestät feige Scheu nicht für immer die Kehle zuegschnürt hat. Der darf ruhig reden; gelassen wie Einer, der von unbestrittenen, unbestreitbaren Thatsachen spricht. Sind sie bestritten worden? Sind sie zu bestreiten? Nicht Einer hats auch nur versucht. Im weiten deutschen Land nicht ein irgendwie Beträchtlicher, dem Fronpflicht nicht das Kreuz so nutzlosen Mühens aufzwang. So weit, sind wir. Endlich. Und dürfen .aufathmen: denn der Erdkreis merkt nun wieder, daß auf deutschem Boden nicht eine Heerde lebt, die der Wink des Hirten auf eine kahle Dühnenklippe treibt oder in den Stall pfercht, j Daß germanische Volkheit im Qualm der 'Städte den Stolz freier Sassen noch nicht verlernt hat; daß sie nach selbstherrlichem Ermessen ihr Vertrauen giebt und nimmt; und, wenn Kothwendigkeit befiehlt, dem Haupt der in ihrem Bereich mächtigsten Familie mit unüberhörbarer Stimme, wie Hiobs Gott einst dem wilden Meer, zuruft: ,,Bis hierher darf Deine Gewalt reichen und nicht um Fußes Breite je weiter!" Das ist geschehen. Da der Wünsch treuer Herzen, die Majestät möge sich wieder mit Wolken kleiden und in Dunst wie in Windeln -wickeln, unerfüllt geblieben ist, im Gebraus üppigen Hoflagerlebens wohl gar nicht vernommen ward, haben tausend schrille Stimmen von dem Kaiser und König Gehör erzwungen. In den rauhen 'Chor klang eine fromm mahnende Weise hinein; wie ins Feuergeläut der ümflorte Ton einer Totenglocke. Der Vorstand der.Konservativen Partei hat eine 'Erklärung veröffentlicht, in der gesagt wird: „Wir sehen mit Sorge, daß Aeußerungen Seiner Majestät des Kaisers, gewiß von edlen Motiven ausgehend, nicht selten dazu beigetragen haben, zum Theil durch mißverständlich»

Auslegung, unsere Auswärtig© Politik in schwierige Lage zu bringen. Wir halten, geleitet von dem Bestreben, das kaiserliche Ansehen vor einer Kritik und Diskussion, die nicht zuträglich sind zu bewahren, und von der Pflicht beseelt, das Deutsche Keich und Volk vor Verwicklungen und Nachtheilen zu schützen, uns z.u dem ehrfurchtvolen Ausdruck des Wunsches verbunden, daß in sojchen Aeußerungen künftig eine größere Zurückhaltung beobachtet werden möge." Eine Totenglocke. Die einen ehrwürdigen Wahn zur letzten Kuhstatt geleitet. Ein König von Gottes Gnaden dürfte nie getadelt, niemals zu „größerer Zurückhaltung" gemahnt werden. Der wüßte besser als jeder Andere, was ihm ziemt, was dem Lande frommt. Der fünfte 'Novembertag des Jahres 1908, der diese Erklärung gebar, ist aus Preußens Geschichte nicht mehr zu tilgen und die Männer, die uns ihn erleben ließen, verdienen Dank; trotzdem sie nicht Alles thaten, was die Noth der Zeit zu thun drängte. Wie dünnes Spinnengewebe nur umkleiden die Kurialien und Klauseln die ernsteste Küge. Die Erklärung kann nicht verhallen und muß fortwirken wie' eine Thafc. Und die Männer, die sich dazu entschlossen, haben den Kranz, der Tapferen lohnt, nicht in bequemem Schlendern erreicht.

Vor zwanzig Jahren beim Johannitermahl in Sonnenburg, hat. Wilhelm der Zweite die „Edelsten des Volkes" als seine zuverlässigsten Helfer'gerühmt. Sechs Jahre danach sprach er in der Krönungstadt preußischer Könige: „Wie der Epheu sich um den knorrigen Eichstamm legt, ihn schmückt mit seinem Laub und ihn schützt, wenn Stürme seine Krone durchbrausen, so schließt sich der preußische Adel um (mein Haus." Der sichtbarste Theil des Adels hat vor der Antwort auf die Reichslebensfrage so lange gezaudert, daß die kaiserliche Katachrese an Sätze erinnern mußte, die'Goethe ins Buch seines Erlebens schrieb: „Wie die Mollusken keine Knochen, so hat der Epheu keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, dei Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr. zu verderben ist, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; dia Bäume saugt er aus und am Allerunefträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und versichert, hier sei ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe." Die Zeit ist vorbei. Der Adel will nicht länger anschmiegsamer Epheu sein. Nicht blind, wie ihm zugemuthet ward, durch Dick und Dünn folgen. Die Von Buch, Erffa, Heydebrand, Kröcher, Manteuffel, Mirbach, Normann, Pappenheim fühlen, daß ihre Kaste verloren, wäre, wenn sie sich jetzt :'noch völlig von dem Empfinden der Nation schiede. Sie haben Brüder und Vettern, Söhne und Schwiegersöhne in der Armee und in der Verwaltung, sind dein Hofbann erreichbar: und sprechen dennoch deutlicher als irgendwo eine bourgeoise Gruppe. Muthig und (deshalb) klug. Hat Wilhelm sie gehört? Begriffen, wie tief das Volksgemüth erregt sein mußte, ehe der Freiherr von Manteuffel, der Präsident des Preußischen

Herrenhauses, sich entschloß, seinen Namen, eines sozial und wirthschaftlich bedrohbaren Mannes, als ersten unter die Rüge zu setzen? Die um den Kaiser und König sind, waren seit Jahren verpflichtet, so zu ihm zu .sprechen wie die elf Deklaranten. Ihm zu sagen, wie im Reich über ihn gedacht werde; in den Palästen der CBundesfürsten und im Bauernhaus, auf dem Landsitz der Junkerfamilien und im Prunkzimmer des reichen Stadters, im Kasino und in der Fabrik. Dann wäre der Wunsch, den die Deklaranten, um diligentiam zu zeigen, ihrer Mahnung anhängten, vielleicht zu erfüllen: dürfte man über das Geschehene schweigen. Jetzt darfs nicht sein. Um des Reiches willen. Noch ist nicht« gewirkt, nichts gesühnt, nichts verbürgt. Ist durchaus nicht sicher, daß nach ein paar Wochein das alte l^eid nicht wieder die Volkskräfte lähmt. Das aber darf nicht sein. Um des Reiches, auch um des Kaisers willen.
,,Es ließ mir keine Ruhe: ich mußte reden[, schrieb Friedrich Wilhelm der Vierte an Thile. Könnte auch sein Großneffe geschrieben haben. Er muß reden. Und Niemand hat das Recht, ihn zu hindern. Nur: die Nation will für seine Reden nicht länger verantwortlich sein. Für von ihm Gesprochenes und Geschriebenes nicht. Denn sie glaubt nicht, daß der fast Fünfzigjährige sich ändern, „sich Zurückhaltung auferlegen" könne. Als er darum ersucht worden war, kam das Zeppelinspektakuluin als Trutzantwort. Wurde der alte Graf vor allem/ Volk aufgefordert, so rasch wie möglich neue Luftschiffe zu bauen. Warum so rasch? Der Brito fragts; und erwidert selbst: Weil der Kaiser uns an den Inselleil) will. Das ist gedruckt worden. Da haben wirs also wieder. Ein Geschäftsmann ruft nicht über den Markt, was er vor hat. Ein Deutscher Kaiser, der die Kriegsschiffe für Meer und Luft nicht schnell genug fertig haben kann, mag tausendmal betheuern, daß er nichts Arges gegen Britanien sinnt': kein Engländer wirds ihm glauben. Das Reichsgeschäft fordert ein politisches Temperament, nicht ein dramatisches. Der Kaiser langt nach der Augenblickswirkung und freut sich, als wäre die Welt eine Schaubühne, an Worteffekten, Gruppenbildern, Abgängen und Aktschlüssen.- Wir freuen uns nicht daran; haben für solches Vergnügen höchstens von Acht bis Zehn abends Zeit. Wir wollen die Geschäftsleitung ungeschmälert Politikern gesichert wissen, die über den Augenblick hinaus denken und jedes Thun, jedes Unterlassens Folge bis ans Ende ermessen. Die sich nicht stets vor dem Photo- oder Kinomatographen fühlen. Gründlich vorgebildet sind und alle Stunden des Tages (und, wirds nöthig, auch der Nacht) ihrer Arbeit hingeben. Denn ohne zu arbeiten, von früh bis spät, kann heute selbst ein Genie nicht regiren. Für einen Jupiter, der aus der Wolke hervorblitzt, danken wir. Wollen endlich in gleich starker Rüstung mit den Rivalen um das Lebensrecht kämpfen. Und Leuten, die an die Staatsspitze nicht taugen, nicht auf ewig unlöslich verbunden sein. Uns die Möglichkeit wahren, taktlose, ungeschickte

oder kompromittirte Menschen wegzujagein. Solche Möglichkeit bleibt nur, wenn diese Menschen nicht im Purpur geboren sind. Damaskus, Kiautschau, Tanger, Krüger, Stoessel, Witte, Loubet, Ooluchowski, Tweedmouth, Hill, Wortley, Haie . . Wer zählt die Völker, nennt die Nammen? Wir haben genug. Schon müssen Manuskripte, die Bekenntnisse des Kaisers enthalten, heimlich zurückgekauft werden (und in England liegt noch gefährlicher Sprengstoff in Fülle). Schon müssen wir knirschend hören, wie in Westminster der Premier und die ehrenperthen Abgeordneten das Reichshaupt in offener Sitzung höhnen. AVir wollen nicht mehr. Wilhelm der Zweite hat bewiesen, daß er zur Erledigung politischer Geschäfte ganz und gar ungeeignet ist; hundertmal bewiesen, daß ihm selbst bei günstigster Marktkonjunktur kein Abschluß gelingt. Er mag viele Fähigkeiten haben; diese fehlt ihm völlig. Und hätte er den Keim in sich, so fände er, der Soldat und Seemann, Theologe und Historiker, Maler und Aesthetiker, Dichter und Komponist, Jäger und Yachtmann, Prediger, Maschinentechniker und Regisseur ist, nicht die Muße, die innere Stille, ohne die nichts hienieden^zu reifen vermag. „Das Weltall Dir unterthan": Das paßte vielleicht in die Tage des Sonnenkönigs. Heute würde durch die Ubiquität eines Herrschers nur Aergerniß gegeben. Wer mag denn immer von Einem hören, in jedem Morgen- und Abendblatt neidisch seines Erlebens Spur finden? Wir wollen auch nicht, daß der Kaiser seine Standart© über die Wälle einer Festung Wirft, die für uns werthlos ist und deren Schanzen wir dann doch stürmen müssen, um die Standarte zurückzuholen. Gehts wie bisher weiter, so müssen wir einen Krieg führen, um die verlorene Achtung wieder zu erwerben und uns vom Fluch der Heerdenlächerlichkeit zu lösen. Das wollen wir nicht. Ein langwieriges 'Schauspiel nur: da wäre der Blutpreis zu hoch.

Der 'Kaiser ist nicht Monarch. Das Reich ist souverain; nicht der 'Kaiser. Der darf das Reich nicht ohne Zustimmung Sachverständiger "binden. Und diese Sachverständigen dürfen nicht gezwungen sein, drei Viertel ihrer Kraft immer erst, an die Beantwortung der Frage zu verwenden, wie ihr vernünftiges Planen dem Kaiser plausibel zu machen ist. Wir wollen nicht Tag vor Tag in unserem Kulturgefühl gebildeter Europäer durch Eede und Schrift beleidigt sein. Wir wollen Staatsgeheimnisse wahren. Fremden weder schmeicheln noch drohen. Unwahrhaftigkeit, Gaukelspiel, Byzantinerprunk verachten. Wieder bündnißfähig werden. Uns vor Händeln hüten, unvermeidliche aber ohne feiges Zagen ausfechten. Uns nie ohne Deckung zu weit vorwagen, nie aber auch vor einer Gefahr oder einem Bluff zurückweichen. Dieser Wille schon zwingt die alte Reichskraft herbei. Und die alte Achtung kehrt wieder, seit bewiesen ist, daß der Deutsche auch gegen den Kaiser noch zu wollen wagt.

Wenn wir heute leugnen, werden wir morgen überführt. Wenn wir heute aufathmen, schnürt morgen neuer Gram, neue Scham uns

die Kehle zu. J© schneller das Gift herauseitert, je rascher der im Inselreich gehäufte Sprengstoff zerprasselt, um so besser für Deutschland. Wir könnens dem Kaiser nicht ersparen. Warum ersparte er uns nicht die Wahl, zue(rst an ihn oder ans Reich zuerst zu denken? Er hat in den zwei Interviews Britanien, Rußland, Frankreich, Japan, Holland, die Türkei gekränkt, alle Anderen mißtrauisch gemacht und in Amerika, wo er eifernd Liebe gesät hatte, nur Haß und Hohn 'geerntet. Vorbei. Zwei Möglichkeiten boten sich ihm. OEr konnte demj Reich das Opfer freiwilliger Abdankung bringen oder auf das'Amt des Geschäftsführers verzichten, für das er nicht paßt und das heut© keinem Gekrönten und drum Unentfernbaren zufallen darf. Diesen Verzicht hat er öffentlich ausgesprochen; braucht unser Vertrauen in seine Politikerfähigkeit also nicht mehr. Darf, wie jeder Gentleman, aber fordern, daß seinem Wort geglaubt wird. Er will nicht in Bossuets, nicht in Fritzens Sinn ferner noch deutsches Schicksal regiren, sondern der still thronende König und Kaiser reifer und selbstbewußter Völker sein, die mit seinen Ahnen Verträge geschlossen haben. Ob ers vermag, müssen wir in Geduld abwarten. Doch entschlossen sein, jedem Schritt, der auf den Weg ins Unglück zurückführen könnte, uns wuchtig entgegenzustemmen. Nicht Friede ist: Waffenstillstand.;

Auch Deutschlands Volk muß sich ändern. Dem Tand, dem Prunkschauspiel, der Titelsucht entsagen,, dem Schmeicheldienst sich entwöhnen, seine Grundrechte gebrauchen, dem König und Kaiser imponiren lernen. Wer kennt denn djie Verfassung gründlich'.' Wer nur von Denen, die sie jetzt umstülpen oder flicken möchten? Sie genügte dem Bedürfniß gestern noch; mit geringeren Rechten und Machtmitteln hat Britaniens Parlament die Stuarts unter den Willen des Gesetzes gebeugt. Kriechet nicht vor dem Kaiser noch haltet Euch fern von ihm wie, in der Sterbestunde, Chinas Edle von dem Himmelssohn, dessen Siechbett Keiner nahen darf und der in Asiens Hofpomp einsam verröchelt. Sehet ihn menschlich; den Menschen. Wenn an seinem Willen auch nie wieder das Schicksal deutscher Menschheit hängen darf: ein guter Vertreter leuchtender Rechtshoheit kann dieser Impressionable, mit seinem wirbelnden Eifer, seiner fluthenden und ebbenden Einbildnerkraft, morgen noch werden. Mächt es ihm leicht; unüberwindlich schwer nur die Erfüllung des jäh etwa auflackernden Wunsches, wieder in den Bereich nüchterner Geschäfte hineinzutosen. Ringt ihm Achtung ab; die Erkenntnis, daß Ihr sicherer, als er that, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige herausrechnen könnt. Und sprechet gelassen dann, mit artiger Tapferkeit, zu den Fremden: „Daß Euch des Kaisers Zunge gekränkt hat, schmerzt uns. Daß er in der Stunde des Scheltens und Drohens eben so ehrlich war wie in der «tes Werbens und Streicheins, braucht Ihr nicht zu glauben. Wir wissens. Fraget fortan nicht immer nur ihm nach. Meinet nicht Xkr Briten, weil «eine rom Onkel gereizten iferyen von WeltkaU*

atrophen träumten, für die Abwehr deutscher Erobererheere Euch rüsten zu müssen. Iml Bannkreis solchen Spukes müßte Euer .Wohlstand, wie unser jüngerer, versiechen; und trotz der Interessemspaltung sind wir doch Verwandte und nicht für ewige Zeit vor Hut. Wenn Ihr die Hoffnung aufgebt, sechzig Millionen arbeitsamer, gestählter und geschulter Menschen je wieder als arme Vettern aus dem Kontinentalwinkel behandeln zu dürfen, werden wir uns eines Tages auch über die Flotte verständigen. Weil wir müssen. Beide. Schon denkt mancher Ernüchterte wie Fritz von Preußen einst: ,Ich glaube nicht, daß wir uns je überreden lassen dürfen, eine Kriegsmarine zu schaffen. Den großen Flotten Europas würde unsere doch nie an Kraft gleichen; und wenn wir weniger Schiffe haben als andere Nationen, ist die Ausgabe nutzlos1. Um das für die Flotte nöthige Geld aufzutreiben, müßten wir am Landheer knausern. Mir aber scheint nützlicher, die stärkste Armee Europas zu 'haben ialsl unter den großen Seemächten die schwächste zu sein.' (Expose du gouvernement prussien, des principes sur lesquels il roule, avec quelques reflexions politiques.) Luftfahrzeuge werdet Ihr nicht langsamer bauen als wir. Wollt Ihr, weil wir Euch vereinsamt scheinen und auf der See und in der Luft noch fern vom Ziel unbedachter Sehnsucht sind, für ein Jahrhundert ein muthiges, mit gefährlicher Schnelle sich mehrendes Volk Euch verfeinden? Einem habt Ihr fürchterliches Planen zugetraut. Er blitzt nicht mehr; wird Euch mit Donner nicht mehr aufschrecken; ein Kaiser wie andere Kaiser werden. Merket Alle, in West und OsU Wie Wilhelm über eine Person, eine Sache denkt: daran hängt nicht mehr die Entscheidung. Der Versuch, ihn durch Schmeicheleien zu ködern oder durch Bluff einzuschüchtern, verheißt nicht länger Lohn. Wer mit dem Deutschen Keich Geschäfte machen will, muß die Stimmung des deutschen Volkes errechnen. Wer dem Deutschen Reich Schaden oder Schande stiften will, auf die einmüthige Abwehr vom deutschen Volk gefaßt sein. Das will in ernster Stille mit starkem Arm seiner Kinder Land bestellen. Und spin Kaiser hat auf die Möglichkeit verzichtet, Unrechtes zu thun."

Am siebenzehnten November 1908. Da stand im amt* licchen Theil des Reichsanzeigers: „Der Kaiser erblickt seine vornehmste Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungmäßigen Verantwort* lichkeiten zu sichern. Dem gemäß billigte er die Ausführungen des Kanzlers im Reichstag und versicherte den Fürsten von Bülow seines fortdauernden Vertrauens." Der durfte ohne Ueberhast sich (nach dem Brauch wort aus huldvollem Herzen) „seine Matratze stopfen"; ächzte auch hinter der Bö des „Daily Telegraph" noch unter Last und Lärm täglichen Tele* graphirens, Feierns, Betriebes; fiel dann von dem selben der gelben, der braunen

Paradedeck, das ihn in Glanz geschaukelt hatte. Und Alles blieb, wie es seit zwanzig Jahren gewesen war. Unsereins, spottete der unsanfter, nach kaum längerer Verschnaufens* pause, weggeschickte Bismarck, „ist froh, wenn der eine Ge* burtstag in jedem Jahr überstanden ist: der junge Herr möchte alle Tage Geburtstag haben." Die Lust daran hat der alternde sich nicht abgewöhnt. Kein Gott je die Freude an Weihrauh. „Wer lange regirt hat, müßte verschmachten, wenn ihn nicht Lob umsänge. Und doch sind Könige Menschen wie andere; haben nur Wichtigeres zu thun. Wer sich für besonders merkwürdig hält, meint selbstgefällig, die Welt-wolle jede Kleinigkeit erfahren, die ihn angeht." Als grämlicher Greis raunzt Fritz so, der einzige Zollern, aus dem (von unreinem Docht) eine Genieflamme knistert. Seines Neffen koburgisch gesprenkelter Urenkel bescheidet sich nicht in den kahlen Zwang nüchternen Geschäftes. „Einer nur ist Herr im Land und der Eine bin ich." „Ohne den deutschen Kaiser giebts auf dem Erdball keine Entscheidung." Zu Onkel Eduard: „Blut ist dicker als Wasser." Zum Gossudar Niki: „Ruß* (ands Trauer ist Deutschlands Trauer." Dann: „Unter meinem Dach haben die Zwei, als Hochzeitgäste, sich gegen mich tückisch verschworen." „Wir hatten zu häßliche Aus* wüchse; Sezession und so was. Der Krieg ist ein Glück für' uns. Jetzt wollen wir sie dreschen." Genug; sonst brennt in hundert Narben die Erinnerung an unsägliches Leid. Doch Einem, der vor der schwersten Pflicht nie bang gezaudert hat, ritzt Salbaders Bußpredigt nirgends die Seelen* hat. Wir wissen, bethuliche Feinde, durchaus, was war, was ist; und blicken aus wachem Auge bis auf den Grund un* seres Kelches. Eurem Einspruch ist nur der Innenzustand offen, aus dem internationale Gefahr keimen könnte. Der war. Wird nie wieder. Alle Kraft zum Guten, keine zum Schlechten ist, auch nach fritzischer Mahnung, dem König, dem Kaiser gewahrt. Die Abrechnung ist Deutschlands eigene, heilig ernste Sache. Und seines freien Willens Recht, die Stunde zu solchem Verhängnißwerk zu bestimmen.

In der Note, die, sogleich nach dem Eingang des von Deutschland beglaubigten Wortlautes, die Frage nach der Bereitschaft zu Waffenstillstand bej aht, sagt Präsident Wi'

„Weil der Weltfriede jetzt an aufrechtem Geradsinn hängt, befiehlt Pflicht unzweideutig offene Rede und verbietet die Milderung schroffen Tones. Den Kriegsgenossen kann ich, zu Erwägung, nur den Waffenstillstand vorlegen, der vor Wiederaufnahme der Kampfhandlungen schützt und in dessen Dauer die Ausführung alles Zugesagten zu erzwingen ist. Die Zwangsmöglichkeit muß jede Einzelbestimmung der .Punkte' umfassen. Solche Sicherung ist unerläßlich, weil wie bedeutsam groß der in Deutschlands Verfassung be<= wirkte Wandel auch sei, der Kern der Schwierigkeit noch nicht erreicht scheint. Nur der Wille des deutschen Volkes soll fortan Krieg entfesseln und enden. Doch über den Krieg von heute hat er keine Gewalt: denn der Einfluß des Königs von Preußen ist ungedämmt, die Macht der Reichsmilitärbehörden nicht dem Volkswillen unterthan und alle Entscheidung Denen gelassen, die bisher Deutschlands Herren waren. Diesen aber weigern die Völker der Erde ihr Vertrauen. Weder morgen noch jemals wollen die Ver* einigten Staaten über Friedensschluß, Rechtssühnung, völker* rechtliche Pflichtleistung mit selbstherrisch Thronenden oder mit Heereshäuptern verhandeln. Die dürfen nur Unter* werfung, nicht Verständigung, anbieten. Verhandeln können und wollen die Vereinigten Staaten nur mit Männern, die sich im Ernst Vertreter des deutschen Volkes nennen dürfen und denen die Verfassung einen unentreißbaren Regirersitz einräumt. Durch Verhüll ung solcher Grundpfeiler desDenkens und Wollens würde der Sache, um die es geht, nicht ge* dient." Der Staatssekretär unseres Auswärtigen Amtes hat geantwortet: die Volksregirung, der seit dem Verfassung* wandel alle Machtbefugniß zugefallen, auch die Militär* gewalt unterstellt sei, werde, allein, verhandeln, entscheiden; und harre der Angabe, unter welchem Beding der Waffen* stillstand zu erlangen sei. Harter Forderung ist sie, sind wir gewärtig. Oesterreich, Ungarn und die Türkei haben sich, weil sie zu müssen glaubten, auf Gnade oder Ungnade ergeben. Der czecho * slowakische und der südslawische Staat klammern sich mit allen Fasern in die Gunst der West* mächte, denen sie selbständiges Leben danken, und können morgen Aufmarschgebiete des Feindes sein. Graf Andrassy, als Liquidator der Doppelmonarchie Burians Erbe, hat sich,

ohne Deckung durch einen Vermittler, an die Regirungen Amerikas, Englands, Frankreichs, Italiens gewandt. Wen hats, wie Donner den Blinden, noch überrascht? Vor zwei Wochen sagte ich: „Es gehört zu den grausigsten Witzen der Weltgeschichte: ein Krieg, von unserer Staatsweisheit unternommen, um ein unhaltbares Oesterreich zu halten, hat jetzt bewirkt, daß dieses Oesterreich sich selbst für unhaltbar in seinen alten Formen erklärt, auseinander* fällt und seinen nicht deutschen und nicht magyarischen Völkern, den Schützlingen seiner Feinde, die Konzessionen macht, die sie begehren. Wir sind allein: am Abgrund. Kein künstlich aufgequältes Dickicht mehr, ihn zu ver* bergen!" Allein, deutsches Volk; doch, endlich, frei zu würdiger Gestaltung Deines Sehnens und edler Gemeinschaft nicht länger unwerth. Drückende Bedingniß der Waffen* ruhe? Die Seesperre, die dem vereinsamten, auch in Ost bald wohl umwallten Deutschland nun noch rauher fühlbar werden muß, böte den Feinden, den Inhabern aller deut* schen Siedlergebiete, schon zulänglidhe Bürgschaft. Jede von Vernunft und Rechtsgefühl ertragbare sollen sie obendrein haben. Daß die Völkerbundesgenossen von morgen so thö* riccht, bis zu Selbstgefährdung tollwüthig sind, Deutsch* lands Entehrung zu wollen und dadurch den geduckten Militaristen in Auferstehung zu helfen, werde ich glauben, wenn Gewißheit die Dünste muthloser Reue verscheucht. Wird Hartes geheischt: kein Wuthschrei darf aus der Kehle. Wir wissen, von welchen Mächten uns dieses Verhängniß kam; und wollen nicht auf dem ekel besudelten Grab der Militärmonarchie, die einst jung und schön, an Seelenkraft und Wesensglanz reich war, nun aber in Gräueln ohne* gleichen erstickt ist, einer „Ehre" nachtrauern, die niemals wieder unser sein dürfte. Wer in dem Absturz des Mili- tarismus, der von Millionen wilder Flüche umheulten Geistes* verfassung, ein hohes Glück, ein allem Erdgewimmel Gnade spendendes, bejauchzt, darf das verwesende Gerippe, die Aasweide, nicht mit Witwersthränen feuchten. Im Rhyth* mus froher Andacht heilige, trotz dem Drang zehrenden Leides, Dein Herz, deutsches Volk! Selbst schufest Du Dir Freiheit; und Dein Schicksalsweg biegt inMenschheit zurück.

Herausgeber un^ verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlap d
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß 6. Garleb G. m. b. H. in Berlin,

floftefpreig ffir £t<ero<ur
Domain Möttau 5
t 1
&nber* unb 3ugenbjaf)re
i
II
3oftamt ßftrtflof in parte
3Jtanne$jaf?re
III
3ofrmtt Wfiof am 3$e(
JOte 3at?re bcr Örfüflung
] 2JW biefen 3 Sänben iff baff Bcrf üoflflfönbig.
3eber 25anb foffef:
! ©e1?eftct M 9. —, gebunben iVT 11.—
baju 25% ^ÖerTagö8uf(^(oä
■*
Sit» 23ortoort jum testen Sud? Mefeä 2Derfe$ förieb "Roüanb, cor
tem Kriege:
,,3dj tjabe bie Sragöbie einer ©enerafion gefdjrieben, bie im
©cfjtoinben begriffen iff. 3dj fjabe nidjfö Don ifyren iaffern unb itjren
Sugenben ju »ertjeimtidjen gefudjf, nidjfä eon ber auf ifjr laffenben
Uraurigfeit, ifjrem toirren #odjmuf, ifjrem tjetbenfjaften 25effreben im
! erfragen beä £eibe& baö eine übermenfdjtidje Stufgabe ifjnen erbrütfenb
aufgebürbet tjat, ein ganje« ©türf 2Betf neuäufdjaffen: eine Moral eine
ätefffjetif, einen ©tauben, eine neue 2JIenfdjtjeit. — ©o finb tpir getoefen.
3tjr 2ftenfdjen eon fteufe, itjr jungen 2JIenfdjen, nun iff bie 2fteifje
an eudj! ©djrettef über unfere £etber fjintoeg unb tretet in bie eor*
berffe Cfteifje. ©etb gröfjer unb gtütftidjer aU mir. 3dj fetbff nefjme
! Stbfdjieb t>on bem,. ma$ meine ©eete toar; idj toerfe fie fjinter midj tote
eine teere öüfte. ©atf £eben iff eine Jotge bon £oben unb Stuferffetjun*
gen. £afj unä fferben, (Jtjriffof, auf bafj totr toiebergeboren toerben."
■£iterartfd)e SfafTaft Hüffen & Xoening / granffurf a. "XR.

\ j.:mlulllUUlllllIIlullii„:
. . . . . . ><xxx>ooo<xx>ooo<x>o<x>I
, .: .1.,.:.„.:.,. lilllllllillllllllllhl I iKIUlllIUlllllilMii.H „d.u.Uiili.ilmilli.iii. „„.1 i .' I.I.,.II,.:1l Li.illi.lilttililiII:. i\i ...j"
<5/ne Trauendicßtung von feftenem Wert! v
> ^T2t1^tUIiniIIIIUIIIIIIUillIIIIIIIIIIijII III I IIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIII II IIIIIIIII I rlIIIIITmIIllinIIII IIIIIIIIIIIIIIIIIIIIII IIilI1irlII1lfIrIIIIII3III T1IT1 II
IT11111 ri 111U r T111 II 1II1I1II II I II III II»1II1111II II II 11I1111 I IJ1II11I IIf 11 riII IW 1 , ^~ ^
A N NI APEL
35 a $ e infame Jj? e r §
(Sin £ tb cn
©eb\ 591. 4. 20, geb. 5Jtt. 5. 80
grifj (Engel im „berliner SageMatl":
line fefcr ernfte, feftr ernft ju neSmenbe ©«f<t»itfefe... 3eber
heftigen (Bebärbe feinb, mil einer (litten melobifäen fieibenföaft,
bie (üb, lieber na<b innen «erje^rt, eb> fte effef<b<if<benb na<b äugen
W&$t, werben bie« 59?enf<benlinb unb feine !ölitmenf<ben »er «n« fcin»
gefiettt. unatttiiglidje, Itcbcfectfcfjenbe, auifc im Sjlenfi&enfäroarnt
flets abfeifige Äinb ifi mit tiefbringenbem 2B<u;rbei<sauge gefeiten.
/ :III il'lilllllllll' :, llllIIIIIIIIIIIIII
Söcrlag: Jpuber & (Eo. / grauenfelb uno Scipjig
X ?'mriimIIllIIl'IIIIIlIITl ' "' ''I,'',1'l'll""ll'1milll'lltllll1IIi' v11m1"'
xx>ooooo
"ÜIiUlllliiiiiu.ni in.,I.lull..i.iui.,.,,.1i.,.1 ,,;,i.l;l.m , , 1u":ii"iliwii".n.,
"l'l" "i'ii'ii"t'"-ii',i'-i'"HIi"'' 'H1'ti'nmIIm'i'Tiirw"^\,
Soeben erschienen:
(D0R1T3 ceöeReR
Lieber öasTbeater
Die moralische Anstalt — Das Schöne,
Gute; Wahre — Das Spiel auf ber
Schaubühne * Hationaltbeater *Theater,
Unterbaltungsbübne, ftino — Der
Spielleiter — Der Spieler — Das
Publikum — Scbmocn, öer Rritihus —
Impression unb Cxpression — Sbafce*
speare unb 0Do3art — flfcibas Wort
1. bis 10. Tausend
Geheftet eine (Darb Vor3ugsausgabe vier (Darh
yDurcb den Bucbbanoel ooer vom Xenienverlag 5U C e i p 3 t gy
Nützliche Blicher ^ffifÄ
O. A. Grambs VIII, Sonneberg, S.-M.

2. November 1918
— Die Zuknnft
Annahme für Vorweif eis
Rennen zu
Berlin-Karlshorst: 4., 10. November.
Trabrennen zu
Berlin-Mariendorf: 3. November.
Annahme von Vorwetten für Berlin und auswärtige Plätze,
bei persönlich erteilten Aufträgen bis 2\U Stunden vor dem ersten
programmässig angesetzten Rennen:
Schadowstrasse 8, parterre,
Kurfürstendamm 234,
Bayerischer Platz 9 Oranienburger Str. 48/49
(Eingang Innsbrucker Strasse 58) (an der Friedrichstraße),
an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim
Leipziger Strasse 13a Tauentzienstrasse 12a
(nur wochentags)
Nollendorfplatz 7 Rathenower Strasse 3
Planufer 24 Königstrasse 31/32
und Französische Strasse 49 Elsässer Strasse 95
(Geschäftsstellen des Luftfahrerdanks)
Für briefliche und telegraphische Aufträge
Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmässig
angesetzten Rennens
nur Schadowslr. S.
Am Wochentage vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr
abends angenommen.

Unter Bezugnahme auf die heutige Bekanntmachung betreffs Einlösung der bei den-
Zahlstellen hinterlegten fälligen Zinsscheint und ausgelosten Stücke
russischer Staatsanleihen
und staatlich garantierter Wertpapiere
fordern wir die Hinterleger von Zinsscheinen und verlosten Stücken, insoweit sie Beschei-
nigungen von uns erhalten haben, auf, diese Bescheinigungen bei uns einzureichen.
Falls die Einreichung an unseren Hauptmassen in Berlin erfolgt, so hat sie in
den Vormittagsstunden zwischen 9—1 Uhr, und zwar im Interesse schnellerer Er-
ledigung nach den Anfangsbuchstaben der Namen, auf welche die Bescheinigungen lauten...
an folgenden Tagen zu geschehen:
Für die Buchstaben A bis _D am 14. Oktober 1918
. m m E „ U n 15. „ 1918
„ . » J , I* , 16- t, 1918
, . „ m „ it „ 17. „ 1918
. , „ Ä, Seh, St „ 18. „ 1918
„ „ „ T bis Z n 19. „ 1918
Bei Aufarbeitung der brieflich zu erledigenden EioreictiungeQ werden in Anbetracht
des überaus großen Materials und der knappen Arbeitskräfte gewisse Verzögerungen un-
vermeidlich ssin, wenn wir auch selbstverständlich auf größtmögliche Beschleunigung
bedacht sein werden.
Die am Anfang des Krieges von uns ausgestellten Bescheinigungen über-
Bestbeträge von Zinsscheinen und verlosten Stücken von Obligationen verschie-
dener russischer Eisenbahn - Oesellschaften gelangen gleichfalls jetzt zur Aus-
mahlung und sind demgemüss uns einzureichen,
Berlin, den 9. Oktober 1918.
Mendelssohn & Co. S. Bleichröder.
Direction der Disconto-Gesellschaft. Berliner Handels-Gesellschaft
Dresden - Hotel Bellevae
Waltbekanntes vornehmes Haus mit allen xeltgemassen Neuerungan

Das einsame Herz. Ein Leben aufgezeichnet von Anni Apel. Ausstattung' von Otla
Bauniberger. Verlag; Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig. Geh. 4,20 M., geb. 6,80 M.
Diese Frauendichtang tritt in mehr als einer Hinsicht aus der Reihe der alltäglichen Bucherscheinungen heraus. Die Frau, die sie schrieb, ist Künstlerin im echten, Schicksals vollen Sinn, nicht Schriftstellerin aus Muße, die nur aus ihrem engbezirkteo Erleben zu berichten hat, oder Lite rat urweib, vor dessen gewaltsam emanzipierter Anschauung die Grenze zwischen männlicher und weiblicher "Welt verwischt ist. Das Grunderlebnis aller ganz starken, ganz tiefen Frauen an der Lauheit und Schalheit der heutigen Beziehuungen von Mensch zu Mensch ist hier zum erstenmal rücksichtslos, vo-n einer Frau gestaltet. Die seelischen Vorgänge sind mit kühner Offenheit aufgedeckt,, die in der klaren Reinheit der Anschauung ihre Rechtfertigung hat. Unbewußtes ist in einer Fülle hell geworden, und besonders sind die kleinen Empfindungen und Eindrücke des Kindes mit einer Erinnerungsfeinheit aufgezeichnet, daß das Buch dem auf Seelenwissen Schürfenden mehr gibt als eine Bibliothek psycbologiscber-Werke. Die mit der strengen, ausdrucksmächtigen Plastik jüngster Sprachkunst geformte Prosa beweist, daß eine Künstlerin von seltenem Rang ihr Letztes gab.

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt der Firma Julius Klinkhardt, Leipzig,. beigelegt, der auf ein Werk von Dr. K. Henning hinweist. "Wir möchten nicht verfehlen, unsere Leser auf das interessante Buch aufmerksam zu machen, in dem die* Kriegshetzereien der amerikanischen Schwerindustrie bloßgestellt werden.

Berlin, den 9. November 1918
Kaiserkrisis
Jedes Herz, dessen Schlag vom Morgendämmern großen Erlebnisses nicht zu verschüchtern ist, grüßt mit den Wünschen brüderlichen Hoffens die frei gewordenen Völker Oesterreichs und Ungarns. Die haben ihre Sache gut ge* führt. Die „Schmach" der Kapitulation, der Ergebung in Gnade und Ungnade des Feindes haben sie der k. k., der k. und k. Regirung aufgebürdet, deren niederträchtige Tücke durch das Handeln gegen Serbien, deren dick verstaubte Unzulänglichkeit durch alles seitdem Geschehene (Mobilisis rung, Kriegsführung, Korruption,Hungersnöthe) jedem nicht völlig Blinden erwiesen ist. Diesen längst rundum zerbeulten und stinkig gewordenen Zwillingapparat hat, sammt der ihm anhaftenden Schmach, ein Höllentrichter verschlungen. Das sahen die Völker jauchzend. Czechen, Deutsche, Italer, Kroaten, Magyaren, Polen, Serben, Slowaken, Slowenen, "Walachen. Alle nicht von der Sorge um die Sicherheit ihres Geldschrankes bis an den Wesensrand bebenden Menschen. Und danach ist jedes Volk rüstig an die Arbeit gegangen, nach Bedürfniß und Willen seinem Leben Gestalt, seiner Zukunft feste Wurzeln zu schaffen. Die Bedingungen, die den Waffenstillstand erkauften, sind furchtbar hart? Darüber darf die Staatsmacht nicht klagen, die in das auf ihren An* trag neutralisirte, nicht der winzigsten Neutralitätverletzun schuldige Belgien einbrach und einundfünfzig Monate lang s

wie im Land eines ruchloser Gräuel überführten Feindes drin hauste. Nach halbjährigem Feldzug forderte, im Januar 1871, Bismarck in Versailles von einer Regirung, die für den Kriegs* ausbruch nicht verantwortlich war: die Uebergabe aller Forts und das Recht zu Besetzung der ganzen äußeren Verthei* digunglinie von Paris, das in den ersten zwei Wochen des Waffenstillstandes zweihundert Millionen Francs, als Kriegs* tribut, zahlen mußte; die Gefangenschaft und Entwaffnung der gesammten Besatzungmannschaft (bis auf die zur Wah* rung des Bürgerfriedens unentbehrlichen zwölftausendMann)r die Auslieferung aller Laffeten von den Wallgeschützen.
So waren in einem überwältigten, wehrlosen Reich die Be* dinge des Waffenstillstandes. In Oesterreich und Ungarn drückt die Härte höchstens den k. k. KaftJaver. Die Völker werden nicht stöhnen, wenn Amerikaner, Belgier, Briten, Frans zosen, Italer einmarschiren; die meisten werden jubeln. Sie verlieren nichts. Sie gewinnen das kaum noch erträumte Glück, auf dem nationalen, durch Eroberung ihren Vätern geraubten, durch Heirathschacher oder sonstwie durch List dem Erz* haus Habsburg*Lothringen zugeschmuggelten Boden ihrem Schicksal selbst den Weg zu bahnen, der auferstandenen Volkheit das wohnliche Haus, von der Grundmauer bis auf den Dachfirst, zu bauen. Nirgends wird dieses Werk leicht werden. Doch Freiheit ist Kraft; und niemals wird als unerträglich schwer empfunden, was in Freiheit ge* schieht. Die Völker Oesterreichs und Ungarns werden, früh oder spät, sich in Gruppen, in lockere oder straffe Gemein* schaft bündeln. Ihnen hat der Kriegsgraus die Möglichkeit freien Aufstieges in Menschheithelle beschert. Was hatte bisher sie gehemmt, in tausend Knebel gekettet, ihrem We* sen fremdem, ihrer Hoffnung feindlichem Staatszweck ver* frondet? Die Hausmachtgier einer häßlich greisenden Dy* nastie. Deren letztes Haupt, der junge Karl, hat vom ersten Regirungtag an den Wahnsinn dieses Krieges zu enden ge* trachtet, die einzige Gelegenheit aber, dem vom Taumel der Eintagssiege trunkenen Genossen das Ende abzutrotzen, an der Hand des eitlen Schwätzers Czernin, des Reichs* schänders, verpaßt: und büßt, als Erbe, nun für Säumniß

und Frevel der Ahnen. Ohne die unverzeihlichen Friedens*
vertrage von Brest und Bukarest wäre er zu retten gewesen;
oder schuldlos gefallen. Horchet der dröhnenden Warnung!
Ehe sie verhallt und die letzte freiem Entschluß noch offene
Stunde schmählich verzaudert ist. Das dunkelste Jahr deut*
scher Geschichte ging, seit ich in den schimpflichen Zu*
stand, in den der vergottete Militarismus das deutsche Volk
geknechtet hatte, die Andeutung schickte, würdiger Friede
sei heute noch zu erlangen, wenn von Hamburg bisTriest freie
Volksstaaten ihn heischten. Jetzt gesteht der Kanzler des
Deutschen Reiches: „Die Politik der militärischen und kon*
servativen Führer hat Schiffbruch gelitten." Will er aus
diesem tapferen Wort nicht den letzten Schluß ziehen, aus
dem tapfere That wird? Dann weht ihn der Volkszorn, des
Südwindes Sengflamme morgen vom Sitz. Die Reichsver*
fassung lehrt, wer für die „militärische Führung", für Er*
kärung und Führung des Krieges, für den Schiffbruch in der
Gewissenswelt verantwortlich ist. Monarchie im alten Wort*
sinn kann, darf, wird die Sintfluth nicht überdauern.
Die Zumuthung, vor dem Sterblichen auf dem römi*
schen Apostelsitz sich zu beugen, hat mit unwiderstehlicher
Wucht zuerst Otto der Große abgewehrt, als er Johann
den Zwölften der Unzucht und Simonie, des Meineids und
Tempelraubes anklagen und von Petri Stuhl stoßen ließ
und obendrein die Römer durch Eidschwur verpflichtete,
nie wieder ohne seine Zustimmung einen Papst zu wählen.
Der Gewaltige, der Leo dem Achten, dem Mann seines
Vertrauens, mit eiserner Faust wieder den Weg auf die Sella
gebahnt, den Gegenpapst Benedikt aus Rom in den deutschen
Norden geschleppt und den diesem Usurpator anhangenden
Stadtpräfekten mit den Haaren ans Reiterdenkmal des Marcus
Aurelius geknüpft, auf einem Esel nackt durch die Tiber*
stadt gepeitscht und dann aus deren Mauern verbannt hatte,
war Herr auch über Rom; war nun jedem Papst überthan.
Von Gottes Gnaden. Doch erst ein langes Halbjahrtausend
nach Ottos Tod in Memleben kam die Formel überall in
Gebrauch, wo ein Herrscher unumschränkt über das Leben

und die Habe ihm Unterthaner gebot. Dann erst gewöhnte die Christenheit sich in den Anblick, in die Vorstellung eines Kaisers oder Königs, der laut künden läßt, er habe seine Krone, ohne Mitwirkung irdisch Gezeugter, von Gott empfangen und sei für sein (durch kein Gesetz je gebundenes, durch keine Schranke begrenztes) Handeln nur dem höchsten Herrn des Himmels und der Erde verantwortlich. Leicht konnte da geschehen, daß aus dem Wort der Demuth ein Wort des Hochmuthes wurde und in Fürstenhirne sich der stolze Wahn einnistete, mit dem Goldreif habe auch eine besondere Kraft, eine den Gekrönten vorbehaltene göttliche Weihe sich um ihre Schläfen geschmiegt und die Empfänger solcher Gnade seien über den gemeinen Haufen erhaben. Das Gefühl der Abhängigkeit von dem Walten eines im Unermessenen thronenden Geistes schrumpfte oft allzu schnell und wich dem Wonnebewußtsein, in einem großen oder kleinen Erdenwinkel, als ein von Gottes Gnade Aus* erwählter, des höchsten Weltwillens Vertreter, Verkünder zu sein. Paulus hatte einst an die Korinther geschrieben, nur durch die Gnade Gottes sei ihm, dem geringsten, unwürdig* sten aller Apostel, beschieden gewesen, Gutes und Großes sogar zu'vollbringen. Mancher König und Kaiser sprach: In mir wirkt, aus mir redet Gott, dessen Gnade mich krönte, und an Rechte und Sitten, an Wollen und Wünschen des Ge* hudels da unten knüpft mich drum keiner Pflicht fesseln* des Band; da eine Euch unhörbare Stimme mir das Noth* wendige, das Nützliche ins Ohr raunt, weiß ich allein, was morgen geschehen und wie meines Reiches Ordnung, um dafür geeignet zu werden, beschaffen sein muß.
Große Menschen galten der griechisch*römischen My* thologie oft als Göttersöhne (Alexander, Piaton, Pythagoras); und aus der altjüdischen, in die Legende von der Jungfrauen* empfängniß und weiter fortwirkenden Ueberlieferung wissen wir, wie gern in der Welt dieser Vorstellung der Menschen* antheil an der Zeugung wichtiger Männer eingeschränkt und ihr Ursprung göttlicher Mitwirkung zugesprochen wurde. Isaak und Joseph, Samuel und Simson: der Ueberragende war das Kind greiser Eltern oder lange unfruchtbar geblie*

bener Mütter, war, wie Jesus, vielleicht gar der Sohn einer vom Manne nie berührten Jungfrau; und die Phantasie der Volkheit konnte träumen, die besondere Wesensart solcher Männer, die, nach dem Plan einer Vorsehung, ihrem Stamm Großes erwirken sollten, sei göttlicher, nicht menschlicher Zeugerkraft zu danken. Konnte sich mit dem Gedanken trösten: Weil ihn ein Gott schuf, wuchs er höher als wir armem Menschensamen Entsprossenen. Und da der König stets aller sterblichen Menschen größter scheinen mußte, war in allen Zeiten und Zonen das Mühen fühlbar, ihm im Glauben die Weihe göttlicher Abkunft zu sichern. »Wie dürfte er über uns herrschen und seiner Brust, seinem Hirn das Recht zur Vorschrift unserer Lebensordnung entnehmen, wenn er nicht aus anderem Stoff gefügt wäre als wir?« Die Könige von Hellas sahen in Zeus ihren Ahnherrn; Romulus, den ersten Römerkönig, hat, nach uralter Sage, Mars im Schoß der Vestalin Rea Silvia gezeugt; und im Germanenmythos ist Wotan der Stammvater der Heerkönige. War jungen Völkern, deren Fühlen noch dumpf, deren Denkvermögen noch schmal war, denn zuzumuthen, dem Rath kühler Ver* nunft zu folgen und aus freiem Willen sich dem Wink eines ihnen Gleichen zu beugen, weil er geeignet sei, ihren na* tionalen Wünschen die Erfüllung zu bescheren? Wo sie ge* horchen sollten, mußten sie einen Hauch göttlichen Odems wittern; ihr König durfte nicht ein Mensch wie andere Men* schen sein. Und diesem König, der oft als Eroberer ins Land gekommen war, konnte die Berufung auf das immer verhaßte Recht des Siegers nicht behagen; wenn er ohne hemmende Schranke herrschen, die Gesetze nach Belieben aufheben oder ändern, nach Bedürfniß oder Willkür über die Habe der Unterthanen verfügen und selbst von Gekränk* ten und Beraubten als in der Glorie Thronender angebetet sein wollte, brauchte er einen stärkeren Rechtsanspruch, der doch milder schien und die Gemüther nicht zum Zorn auf* reizte. Deshalb war das dem Titel vorzusetzende Demuth* wort »Von Gottes Gnade«, die vom ephesischen Konzil der Bischöfe angenommenen Formel, ihm willkommen. Die paßte noch in die Vorstellung der Zeit des Byzantinischer

Kodex, des dantischen Traumes von der Weltmonarchie und der Ubiquität des Kaiseradlers, des hemmunglos gläubigen Satzes: »Den König müßt Ihr als Einen denken, der in seines Herzens Schrein alle Rechte gespeichert hat.» Der Zustand genügte dem Bedürfniß; und war drum erträglich. Die Völ* ker hatten in der vom Himmelsglanz umleuchteten Krone einen der Anbetung würdigen Gegenstand und die Könige konnten das Recht auf schrankenlose Gewalt aus dem über* sinnlichen Ursprung ihres Herrscherberufes ableiten. Jahr* hunderte gehen und kommen; und in willenlos frommer Demuth dulden in Ost und West die Völker den sanften oder harten Druck der Hand eines Imperator oder Basileus, Kaisers oder Königs von Gottes Gnaden. Noch im sech* zehnten Jahrhundert der Christenzeit sagt William Barclay (in dem Traktat De regno et regali potestate adversus mo* narchomachos), die Monarchie sei das irdischem Blick sicht* bare Abbild des göttlichen Regimentes: nur von Gott, der die Völker höchstens einmal als Werkzeug zum Thronbau benutze, habe der König seine Krone und sei darum, so lange er nicht wider Gottes Gebot handle, unantastbar und noch als ein Ungerechter, als der ärgste Tyrann dem Ur* theil und der Rache des Volkes entrückt; denn ihm habe, als dem einzig von Gott zur Herrschaft Berufenen, das Volk sich mit all seinen Rechten und Sitten, seinem Besitz und seiner Kraft, mit Städten und Aeckern, Land und Wasser unterworfen und damit auf jede Möglichkeit verzichtet, die einmal hingegebenen Rechte und Gewalten zurückzufordern; als ein Teil oder Abglanz göttlicher Majestät sei die Ge* walt des Königs weder an Recht noch Brauch, weder an Volkswünsche noch an den Rath Edler gebunden und jeder Versuch, sie zu fesseln oder ihrem Willen den Weg zu sperren, als frevle Auflehnung wider die göttliche Weltordnung anzusehen. Und der in Frankreich lebende und lehrende Schotte wurde bald von dem Italer AI* bericus Gentiiis noch übertrumpft, der den König gegen den unwürdigen Verdacht, der Hüter des Gemeinwohles zu sein, verwahrt und ihm das Recht zuschreibt, jeder launischen Regung die unlösliche Fesselkraft des Gesetzes

zu geben. Freilich nur einem König, der auf der Erde
keinen Herrn über sich anerkennt und auch in Sachen des
Olaubens, ohne des Papstes oder gar eines anderen Kirchen*
fürsten zu achten, das entscheidende Wort spricht. »Ein
König im wahrsten Sinne des Wortes ist nur, wer sich in
keiner Angelegenheit, geistlichen oder weltlichen, auch nicht
in der allergeringsten, dem Richterspruch eines Anderen un*
Verordnet. Der König steht nur unter Gott und ward allein
berufen, auch die älteste Gesetzestafel nach eigenem Er*
messen auszulegen. Was dem König paßt, ist Gesetz. Er
ist ein auf Erden wandelnder Gott und seine Macht reicht
weiter als die in vorchristlicher Zeit dem Vater über das
Kind, dem Herrn über den Sklaven anvertraute.« Ungefähr
eben so denkt Hobbes, der in dem Buch »De cive« den Uns
terthanen verpflichtet, auch ungerechtem, vom Gesetz un*
zweideutig verbotenem Befehl der Obrigkeit blind und
stumm zu gehorchen, dem König die Befugniß vorbehält,
<len Sinn der Heiligen Schrift zu deuten und die Glaubens*
satzung vorzuschreiben, den Besitz des Bürgers von der
Willkür des Herrschers begrenzen, mehren und mindern
läßt und als ein Vorrecht der Königsmacht verkündet, im
ganzen Umkreis ihres Waltens mit alle Unterthanen bin*
dender Kraft die Normen der Sitte und Sittlichkeit zu be*
stimmen, im Bezirk der gleicher Rechtssatzung Gehorsamen
Allen und Jedem Ehre und Schmach zu prägen.
Ungefähr wie die Lehre Barclays und der Stuartverthei*
diger Gentiiis und Salmasius klang diese Rede. Nur glomm
in Thomas Hobbes kein Fünkchen mystischen Glaubens. Der
Mann, der das Wort vom Krieg Aller gegen Alle sprach und
die Behauptung, der Zweck könne jedes Mittel heiligen, nicht
scheute, war den Römern näher als dem Galiläer und benutzte
die Religion nur als Werkzeug zur Festigung der Staatsall*
gewalt. Mit Macchiavelli, dem beredtesten Anwalt des Ab*
solutismus, hätte er sich verständigt, auch mit dem Doktor
Luther, der rieth, wider Vernunft und Wissen, wenns die
Obrigkeit befehle, zu glauben, die Addition von Fünf und
Zwei ergebe Acht. Nicht so leicht mit Bossuet; dieser Bischof
von Meaux wäre ihm allzu christlich und daneben allzu kri*

tisch gewesen. »Der Königsthron ist der Thron Gottes, nicht eines Menschen. Als Diener Gottes, von dem alle Macht kommt, handelt der König: deshalb ist seine Person, als eines- Statthalters Gottes, heilig; ist sie vom höchsten Herrn selbst gesalbt und auserwählt, hienieden den Willen der göttlichen Majestät zu vollstrecken. Der Friede jedes Gemeinwesens ist bedroht und das Staatsgefüge in Lebensgefahr, wenn das Volk sich das Recht zuspricht, aus irgendeinem Grunde sich in Empörung gegen den König zu wenden. Denn in dem König lebt der ganze Staat.« (Tout l'Etat est en lui: das Wort steht in der Schrift »Politique tiree des propres paroles de l'Ecriture Sainte«. Daß Ludwig der Vierzehnte nie gesagt hat: »L'Etat, c'estmoi«,scheint heute fastgewiß;daß ersnichtimApril 1655, als gehorsamer Schüler Mazarins, der damals noch »der Staat« war, gesagt haben könne, hat schon Fournier erwiesen. Doch hätte der Satz nur mit der Deutlichkeit eines Entschüchterten ausgedrückt, was jeder Absolutist empfinden mußte. Und unter den Reden Napoleons fand ich eine, in der, noch 1813, der Kaiser zu den in die Gesetzgeberversammlung Abgeord* neten spricht: »Wer mich angreift, greift den Leib der Nation an. Was ist ein Thron? Ein mit Sammet überzogenes Holz* gestell. In der Sprache der Politik bin ich der Thron. Nur ich bin der Vertreter des Volkes. Ich bin der Staat.«) Solche Sätze Bossuets hätten dem englischen Materialisten, der den »Leviathan« schuf, nicht gefallen; doch auch das Rügerecht und den Einspruch ins Monarchenamt hätte er dem genialisch eifernden Kronprinzenerzieher nicht eingeräumt. Der sah, beinahe noch aus dem Auge eines Augustinus oderTertullian, die unter dem Wink und unter der Hut des dreieinigen Gottes stehende Majestät des allerchristlichstenKönigs; und schrieb dennoch: »Etwas vom Wesen der Gottheit lebt in dem König und flößt den Völkern Furcht ein. Aber vergeßt nicht, Ihr Götter aus Fleisch und Blut, aus Staub und Schmutz, daß Ihr eines Tages sterben werdet wie andere Menschen! Nur für eine kurze Zeitspanne trennt die Größe die Glieder des Menschheitkörpers; das Allen gewisse Ende stellt die Gleich* heit wieder her. Weil den Königen alle Gewalt von oben kommt, schulden sie Gott Rechenschaft und dürfen die Ge*

walt, die er ihnen gab, nicht nach willkürlicher Laune an*
wenden. Zitternd müssen sie ihres Amtes walten und stets-
bedenken, wie grausig das Verbrechen wäre, wenn sie die vom
Himmel stammende Macht zum Bösen gebrauchten. Ein
König, der nicht nützt, nicht für das Wohl des Volkes sorgt,
ist ein schlechter Diener des Herrn und wird eben so gestraft
wie einer, der gewaltthätig im Lande haust. Wer von Gott
die Macht hat, muß wie Gott herrschen: edel, uneigennützig,
wohlthätig. Wie der König die Hand vom Blut Unschuldiger
rein halten soll, so soll er auch die Zunge hüten, die nicht
minder gefährliche Wunden schlägt als das Schwert. Was
ist von einem König zu erwarten, der die Zunge nicht zügeln
kann und dessen Rede unaufrichtig ist? Die Kunst der Rede
soll dem König nicht ein versperrtes Gebiet sein. Doch darf
er auch nicht zu viel reden. Ein Wäscher, heißts im Ek*
klesiastes, ist nicht besser denn eine Schlange, die unbe*
schworen sticht. Wer zu unrechter Zeit redet, wird nicht nur
lästig, sondern schadet geradezu. Ein Narr, spricht der Pre*
diger Salomo, macht viele Worte über Gewesenes und über
Das, was nach ihm sein wird: und von Beidem weiß der
Mensch doch nichts. Der König muß Herr seiner Zunge
sein. Schweigen zu können, ist seine wichtigste Pflicht: denn
ohne Wahrung des Geheimnisses frommt der nützlichste
Entschluß nicht und ohne Schweigsamkeit ist keine Kraft.
Wer viele Worte macht und keins davon hält, |Der ist wie
Wolken und Wind ohne Regen: so stehts unter den Sprüchen
Salomos, des von David gezeugeten Königs; und ferner:Wer
seine Zunge nicht im Zaum halten kann, ist wie eine offene ,
der Mauer beraubte Stadt. Durch unbedachte, verwegene
Rede hat mancher König Unruhe gestiftet. Darum rief der
weise Priesterkönig: Leget ein Schloß auf meine Lippen und
stellet Wächter um meinen Mund, auf daß meine Zunge mich
nicht verderbe!« Der Erzieher, der so zu seinem Zögling,
zum Dauphin von Frankreich zu sprechen wagt, ist weit von
dem Glauben an die Allmacht und Allweisheit, Allgegenwart
und Allwissenheit der Könige. Ist, all in seiner Frommheit,
dem Bracton, der die Möglichkeit sah, der Statthalter Gottes
könne sich in einen Satanspriester wandeln, näher als dem un*

gläubigen Thomas aus Malmesbury. Mit hartem Wort rügt «r die Willkürherrschaft; und tritt für den Absolutismus als Kämpfer nur ein, weil dem Sohn des siebenzehnten Jahrhun* derts die Völker noch gottmenschlicherFührungbedürftig.noch nicht reif für die Aufgabe scheinen, ihres Schicksals Ring mit starker, von Weisheit gelenkter Hand selbst zu schmieden. Wie sie bald danach, auf der Angelninsel zuerst, dann im Frankenreich, reiften und, im stolzen Bewußtsein der Mündigkeit, aus schwüler Mystik in die kühle Klarheit der Vernunftatmosphäre langten, ist Völkern und Fürsten oft erzählt worden. Der asiatisch*egyptische Spuk zerflattert; und der Wirbelwind, der über den Aermelkanal ins Reich des Heiligen Louis weht, fegt des Dunstes letzte Schwaden in den Wolkenkehricht, Just in den Ländern, wo einfältiger Glaube einst der Hand des Königs die Kraft zur Heilung von jeglicher Siechthumsform zugetraut hat, richtet man nun die Könige, köpft die unter dem Auge der höchsten Himmels* macht Gekrönten und schließt mit denen, die der erwachsene Volkswille leben läßt, Verträge, in denen die Rechte und Pflichten beider Kontrahenten genau abgegrenzt werden. Der Begriff der Monarchie bildet sich um; paßt sich neuer Nothwendigkeit an. Wer König heißen will, braucht nicht mehr, wie Saul in Israel, der an Körpermaß Längste, nicht, wie Herodots Aethiopierkönig, jedem Blick als der Kräftigste erkennbar, braucht auch nicht von der Weissagung einer Sibylle als Weltmonarch, Erlöser und Friedenbringer em* pfohlen zu sein. Gewissenhafte Haushalter und tüchtige Geschäftsführer werden gesucht. Ein Volk, das die Stuarts oder die Lilienlouis erlebt hat, wäre nicht von dem Bilde des Normannenherzogs zu blenden, der, als Sohn Roberts, . des Teufels der Normandie, und einer Kürschnerstochter, im raschesten Ritt den Bogen zu spannen vermag, dessen Sehne der Griff eines britischen Edlen, auch eines mit beiden Beinen auf festem Grund stehenden, niemals noch vom Bügel zum Schaft herabzog. Kriegerkunst, dem Eroberer unent* behrlich, scheint an dem Erhalter, Verwalter des Staates kaum noch wichtig. Die heroische Zeit des Königsgedankens ist überlebt. Auch der Machtstreit mit der Kirche längst

schon entschieden. Seit der erste Papst Gelasius an Anastasios Dikoros, den Basileus von Byzanz, geschrieben hatte: „Weil am Tag des Jüngsten Gerichtes die Nachfolger Petri auch vom Wirken der Könige Rechenschaft zu geben haben, lebt in der Priestergewalt höhere Bedeutung, heiligere als in irgendeiner Königsmacht", war der Primat unter den Trägern geistlicher und weltlicher Gewalt streitig gewesen. Durchs ganze Mittelalter hin. Nun war die Saat der Reformatoren auch im Römerland aufgegangen. In dem Entschluß des zweiten Calixtus, von der Stunde des Wormser Konkordates an dem Kaiser das Recht zur Belehnung der Bischöfe mit ReichsgutundjKirchenfegalien zu gewähren,hätte der kleinste Territorialherr jetztnicht mehr ein ausreichendes Zugeständniß der Kurie gesehen. Am hellen Tag wenigstens öffnet sich dem von Rom her in den Bereich weltlichen Regimentes vordrängenden Einfluß fortan kein Schleußenthor. Der Priester, der dem Akt der Krönung die im Volksempfinden nachhallende Weihe giebt, ist noch willkommen. Doch mancher König betont schon laut, daß er die Krone nicht von einem Papst oder anderen Fremden empfangen, sondern „aus eigenem Recht" aufs Haupt gesetzt habe. Von Gottes Gnaden? Die alte Formel hatte so gute Dienste geleistet; wozu sie ohne Zwang opfern? Sie putzte den Titel des Kaisers, den der Pfalzgraf vor seines Gerichtes Schranke lud und dem in der Wahlkapitulation, für den Fall schuld* vollen Fehles, die Absetzung angekündet worden war. Wie im Patrimonialstaat, dem ins Weite gedehnten Erbgut einer Familie, so hatte sie auch in der Lehensmonarchie gegolten, die auf Eide gegründet, durch Eidbruch zu lösen war. Der Kluge bewahrt Ehrwürdiges, bis ers fahren lassen muß. Auch der hinter das Goldgitter eines Vertrages gezwängte König mag sagen: Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Doch soll er, der Solches spricht, an den demüthigen Apostel Paulus denken, nicht an Karl Stuart und den Sonnen* könig. Woher nähme eine Europa, deren Antlitz von Zweifels* sorge durchfurcht, von schlimmer Erfahrung verrunzelt ist, je noch Monarchen, wenn, nach dem Wort des Aristoteles, nur Einer, der, wie ein Gott die Menschheit, alle Mitlebenden

überragt, des Königstitels würdig wäre, nur, nach dem Prahl* ruf des Korsen, der erste Mann seines Jahrhunderts den Thron besteigen dürfte? Rückfälle in den Brauch derWahU monarchie fand der Europens Leib umkreisende Blick gestern ja höchstens noch auf den von Asiens Sonne gewärmten Flächen der Ostflanke. Dahin holte man aus Sigmaringen, Kopen* hagen, Koburg einen Prinzen, aus Potsdam einen Offizier, aus Genf einen grauen Verschwörer: und kürte ihn zum Fürsten. (Weil er Halbgott und Heros schien? Nein: weil er nützliche Familienbeziehungen hatte oder im Wahlland Anhang zu werben wußte.) Der Westen weicht, wenn er nicht zur Republik abschwenkt, nicht von der Erbmonarchie, die alt und schon dadurch den Meisten heilig ist und zwar selbst den Untüchtigsten auf den Thron hebt, aber durch tausend Gefühlserinnerungen, durch die Gemeinschaft langen Erlebens, guten und schlimmen, geschirmt wird und für alle Zeit den Wettbewerb um die höchste Staatsstelle mit der Gefahr arger Wirrniß und ekler Massenvergiftung aus* schließt. Das Ziel aller Kämpfe für Volksrecht und Ver* fassung war, den monarchischen Staaten einen Zustand zu sichern, der dem König jede Möglichkeit zu nützlichem Wirken läßt und ihm jede Möglichkeit nimmt, dem Lande zu schaden. Nun mag der vom Zufall der Geburt (oder des Todes) mit dem Erbrecht Beschenkte herrschen. Die Namen, oft nur die Namensziffern wechseln; der König, der zur Regirung berechtigte Sohn der Dynastie, kann niemals sterben. In der Frühe des neunzehnten Jahrhunderts schrieb Joseph de Maistre: »Ich bin es, der die Könige einsetzt: also stehet geschrieben. Und diese(nicht etwa alsRedensart oderRhetoren* bild eines Predigers zu nehmende) einfache und leicht faß* licche Wahrheit gilt auch für die Gebiete der Politik. Gott setzt die Könige ein; er pflanzt die königlichen Geschlechter, läßt sie in einem Gewölk, das ihren Ursprung verhüllt, reifen und erst hervortreten, wenn Ruhm und Ehre sie krönte Der Mensch kann wohl da als Werkzeug nutzbar werden, wo einem souverainen Fürsten die Macht genommen, wo diese geraubte Macht einem schon zuvor Gefürsteten über* f' igen wird, niemals aber souveraines Fürstenrecht verleihen-

Noch sahen wir keine Dynastie, deren plebejischer Ursprung
sich nachweisen ließ; der Tag, an dem dieser Nachweis ge*
lingen könnte, begönne einen neuen Abschnitt der Weltge*
schichte." Als Sardiniens Vertreter am Hof des Zaren schrieb
der fromme Bruder des Zimmerreisenden Xavier diese Sätze.
Das Buch, das sie ans Licht bringen sollte („Essai sur le
principe generateur des constitutions politiques et des autres
institutions humaines"), erschien erst 1810 in Petersburg:
fast sechs Jahre nach der Krönung des korsischen Plebejers,
dessen Geschwister sich bald auf den Thronen großer und
kleiner Reiche räkelten. Dämmerte der Monarchie nun der
letzte Morgen? Sie lebte noch; sah gar nicht schwindsüchtig
aus. Nur Laetitiens Brut wohnte nicht lange im Kronrecht.
Kühler als der späte Verkünder des theokratischen Abso*
lutismus hat der Wirthschafthistoriker Wilhelm Roscher die
Entwickelungmöglichkeiten beurtheilt, da er schrieb, nur
eine in den Tagen kindhafter Volkseinfalt gegründete Erb*
monarchie könne dauern; denn ohne Herzenshang, ohne ein
religiöser Andacht ähnliches Massengefühl, wie es nur auf
niedriger Kulturstufe keime, sei die willige, völlige Hin*
gebung an ein Fürstenhaus und dessen schwache oder ver*
ächtliche Sprossen undenkbar. Das Haus Bonaparte zerfiel.
Napoleon? Das Genie herrscht wirklich aus eigenem Recht.
Und der Mann, der als Reiter, „ruhig auf einem wilden
Roß", gemalt sein wollte, vor einer Büste Alexanders des
Großen aufbrüllte, der Makedone sei kleiner als er gewesen,
und eben so laut bestritt, daß sein Sohn ihn, das Geschöpf
der Zeit, ersetzen könne, sprach in Mailand dennoch, als er
die Eisenkrone Karls des Großen auf den Schädel gestülpt
hatte: „Weh Dem, der danach greift! Gott gab sie mir."
Der Gott, der Carolum auserwählt hatte.
Deutschen Fürsten hatte Fritz von Preußen, ehe es noch
zu Grenzregulirung und Konstitution kam, den Impera*
torenwahn auszutreiben versucht. „Der König muß sich
an die Stelle des armen Mannes setzen und sich fragen,
was er, unter solchen Lebensbedingungen, vom Monarchen
wünschen würde. Wenn der König seine Pflicht erfüllen
will, darf er nie vergessen, daß er ein Mensch ist, wie der

Geringste der ihm Unterthanen, und als Erster Diener des Staates so redlich, klug und uneigennützig zu handeln hat, als müsse ex in der nächsten Stunde den Mitbürgern von seiner Verwaltung Rechenschaft geben." Das war einmal Preußenstil. Auf den Sohn des gekrönten Korporals folgt ein dicker Lüdrian und Wundersucher, dann ein unkönig* lich kleinmüthiger Herr, den York und Schill, Stein, Scharn* horst, Gneisenau zur befreienden, rettenden That zwingen wußten. Friedrich Wilhelm der Vierte: „Keiner Macht der Erde soll je gelingen, mich zu bewegen, das natürliche, ge* rade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln. Von Gott allein habe ich meine Krone und nur ihm bin ich von jeder Stunde meiner Regirung Rechenschaft schuldig." Sieben Jahre später, im Zorn über die widerspänstigen Unterthanen: „Ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Ruthe fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon unä Sirach empfohlen." Acht Monate / danach: /,Höret die väterliche Stimme Eures Königs, Be* wohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene! Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen." Der König von Gottes Gnaden muß unter die Urkunde des „konstitutionellen Verhältnisses" seinen Namen setzen; vor den Leichen der Rebellen den Hut ziehen; wird zur Zielscheibe giftigen Pöbelspottes. Das Ministerium ist zu feierlicher Anerkennung der Revolution gezwungen, „als einer, deren ruhmvoller und eigenthümlicher Charakter darin besteht, daß sie, ohne Umsturz aller staatlichen Verhält* nisse, die konstitutionelle Freiheit begründet und das Recht zur Geltung gebracht hat. Auf rechtlicher Grundlage steht die Versammlung, steht die Krone; diese Grundlage halten wir fest." (Hansemann.) In der Preußischen Nationalver* sammlung sagt Lothar Bucher: „Das ganze Gebäude des Absolutismus, so sorgfältig gezimmert, so voll künstlicher Dunkelheit, anscheinend so unerschütterlich gegründet, es ist vor dem Frühlingshauch einer Märznacht über den Hau*

fen gefallen." Wird die Frage erörtert, ob man die ephe*
sische Formel erhalten oder abschaffen solle, und auf die
Aenderung des Titularrechtssatzes schließlich nur verzichtet,
weil (wie ein Minister zu bedenken empfiehlt) dem Chris*
tenglauben Jeder, der Geringste selbst, von Gottes Gnaden
sei. Das war die Antwort auf die Reden, die der Abge*
ordnete Otto von Bismarck* Schönhausen im Ersten Ver*
einigten Landtag gehalten hatte. „Die preußischen Mo*
narchen waren nicht von Volkes, sondern von Gottes Gna*
den im Besitz einer faktisch unbeschränkten Krone, von
deren Rechten sie freiwillig einen Theil dem Volk verliehen
haben: ein Beispiel, welches in der Geschichte selten ist.
Für mich sind die Worte ‚von Gottes Gnaden', welche
christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer
Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntniß, daß die
Fürsten das Szepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach
Gottes Willen auf Erden führen wollen." Der so sprach,
ließ sich durch Revolution und Konstitution nicht im Glau*
ben wandeln. Im März 1849 ruft er: „Es ist ein weit ver*
breitetes Vorurtheil, daß ein konstitutioneller König kein
König von Gottes Gnaden sein könne. Ich bin der Mein*
ung: er ist es gerade recht!" Und sagt im Herbst. de&
selben Jahres: „Die preußische Krone darf sich nicht in
die machtlose Stellung der englischen drängen lassen, die
mehr als ein zierlicher Kuppelschmuck des Staatsgebäudes
erscheint, während ich in der unseren dessen tragenden
Mittelpfeiler erkenne." Er hat den Satz noch bereut; hat noch
gesehen, daß Victoria die fette Frauenhand über das Erden*
rund reckte und in ihrem Weltreich Alles in Allem war.
Nicht verantwortlich und dennoch ungemein mächtig: nicht,
wie in heidnischer Zeit mancher Skandinavenkönig, in Staats*
noth den zornigen Göttern als willkommenes Opfer be*
stimmt, sondern, wie (nach Diodors Bericht) alte Egypter*
herrscher, als Quell alles Guten gepriesen und von der
Schuld an allen Uebeln, die sicher nur von gewissenlosen
oder dummen Rathen bewirkt waren, vor dem Richtstuhl
der Volksgemeinde entbürdet. Auch von der Kuppel aus,
merkte er, läßt sich ein Haus leiten; und hätte weder dem

Elferausschuß der Konservativen Partei, der dem König von Gottes Gnaden größere Zurückhaltung empfahl, noch Herrn von Heydebrand widersprochen, der 1908, am Tag Luthers und Schillers, im Reichshause sagte: „Man muß ganz offen aussprechen, daß es sich hier um eine Summe -von Sorgen, von Bedenken, von Unmuth handelt, der sich seit Jahren angesammelt hat, angesammelt auch in Kreisen, an deren Treue zu Kaiser und Reich bisher noch Nie* mand gezweifelt hat." Der in Friedrichsruh Vereinsamte, dem der Schoßrock des Deichhauptmannes nicht mehr paßte, hätte die Warnung dick unterstrichen; nicht zau* dernd bedacht, ob Bossuet, dem schon ehrfurchtsloses Ge* murr Todsünde schien, so laute Rüge eines Herrscher* wandels billigen könnte; und der Frage nach der heute noch erhoff baren Lebensdauer der alten Formel „Von Gottes Gnaden" vielleicht die Antwort gefunden. „Die hält wohl noch eine Weile, wenn sie nur an den höchsten Hoffeier* "tagen, wie Krone und Purpur, Szepter und Schwert, den in den Dom oder Weißen Saal Zugelassenen gezeigt wird, und bricht erst unter der Hand, die darauf pocht."
Wilhelms Jugendgeschichte, des Kaisers, ist die Ge* schichte seines Verhältnisses zu dem Inbegriff eines König* thumes von Gottes Gnaden und seines Verhältnisses zu Otto Bismarck, dem Diener, dem Kanzler, des legitimen Herrn zum beamteten Genius. Dieses Zwillingverhältniß ist ■der Jugend Wilhelms des Zweiten zum Schicksal geworden. Achtzehn Jahre lang sah es, in der Zeit, die man die ugendepoche Wilhelms des Zweiten nennen durfte, aus, -als wolle die deutsche Menschheit Dantes Traum von dem Universalmonarchen, spät und auf ihre besondere Weise, noch einmal träumen. „Der Kaiser will durchaus allein re* giren", sprach Bismarck zum Fürsten Chlodwig zu Hohen* lohe. Dieses Ziel ward erreicht. Wer über deutsche Politik spricht oder schreibt, muß, wenn er nicht heucheln will, den Kaiser nennen. Nur auf ihn blickt das Ausland; das einem Minister des Zaren, einem chinesischen Provinzherr* scher mehr Willensfreiheit zutraut als einem deutschen Kanz*

ler. Von Wilhelms Lippe fällt jede Entscheidung, jede Ant*
wort sogar auf Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit,
der Kultur und Kunst. Ist dieser Zustand für das Reich
und den Kaiser ersprießlich? Wilhelm, der Erbe reichen
Vermächtnisses, hat ihn gewollt. Nicht Wilhelm der Erste.
Der nannte, in einem Brief an den Kanzler, die Enthüllung
des Nationaldenkmals auf dem Niederwald „den Schluß*
stein Ihrer Politik, eine Feier, die hauptsächlich Ihnen galt."
Und als Bismarck fünfundzwanzig Jahre preußischer Staats-
minister war, bekam er von dem „ewig dankbaren König
und Freund" einen Brief (den vorletzten), dessen zweiter
Absatz lautete: „Ein leuchtendes Bild von wahrer Vater*
landliebe, unermüdlicher Thätigkeit, oft mit Hintenansetzung
Ihrer Gesundheit, waren Sie unermüdlich, die oft sich auf*
thürmenden Schwierigkeiten im Frieden und im Kriege fest
ins Auge zu fassen und zu guten Zielen zu führen, die
Preußen an Ehre und Ruhm zu einer Stellung führten in
der Weltgeschichte, wie man sie nie geahnt hatte; solche
Leistungen sind wohl gemacht, um den fünfundzwanzigsten
Jahrestag mit Dank gegen Gott zu begehen, daß Er Sie
mir zur Seite stellte, um Seinen Willen auf Erden auszu*
führen. Und diesen Dank lege ich nun erneut an Ihr Herz,
wie ich Dieses so oft aussprechen und bethätigen konnte."
So dachte, in so kindlichen Lauten sprach der treue Mann, der
auf des Enkels Befehl jetzt von willenlos, taub und blind
Gehorsamen Wilhelm der Große genannt wird.
„Cave: adsum!" Das steht auf einer Photographie,
die der funfundzwanzigjährige Prinz Wilhelm von Preußen
dem neunundsechzigjährigen Fürsten Bismarck zumGeburts*
tag schenkte. „Nimm Dich in Acht: ich bin Dir nah!"
Lächelnd zeigte der Kanzler das Bild. „Du weißt wohl
nicht, mein Freund, wie grob Du bist? Diese Jugend
glaubt sich fürchterlicher, als sie ist. Aber icTTcTenke, wie
Mephisto: Es gibt zuletzt doch noch" re Wein"" TväTDe*
zember 1887 empTähTer dem neunzigjährigen Kaiser, dessen
Sohn von den deutschen Aerzten aufgegeben war, den
Prinzen Wilhelm allmählich in die Staatsgeschäfte einführen
zu lassen. Das war nicht leicht zu erreichen. Der Kaiser

schwieg eine Weile; und sagte dann (in dem letzten Brief, den er seinem Kanzler schrieb) am Tag vor der Weihnacht: „Im Prinzip bin ich ganz einverstanden, daß Dies geschehe; aber die Ausführung ist eine sehr schwierige. Sie werdeni ja wissen, daß die an sich sehr natürliche Bestimmung, die ich auf ihren Rath traf, daß mein Enkel W. in meiner Be* hinderung die laufenden Erlasse des Civil* und Militär* kabinets unterschreiben werde unter der Ueberschrift ‚Auf Allerhöchsten Befehl', daß diese Bestimmung den Kron* prinzen sehr irritirt hat, als denke man in Berlin bereits an seinen Ersatz! Bei ruhigerer Ueberlegung wird sich mein Sohn wohl beruhigt haben. Schwieriger würde diese Ueber* legung sein, wenn er erfährt, daß seinem Sohn nun noch größere Einsicht in die Staatsgeschäfte gestattet wird und selbst ein Civil*Adjutant gegeben wird, wie ich seiner Zeit meine Vortragenden Räthe bezeichnete... Ich schlage Ihnen daher vor, daß die bisherige Art der Beschäftigung*Erlernung der Behandlung der Staats*Orientirung beibehalten wird. Das heißt: einzelnen Staatsministerien zugetheilt werde und vielleicht auf zwei ausgedehnt werde, wie in diesem Winter, wo mein Enkel freiwillig den Besuch des Auswärtigen Amts ferner zu gestatten neben dem Finanzministerium, welche Freiwilligkeit dann von Neujahr ganz fortfallen könnte, und vielleicht das Ministerium des Inneren, wobei meinem Enkel zu gestatten wäre, in (unleserlich) Fällen sich im Aus* wärtigen Amt zu orientiren. Diese Fortsetzung des jetzigen Verfahrens kann meinen Sohn weniger irritiren, obgleich Sie Sich erinnern werden, daß er auch gegen dieses Ver* fahren scharf opponirt. Ich bitte Sie also um Ihre Ansicht in dieser Materie." Hand und Hirn sind müde. Auch hier, wo es sich um einen Akt der Familienpolitik handelte und der Chef des Hauses frei verfügen konnte, begnügte der alte Herr sich mit einem Vorschlag und bat um eine Ansicht. Bismarck konnte nicht widersprechen. Der Brief des Kaisers war noch nicht sechs Monate alt: da war sein Enkel Deutscher Kaiser und König von Preußen. Wer würde ihn nun in die Staatsgeschäfte einführen? Der Kanzler natürlich. Den hat der Prinz ja stets höher ge*

schätzt als irgendeinen Ungekrönten im Reich. Prinz Wilhelm, schreibt Chlodwig, „ist ein etwas jugendlich rücksichtloser junger Mann, vor dem seine Mutter sich fürchtet und der auch mit seinem Vater Konflikte hat." So ists geblieben; und die Eltern klagten dem Kanzler ihr Leid. Wenns in den neunundneunzig Tagen Differenzen gab, stand Kronn* prinz Wilhelm immer auf Bismarcks Seite. Der allein war ihm Autorität. Dem schien er ergeben, wie je ein dank* barer Schüler dem Meister. Schien? Allen? In einem Winkel keimte schon andere Hoffnung. Der alte Kaiser lebte noch, als General von Heuduck, ein Anhänger Waldersees, zu Chlodwig sagte: „es seien Anzeichen dafür vorhanden, daß der Prinz, wenn er Kaiser werde, sich doch nicht auf die Dauer mit Bismarck werde vertragen können." Doch dieses Grüppchen irrt gewiß. Am ersten April 1888 ist Kron- prinz Wilhelm des Kanzlers Tischgast und spricht also: „Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsere jetzige Lage an wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der Nächste im Kommando liegt schwer verwundet darnieder. In diesem kritischen Augenblick wenden sechsundvierzig Millionen treue deutsche Herzen sich in Beängstigung und Hoffnung der Fahne und ihrem Träger zu, von dem Alles erwartet wird. Der Träger dieser Fahne ist unser erlauchter Fürst, unser großer Kanzler. Möge er uns führen! Wir wollen ihm folgen. Möge er lange lebenl" Auf Bismarcks Wunsch wurde der Wortlaut der Rede für die offiziöse Veröffentlichung geändert („weil es mir doch nicht passend schien, mich auf Kosten des leidenden Kaisers, der gerade damals, in der battenbergischen Sache, die Tapferkeit eines Martyrers zeigte, feiern zu lassen"); aber sie war gehalten worden. Der Kronprinz hatte gesagt: Der große Kanzler führt und wir folgen ihm. Der Erbe des totkranken Kaisers. Am vierten April überreicht Bismarck im charlotten* burger Stadtschloß die Denkschrift, in der er sagt, er müsse seine Entlassung erbitten, wenn die Prinzessin Victoria von Preußen dem Fürsten Alexander von Battenberg verlobt werde. Der Kronprinz konferirt fast täglich mit dem Kanzler

(dem, nach der Geburtstagsrede, Kaiser Friedrich in einem heftigen Brief den Sohn unfreundlich geschildert hat). Am zehnten April kommts in Charlottenburg zum Waffenstillstand; die Kaiserin verständigt sich mit dem Kanzler über Krontresorfrägen und andere Besitzrechtsansprüche und ist „enchantirt" von ihm. Inzwischen hat, unter dem Eindruck des antibritischen Preßfeldzuges, der Botschafter Malet an die Königin Victoria von England geschrieben, der deutsche Groll gegen britische Ingerenz werde wachsen, wenn Ihre Majestät sich merkbar für das Heirathprojekt der Tochter einsetze. Am vierundzwanzigsten April kommt sie; und emp* fängt am nächsten Tag den Kanzler. Erklärt sich für ihn und gegen die Kaiserin. Die Heirath ist politisch gefähr* lich; und die Tochter dürfe sich, als Frau des Deutschen Kaisers, nicht nur vom Heimathgefühl der Britin stimmen lassen. Sehr vernünftig und energisch. Sie versöhnt (unter Mitwirkung Friedrichs von Baden) den Kronprinzen end* lich auch wieder seiner Mutter. Am fünfzehnten Juni stirbt Friedrich. Und der Mann, der dem großen Kanzler als dem Führer folgen will, ist Deutscher Kaiser.

Am letzten Julitag besucht der aus Rußland, Schweden, Dänemark fröhlich heimkehrende Wilhelm den Kanzler und bleibt über Nacht in Friedrichsruh. „Damals", sagte der Fürst später, „war der Herr von fast genanter Rücksicht. Daß ich ihn abends bis Elf erwartet hatte, fand er viel zu viel. Und morgens war ich noch beim Waschen, halb nackt, als er vor mir stand, mich bat, nicht etwa seinetwegen mich in Uniform zu werfen, und mir in den Hausrock half. Auch politisch mindestens noch die Stimmung des Bakkalaureus, der eigentlich von den Leuten über Dreißig nichts wissen mag, vor dem einen Exemplar aber gesteht: Der erste Greis, den ich vernünftig fand! Nur hats nicht lange vorgehalten". Wie lange? Dreizehn Tage nach dem Schlafzimmergespräch schrieb der Hofprediger Stoecker an den Freiherrn Wilhelm von Hammerstein: „Man muß rings um das politische Cen* trum, das Kartell, Scheiterhaufen anzünden und sie hell auf* lodern lassen, den herrschenden Optimismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten. Merkt der Kaiser,

daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er in* stinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: .Sechs Monate will ich den Alten (Bis* marck) verschnaufen lassen; dann regire ich selbst.' Bis* marck selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns Etwas zu vergeben, doch behutsam sein." Wir: nicht die hochkonservative Par* tei oder Fraktion, sondern das Häuflein, dessen Glieder aus sehr verschiedenen Gründen für Alfred Waldersee fechten. Der hatte schon damals das schlau sich ins Ohr schmeichelnde Wort gesprochen: „Eurer Majestät glorreicher Ahnherr wäre seinem Volk nie Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich die Allmacht eines Ministers geduldet hätte." Der war seit dem zehnten August 1888 Chef des Großen Generalstabes und hielt (nach Hammersteins Wort) „mit Moltke und Albedyll wie ein Rattenkönig zusammen." Kochte aber auf allen erreichbaren Feuern. Gatte der Witwe eines Prinzen von Holstein, eines Augustenburgers, also mit dem Vorrecht begnadet, die Kaiserin als Nichte seiner Frau ansprechen zu dürfen. Der Kaiser sieht ihn täglich, spazirt mit ihm durch den Thiergarten, will ihn, nicht einen Ver* treter des Auswärtigen Amtes, auf die Reise nach dem Nord* kap mitnehmen. Die Triasformation Waldersee* Stoecker* Hammerstein braucht nur noch ein Bischen nachzuhelfen; „behutsam, ohne persönlich zu reizen." Bismarck ist ein schwächlicher Ritschlianer, ein lauer Laodicäer und äugelt mit den liberalen Feinden des rechten Glaubens. In der inneren Politik ist sein Allheilmittel das Kartell, dessen Fort* bestand das Christenthum, die monarchischen und die kon* servativen Interessen gefährdet. Als Diplomat überschätzt er den Werth unserer Bündnisse, scheut, weil er sich für einen Krieg doch zu alt fühlt, die offene Auseinandersetzung mit Rußland und vergißt, daß Deutschland allein stark ge* nug ist, um es mit jeder Koalition aufzunehmen. Ungefähr so las mans alle paar Tage. Wirkts auf den Kaiser? Ge* wiß. Er preist die sittliche und geistige Kraft des Hof*

predigers. Der Generalstabschef hat sein Ohr. Und der „Alte" soll ja nur noch vier Monate „verschnaufen". Der kluge (von Bismarck wohl nicht immer mit der nöthigen Vorsicht gebrauchte) Bleichröder stöhnt: „Wer steht dafür, daß die Herren nicht wieder das alte Spiel anfangen und dem Kaiser sagen: .Eigentlich bist Du doch nur eine Puppe; Bismarck regirt?' Das hat auf den alten Herrn keinen tiefen Eindruck gemacht; der junge wird empfindlicher sein." Noch aber ist die Wirkung nicht sichtbar. Der Kaiser wünscht die Veröffentlichung des Immediatberichtes über das Tagebuch des Kronprinzen Friedrich. Nimmt den Grafen Herbert mit auf die Reise nach Süddeutschland,Wien und Rom. Uebernachtet am neunundzwanzigsten Oktober wie* der in Friedrichsruh. („Er ließ mich fast drei Stunden lang reden, so daß ich nachher furchtbar müde war, und zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite. Meine Frau konnte sein heiteres, natürliches, bescheidenes Wesen gar nicht ge* nug rühmen.") Und schreibt am letzten Dezembertag: „Lieber Fürstl Das Jahr, welches uns so schwere Heim* suchungen und unersetzliche Verluste gebracht hat, geht zu Ende. Mit Freude und Trost zugleich erfüllt mich der Ge* danke, daß Sie mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten. Von ganzem Herzen erflehe ich für Sie Glück, Segen und vor Allem andauernde Gesund* heit und hoffe zu Gott, daß es mir noch recht lange ver* gönnt sein möge, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken." Als dieser Brief ankam, war eben ein Jahr seit den Tagen vergangen, in denen Kaiser und Kanzler berathen hatten, wie man den Prinzen Wilhelm in die Staatsgeschäfte einführen könne. Bismarck wußte zwar schon, daß mit dem neuen Herrn nicht leicht zu arbeiten sein werde; hatte aber versprochen, sich auch schwerem Dienst nicht zu versagen. Dem Groß* vater und der Großmutter Wilhelms versprochen. (Noch Weihnachten 1888 schrieb Augusta an ihn: „Sie haben un* serem unvergeßlichen Kaiser treu beigestanden und meine Bitte der Fürsorge für seinen Enkel erfüllt".) Er würde seine Pflicht thun und der Jugend ihr Recht lassen. Und

glaubte, wie ein Ackerpferd einst in den Sielen, den Halftern des Dienstes sterben zu sollen.
... Ueber das Motiv, das den jungen Wilhelm zur Trennung trieb, hat fast jeder Zeuge anders ausgesagt. Großherzog Fried* ricc h von Baden: „Die Ursache des Bruches ist eine Macht* frage. Alle anderen Meinungverschiedenheiten, über soziale Gesetzgebung und Anderes, waren nebensächlich. Der Haupt* grund war die Kabinetsordre vom Jahre 1852. Auch die Unterredung mit Windthorst hätte nicht zum Bruch geführt. Dazu kam das Mißtrauen des Kaisers in die auswärtige Politik des Fürsten. Der Kaiser hatte den Verdacht, daß Bismarck die Politik nach seinen, dem Kaiser unbekannten Plänen leiten und es dahin "führen wolle, Oesterreich und den Dreibund aufzugeben und sich mit Rußland zu ver* ständigen, während der Kaiser Dies nicht will und an der Alliance festhält". General von Heuduck: „Der Kaiser hat den Kommandirenden Generalen mitgetheilt, warum Bis* marck weggegangen sei. Die Frage der Kabinetsordre und die maßlose Weise, in der er gegen den Kaiser aufgetreten sei, hätten es ihm unmöglich gemacht, länger mit dem Fürsten zusammenzugehen. Rußland wolle Bulgarien militärisch be* setzen und dabei die Neutralität Deutschlands haben. Bis* marck wolle Oesterreich im Stich lassen. Der Kaiser will mit Oesterreich gehen, selbst auf die Gefahr hin, mit Rußland und Frankreich Krieg zu bekommen." Caprivi: „Bismarck hatte mit Rußland einen Vertrag gemacht, durch den wir Rußland freie Hand in Bulgarien und Konstantinopel garan* tirten und Rußland sich verpflichtete, im Krieg mit Frank* reich neutral zu bleiben. Diesen Vertrag habe ich nicht erneuert, weil das Bekanntwerden den Dreibund gesprengt haben würde." Fritz von Holstein: „Bismarcks Plan, Oester* reich im Stich zu lassen, hätte uns so verächtlich gemacht, daß wir isolirt und von Rußland abhängig geworden wären." Der Kaiser: „Bismarck wollte das Sozialistengesetz mit der Ausweisung dem Reichstag wieder vorlegen, diesen, wenn ers nicht annehme, auflösen und dann, wenn es zu Auf* ständen komme, energisch einschreiten. Dem widersetzte ich mich. Wenn mein Großvater nach einer langen, ruhm*

reichen Regirung genöthigt worden wäre, gegen Aufstän* dische vorzugehen, so hätte ihm Das Niemand übel ge* nommen. Mir wird man vorwerfen, daß ich meine Regirung damit anfange, meine Unterthanen totzuschießen. Die Ver- bitterung wurde durch die Kabinetsordre von 1852 verschärft. Auch der Besuch Windhorsts beim Fürsten gab zu unlieb* samen Erörterungen Anlaß, gab aber nicht den Ausschlag. Es war eine hanebüchene Zeit und es handelte sich darum, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren solle. In der auswärtigen Politik ging Bismarck seinen eigenen Weg und hat mir Vieles vorenthalten, was er that. Ich habe neulich Herrfurth, der allen Ministerialsitzungen beige* wohnt hat,gefragt,obich inderganzenZeitEtwasgethanhabe, was Bismarck verletzen konnte, und ihm Anlaß gab, gegen mich aufzutreten. Darauf hat Herrfurth gesagt alle Minister seien im Gegentheil erstaunt gewesen, mit welcher Langmuth und Geduld ich die Grobheiten Bismarcks ertragen habe."

Die Art, wie der alte, von den Sozialdemokraten Tag vor Tag beschimpfte Bismarck die soziale Bewegung auffaßte und eindämmen wollte, habe ich immer bekämpft; und trotzdem ichs mit dem Hut in der Hand that, hat dieser Kampf doch für ein ganzes Jahr den mir liebsten Verkehr unterbrochen (dessen Wiederaufnahme dann ein gütiger Wunsch des Fürsten ermög* lichte). Wer Bismarck Reden, namentlich die aus den achtziger Jahren, gelesen hat, kann nicht glauben, daß diesem Mann sozialpolitisches Verständniß fehlte; oft genug ist ihm von den Manchesterleuten Neigung in Sozialismus und Kommunis* mus vorgeworfen worden. Daß auch der Aermste ein Wahl* recht hat und daß Deutschland auf dem Weg zum Arbei* terschutz „in der Welt vornan" war, ist sein Verdienst; nur seins. Aber er war 1815 geboren, hat moderne Großindu* strie nie gesehen und ohne die Helferkraft der Intuition nirgends Großes vermocht. Die Raschheit seiner Auffassung und Assoziation war schwächeren Hirnen stets unbegreif* lich; was er aber nicht nah gesehen hatte, blieb ihm inner* lich immer fremd. (Beispiele: England, die Kolonien, die asiatischen Völker, Großindustrie.) Er wollte eine starke Staatsgewalt, brauchte sie und war mit der Sorge für die

Sicherheit und die Zukunft seines Reiches zu schwer be*
lastet, um sich an Theorien, Utopien, ungewisse Experi*
mente verlieren zu können. Mit Lassalle konnte er sich
vielleicht verständigen; nicht mit Marx noch mit dessen
Epigonen. Nie hätte er geglaubt (er hat das Thema auf
manchem Spazirgang mit mir erörtert), daß die Sozialdemo*
kratie nicht auf den Tag laure, wo sie Revolution machen,
den Staat entwaffnen und dem Ausland so zum Spott und
zur Beute hinwerfen könne. Wozu sonst der ganze Apparat?
Ein Millionenheer und ein Kriegsschatz, für den vom Dürf*
tigsten Tribut geheischt wird? Auch sagens die Leute ja
selbst. - Sollen wir etwa warten, bis sie sich stark genug
fühlen? Je länger wirs mitmachen, desto mehr Blut kostet
es nachher. Wir sind als Großmacht neu in Europa, haben
die schwierigste Stellung und dürfen uns nicht der Gefahr
einer Revolution und folgenden Anarchie aussetzen. Auch
unsere junge Industrie nicht so mit kostspieligen Pflichten
bepacken, daß sie unfähig zu erfolgreichem Wettbewerb
wird. Das waren seine Leitsätze. Ein tragisches Verhängniß
wollte, daß der Schöpfer des Reiches gegen ein Phantom
focht, ein Gestirn nicht in reinem Glanz schauen lernte.
Doch soll man die Tragik dieses Deutschenschicksals nicht
ins Kriminalhafte verzerren. Nicht thun, als habe in Berlin,
Friedrichsruh, Varzin ein blutgieriges Scheusal nach derMög*
lichkeit gelechzt, „auf das Volk schießen zulassen". Bismarck
wollte „schießen lassen", wenn nur die ultima regis ratio
noch die Ordnung sichern konnte. Was der Kaiser da*
gegen sagt, ist unhaltbar. Ob in solcher Schicksalsstunde
der Regent jung oder alt, an Ruhm reich oder arm ist, ob
seinem Handeln Beifall oder Zischen folgt, ist gleichgiltig;
er hat, ohne an seinApplausbedürfniß zu denken, dem Befehl
staatlicher Pflicht und des königlichen Gewissens zu ge*
horchen. Auch Wilhelms Beispiel ist falsch gewählt. Sein
Großvater war nur als junger Mann „genöthigt, gegen Auf*
ständische vorzugehen"; war, ehe er auf den Thron stieg,
der „Kartätschenprinz" und in Baden, von der preußischen
Demokratie sogar lauter verflucht alsMurawiew undTrepow
in Rußland. Für die Beurtheilung des Zwistes vom Jahre

1890 sind psychologische Erwägungen überhaupt wichtiger als theoretisch *politische; warens auch für Bismarck. Hatte der Kaiser denn etwa die Wetterzeichen der Zeit klarer er* kannt als der Kanzler? Er sprach: Nächstens werden die Sozial* demokraten die Bürger plündern; mir ists gleichgiltig; ich lasse Schießscharten ins Schloß machen, sehe zu, wie ge* plündert wird, und warte, bis die Bürger mich um Hilfe an* flehen. Wilhelm wollte also auch „schießen lassen", nur etwas später; und hielt die Sozialdemokraten für Straßenräuber. Warum widersprach er dem Kanzler? Dem wars freilich nicht „gleichgiltig", ob geplündert werde. Der wollte so lange nicht warten. Glaubte, allen Ständen und Klassen staatlichen Schutz zu schulden. Und hat später gesagt: „Ueber Sozialistengesetz und Erlasse ließ sich reden. Aber ich kannte diese Jugend doch genug, um zu wissen, daß die Lokomotive des Sonderzuges nicht lange auf diesem Strang bleiben werde. Und dann? Sobald die unvermeid* liche Enttäuschung kam, gings in anderer Richtung vor, wärts, mußte plötzlich in allen Kesseln Feuer gemacht wer* den, um das Versäumte nachzuholen. Auf diese Art Politik zu treiben, habe ich aber nicht gelernt. Um Massenbewun* derung habe ich nie gebuhlt. Wie bedenklich es ist, die Bourgeoisie vor den Kopf zu stoßen, haben wir in den Konfliktsjahren erlebt. Der junge Herr war ohne alle Er* fahrung und bekam von byzantinischen Dilettanten täglich tonics, die sein Selbstbewußtsein stärken sollten und auch wirklich stärkten. Da einfach meine Ueberzeugung abzu* streifen wie ein vertragenes Hemd: Das konnte mir nicht einfallen; auch nicht um den Preis von Gnade und Amt. Was da, unmittelbar vor den Wahlen, unternommen werden sollte, war caesarische Politik, meinetwegen auch louis* napoleonische; dafür war ich nicht zu haben." Recht oder Unrecht: er ließ sich nicht von Popularitätsucht leiten, nicht von der Gier, sein Amt zu behalten, noch von der Be* rechnung persönlichen Vortheils. Litt er, litten seine Ein* künfte, wenn den Arbeitern der Großindustrie mehr Lohn und mehr Muße bewilligt wurde? Er that, was Pflicht und Ueberzeugung gebot. Setzte seinen Namen nur unter Ur*

kunden, deren Inhalt er billigen konnte. Trotzte der Un*
gnade, um sich nicht als einen feigen Wicht verachten zu
müssen. Das sollte selbst der erbitterte Gegner anerkennen.
Windthorsts Besuch. Am vierzehnten März 1890 hatte
der Führer der Centrumspartei durch den Mund Gersons
von Bleichröder eine Unterredung erbeten, die Bismarck
noch für den selben Tag zusagte. Daß ein Vermittler (und
just dieser) gesucht worden war, fiel ihm auf; er empfing
ja jeden Abgeordneten, der die Geschäfte mit ihm be*
sprechen wollte. Zu solchem Zweck brauchte Boettichers blin*
der Freund und Bankier sich nicht erst auf die Beine zumachen.
Das Gespräch brachte kein politisch brauchbares Resultat;
was der Katholik wünschte (status quo ante 1870), konnte
der Protestant nicht gewähren. Bismarck sprach von
der Möglichkeit seines Rücktrittes. Windthorst rieth ihm
drängend, im Amt zu bleiben; müsse oder wolle er aber
durchaus gehen, so sei als für die Nachfolge geeignetster
Mann der General von Caprivi zu empfehlen. Dem Kaiser
muß dieser Besuch sofort gemeldet worden sein. Von wem?
Von einem intimen Feind jedenfalls, der noch in letzter
Stunde Caprivis Kandidatur als eine von Bismarck unter*
stützte diskreditireri wollte. Daß Windthorst sich wissent*
lich zu der Intrigue hergegeben habe, hat der Fürst nie ge*
glaubt. Seit Hatzfeldt (Sardanapaul) fort war, standen
Boetticher und Holstein dem alten Bankier am Nächsten.
Erweislich wahr ist, daß Herr von Boetticher gehofft hat, in
Gemeinschaft mit Herbert die Reichsgeschäfte führen zu
können. Nicht erweislich, daß er den Besuch Bleichröders bei
Hof rapportiert hat; nur Indizien zeugen dafür.
Am Fünfzehnten kommt der Kaiser sehr früh in Her*
berts Wohnung und läßt den Kanzler rufen. Der hat abends
ziemlich lange gearbeitet, hat einen anstrengenden Tag, Er*
Öffnung der internationalen Arbeiterschutz*Konferenz (mit
Fremdenbesuchen, Zuhörerpflicht und ähnlichem onus), vor
sich und liegt noch im Bett. Sem leyer war in den letzten
Jahren stets langwierig; sollte nach ärztlicher Anordnung so
sein. Da wurde gewogen und gemessen, Gewicht und Um*
fang festgestellt; da gab es Leibesübungen und umständliche

W^hu^gen; Schweninger wurde hereingebeten, kontrolirte die Organe und ihre Funktionen und übte gern die Pflicht des Nachtstuhlinspektors. Nervöse Menschen sind morgens meist geneigt, mit allen Igelstacheln ihre Vision gegen die lästige, allzu helle Außenwelt zu schützen. Und Dieser war fünfundsiebenzig Jahre alt und hatte harten Dienst hinter sich. Hastig nun also aus dem Bett an den Waschtisch, in die Kleider, zum Kaiser; ohne die kleinen Hilfen, mit denen der Arzt ihm sonst den Uebergang in die Alltagsgleise er* leichterte. „Disappointed, no reckoning made, but sent to my account whit all my imperfections on my head": so, mit den Worten des Dänenkönigs, hat er, der seinen Shake* speare immer präsent hatte, lächelnd mir diese Morgen* stimmung geschildert. Wilhelm ersuchte ihn in gereiztem Ton, künftig nicht ohne sein Vorwissen mit Parteiführern zu verhandeln. „Ich kann mir in meinen alten Tagen nicht das Recht nehmen lassen, in meinen Räumen einflußreiche Parlamentarier zu informatorischer Besprechung zu emp* fangen, und werde mich an eine Kontrole meines Verkehrs schwerlich noch gewöhnen." „Auch nicht, wenn ihr Herr es Ihnen befiehlt?" „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau." Ueber spitze Worte springt das Gespräch auf die Kabinetsorder von 1852; Befehl, sie sofort außer Kraft zu setzen. Der Ministerpräsident soll also nicht mehr die Rechte haben, die Manteuffel 1852 für unentbehrlich hielt; der Kanzler nicht die Befugnis, den Verkehr mit Reichstagsmitgliedern nach seinem 'Ermessen zu regeln. Das war das Ergebniß des Zwiegespräches, das Bismarck in seinem Entlassungsgesuch als den „ehrfurchtvollen Vortrag vom Fünfzehnten dieses Monats" erwähnt. Daß der Kaiser hier im Unrecht war, würde er heute wohl selbst zugeben. Er konnte den Fürsten so ungnädig entlassen wie sein Ahn einst den Reichsfreiherrn vom Stein; aber er durfte ihn nicht einer Lappalie wegen (Das war Windthorsts Besuch) wie einen Lohndiener.behandeln, der die Bratensauce aufs Tisch* tuch verschüttet hat. Keinen Staatsminister und Kanzler, noch gar diesen, der für das Haus Hohenzollern Einiges geleistet, die Krone Karls ihm erstritten hatte. Was müßte

geschehen sein, ehe der alte Wilhelm sich entschlossen hätte, den Kanzler aus dem Bett holen zu lassen und zornig zu verhören! Der Enkel hats gethan. Sich als den Herrn gefühlt.
Das Verhältniß zu Rußland und zu Oesterreich. Der Vertrag, den Bismarck 1890 mit Rußland schließen wollte, ist nicht veröffentlicht ^worden; wer die einzelnen Be* stimmungen aufzählte, konnte der Gefährdung von Reichs* interessen verdächtigt werden. (Bismarck selbst hat die frage erwogen, ob er ihn, in extenso und sachgemäß kommentirt, in den dritten Band seiner Erinnerungen auf* nehmen solle.) Handelte sichs um die Verlängerung des Assekuranzvertrages oder waren neue Abmachungen vor* gesehen? Offiziell wissen wir nichts darüber. Bis zum zwanzigsten März 1890 kannten im Geschäftsbereich des Auswärtigen Amtes nur vier Personen den Entwurf: der Türst und Herbert, der Unterstaatssekretär Graf Berchem und der Botschafter von Schweinitz. Selbst Herr von Hol* stein (Herbert hats oft betont) war, weil er in russischen Angelegenheiten als voreingenommen galt, den Verhand* lungen nicht zugezogen worden; wußte, als fleißigster Arbeiter und klügster Kopf der Politischen Abtheilung, aber wohl, was vereinbart war, und durfte auch das Geheimste lesen.
Rußland, sagte der Kaiser den Generalen, will Bulgarien militärisch besetzen und verlangt dazu unsere Neutralität. Hats ihm Waldersee berichtet? Wars Gewißheit oder Vermuthung? Wilhelm war fest überzeugt, Boulanger werde Kaiser werden, prophezeite Alexander dem Dritten, den er trag fand, das Ende Ludwigs des Sechzehnten und nannte den Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch „einen gescheiten Menschen, der ein ganz anderes System befolgen werde"; hat also recht menschlich geirrt. Daß Deutschland das russische Recht auf den „vorwiegenden Einfluß in Bul* garien" anerkenne und keine Macht, die dieses Recht be* streite, unterstützen werde, brauchte den Russen kein Vertrag vom Jahr 1890 zu verbürgen. Das wußten sie mindestens seit dem elften Januar 1887; seit Bismarck im Reichstage gesagt [hatte: „Es ist uns vollständig gleichgiltig, wer in Bulgarien regirt und was aus Bulgarien überhaupt wird.

Wir werden uns wegen dieser Frage von Niemand das Leit* seil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouilliren." Und schon elf Jahre zuvor hatte er gesagt, die ganzen Orienthändel Seien uns nicht die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers werth. Hier hat das lange Sündenregister also das erste Loch. Die Russen brauchten 1890 nicht zu erhandeln, was ihnen seit Jahren gesichert, was von einem Lebensinteresse des Deut* sehen Reiches geboten war. Weiter. Wer wollte damals Bulgarien besetzen? Vielleicht Ignatiews Slawische Wohl* thätigkeitgesellschaft; sicherlich weder Alexander nochGiers. Möglich, daß sie sich an den Dardanellen festsetzen wollten; dann könnte Oesterreich warten, bis England dagegen Front macht. Aus Schweinitzens Bericht vom vierzehnten Dezem* ber 1889 wußte Bismarck, daß Rußland, wegen der Mängel des Transportwesens und der Bewaffnung, vor 1895 keinen irgendwie beträchtlichen Krieg wagen konnte. Er zweifelte nicht, daß Ferdinand sich halten und mit Petersburg ver* ständigen werde; denn „ein Koburger frißt sich überall durch". Wußte aber auch, daß Rußland, gerade weil es mit dem Gewehr und mit den strategisch wichtigsten Bahnen rückständig war, fürchtete, in dieser Zeit halber Ohnmacht von Oesterreich angegriffen zu werden; und machte sich zum Bürgen gegen die Ausführung solcher Angriffsabsicht. Die Russen sollten sicher sein, daß Oesterreich bei einem Angriff (den, ohne die unklügste Provokation, kein eng* Tisches Kabinet mitmachen würde) isolirt wäre; aber auch nie vergessen, daß sie als Angreifer Deutschland an Oesterreichs Seite fänden. Diese Friedenssicherung war Bismarcks Ziel. Nicht das einzige, das die Mühe des Weges belohnen konnte. Seine Gegner (unter ihnen sein Kaiser) warfen ihm „Schwankungen" vor. Aus dem Grab hat er geant* wortet: „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Ver* änderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Ag* gregatzustand zurückfällt." Seit 1870 bestand die Gefahr eines (schon vom ersten Nikolai für den Fall deutscher Einigung vorausgesagten) franko*russischen Bündnisses.

Der mußte ausgebogen werden. Mit Frankreich allein wür*
den wir fertig; mit Beiden? Deshalb mag Frankreich in
Afrika nehmen, was es erlangen kann: Tunis, Marokko,
noch mehr; dann ists für etliche Menschenalter beschäftigt
und starrt nicht immer auf das Vogesenloch. Deshalb mag
Rußland sich durch Stillung seines Balkanhungers schwächen
(der Bissen Konstantinopel ist noch Keinem je gut bekom*
men); darf nur das österreichische Lebenscentrum nicht
antasten: sonst müssen wir eingreifen. Bismarck hat den
Russen weder einen Gebietszuwachs verheißen noch ein
Neutralitätversprechen gegeben, das nicht längst durch das
deutsche Interesse geboten und publici juris geworden war;
und dennoch erreicht, daß von Petersburg die schriftliche
Versicherung kam: Für den fall eines französischen An*
griffes seid Ihr unserer wohlwollenden Neutralität gewiß.
Von wo konnte der Sturm nun noch kommen? Russischer
Angriff: wir haben Oesterreich; das gegen Schwächung von
der russischen Seite her wiederum bei uns assekurirt ist.
Frankreich ist allein und kann sich in neuen Kolonien an
Englands Mittelmeerflanke reiben. Als dem Genie des
Vaters, dem Fleiß des Sohnes diese Frucht endlich gereift
war, wurden sie weggeschickt und treulose Diener gescholten.
Was der Kaiser damals wollte, lehrte, außer Privat*
briefen, die Waterloorede vom einundzwanzigstenMärz 1890
(die Moltke verschwiegen wünschte); lehrt Alles, was zwischen
dem Besuch in Spala und dem Abschluß des Sansibarver*
trages geschah; lehrt in Bismarcks Entlassungsgesuch der
Satz, er könne nicht ausführen, was der Kaiser auf dem
Gebiet internationaler Politik angeordnet habe; „ich würde
damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in
Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahr*
zehnten in unseren Beziehungen zu Rußland unter un*
günstigen Verhältnissen erlangt hat." Wirkung: Rußland
wird mißtrauisch und sucht neue Freundschaft. Franko*
russisches Bündniß (Caprivi jauchzt). Verständigung mit
Italien (Rudini) und OesterreichsUngarn (Goluchowski).
Frankreich ist endlich also wieder bündnißfähig; lockt mit
moskowitischer Hilfe Italien aus dem Dreibundreigen (Bü*

low lächelt: Extratour!); wird als mohammedanische Macht geärgert und verlobt sich in heißer Altersliebe den Briten (Bülow jauchzt). Italien brüstet sich im Concern der West*mächte (Tschirschky jauchzt). Und England denkt an die Jamesondepesche, die Flotte, die Bagdadbahn. Dann, nach argen Enttäuschungen, wurde der Rückweg in eine Ver*ständigung der drei Kaiserreiche gesucht; wurde dem Ziel zugestrebt, das Bismarck auf engem Pfad erreicht hatte.
Caprivi ließ sich am ersten Tag seiner Kanzlerschaft den Entwurf des Geheimvertrages, dem die russische Unter*schrift gesichert war, vorlegen, trug ihn ins Schloß und kam mit der Entscheidung zurück: Wird abgelehnt! Schuwalow nannte ihn drum un trop honnete homme; in der plumpen deutschen Sprache wärs so höflich nicht auszudrücken. Mit Bismarck, der ihn artig an seinen Familientisch gezogen und sich zu jeder politischen Auskunft bereit erklärt hatte, hat er keine Silbe über den Vertrag gesprochen; nur mit ihm Untergebenen, die. einem neuen Herrn nicht gern un*erwünschte Antworten geben. Vielleicht hätte erst der Autor den Sinn seines Werkes richtig erklärt. Hugo Grotius liest anders als Schulknaben. Der Vertrag, den Caprivi so kom*plizirt fand, war im Grunde ziemlich einfach. Er sagte den Russen laut: Wir müssen den Oesterreichern helfen, wenn Ihr über sie herfallt, helfen ihnen aber nicht, wenn sie Euch angreifen; dafür sind wir bei französischem Angriff Eurer Neutralität sicher. Er konnte den Oesterreichern sagen: Daß wir aggressivem Balkanehrgeiz nicht deutsches Blut opfern wollen, wißt Ihr längst; greift also die Russen gefälligst nur an, wenn Ihr Euch allein dazu stark genug fühlt oder auf andere Hilfe rechnen könnt; wollen sie Euch ans Leben, dann sind wir zur Stelle; auch für Euch tritt der casus foederis nach unserem Vertrag ja erst ein, wenn wir an*gegriffen werden, nicht, wenn wir angreifen; unsere Konten stimmen also. Beide Verträge sollten und konnten jedes der drei Kaiserreiche vor der ihm nächsten und drum gefähr*lichsten Koalition schützen: Rußland vor der deutschester*reichischen, Oesterreich vor der russisch*deutschen, Deutsch*land vor der russisch*österreichischen und vor der franko*

russischen. Und der Ersinner dieser Rückversicherungen konnte sich, bei seiner Erfahrung, seiner Monarchen* und Personalkenntniß, obendrein sagen: Rußland greift Oester* reich, Oesterreich Rußland nicht an, Beider Furcht sieht nur Gespenster spuken und die uns widrigsten Fälle bleiben auf dem Papier; wir heimsen ohne nennenswerthen Aufwand also großen Ertrag ein. Dem Mann, der Solches ersonnen und dem Mißtrauen Alexanders abgerungen hatte, hätten manche Völker Altäre gebaut, manche einen Thron gezimmert. In Deutschland wurde er weggejagt und geächtet. Warum? Wilhelm wollte gegen Rußland die Grenze waffnen, Oester* reich warnen, den Besuch, den er, wider des Kanzlers Wunsch, am dreizehnten Oktober 1889 dem Zaren angeboten hatte, absagen. Warum? Weil veraltete und einseitige Konsular* berichte meldeten, was einer persönlichen Verstimmung ent* sprach (und was Waldersees Ehrgeiz gern hörte). Der Pro* test gegen dieses Vorhaben war Bismarcks letzte Kanzlerthat. Alexander hat weder gegen Oesterreich noch gegen Deutsch* land Krieg geführt. Wilhelm hat den Besuch in Spala nicht abgesagt. Hat er Oesterreich gewarnt? Vielleicht in dem Brief, den Graf Wedel in die Hofburg brachte. Doch in Wien wußte man, daß eine kriegerische Balkanaktion da* mals nicht im Plan des Gossudars lag, und wurde .deshalb nicht nervös. Auch nicht, als man (ziemlich früh) erfuhr, was Wilhelm im Schloß über des Kanzlers Treulosigkeit den Kommandirenden Generalen gesagt habe. Daß in dem Schicksalsmärz die internationale Politik des Deutschen Rei* ches einen neuen Pivot wählte, spüren wir heute noch. Und haben in frostiger Einsamkeit Grund, dem Wort Bismarcks (aus dem Kapitel über die russische Politik) nachzuden* ken; „Meine Befürchtung ist, daß auf dem eingeschlagenen Wege unsere Zukunft kleinen und vorübergehenden Stim* mungen der Gegenwart geopfert wird. Frühere Herrscher sahen mehr auf Befähigung als auf Gehorsam ihrer Rath* geber; wenn Gehorsam allein das Kriterium ist, so wird ein Anspruch an die universelle Begabung des Monarchen gestellt, dem selbst Friedrich der Große nicht genügen würde, obschon die Politik in Krieg und Frieden zu seiner Zeit

:
weniger schwierig war als heute." Hätten Alle, die es an*
ging, im Jahr 1898 diese Worte mit wachem Sinn gelesen,
dann stünden wir jetzt nicht, wo wir stehen. Die Legende,
nach der „Versöhnung" habe Bismarck je wider hoffen,
hellen Auges in die nahe Zukunft des Reiches blicken ge<
lernt, je die neue Regirungmode gelobt, ist wohlmeinender
Trug. Den wollte er nicht. Weder an Feiertagen sich lebend
als Nationalgötzen umtanzen lassen noch gar eine schöne
Leiche werden. „Nur den Leuten nicht Sand in die Augen
streuen": war seine stete Warnung. Jedem, ders hören mochte,
sagte er, daß er zwar stiller („Das Alter setzt mir mehr zu
als alle meine Feinde"), doch der Sorge nicht ledig geworden
sei. Er sicherte sich die letzte Ruhe; geräuschloses, prunk*
los privates Begräbniß. Und starb unversöhnt.
Sein Schatten ist zu versöhnen. Nicht durch Harnisch
und Goldpalasch; durch alle Ehrenqualitäten unseres krei*
senden Balles niemals. Wann wird das Bismarckdrama
historisch, weitet sichs aus täglich mit neuem Weh empfun*
dener Wirklichkeit zum germanischen Mythos? Wenn der
Irrthum, der es zu jäher Katastrophe trieb, getilgt ist. Wenn
der alternde Kaiser der Deutschen, wie einst den treusten
Mann, nun den trügerischsten Glauben verbannt; den: er
könne allein regiren. Kein Gekrönter kanns heute noch.
Jeder muß, auch einer von brillanter Naturanlage, glücklich
sein, wenn er sich, ohne säumig der Pflicht zu fehlen, von der
Verantwortlichkeit für die Riesenmaschine entbürden kann.
Vor zehn Jahren geschrieben. (Daß auf Seite 79 des vorigen Heb
tes das Bruchstück aus dem Brief „An den Kaiser" dem Jahr 1898, nicht,
wie dort steht, 1918, entstammt, hat wohl jeder Leser gemerkt.)
„Es giebt Leute, die sich nicht entblöden, zu behaupten,
daß mein Vater Das, was er mit dem seligen Prinzen ge*
meinsam mit dem Schwert erkämpfte, wieder herausgeben
wollte. Wir Alle haben ihn zu gut gekannt, als daß wir
einer solchen Beschimpfung seines Andenkens nur einen
Augenblick ruhig zusehen könnten. Er hatte den selben
Gedanken als wir, daß nichts von den Errungenschaften
der großen Zeit aufgegeben werden kann. Ich glaube, daß

wir sowohl im Dritten Armeecorps wie in der gesammten Armee wissen, daß darüber nur eine Stimme sein kann, daß wir lieber unsere 18 Armeecorps und 42 Millionen Ein* wohner auf der Walstatt liegen lassen, als daß wir einen einzigen Stein von Dem, was mein Vater und der Prinz Friedrich Karl errungen haben, abtreten." 1888.
„Zur Hebung und moralischen sowie religiösen Kräf* tigung und Entwickelung des Volkes brauche ich die Unter* stützung der Edelsten desselben, meines Adels, und die sehe ich im Orden St. Johannis in stattlicher Zahl vereint." 1888.
„Während ich meine Gesundheit und alle Kräfte ein* gesetzt habe, um durch Anknüpfen von Freundschaftbanden den Frieden und die Wohlfahrt des Vaterlandes und damit auch der eigenen Hauptstadt zu sichern, haben die Tages* blätter meiner Haupt* und Residenzstadt die Angelegen* helten meiner Familie in einer Art und Weise an die Oeffentlichkeit gezogen und besprochen, wie sich ein Privat* mann Das nie würde haben gefallen lassen. Ich bin dadurch nicht nur schmerzlich berührt, sondern auch mein Unwille ist dadurch erregt worden. Vor Allem bitte ich mir aus, daß das fortdauernde Citiren meines Herrn Vaters gegen meine Person endlich unterbleibt. Es verletzt mich als Sohn aufs Tiefste und ist unpassend im höchsten Grade. Ich gebe mich der Erwartung hin, daß, wenn ich Berlin zu meiner hauptsächlichen Residenz wähle (und mich als Berliner zieht es immer hierher), man davon absehen wird, intime Beziehungen meiner Familie zum Gegenstand der Erörterung in der Presse zu machen." 1888.
„Für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Reichs* und Vaterlandsfeind. Merke ich daher, daß sich sozialdemokratische Tendenzen in die Bewegung mischen und zu ungesetzlichem Widerstand anreizen, so würde ich mit unnachsichtlicher Strenge einschreiten und die volle Gewalt, die mir zusteht (und die ist eine große) zur Anwendung bringen." 1889.
„Die große Ehre, welche mir von der Königin durch die Ernennung zum Admiral der englischen Flotte erwiesen wor* den ist, schätze ich sehr hoch. Ich freue mich sehr, der Be*

sichtigung der Flotte beigewohnt zu haben, welche ich als die schönste der Welt betrachte. Deutschland besitzt eine seinen Bedürfnissen entsprechende Armee; und wenn die britische Nation eine ihren Bedürfnissen entsprechende Flotte hat, so wird Dies von Europa im Allgemeinen als ein höchst wichtiger Faktor für die Aufrechterhaltung des Friedens be* trachtet werden. Mein Herr Großvater hat die in der Bluts taufe geschlossene Freundschaft den Engländern bis an sein Lebensende bewahrt. ... Die britischen Truppen flößten mir die größte Bewunderung ein. Wenn jemals die Möglichkeit der Freiwilligen bezweifelt werden sollte, werde ich in der Lage sein, ihnen ein Zeugniß der Tüchtigkeit auszustellen. Bei Malplaquet und Waterloo ist preußisches und britisches Blut in einer gemeinsamen Sache vergossen worden." 1889.

„Ich habe von Jugend auf große Bewunderung für das mächtig aufstrebende Gemeinwesen der Vereinigten Staaten vörTÄmerika gehabt; und das Studium Ihrer Geschichte in Frieden und Krieg hat für mich stets ein besonderes Interesse gehabt. Unter den vielen hervorragenden Eigen* schaften, welche Ihre Landsleute besitzen, sind es vor Allem ihr Unternehmungsgeist, ihr Ordnungsinn und ihre Er* findungsgabe, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich lenken. Die Deutschen fühlen sich zu dem Volk der Vereinigten Staaten um so mehr hingezogen, als sie mit den Nordamerikanern eng verknüpft sind durch die vielen Verbindungen, welche die Stammverwandtschaft mit sich bringt. Die vorherrschende Empfindung der beiden Völker ist diejenige der Verwandtschaft und der bewährten Freund* schaft; und die Zukunft wird die Herzlichkeit unserer Be* Ziehungen nur verstärken können." 1889.

„Ich trinke auf das Wohl meines verehrten Freundes, Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, und auf die Dauer der zwischen unseren Häusern seit mehr als hundert Jahren bestehenden Freundschaft, welche ich als ein von meinen Vorfahren übernommenes Erbtheil zu pflegen ent* schlossen bin." 1889.

„Mein Hochseliger Großvater betrachtete seine Stellung als eine ihm von Gott gesetzte Aufgabe, der er sich mit

Daransetzung aller Kräfte bis zum letzten Augenblick wid*
mete. So, wie er dachte, denke auch ich und sehe in dem
mir überkommenen Volke und Lande ein von Gott mir
anvertrautes Pfund, welches, wie schon in der Bibel steht,
zu mehren meine Aufgabe ist und worüber ich dereinst
Rechenschaft abzulegen haben werde. Ich gedenke, nach
Kräften mit dem Pfunde so zu wirthschaften, daß ich noch
manches andere hoffentlich werde dazu legen können. Die*
jenigen, welche mir dabei behilflich sein wollen, sind mir
von Herzen willkommen, wer sie auch seien; Diejenigen
jedoch, welche sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen,
zerschmettere ich." 1890.
„Jetzt haben wir die Insel Helgoland erworben durch
Vertrag aus dem freien Willen der Regirung und der ge*
setzgebenden Faktoren eines stammverwandten Landes. Es
liegt mir daher am Herzen, ein Glas der hohen Frau zu
widmen, der wir es zu verdanken haben, daß die Insel wieder
deutsch ist. Mit weitschauendem Blick, mit hoher Weisheit
regirt die Königin ihr Land und sie legt Werth darauf, mit
mir und meinem Volke in Freundschaft zu leben. Sie schätzt
deutsche Offiziere, deutsche Töne in Melodien. Hoch lebe
die Königin von England!" 1890.
„Die sämmtlichen sogenannten Hungerkandidaten, na*
mentlicK~ die Herren Journalisten, Das sind vielfach verkom*
mene Gymnasiasten. Das ist eine Gefahr für uns. Dieses
Uebermaß, das jetztschonzu viel ist, gleichsam ein Rieselfeldj
das nicht mehr aufnehmen kann, muß beseitigt werden. Ich
werde daher kein Gymnasium mehr genehmigen, das nicht
absolut seine Existenzberechtigung und Nothwendigkeit
nachweisen kann. Wir haben schon genug." 1890.
* ""„"Bisher hat der Weg, wenn ich so sagen soll, von den
Thermopylen über Cannae nach Roßbach und Vionville ge*
führt; igh führe die Jugend von Sedan und Gravelotte über
Leuthen und Roßbach zurück nach Mantinea und nach den
Thermopylen. Ich glaube, Das ist der richtige Weg und
den müssen wir mit unserer Jugend wandeln." 1891.
„Ich meine, einen gewissen Stillstand wahrnehmen zu
können, ein gewisses Zagen und ein gewisses Zaudern. Ich

meine, zu sehen, daß es den Herren nicht leicht wird, den Weg zu- erkennen, den ich beschreite und den ich mir vorgezeichnet habe, um Sie und uns Alle zu meinem Ziel und zum Heil des Ganzen zu führen. Wenn wir Schritte thun und arbeiten wollen zum Heil des Ganzen, so müssen wir dieses auch immer im Auge haben. Ich weiß sehr wohl, daß es in der Jetztzeit versucht wird, die Gemüther zu ängsti* gen. Es schleicht der Geist des Ungehorsams durch das Land; gehüllt in schillernd verführerisches Gewand, versucht er die Gemüther meines Volkes und die mir ergebenenMän* ner zu verwirren; eines Ozeans von Druckerschwärze und Papier bedient er sich, um die Wege zu verschleiern, die klar zu Tage liegen und liegen müssen für Jedermann, der mich und meine Prinzipien kennt. Ich lasse mich dadurch nicht beirren. Es mag meinem Herzen wohl weh thun, zu sehen, wie verkannt die Ziele sind, die ich verfolge; aber ich hege das Vertrauen, daß alle Diejenigen, die monarch* isch gesonnen sind, die es gut mit mir meinen, und daß vor allen Dingen die brandenburgischen Männer nicht einen Augenblick wankend geworden sind und nie gezweifelt ha* ben an Dem, was ich that. Nun, Brandenburger! Ihr Mark* graf spricht zu Ihnen: Folgen Sie ihm durch Dick und Dünn auf allen den Wegen, die er Sie führen wird! Sie können versichert sein, es ist zum Heil und zur Größe unseres Vaterlandes." 1891.

„Es ist meine feste Ueberzeugung, daß jeder junge Mann, der in ein Corps eintritt, durch den Geist, welcher in demselben herrscht, und mit diesem Geist seine wahre Richtung fürs Leben erhält. Denn es ist die beste Er* ziehung, die ein junger Mann für sein späteres Leben be* kömmt. Und wer über die deutschen Corps spottet, Der kennt ihre wahre Tendenz nicht." 1891.

„In diesem reizenden Lande habe ich mich stets zu Hause gefühlt als Enkel einer Königin, deren Name stets in Erinnerung bleiben wird als ein edler Charakter und als eine Dame, die groß ist in der Weisheit ihrer Rath' schlage und deren Regirung England dauernde Segnungen verliehen hat. Ueberdies läuft das selbe Blut in den eng*

lischen und deutschen Adern. Dem Beispiele meines Groß*
vaters und unvergeßlichen Vaters folgend, werde ich stets,
so weit es in meiner Macht steht, die historische Freund*
• schaft zwischen diesen unseren beiden Nationen bewahren,
welche man so oft neben einander gesehen zum Schutze
der Freiheit und Gerechtigkeit." 1891.
„Rekruten! Ihr habt jetzt vor dem geweihten Diener
Gottes und angesichts dieses Altars mir Treue geschworen.
Ihr seid noch zu jung, um die wahre Bedeutung des eben
Gesprochenen zu verstehen; aber befleißigt Euch zunächst,
daß Ihr die gegebenen Vorschriften und Lehren immer be*
folgt. Ihr habt mir Treue geschworen. Das, Kinder meiner
Garde, heißt: Ihr seid jetzt meine Soldaten, Ihr habt Euch
mir mit Leib und Seele ergeben; es giebt für Euch nur
einen Feind, und der ist mein Feind. Bei den jetzigen
sozialistischen Umtrieben kann es vorkommen, daß ich
Euchjjefehle^ EureL eigenen Verwandten, Brüder, ja, Eltern
niederzuschießen, was ja Gott verhüten möge, aber auch
dannjnüßt Ihr meine Befehle ohne Murren befolgen." 1891.
„Es ist ja leider jetzt Sitte geworden, an Allem, was
seitens der Regirung geschieht, herumzumäkeln. Unter
den nichtigsten Gründen wird den Leuten ihre Ruhe ge*
stört und ihre Freude am Dasein und am Leben und Ge*
deihen unseres gesammten großen deutschen Vaterlandes
vergällt. Aus diesem Nörgeln und dieser Verhetzung ent*
steht schließlich der Gedanke bei manchen Leuten, als sei
unser Land das unglücklichste und schlechtest regirte in
der Welt und sei es eine Qual, in demselben zu leben.
Daß Dem nicht so ist, wissen wir Alle selbstverständlich
besser. Doch wäre es dann nicht besser, daß die mißver*
gnügten Nörgler lieber den deutschen Staub von ihren
Pantoffeln schüttelten und sich unseren elenden und jam*
rnervöHen Zuständen .auf das Schleunigste entzögen? Ihnen
wäreT ja dann geholfen; und uns thäten sie einen großen
Gefallen damit. Brandenburger, zu Großem sind wir noch
bestimmt und herrlichen Tagen führe ich Euch noch ent*
gegen. Lassen Sie sich nur durch keine Nörgeleien und
mißvergnügliches Parteigerede Ihren Blick in die Zukunft

verdunkeln oder Ihre Freude an der Mitarbeit verkürzen.
Mit Schlagwörtern allein ist es nicht gethan und den ewigen mißvergnüglichen Anspielungen über den neuen Kurs und seine Männer erwidere ich ruhig und bestimmt:
Kurs ist der richtige und er wird weiter ge§teuert\" 1892.
„Sollte es sich einmal ereignen, daß die englische und die deutsche Marine Schulter an Schulter gegen einen ge* meinsamen Feind zu kämpfen haben, dann wird die be* rühmte Parole: .England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht thue', welche der größte Seeheld Englands vor der Schlacht von Trafalgar ausgegeben hat, ein Echo in dem patriotischen Herzen der deutschen Marine finden." 1893.
„Metz und mein Armeecorps ist ein Eckpfeiler in der mili* tärischen Macht Deutschlands, dazu bestimmt, den Frieden Deutschlands, ja, ganz Europas, dessen Erhaltung mein fester Wille ist, zu schützen. Wenn ich mein Hauptquartier nach Urville verlegt habe, so kann ich als lothringischer Grund* besitzer nicht anders, da mich meine Lothringer dort haben wollten. Ich sehe aus denOvationen, aus derFestesstimmung der Bevölkerung von Metz sowohl wie auch der Landbe* völkerung die Bestätigung, daß Lothringen sich wohl im Reiche fühlt. Mit Genugthuung ersehe ich, daß Lothringen dasVerständniß für des Reiches Größe und für seine Stellung in dem Reiche gewonnen hat.... Ich schätze Straßburg als eine der besten deutschen Städte und bin überzeugt, daß auch die Straßburger in der Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reiche sich wohl fühlen. Ich habe Das so recht das letzte Mal empfunden, als ich ganz unerwartet hierhergekommen war. Als ich da vom Polygon zurückritt und die Straßen in der kurzen Zeit so schön geschmückt fand und den herz* lichen Jubel des Empfanges hörte, da habe ich mich auf* richtig gefreut." 1893.
„Ihr habt die Ehre, zu meiner Garde zu gehören und in und um meinen Wohnort, meine Hauptstadt zu stehen. Ihr seid berufen, mich in erster Linie vor dem äußeren und inneren Feind zu schützen. Seid treu und vergeßt nicht, das Eure Ehre die meinige ist." 1893.
„Nach dem mir soeben geleisteten Eide begrüße ich

Euch als meine Soldaten. Wenn Ihr gute Soldaten sein wollt, so müßt Ihr auch gute Christen sein und Religion im Herzen haben. Als Soldaten meiner Garde ist Euch ein besonderes Ehrenkleid gegeben worden. Vergesset nicht, daß Ihr den Rock Eures Königs tragt. Haltet den Rock in Ehren und bedenkt, daß Ihr den Vorzug genießt, den Dienst unter meinen Augen zu thun, und daß Ihr mit Eurem Eintritt in das Heer etwas Vornehmes geworden seid. Gedenket der Standbilder der Könige und Führer, die auf Euch herniederschauen, denket an Euren Eid: dann werdet Ihr gute Soldaten sein. Vergeßt nie, daß Ihr be* rufen seid zu Vertheidigern unseres Vaterlandes, daß Ihr verpflichtet seid, Ordnung und Religion im Land zu schützen. Nun geht hin, thut Euern Dienst, der auf meinen Befehl Euch gelehrt wird. Ihr tragt des Kaisers Rock, Ihr seid dadurch den anderen Menschen vorgezogen. Ihr nehmt eine besondere Stelle ein und nehmt Pflichten auf Euch." 1894.
„Blicken wir zurück auf die Jahre 1866 und 70, so können wir sagen: Dat is Willem!" 1894.
„Ihr seid hierhergekommen, um den Eid der Treue zu leisten. Es war eine alte Sitte unserer Vorfahren und galt als heilige Pflicht, den Eid treu zu erfüllen. So wie ich als Kaiser und Herrscher mein ganzes Thun und Trachten für das Vaterland hingebe, so habt Ihr die Verpflichtung, Euer ganzes Leben für mich hinzugeben." 1895.
„In die hohe, große Festesfreude schlägt ein Ton hin* ein, der wahrlich nicht dazu gehört; eine Rotte von Mens schen, nicht werth, den Namen Deutscher zu tragen, wagt es, das deutsche Volk zu schmähen, wagt es, die uns ge* heiligte Person des allverehrten verewigten Kaisers in den Staub zu ziehen. Möge das gesammte Volk in sich die Kraft finden, diese unerhörten Angriffe zurückzuweisen! Geschieht es nicht, nun, dann rufe ich Sie, den Staatsrath, um der hochverrätherischen Schaar zu wehren, um einen Kampf zu führen, der uns befreit von solchen Elementen." 1895.
„Der große Kaiser trat hervor als ein ausgewähltes Rüst* zeug des Herrn, als das er sich betrachtete. Er hat ein Kleinod wieder emporgehoben und ihm zu hellen Strahlen

verholfen, das wir hoch und heilig halten mögen: das König*
thum von Gottes Gnaden mit seiner furchtbaren Verant*
wortung vor Gott allein, von der kein Mensch, kein Minister,
kein Abgeordnetenhaus, kein Volk den Fürsten entbinden
kann. Wenn der hohe Herr im Mittelalter gelebt hätte, er
wäre heilig gesprochen worden. Ihm verdanken wir das
Deutsche Reich. In seiner Nähe war, durch Gottes Fügung,
so mancher brave, tüchtige Handlanger, der die Ehre hatte,
seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber alle Werk*
zeuge seines erhabenen Wollens waren, erfüllt von dem Geist
dieses erhabenen Kaisers." 1897.
„Der Ozean ist unentbehrlich für Deutschlands Größe.
Aber der Ozean beweist auch, daß auf ihm und in der
Ferne jenseits von ihm ohne Deutschland und ohne den
Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen
darf. Ich bin nicht der Meinung, daß unser deutsches Volk
vor dreißig Jahren unter der Führung seiner Fürsten gesiegt
und geblutet hat, um sich bei großen auswärtigen Entscheid
dungen bei Seite schieben zu lassen. Geschähe Das, so
wäre es ein für allemal mit der Weltmachtstellung des
deutschen Volkes vorbei; und ich bin nicht gewillt, es dazu
kommen zu lassen. Hierfür die geeigneten und, wenn es
sein muß, auch die schärfsten Mittel rücksichtlos anzuwens
den, ist meine Pflicht und mein schönstes Vorrecht." 1900.
„Noch ist die Bildhauerei zum größten Theil rein ge*
blieben von den sogenannten modernen Richtungen und
Strömungen, noch steht sie'hoch und hehr da; erhalten Sie
sie so und lassen Sie sich nicht durch der Menschen Ur*
theil und allerlei Witz der Lehre dazu verleiten, diese Grund*
sätze aufzugeben, auf denen sie aufgebaut ist! Eine Kunst,
die sich über die von mir bezeichneten Gesetze und Schran*
ken hinwegsetzt, ist keine Kunst mehr, ist Fabrikarbeit, ist
Gewerbe; und Das darf die Kunst nie werden. Mit dem
viel gebrauchten Worte Freiheit und unter seiner Flagge
verfällt man gar oft in die Grenzenlosigkeit, Schrankenlosig*
keit und Selbstüberhebung. Wer sich aber von dem Gesetz
der Schönheit, dem Gefühl der Aesthetik und Harmonie,
die jedes Menschenbrust fühlt, ob er sie auch nicht aus*
drücken kann, loslöst und in dem Gedanken einer beson*

deren Richtung, einer bestimmten Lösung mehr technischer
Aufgaben die Hauptsache erblickt, Der versündigt sich an
,den Urquellen der Kunst. Der rechte Künstler bedarf keiner
.Marktschreierei, keiner Presse, keiner Konnexion. Das Gefühl
für Das, was häßlich oder schön ist, hat jeder Mensch, mag
■er noch so einfach sein, und dieses Gefühl weiter im Volke
zu pflegen, dazu brauche ich Sie Alle. Und daß Sie in der
Siegesallee ein Stück solcher Arbeit geleistet haben, dafür
■danke ich Ihnen ganz besonders. Das kann ich Ihnen, meine
Herren, jetzt schon mittheilen, der Eindruck, den die Sieges*
allee auf die Fremden macht, ist ein ganz überwältigender;
überall macht sich bemerkbar ein ungeheurer Respekt für
die deutsche Bildhauerei. Möge sie auf dieser Höhe stets
stehen bleiben und mögen auch meinen Enkeln und Ur*
enkeln, wenn sie mir dereinst erstehen werden, stets die
gleichen Meister zur Seite stehen. Dann, bin ich überzeugt,
wird unser Volk in der Lage sein, das Schöne zu lieben
und die Ideale stets hochzuhalten." 1901.
„Der Chinese ist von Natur feig wie ein Hund, aber
hinterlistig. Kommt Ihr an den Feind, so wird er geschlagen-
Pardon wird nicht gegeben. Gefangene werden nicht ge<
macht. Wer Euch in die Hände fällt, sei Euch verfallen.
Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König
Ftzel sich einen Namen gemacht, so möge der Name
Deutscher in China auf tausend Jahre durch Euch in einer
W^else betHätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese
-wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen." 1900.
„Möge der Sultan und mögen die dreihundert Millionen
Mohammedaner, welche, auf der Erde verstreut lebend, in
ihm ihren Khalifen verehren, versichert sein, daß zu allen
Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird." 1898.
„Ich kann immer nur wiederholen, daß ich Englands
Freund bin. Aber ich bin in meinem Land mit diesem
-Gefühl in der Minorität. Als die Regirungen von Rußland
und Frankreich meinten, die Stunde sei gekommen, wo man
England bis in den Staub erniedern könne, antwortete ich,
Deutschland werde nie zu der Vorbereitung einer Nieder*
lage Britaniens mitwirken, nie für eine Politik zu haben
sein, die es in einen Konflikt mit einer Seemacht vom Rang

Englands zu bringen vermöchte. Wenn in dem Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans einstf deutsche und britische Geschwader für die selbe Sache streiten, wird auch Eng* land sich der Thatsache freuen, daß Deutschland sich eine große Flotte geschaffen hat." 1908.
„Nach dem Vollbringen der vier Kriegsjahre hat das deutsche Volk den Anspruch, daß ihm kein Recht vorenthalten wird, das eine freie und glückliche Zukunft verbürgt." 1918.
Worte Wilhelms. Des in Europa nun letzten Kaisers.
„Weder Selbstherrschaft noch Scheinkonstitutionalismus ist fortan möglich. Nur: Selbstregirung des Volkes, das ohne Murren gearbeitet, gedarbt, gefochten, geblutet hat. Demo* kratie wird das dringlichste Eürstenbedürfniß. Der Kaiser wird entbürdet, wenn er sich aus der Pflicht löst, den Kanz* ler zu wählen, für Kriegserklärung und Friedensschluß die innere, letzte Verantwortung zu tragen, mehr zu sein oder zu scheinen als des Volkswillens in Würde thronender Voll* strecker. Entbürdet wird er, nicht in der Wirkenskraft ge* lähmt; von gefährlicher Last freier, nicht leichter an Eigen* gewicht. Die Verantwortung des Friedens, der werden muß, kann nur der Nacken der ganzen Nation ungebeugt tragen. Ehe er danach drängt, ehe ein Ausschuß den Umbau der Verfassung fordert, rufe des Kaisers noch freier Wille, in Einklang mit den zu Ewigem Bund ihm gesellten Fürsten, Reichstag und Bundesrath in die Pflichtgemeinschaft einer Constituante, die dem Reich verantwortliche Minister, der vom Volk erwählten Parlamentsmehrheit Regirungmacht, allen selbständig sich nährenden Deutschen beider Geschlechter das Recht zu Mitwirkung am Reichsgeschäft sichert, die alten Gesetze neuem Bedürfniß anpaßt und dadurch der Nation die Freiheit, den fürstlichen Häuptern ungefährdete Lebens* dauer verbürgt. Schnell: ehe die Gunst der Stunde versäumt ist; die Zeiger stehen zwölf Minuten vor Zwölf." („Die Zu? kunft"; am fünften Mai 1917: „Der rothe Mond.")
Der zwölfte Glockenschlag ist verklungen. Roth sinkt im Reichssüden die Sonne. Und an Alpenwände pocht Deutsch *Oesterreichs Ruf: „Haust Ihr, Brüder, in wohn* licher Freiheit? Dann treten wir ein."
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G.m.b.H. in Berlin.

flofrefpretg für liferotur
Domain ftoffatti)
i
S?tnber* unb 3ugenbjar)re
II
Sofiann Gftriffof in parte
III
3oftamt (Sftriflof am 3kt
£>ie 3at)re ber ßrfüffung
2flit biefen 3 25änben tff bag 2Berf eoflffdnbig.
3eber 3anb foffef:
(Sefyeftef Ä9.-, gebunben M11.
baju 25% ^ßerlag^ufcbtag
2(lä 2$ortPort jum teufen Sudj biefeS 2Berfeä fdjrieb 3torfanb, cor
bem Äriege:
„3ä? tjabe bie SragSbie einer (ÜSenerafion gefdjrieben, bie im
©djtpinben begriffen iff. 3dj tjabe nidjfä »on itjrcn Gaffern unb ifjren
Sugenben ju t>erf|eimtitfjen gcfudjf, mdjfä oon ber auf itjr laffenben
Sraurigfeif, itjrem »irren #odjmut, itjrem fjetbentjaften Seffreben im
ßrfragen bed Xcibeö, baä eine üM-menftfjficfje Sfufgabe ifjnen erbrüifenb
aufgebürbet fjaf, ein ganjeä ©<M 3Betf neusufdjaffen: eine 2J?orat eine
Steftf/efif, einen ©tauben, eine ntuc 2JJenfdjijeif. — ©o finb tpir getpefen.
3tjr 2Jlenfdjen t>on fteufe, ifjr jungen 2JJenfdjen', nun iff bie Cfteif/e
an eudj! ©djreifet über unfere Leiber fjintpeg unb tretet in bie cor*
berfte jtettje. ©eib großer unb gtürftidjer aU toir. 3a? felbft nefrnie
Stbfdjieb ton bem, u>a£ meine ©eefe toar; irfj toerfe flc fjinter midj toie
eine (eere $üT(e. ©aä .Ceben ift eine Jotge Don £oben unb Stuferffef/un*
gen. Xaji uni fferben, Gr/riffof, auf bafj toir toiebergeboren toerben."
£iterarifd)e Sfaffalt Hüffen e Xoentng / J^ranffurf a. 3J?.

Bekanntmachung:.
Die Zwischenscheine für die 4Va% Schatzanweisungen der VIII. Kriegsanleihe und für die 472% Schatzanweisungen von 1918 Folge Vlil können
4. November d. J ab
in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden. Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum 15. Juli 1919 die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.
Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.
Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts oberhalb der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.
Mit dem Umtausch der Zwischenscheine für die 5% Schuldverschreibungen der VIII. Kriegsanleihe ia die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen kann erst später begonnen werden; eine besondere Bekanntmachung hierüber folgt alsdann.
Von den Zwischenscheinen der früheren Kriegsanleihen ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der ‚Umtauschstelle für die Kriegsanleihen'-, Berlin W 8, Behrenstraße 22, zum Umtausch einzureichen.
Berlin, im Oktober 1918.
Reichsbank-Direktorium.
» Ravenstein. v. Grimm.

Anmeldung fchon jetzt erbeien.
■Jede. gewün(chfeAiijkunff überBefuch-
Beteiligung A/ergünßigung ufw erf ei lf daj
Meßamt für die Muff ermeffen
in Leipzig.

Rennen zu Karlshorst.
8. Tag:
Sonntag, den 10.November, vorm. 1/2\2 Uhr, 7 Rennen u. a.:
Schmidt-Pauli-Srinnerungsrennen. Preise 55000 JKark.
Fahrplan der Vorortzüge über Stadtbahn siehe Anschlagsäulen. Außerdem Stadtbahnverbindung von Charlottenburg, Frit drichstraßc nach Niederschöneweide, sowie von Görlitzer Bhf. nach Niederschöneweide, von hier in 15 Minuten ca. zu Fuß zur Rennbahn Karlshorst. — Straßenbahnverbindungen: 1. vom Schlesischen Bhf. über Stralau-Treptow Dach Oberscbönevreide; 2. von Bahnhof Niederschöneweide nach Rennbahn Karlshorst; 3. vom Alexanderplatz nach Friedrichsfelde; 4. von Friedrichsfelde nach Rennbahn Karlshorst.

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt der Firma Julius Klinkhardt, Leipzig, beigelegt, der auf ein Werk von Dr. K. Henning hinweist. Wir möchten nicht verfehlen, unsere Leser auf- das interessante Buch aufmerksam zu machen, in dem die Kriegshetzereien der amerikanischen Schwerindustrie bloßgestellt werden.

Berlin, den 16. November 1918
Gott ist mit uns
Frieses Krieges sicherste, einzig sichere Folge wird die ungeheuerste Revolution aller Zeiten sein, eine Europa ■durchlodernde, den ganzen Erdtheil umpflügende, neben der die von 1789 und 93 ein neckischer Kinderspaß scheinen mag. Jeder Mensch guten Willens und naturfrommer An* ■dacht muß sich mühen, diese Revolution vor Blutschuld zu schützen und in die Welt des Geistes einzugrenzen. Kein Staat, kein Volk, keine Klasse, weder Mann noch Weib ,wird nach diesem Krieg, dieser Sintfluth sein, wie sie zuvor waren. Verfassung und Gesetz, Vorurtheile und Bedenken wird, wie Binsen am Teich, der Wirbelsturm knicken. Lasset uns sorgen, daß von dem Opferaltar des neuen Bundes (der Menschheit mit gotthaft beseelter Natur) lieblicher Ruch himmelan schwebe, wie von Noahs Dankbrunst, da seine zweite Taube im Schnabel ihm das Oelblatt in die Arche getragen hatte, durch dessen Gerippe die Botschaft schim* merte: Friede auf Erden!" („Die Zukunft" vom zweiund* zwanzigsten April 1916.) „Wir wollen Deutschland; stark, luftig, hell, in anmuthiger, nicht steif protzender Würde und ernster Fröhlichkeit. Dieses Deutschland ist der Menschheit unentbehrlich; ihm aber auch die Menschheit. Nicht, sie zu knechten oder in seine Wesensfarbe um* zufärben, ist sein Beruf; sondern, als ein kräftiges Glied in ihr, in stetem Austausch nährender Lebenssäfte, zu ge* deihen. Wir wollen, daß Europa gesunde, nicht als Krüppel
n

hinsieche; sauber werde, nicht noch ekler verschmutze. Daß den Lebensfragen des Erdtheiles Antworten gefunden wer- den, die demBedürfniß der Völker, stämmiger und schwacher, genügen und ohne störenden Ergänzungstreit drum den Tag des Friedensschlusses lange überdauern. Wir wollen nicht, daß man mit der Größe einer Zeit prahle, die nur vernich* tet; denn uns ist Größe das Merkmal des Schöpfervermögens. Wir wollen, daß auf reinem Grund das freie Volk fortan seines Schicksals Schmied sei und am Wohlstand, am see* lischen Aufstieg anderer Völker sich neidlos freuen dürfe; daß Güte, nicht schwächlich, gebiete und Menschenrecht noch im zerlumpten Bettler geachtet werde. Da habt Ihr den Grundriß unseres Glaubens und Wollens. Schaaret, die Ihr unter seinem Kuppelgewölb wohnen möchtet, aus allen Lagern geschwind Euch zum Treubund. Stählet Euch in das Gelübde Tapferer, endlich Etwas zu wagen. Erst durch Wag* niß werdet Ihr der Helden würdig, die draußen froh bluten. Niemals ist, nirgends, ohne Frühlingsgewitter aus Ostern Pfing* sten geworden." („Die Zukunft" vom sechsten Mai 1916.)
„Am dreißigsten Juni 1918 ist Euer Hochwohlgeboren in meinem Auftrag eröffnet worden, daß es Ihnen nicht ge* stattet werden könne, in der gleichen Art weiter zu schreiben wie in den unmittelbar vorher veröffentlichten Nummern 33, 34, 35 der ‚Zukunft'. In den seitdem erschienenen Nummern haben Euer Hochwohlgeboren trotzdem die bisherige Schreib* weise und die Grundrichtung Ihrer Artikel nicht geändert. Alle bisherigen Versuche, Euer Hochwohlgeboren durch Censurmaßnahmen zu einer Aufgabe dieser Schreibweise zu veranlassen, sind ergebnißlos geblieben. Ich kann daher auch von weiteren Schritten in dieser Richtung keinen Er* folg erwarten. Auf Grund des Paragraphen 9b des Ge* setzes vom vierten Juni 1851 über den Belagerungzustand verbiete ich deshalb bis auf Weiteres im Interesse der öffent* licchen Sicherheit das Weitererscheinen der ‚Zukunft'. Der Oberbefehlshaber: Von Linsingen, Generaloberst." Aus meiner Beschwerde gegen dieses dritte Dauerverbot der „Zu* kunft": „Unter selbstverständlicher Opferung meiner Privat* interessen bemühe ich mich, wenigstens in einer kleinen Ober* schicht der Hauptgefahr, der Lebensgefahr des Reiches vor*

zubeugen: der furchtbaren Enttäuschung, die Dem folgen muß, was aus Belagerungzustand, Verlegerprofitsucht und Reklamirtehfeigheit .Oeffentliche Meinung' geworden ist. Niemals kann ich, unter keinem Druck, den Rahmen meiner Ueberzeugung weiten, meines Denkens .Grundrichtung än* dern'. Könnte ichs, um meineEinkunft zu steigern oder meine Zeitschrift vor neuer Vernichtung zu schützen, so müßte ich mich, als einen Prostituirten, selbst anspeien." Verbot und Beschwerde sind vom dreiundzwanzigsten August 1918 datirt. Die Beschwerde wurde abgewiesen.
Mit Blitz und Donnersgedröhn ist das Frühlingsgewitter über Deutschland gekommen, aus furchtbar jäher Enttäusch* ung der Wille zu Revolution, zu Umsturz entstanden. Wir brauchen, mündige Gefährten, den Grundriß unseres Glau* bens, die Grundrichtung unseres Wollens nicht zu ändern.
Der Wortlaut der (von einem freundlichen Hörer stenographirten^ Rede, die ich am sechsten November in der berliner Philharmonie hielt:
Ueber Deutschlands von Schmerz, von Trauer, von Zorn und, leider, auch von Haß erstarrter Erde wird Licht. Und Deutschlands Volk schreitet erhobenen Hauptes und leuchtenden Blickes in seinen Frühling. Hat die Thränen* fluth, haben die Zähren aus Millionen Augen die Erdrinde geweicht? Die Stürme, die uns umheulen, die von Kampf, von verzweifelter Wehr, die auch von Aufruhr schon uns Kunde bringen, diese Stürme sind nicht des Winters. Der kommt auf leisen Sohlen. Der tötet das Leben. Erstickt es unter dem Bahrtuch aus Schnee und Eis. Wir aber hören das Stöhnen der Wipfel im Sturm. So kommt der Lenzl Dieses Land ist nicht eins, worin das Leben winterlich ent* schläft. Dieses Volk ist eins, das aufersteht und das den Willen hat, den hart gewordenen Willen (hart wie ein Stamm, aus dem Triebe sprießen können), nicht nur, zu leben, nein, besser, würdiger, edler zu leben als je zuvoe. Der Friede scheint heute gesichert; der Friede, für den die deutsche Regirung und zugleich die ihr damals noch nicht unter* stellte Oberste Heeresleitung sich freiwillig ausgesprochen hat. Das ist die große Kunde dieses Novembertages.
Während unsere Menschen an der Westfront, trotz dem
li*

fast lähmenden Bewußtsein, so spät, so lange nach dem An*
gebot eines Waffenstillstandes und Friedens, noch kämpfen,
noch bluten, noch verkrüppeln oder fallen zu müssen, an
mancher Stelle ihre höchste Kraftsumme, ihr ganzes Ver*
mögen einsetzten, während dieser Zeit hat, nicht allzufern
von ihnen, ein nicht weniger ernster, ein vielleicht der Welt
noch schicksal vollerer Kampf getobt: in Versailles, wo die
gegen das Deutsche Reich von 1914 Verbündeten, lange,
Manchem von uns, der ungeduldig ist, zu lange, beriethen,
ob sie das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten
aufgestellte, von dem deutschen Volk und dessen regirendem
Ausschuß angenommene Programm zu ihrem machen könnten,
sollten, dürften. Wir haben heute die Antwort erhalten.
Ich weiß nicht, ob Sie, Alle, den Wortlaut kennen. Ich
bitte um die Erlaubniß, sie in der Form, in der ich sie
empfangen habe, Ihnen vorzulesen. Sie ist, wie alle vor*
angegangenen Noten der Vereinigten Staaten, geschrieben
und unterzeichnet von dem Staatssekretär Lansing, und ge*
richtet an den Leiter unseres Auswärtigen Amtes.
„In meiner Note vom dreiundzwanzigsten Oktober 1918 habe
ich Ihnen mitgetheilt, daß der Präsident unseren Notenwechsel den mit
den Vereinigten Staaten im Krieg verbündeten Regirungen über-
mittelt und zugleich gefragt hat, ob diese Regirungen geneigt sind, den
Frieden zu den angegebenen Bedingungen und Grundsätzen herbei-
zuführen. Er hat für den Fall ihrer Zustimmung sie ersucht, ihre mili-
tärischen Rathgeber und den der Vereinigten Staaten zu veranlassen, den
gegen Deutschland verbündeten Regirungen die Bedingungen eines
iWaffenstillstandes zu unterbreiten, der die Interessen der beseitigten
Völker in vollem Maße wahrt und den Verbündeten Regirungen
die unbeschränkte Macht sichert, Einzelheiten des von der Deutschen
Regirung angenommenen Friedens zu verbürgen und zu erzwingen,
iwenn sie einen solchen Waffenstillstand vom militärischen Stand-
punkt aus für möglich hielten. Der Präsident hat jetzt eine Denk-
schrift der Verbündeten Regirungen erhalten, in der das Folgende
steht: ‚Die Verbündeten Regirungen haten den Notenwechsel
zwischen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und der Deutschen
Regirung in ernste Erwägung gezogen. Mit den folgenden
Einschränkungen erklären sie ihre Bereitschaft zum Friedensschluß
mit der Deutschen Regirung auf Grund der Friedensbedingungen,
die in der Ansprache des Präsidenten an den Kongreß vom achten
Januar 1918, und der Grundsätze, die in seinen späteren Ansprachen
iniedergelegt sind. Sie müssen jedoch darauf hinweisen, daß der
gewöhnlich so genannte Begriff ‚Freiheit der Meere' verschiedene

Auslegungen zuläßt, von denen sie einige nicht annehmen können.
'Sie müssen sich deshalb über diesen Gegenstand beim Eintritt in
die Friedenskonferenz volle Freiheit wahren. Ferner hat der Präsident
in den in seiner Ansprache vom achten Januar niedergelegten Friedens-
bedingungen erklärt, daß die besetzten Gebiete nicht nur geräumt
und befreit, sondern auch wiederhergestellt werden müßten. Die
Verbündeten Regirungen sind der Ansicht, daß über den Sinn dieser
Bedingung kein Zweifel bestehen darf. Sie verstehen darunter, daß
Deutschland für allen durch seine Angriffe zu Land, zu Wasser
und in der Luft der Civilbevölkerung und ihrem Eigenthum zugefügten
Schaden Ersatz leisten soll.' Der Präsident hat mich beauftragt, Ihnen
anzuzeigen, daß er mit der im letzten Theil des angeführten Memoran-
dums enthaltenen Auslegung einverstanden ist. Er hat mich ferner
beauftragt, Sie zu ersuchen, der Deutschen Regirung mitzutheilen, daß
Marschall Foch ermächtigt worden ist, genügend beglaubigte Vertreter
der Deutschen Regirung zu empfangen und sie von den Waffenstill-
btandsbedingungen in Kenntniß zu setzen."
Damit ist also von allen Feinden des Deutschen Reiches
das Programm angenommen, dem sämmtliche damals in
Deutschland zu Entscheidung berufenen Gewalten Zuge*
stimmt haben. Unerledigt bleibt ein einziger Punkt, der
zweite Punkt in Wilsons Programm, der fordert: „Unge*
schmälerte Freiheit der Seeschiffahrt (außer in Territorial*
gewässern) in Friedens* und Kriegszeit; gesperrt ist ihr
nur die See, die durch internationalen Beschluß, zu Siche*
rung internationaler Uebereinkunft, Allen verschlossen ist."
Diesem Verlangen nach der Freiheit der Meere, wie man
es mit einem dem Dritten Napoleon entlehnten Ausdruck
zu nennen pflegt, haben die Engländer, vielleicht auch die
Franzosen bisher nicht zugestimmt. Und Ihnen wird auf*
gefallen sein (hoffe ich), daß der Präsident der Vereinigten
Staaten zu dieser Abweichung von seinem Programm nicht
Stellung nimmt. Er sagt, den letzten Theil, der dem Deut*
sehen Reich die Verpflichtung auferlegt, allen Schaden, auch
den durch seine Tauchboote bewirkten, der Civilbevölke*
rung zu ersetzen, den billige er. Aber er spricht nichts
über den Zweiten Punkt, die Freiheit der Meere. Darüber
wird die Entscheidung auf dem Friedenskongreß fallen;
und wir werden da Gelegenheit haben, durch (hoffentlich
sehr gescheite, sehr rückhaltlos wahrhaftige, fest auf den
Stab der Erfahrung gestützte) Vertreter den Grundsatz der

Freiheit der Meere in Gemeinschaft mit den Wortführern der Vereinigten Staaten zu verfechten. Der Wunsch, das Meer als die freie Straße der Menschheit vor Belästigung, vor Raub zu schützen, kann nur da wichtig werden, wo wieder Krieg ist; und all die Völker, die sich jetzt zusammenfinden sollen, eint der inbrünstige Wunsch, der felsfeste Wille, den Krieg, dem jetzt Abend wird, den letzten sein zu lassen. So schwer dieses Wort nach Allem, was wir durchlebt und durchlitten haben, aus der Brust sich bis auf die Lippe hebt, ich wags und sage: Ich glaube zuversichtlich, wenn Sonntag wird, ruhen auch in West die Waffen. Und was diese Ruhe der Welt bedeuten würde: Das auszustammeln, würde die Beredsamkeit, das heilige Feuer eines Priesters fordern, wie, ehe die Menschheit in Blutschande schritt, auf manchem seitdem entweihten Altar einer stand. Staunen Sie nicht und lassen Sie nicht eine Regung des Unwillens darüber in sich aufkommen, daß die Ver* einigten Staaten und ihr Präsident auf der Konferenz in Versailles nicht lückenlos Alles durchgesetzt haben. Was sie durchsetzten, ist viel. Ich will mit Absicht nicht fragen, ob es ihnen schwer wurde; vielleicht, weil die Antwort in mir ist. Aber bedenken Sie, daß in der letzten Woche, in den letzten zehn Tagen die Weltlage, das Bild des in Krieg gerissenen Erdstückes ,sich für uns so schlimm gewandelt hat, wie die Meisten nicht für möglich hielten. Man könnte glauben, mit geradezu diabolischer Schlauheit sei von den gegen uns Verbündeten der Zeitpunkt vorbereitet worden, wo sie die Entscheidung über den deutschen Antrag zu finden hatten. Was längst zu erwarten war, ist dann doch mit einer Jäheit erfolgt, die zunächst verwirrend wirken mußte. Wir sahen schon in diesem Krieg Reiche sinken, Reiche zerbröckeln, sahen sinkende wieder auferstehen; nie aber in unseren Tagen und kaum je, seit nachprüfbare Menschengeschichte geworden ist, sah man ein Schauspiel wie das der alten, der vergreisten Monarchie der Habsburg* Lothringer. Wie in einen Höllentrichter ist dieses Reich versunken. Im Oktober ist dann Graf Andrassy, den man, wie viele aus dem selben Stoff Gefügte, hier für einen der zuver*

lässigsten Freunde Deutschlands zu halten sich entschlossen hatte, ohne Vermittlung, ohne ein Feigenblatt, in der völligen Nacktheit des Geschlagenen, vor die Feinde hingetreten und hat ihnen Ergebung auf Gnade und Ungnade angeboten. Kein Wort des Grolls, kein Wort des Haders! Oesterreich und Ungarn mußten wohl handeln, wie sie gehandelt haben. Und wir können nichts Anderes thun als: von Herzen, neid* los, ohne beschattende Rückerinnerung den dort frei ge> wordenen Völkern wünschen, daß ihre Lebensgestaltung, ihre Verankerung in frohe Zukunft ihnen gelingen möge. Denn je mehr freie, glückliche, seßhafte, nicht fremdem, gar feindlichem Staatszweck unterjochte Völker sind, desto besser für jedes Volk. Auch der Glaube, man könne nur auf Anderer Kosten glücklich werden, ist, mit anderem Wahn, versunken. Und eins dieser Völker, das uns im Gefühls* bezirk nächste, das Volk der deutschen Oesterreicher, einst ein Pfeiler des alten Deutschen Reiches, steht nun am Thor Deutschlands, blickt hinein und fragt: Wird Euer Reich, Deutsche, sauber, hell, frei, eine würdige Wohnstatt? Dann treten wir einl An Deutschlands Volk ist es, mit der Zunge nicht nur, nein, mit der That die Antwort zu geben. In dem nun angenommenen Programm der Vierzehn Punkte steht Manches, was uns schmerzlich sein müßte, wenn wir es in den Denkschalen alter Zeit wögen; steht aber auch Manches, was anderen Nationen unangenehm sein kann. Wer darin einen Trost findet, mag ihn haben. Wichtiger ist, daß darin steht, dem" Waffenkrieg dürfe kein Wirthschaftkrieg folgen und dem Handel aller Völker sei gleiches Recht in allen Zonen zu gewähren. Nicht steht darin, daß Elsaß*Lothringen durchaus und ganz französisch werden muß, und eben so wenig, daß Deutschland seine Kolonien verliert. Ich bitte Sie, sich ernstlich mit den Vier* zehn Punkten jetzt zu beschäftigen und dann aufzuathmen in der Erkenntniß: Das Recht hat gesiegt! Viele Menschen, sehr viele, auch höchst vernünftige, hatten gesagt: „Passet auf, was da herauskommen wird! Die Situation ist so un* geheuer günstig für die Feinde, die, wenn sie wollen, das ganze Oesterreich und Ungarn jetzt als Aufmarschgebiet gegen Deutschland (das schließlich, nach vier Jahren und

/
einigen Monaten, doch wohl das Recht hat, einen Seufzet der Müdheit hören zu lassen) benutzen, auf hundert Fronten, nah, ganz nah, zu Land, zu Wasser und namentlich in der Luft ihm furchtbar gefährlich werden können, daß sie gewiß tolle Forderungen stellen werden." Diese Furcht ist als grundlos erwiesen. Das Recht hat gesiegt. Und da man an der Pforte zum Tempel des Friedens sich jeder Mög* lichkeit freuen soll, über den Feind von gestern etwas Gutes zu sagen, so spreche ichs gern aus: Vernunft hat gesiegt. Dort ist Etwas wie weise Selbstüberwindung gelungen. Besonders erfreulich und beruhigend ist, daß in der neuen Note von Amerika und von den europäischen Mächten mit keinem Wort mehr die Legitimation der deutschen Regi* rung, die Redlichkeit ihres Wollens angezweifelt und nicht mehr gefragt wird, in welchen Machtbezirken sie herrsche. Das kann nicht allein Amerika durchgesetzt haben. Denn wie die Dinge heute liegen, wo eine Front bei Tetschen, bei Oderberg, am Brenner den Feinden möglich scheint, glauben die europäischen Mächte, die im Nothfall jetzt auch über Italiens Heer auf ihren Kriegsschauplätzen verfügen könnten, sich durchaus stark genug, ohne Amerikas Hilfe den argen Handel zu Ende zu führen. So schrankenlos wie noch vor vierzehn Tagen ist die Macht Wilsons heute nicht mehr. Und wenn trotzdem Vernunft siegen konnte, so hat man wohl das Recht, ohne Neigung in Illusion zu sagen: Ueber der Erde wird endlich wieder Licht.
Die vom Feind für die Waffenstillstandszeit geforderten Sicherungen werden uns schmerzhaft treffen. Ich zweifle nicht daran, daß die Forderungen sehr hart sein werden. Der Geist der Gerechtigkeit, dessen Losung auf dem Banner der Menschheit steht, müßte sich gegen unerträgliches Ver* langen auflehnen. Auf harte Bedingungen sind Alle gefaßt. Und da es sich um einen Uebergangszustand handelt und wir darin einig sind, nie könne es Schmach sein, nie Schande, die Folgen seines Thuns auf sich zu nehmen, so darf man hoffen, daß auch diese Prüfung von Deutschlands unbewegter Brust ertragen wird. Es wäre recht betrübend, wenn lautes Wüthen, wenn ein Gekreisch des Schmerzes den Empfang dieser Bedingungen bei uns quittirte. Das wird nicht sein.

Pflicht befiehlt jedem Deutschen, schweigend das Unab*
wendbare hinzunehmen und nur sich zu sagen: Wir haben
den Frieden, den wir wollten. Wollen mußten. Und durch
den Engpaß, durch die Kluft, die dahin führt, kommt unser
stolz bescheidener Wille ungebeugt und ungezaust hindurch.
Auch für den Redner ist hier ein Engpaß. Denn er
darf nicht nachzuweisen auch nur versuchen, wie nothwendig
die Hinnahme des Unabwendbaren ist. Wir sind allein.
Und noch ist im Reich nicht Alles, wie wir es wünschen.
Wie kamen wir in solche Noth? Noch immer, trotz
allen Erklärungen und Verkündungen, schleicht der ge*
fährliche Glaube durch das Land, ein Gemüthszusammen*
bruch der Heimath, ein Verschulden von Demokratie,
Reichstag, Sozialisten, Juden, Flaumachern habe uns dahin
gebracht; und in düsterer Stille hat dieses Geraun schon
solches Unheil gestiftet, daß auf dem Land, auf der Scholle,
die Frucht tragen soll, der Wunsch entsteht, den Berlinern,.
Gästen und Ureinwohnern der Hauptstadt, durch Nahrung*
sperre diesen Zusammenbruch, diese Willensaufweichung
zu vergelten. Noch einmal muß ich deshalb, mit der
größten Bestimmtheit, sagen: Kein Civilist im Deutschen
Reich hatte die Macht, durchzusetzen, was am fünften Ok*
tober geschah. Die Anregung, das drängende Verlangen
kam von der Obersten Heeresleitung; sie wollte den
Waffenstillstand, wollte ihn für die 'nächsten Tage und
bestand darauf, daß man ohne Säumen sich an Wilson
wende. Niemand hat das Recht, irgendeinem Mitglied der
Regirung oder des Reichstages die Verantwortlichkeit für
diese Dinge zuzuschieben. Und wenn es weiter geschehen
sollte, so werden unsere Stimmen sich einen, hoffe ich,
zu dem Wunsch nicht nur, sondern zu der Forderung:
„Veröffentliche Deine Akten, Volksregirung!" Das neue
Deutschland ist bereit, alle Schulden des alten zu bezahlen,
aber es will nicht mit dem Makel der Schuld befleckt sein,
daß es an dieses Abgrundes Rand getaumelt sei.
Der achte^August war einer der schwärzesten Tage in
deutscher Heeresgeschichte. Sie wissen, daß man solche
Dinge aus unseren Amtlichen Berichten nicht erfährt. Nach
diesem Tag erkannte General Ludendorff, der eigentliche:

Generalstabschef und zugleich Erste Generalquartiermejster, die Unmöglichkeit des Sieges. Daß ihm die Erkenntniß so spät kam, ist von vielem Unbegreiflichen das Unbegreif* lichste. Er ließ den Herrn von Hintze, der in der Schein* regirung des üblen Hertling Staatssekretär war, aber genü* gend militaristisch dachte, um auch in der eigentlichen Re* girung gut angeschrieben zu sein, zu sich kommen und sagte ihm, was zwei Generalstabschefs vier Jahre zuvor gesagt hatten: Machet Friedenl Er sagte es Herrn von Hintze so* gar recht dringlich. Der Staatssekretär versprach, sofort Fä* den anzuknüpfen, und zwar in Washington, was ihm, nach seiner Meinung, nicht schwer fallen werde. Man hat aber im Großen Hauptquartier nie wieder Etwas von solchem Ver* such gehört: und so ist das Gerücht entstanden, der General Ludendorff habe bis Ende September sich völlig über die Nothwendigkeiten getäuscht. Das ist nicht richtig. Im August sind ihm die Augen aufgegangen. Als nichts ge* schah und die Mißwende des Kriegsglückes von Tag zu Tag fühlbarer wurde, da, Ende September, hat er mit der größten Dringlichkeit, er und der ihm vorgesetzte Feldmar* schall, das schleunige Werben um Waffenstillstand gefordert. Verhängnißvoll spät. Warum so spät? Man wird es nie mit der Reinlichkeit eines Rechnungergebnisses erfahren. Heute, nach seinem Sturz, schwankt das Charakterbild dieses Ge* nerals, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der Geschichte. Seien wir auch ihm gerecht. Er ist ohne Zweifel die kräftigste Gestalt, die Deutschland in diesen Kriegsgraus hinausgestellt hat. Das stärkste Hirn. Alles (ich spreche nur nach, was mir Sachverständige gesagt haben), fast alles außerordentliche Geschehen in diesem Kriege kam aus seinem Kopf. Das ist nicht wenig. Und dennoch ist dieser Mann gescheitert. Warum? In dem Prolog zum „Wallenstein" heißt es: „Denn seine Macht ists, die sein Herz verführte; sein Lager nur erkläret sein Verbrechen." Ungefähr so ists im Falle Ludendorff geworden. Dieser Mann war als Oberst ins Feld gezogen. Er hatte den Handstreich bei Lüttich gemacht (dessen Lorber einem Anderen zufiel), dann*clen in Ruhestand geschobenen General Von Hindenburg aus Hannover als Führer gegen Rußland abgeholt; und hat

sich seitdem beschieden, in Ost und West im Schatten der Sonne zu stehen, deren Glanz Deutschland nicht entbehren zu können schien. Das ist nicht leicht. Dazu gehört große Selbstüberwindung; und es bleibt nicht ganz ohne Folgen für Den, der in solche Entsagung sich niederbückt. Wir haben «in (viel kleineres) Beispiel in unserem politischen Gehaus gehabt an dem Geheimrath von Holstein, der Jahre lang die ,eigentliche Leitung des Auswärtigen Amtes hatte, stets aber im Schatten von Anderen stand und auf dessen Seelenhaut sich ganz ähnliche Warzen gebildet haben wie auf der, von deren Verdickung wir jetzt hören. Dieser General Ludendorff, ,ein Bürgerlicher, hat (auch Das muß erwähnt werden, damit man ihn nicht als Streber, Junkerknecht, Hofgeneral ver* schreie) abgelehnt, um die Adelsverleihung zu werben, und trägt deshalb den Schwarzen Adler nicht, dessen er immer* hin würdiger ist als viele Andere. Dieser Mann hat eine Macht gehabt wie in modernen Zeiten noch nie ein Sterb* licher, nicht einmal Bonaparte. Von der Nordsee bis an den Persergolf hing Alles an seinem Wink. Ich glaube, er war und ist durchaus, im besten, aber auch im unmodernsten Sinn, Militarist. Er hat nicht die Muße gehabt, die fruchtbaren ,Gefilde der Menschheit, die Rebenhügel, die schönen Wiesen des Menschheitbesitzes ehrfürchtig zu betrachten, stiller Andacht voll im Geistigen zu weilen. Uns Bürgern ist ja fast unmöglich, so tief wie in andere Seelen uns in -die von Männern hineinzufühlen, die bereit sind, Millionen lebender Menschen mit dem grausamsten Mittel, das sich ,erdenken läßt, in den Tod zu schicken, weil sie glauben, damit der Provinz der Erde, die ihr Vaterland ist, zu dienen. Solche Menschen sind nur mit dem Maß ihres Eigenwesens zu messen. General Ludendorff war vielleicht mehr Kriegs* Techniker als Feldherr und daher allzu willig geneigt, von -technischen Mitteln die Entscheidung zu erwarten: von Unterseeboot, Stickgas, Brandgas, Benzol; nur den Tank hat ,er, wohl unter dem verschwemmenden Einfluß des Kriegs* ministers Von Stein, unterschätzt. Daraus ist nicht geworden, was hier wohl hätte werden können. In der Tankfrage hat das Kriegsministerium arg (im Sinn der Militaristen) ge* sündigt. Ludendorff, heißt es, habe die Regirungmacht usur*

pirt. Daß er Jahre lang eigentlich „die Regirung" war, ist gewiß. Wars seine Schuld? Nein: die Schuld der schwachen, hilf losen, manchmal obendrein unwahrhaftigen Menschen, die in der Wilhelmstraße ihr Wesen trieben und deren Namen ich gar nicht in Ihr Gedächtniß zurückscheuchen will. Die haben sich immer, wenn sie nicht weiter konnten (und wann konnten sie weiter?) hinter die breiten Rücken der Generale verkrochen, die haben bei jeder Gelegenheit die unterthänige Formel „in Uebereinstimmung mit der Obersten Heeres* leitung . ." gebraucht, die sind stets hin* und hergependelt zwischen Berlin und dem Großen Hauptquartier, die waren ja immer auf der Walze. Ist unter solchen Umständen demMann nicht nachzufühlen, daß er, wenn kein starker Wille ihn im Zaum hielt, wenn kein Entschluß ihm den Weg wies, wenn er immer nur gefragt wurde, daß in ihm das Gefühl wuchst Da ich doch entscheiden muß, mag ich nicht erst die Ko* moedie Dessen spielen, der zwar entscheidet, aber so thut, als füge er sich anderer Weisheit. Der Mann hat von früh bis spät gearbeitet und seine Vitalität, seine Hirnkraft scheint fast unüberbietbar. Viele Offiziere haben mir gesagt, auch solche, die ihm feindlich sind: „Dieser Mann macht es ganz anders, als der große Moltke und andere Feldherren es ge* macht haben; er giebt nicht nur allgemeine Direktiven an die Armeen, nein, er führt, so zu sagen, am Telephon jede an wichtigerStelle angesetzte Division selbst." Auf Dutzen* den weiter Kriegsschauplätze. Er hat (darin, fürchte ich, Bonaparte ähnlich) die Gefahr der Kräfteverzettelung nicht gemieden. Und in den Mußestunden dieses erdrückenden Amtes hat er, leider, auch Politik gemacht; hat geglaubt, sie machen zu müssen. Da stand er auf ihm fremdem Bo* den; und seine Informanten, die Männer, die ihm die Dinge schilderten, kamen zum stärksten Theil aus dem Lager der ungemein kräftigen Industriekapitäne, aus dem Rheinland und Westfalen. Diese Industriellen haben auf ihrem eigenen Gebiet ganz Außerordentliches geleistet, politisch aber fast immer und überall in ihrer Rechnung geirrt. Und mit dem Virus ihres Irrens haben sie das Große Hauptquartier und dessen leuchtenden Kopf allzu oft vergiftet. Alles, wie ich gar nicht erst hinzuzufügen brauchte, weil sich das Mo*

raiische immer von selbst versteht, Alles in der denkbar besten, in höchst patriotischer Absicht. Diese Männer sind auch nicht nur Geldmacher, wie man zu sagen pflegt. Einzelne haben, freilich, Dutzende, sogar Hunderte von Millionen erworben {bis auf Weiteres, hoffe ich); stärker noch als die Erwerb* sucht ist aber in ihnen das nie rastende, das unzähmbare Bedürfniß nach Macht, nach Bethätigung, nach der Kon* struktion neuer Geschäftsmöglichkeiten. Das hat sie in Be* wegung gebracht; hat sie dann auch in grausen Irrthum verführt. Ohne die Mitwirkung dieser Männer wäre das schlimmste Verhängniß der Nothjahre, der Tauchbootkrieg, niemals geworden. Sie haben, wie auf Fels, auf die Zahlen der zweiten Statistik gebaut, die der bekehrte Herr Helffe* rieh seiner Gemeinde vorlegte. Dieser Herr, der jetzt, wie Sie wissen, die letzte Säule des Gedankens nationaler Ver* theidigung hier ist, der zwar in Moskau als Gesandter nach fünf Tagen, nachdem er sich einmal aus der Wohnung ge* ^wagt hatte, das Klima wechseln zu müssen glaubte, der aber nun „bis zum letzten Mann" fechten will, vielleicht als Allerletzter, war damals auf der Reise durch die vielen Aemter, in denen er sich nicht bewährt hat, an die Stelle gelangt, wo die Entscheidung über den Unterseekrieg vor* bereitet werden sollte. Ihm war U zuerst ein X; dann machte «r aus jedem X ein U. Seine ersten statistischen Tabellen „bewiesen", daß der Unterseekrieg eine Niete sein müsse, England nicht im Lebenssitz treffen könne. Da aber die Militaristen auf der Anwendung dieses Kriegsmittels be* standen, lernte er um, legte Tabellen vor, die das Gegentheil „bewiesen", und pilotirte ins Große Hauptquartier einen Herrn, der diese Tabellen „erläuterte" und zum Kaiser sagte: „Und so wird denn im August England Eure Majestät um Frieden~anflehen und ich flehe zu Gott, daß Eure Majestät -diesen Frieden nicht gewähren!" Auch dieser Vorstoß hätte nicht den Sieg des Unsinnes erwirkt, wenn nicht hinter den Tirpitz und Helfferich die Glaubenskraft der Schwerindustrie fühlbar geworden wäre, die Ludendorffs Lager in Irrthums* brunst zu entflammen vermochte. Im Sommer 1917 ist von ,der Obersten Heeresleitung dem Offiziercorps als eine un* anzweifelbare Thatsache mitgetheilt worden, daß noch im

Herbst triumphaler Sieg den Frieden bringen werde. Und die Enttäuschung zerstörte die Wurzel des Glaubens nicht. Noch am einundzwanzigsten Oktober 1918 kam, als eine der letzten Amtshandlungen des Generals Ludendorff, ein Erlaß, in dem betont wurde, von welcher entscheidenden Bedeutung gerade jetzt der Tauchbootkrieg werde und wie nothwendig deshalb sei, alle irgendwie verfügbare, auskämm* bare Mannschaft für den Bau neuer Boote zur Verfügung zu stellen. Eine tragische Verkettung von Irrthum in einem sonst so hellsichtigen Gehirn. Denn längst war, als dieser Erlaß hinausging, schon die letzte Rationirung in den feind* lichen Ländern gefallen, war gar keine Möglichkeit mehr, mit diesem immerhin recht grausamen, in der Welt ringsum arg verrufenen Kriegsmittel durchgreifende Wirkung noch zu erzielen. Im Oktober 1918 wußten wir geknebelten Bürger, daß die Vereinigten Staaten allein mit ihrer heute schon größten Handelsflotte der Welt zwei Millionen Kämpfer auf die Westfrontgeworfenhatten,daß siemanchmal sechzehn Stapel* äufe an einem Tag haben, daß ihre industriell-technische Leist* ung aller europäischen Maßstäbe spottet, daß sie aus einem Fischerdörfchen an Frankreichs Küste einen Hafen ersten Ranges in kurzer Zeit zu machen verstanden, daß sie einen Theil Frankreichs amerikanisirt, mit einem dichten Gesträhn von Eisenbahnen überzogen, an jedem Tage zweihundertfünf* zig Tanks geliefert haben. War von Alledem im Großen Hauptquartier nichts bekannt? Wir, Privatmenschen, Bürger, wußten doch, daß der amerikanische Lebensmittelkontroleur die Engländer aufgefordert hatte, ihre letzte Rationirung, die von Speck und Schinken, fallen zu lassen, weil er so viel Schweinefleisch habe, daß er noch etwa neu der Entente zu verbündende Völker damit ernähren könne. Die Er* oberer französischen Bodens mußten wohl wissen, daß Frank* reich keine Rationirung mehr hatte. Und es genügte doch nicht, immer nur das eigene Volk, das arme deutsche Volk im Gestrüpp all dieses Irrthums und all dieser Lüge zu lassen! Solche Unwahrhaftigkeit, eine vormundschaftliche Unwahrhaftigkeit ist ein Atavismus; kommt aus einer Zeit, da die Heerführer über eine Nation verfügen konnten, wo dss Wall enstein wort galt: „Der Bürger ist nichts mehr, der

Gott ist mit uns
Krieger Alles." Wars nicht vorgestern so? Aber in alter Zeit, liebe Mitbürger, standen die Feldherren im Feuer, opferten, was sie hatten, waren täglich und stündlich gefährdet und konnten mit einem Schein von Recht zu unmündigen Völkern sprechen: „Wir zahlen mir unserem Blut und schulden Euch da hinten keine Rechenschaft. Wir! führen Euch mit ver* bundenen Augen durch alle Gefahr." Heute ist es anders; muß es anders sein. Und diesen Industriekrieg, diese grau* sigste Geburt aller Menschheitgeschichte, den führt die Nation genau so wie in seiner Etape, in seinem Stabsquartier der bebürdete, doch kaum je einer Lebensgefahr ausgesetzte Feldherr. Und nun war hier ein Fall, wo ein Volk seinem Feldherrn eine Waffe geschmiedet und gegeben hat, wie keine je war; wo dieses deutsche Volk auf Geschlechter hinaus seine Mannheit geschwächt, sein Gut hingeworfen, sich mitSchuldlast überbürdet hatte,damit die Waffe wuchtig, unübertreffbar stark werde. Wenn mit dieser Waffe, wenn trotz der Thatsache, daß diesen beiden Feldherren doch nichts je geweigert wurde, wenn nach so ungeheurem Opfer kein Sieg zu erstreiten war: woher dann das Recht zu solchem Gott* heitgefühl, zu so herrischer Vormundschaft über die Nation? Mußte sie wirklich im Dunkel warten, bis die Götter und Halbgötter des Hauptquartiers ihr den Weihnachtstisch 'ge* deckt hatten? Nun sehen wir die Bescherung. Nie war solche Waffe, nie solche nationale Leistung; und nie war so zum Entsetzen hohe Rechnung von einem Volk zu zahlen.' Und heute dürfen wir, müssen wir sagen: General Von Hin* denburg, Marschall des Deutschen Reiches, General Luden* dorff, es wäre nicht so gekommen, wenn uns nicht, Allen, unmöglich geworden wäre, auch nur unser Bischen Wahr* heit, unser Bischen Kenntniß, unser Bischen Kenntnißmate* rial ans Licht zu bringen. Ihr ließet uns von Euren Leuten knebeln. Und was habt Ihr, Marschall und General, mit dieser unsäglich theuer bezahlten Waffe erstritten?
(Zuruf: *Die Sache ist gescheitert aus Mangel an Vertrauen in der Heimath!" Großer Lärm und stürmische Rufe: „Hinaus!" Nach langem Lärm wird der Zwischenrufer aus dem Saal entfernt.)
Es ist gar kein Grund zu Erregung. Ein Herr gab da Meinung Ausdruck, den durchaus berechtigten Aus*

druck, die Sache habe dadurch gelitten, daß in der Heimath das Vertrauen geschwunden sei. Ich habe nichts davon gemerkt. Haben Sie es gemerkt? Sie leben in dieser Heimath. Ich glaube, das Vertrauen war durch Zwang und war durch Lüge nur allzu fest verankert, bis in die letzte Stunde hinein. Ich glaube, es war ein Unglück, daß ein Zustand aus alter Zeit erhalten war, der neuem Bedürfniß nicht mehr genügt. Das sage nicht nur ich: Das hat vor wenigen Tagen mit den schärfsten Worten ein deutscher Fürst, der Deutsche Reichskanzler, gesagt. Der sprach: „Die Politik der militärischen und konservativen Führer hat Schiffbruch erlitten." Vom Sitz eines Kanzlers aus kann mans mit schärferem Wort nicht sagen. Und ich wünsche nur, daß der Prinz aus diesem Urtheil auch alle Konsequenzen ziehe. Wenn Das, was ein gewiß völlig überzeugter und deshalb respektabler Herr hier gerufen hat, richtig wäre, dann müßten wir ja Alle verzweifeln. Dann müßte ja dieses Deutschland in Sack und Asche trauern. Dann wäre ja ein Triumph (nur, freilich, Eintagstriumph) vereitelt worden durch Herzensschwachheit der Nation. Ich sehe staunend das Wagniß eines solchen Urtheils nach solchem Erlebniß. Darin wirkt eine militaristische Legende nach, die ausgejätet werden muß. Es ist vollkommen begreiflich und ich habe zu lange in meinem Leben mit Männern dieses Schlages recht intim "verkehrt, um nicht mitzufühlen, wie schwer den Kindern des Schwertadels, wie unsäglich schwer allen Altpreußen werden muß, sich in den Gedanken zu finden, ihr Preußen, das Preußen Blüchers und Moltkes, sei geschlagen worden und der Fuß des Feindes, der seit den Tagen Scharnhorsts nie mehr deutschen Boden betrat, werde nun über Theile ihres Ge* bietes hinstampfen, wie entsetzlich schwer auch die Gewöh* nung in eine Zeit, aus deren Brust der Ruf nach Demo* kratie mit der Urgewalt eines Brunstschreies bricht. Einem in seinem Lager vergotteten, bis an den Wesensrand von Machtgedanken, Machtwillen erfüllten Ludendorff, durch dessen Gehilfenschaar nur die Meinung großindustrieller Köpfe bis auf seine Höhe emporgischtete, konnte dieser Ruf als Störung, als Zeichen von Schwäche, von Erkrankung gelten. Allen Menschen seines Schlages mußte der Blick

in das neue Licht heftigen Schmerz bereiten. Ich verstehe,
wie weh ihnen in so grellem Licht ist. Aber Helle muß sein;
und weil sie sein muß, wird sie sein. Eine Welt stirbt; und an
ihrer Bahre trauern, die in ihr und durch sie herrschten. Diese
alte Welt, diese Militärmonarchie war in ihrer Jugend gewiß
schön, glanzvoll, und wenn' die Adler durch ihre Sonnen*
stäub chen die Schwingen aufwärts spreiteten, war begreiflich,
daß die Menge jauchzte und gar nicht fragte: Dient das
Alles unserem Lebensglück? Das ist vorbei. Kein Genius
weckt die Militärmonarchie aus einer Gruft, die vom Graus
und Lügenschlamm dieses Krieges entsetzlich besudelt ist.
Bisher saßen wir, die Meisten ängstlich geduckt, hinter Schlei*
ern und schon die Andeutung eines Zweifels an der sittlichen
Grundlage und dem Erfolg des Unternehmens wurde von Ge*
walt oder Tücke grausam gestraft. Heute aber müssen wir uns
in den Willen stählen, all diesem Ereigniß frei ins Auge zu sehen.
Ja, nach zu oft gepriesenen Leistungen, deren schlichte Größe
vielleicht erst eine Zeit, die mehr Distanz dazu haben wird,
ganz zu fühlen vermag, ist dieses Heer unterlegen, weil
es unterliegen mußte, ist das Uebergewicht der feindlichen
Massen von Tag zu Tag wuchtiger fühlbar geworden. Daß
sie die unvermeidliche Nothwendigkeit dieses Geschehens
nicht voraussahen, daß sie vom Taumel ihres Uebermenschen*
wahnes sich blenden und täuben ließen, ist die niemals
zu sühnende Schuld der für die Reichsleitung Verantwort*
licchen. Der Weltwille würde nicht gestatten, daß solche
Wahrheit verscharrt oder verschleiert werde. Aber in der
Stunde, wo man sich abgekehrt hat von all den Sehnsüchten
nach Gewaltrecht, nach erobertem Gut, nach Fronherrschaft
über Völker, die ihr widerstreben, ist kein Grund mehr,
all Das wie Schmach zu empfinden. Ich glaube, Deutschland
hat für seinen Sieg, hat für seine Feldherren und sein Heer
mehr hingegeben, als kalte Vernunft, ohne die Inbrunst
der Leidenschaft, je rechtfertigen konnte. Aber es hat nun
auch erkannt, welche weithinwirkenden, vom Blick kaum
ermeßlichen Gefahren die Geistesverfassung, die Kulturform
des Militarismus heraufbeschwört. Und weil es sich in den
Hillen aufgebäumt hat, aus diesem Preußenverhängniß einen
Spuk werden zu lassen, deshalb kann es auch nicht den

einst glorreichen Ehrbegriff militaristischer Herzen heirathen, zu seinem machen und im Flor des Witwers trauern, wenn dieser Ehrbegriff verröchelt hat. Hier, Deutschland, mußt Du wählen oder untergehen. Der Militarismus hat Dir die höchste Probe abverlangt, Du hast sie ihm nicht geweigert, hast für sie Dich' bis auf die Haut entblößt: und er hat Dir die größte Niederlage bereitet, von der Geschichte je sprach. Willst Du ihm nachtrauern oder fortan unkriege* risch, widerkriegerisch Dein Leben gestalten?

Schon hat Deutschland auf diese Frage geantwortet. Sie wissen, daß die junge Volksregirung viel Nützliches, viel Bedeutsames erreicht hat. Sie hat die Vormacht des Bürgerwillens, die Unterordnung militärischer Gewalt, end* lich, erlangt. Sie hat die Entscheidung über Krieg und Frieden, sogar die Kommandogewalt in den Bezirk ihres Beliebens hineinzubeugen vermocht. Es wäre ungerecht, zu verschwei* gen, daß damit viel gethan worden ist. Viel. Doch: nicht genug. Wir können über diese Dinge heute zum ersten Mal in freier Unbefangenheit reden, weil jetzt nicht mehr vom Ausland irgendein Druck, ein Zwang versucht wird, den abzuwehren nötig wäre. Dreierlei Pflicht häuft sich vor unserem Blick auf die nächste Wegstrecke. Wir müssen alles Erreichbare thun, um den Zerfall des Deutschen Reiches zu hindern. Wir müssen alles von liebenden Herzen und zugleich starken Hirnen Erschwingliche leisten, um das deutsche Land vor der Beschmutzung mit Dem zu wahren, was man gemeinhin heute „Bolschewismus" nennt. Damit will ich die Herren Bolschewiki weder in ihren Theorien noch in den Ansätzen zu mannichfacher Kulturleistung treffen, sondern ich brauche das Wort Bolschewismus so, wie es nun einmal gassenläufig als Begriffsdeckung dient. Wir wollen nicht Raub, Plünderung, Tyrannei zuchtlos wüthender Soldateska. Und wir müssen, drittens, die Wohn* statt des deutschen Volkes rasch so luftig, so sauber und hell machen, daß in nah Verwandten der Wunsch, einzu* treten, zu unbrechbarem Willen wird. Denn so falsch, s» widernatürlich es war, durchaus nach der Einpflanzung fremder Volkssplitter zu streben, so unklug es heute noch ist, Völker durchaus halten zu wollen, die sich, wie ein von

Leidenschaft oder Kitzel bethörtes Weib, in den Arm Anderer
sehnen, so berechtigt und nothwendig ist es, daß aus dem
preußischen Deutschland, dessen Wortführer mit Geringschät*
zung die Zumuthung ablehnen, moralische Eroberungen zu
machen, durch Wieder vereinung mit allen deutschen Stäm*
men ein wohnliches Vaterland der Deutschen werde, ein Land
für die Kinder und Enkel der heute Lebenden, Wir, auch die
Jüngeren, die ich hier um mich sehe, wir werden ja das
Reifen dieser Ernte kaum noch schauen. Doch Pflicht befiehlt
uns, sie vorzubereiten. Wir sind die Säer, die Pflüger, ohne
deren Arbeit kein Schnitter je ernten könnte. Wir müssen
hindern, daß von diesem Deutschen Reich jetzt, in der Noth,
Stücke abbröckeln. Glauben Sie mir, diese Gefahr ist nicht
gering gewesen. Und die rasche Friedenssicherung ist auch
deshalb nöthig, damit der deutsche Süden wieder in das Be*
wußtsein des Reichswerthes sich zurückfinde. Was in Bayern
und Schwaben ausbrach, kann nicht aus der Furcht vor
dem Einfall des Italerheeres, nein, es war, als wenn plötzlich
von diesen Menschen Nebelwände fielen und sie einander
und sich selbst fragten: Ja, was geht denn das Alles uns an?
Das sind ja preußische, berliner Angelegenheiten. Russen?
Wir kennen gar keine. Flotte? Wir haben noch nie ein Meer
gesehen. Bagdad*Bahn? Müssen wir Wilhelms Launen n
Blut ausbaden? All diese Dinge, die tieferen Ursachen des
Krieges, über die man oft noch wird reden müssen, sind den
Menschen unseres Südens nie nah gekommen. Nur außen,
nicht in den Tiefen war Deutschland zur Einheit geworden.
Und aus Bayern und Schwaben erscholl, als die Nebel*
wände gesunken waren und der Unwille, die Furcht vor
einer auch materiell erschrecklich schwer belasteten Zukunft
ein Ziel suchte, von Tag zu Tag schriller der Ruf: „Ab*
dankung!" Dann, plötzlich, der Schrei: „Republik!"
Wer schon am neunzehnten Oktober die Geduld hatte,
mir zuzuhören, weiß: Ich hatte ein Opfer gewünscht, ich
hatte eine Opferthat Wilhelms des Zweiten erhofft und ge*
fordert. Sie ist nicht gekommen. Und was gekommen ist,
der Erlaß an den Kanzler, ist zu wenig; ist nichts. Das ist
Etwas wie ein dem deutschen Volk ausgestelltes Reife*
zeugniß. Da ist gesagt: Nachdem dieses Volk so viel ge*

leistet hat, ist es nun auch würdig, all Das zu erhalten, was Freiheit und Glück verbürgen kann. Noch immer steht also der Kaiser im Bann einer akustischen und optischen Täuschung. Die Stunde war nicht so und ist nicht so, daß die Nation vom Kaiser ein Wohlverhaltenszeugniß zu er* hoffen hat. Nein: der Kaiser mußte seine Mitbürger um eine Vertrauenskundgebung bitten. Noch heute blind und taub, trotz allen Warnungzeichen? (bb er morgen geht, ob er noch bleibt: ich weiß es nicht; sage Ihnen aber offen: Ich glaube nicht mehr, daß er haltbar ist. Ich bin nicht von der Mystik des Herrscherbegriffes durchdrungen. Die Erde sah viele schlechte und einige gute Monarchen. Wenn aber erst in so vielen Morgen*, Mittags* und Abendblättern die Frage erörtert worden ist, ob Jemand, der in offiziellen Urkunden sich als „von Gottes Gnaden" berufen nennt, bleiben könne oder gehen müsse, dann ist das Verhältniß unrettbar entweiht. In unserer Lage, bei dem Zustande, der heute ist, würde ich bedauern, wenn etwa durch das Votum nur einer Partei, wenn etwa durch den Druck, die Drohung der Sozialdemokratischen Partei eine Antwort auf die Kaiserfrage käme. Das könnte in weiter reichenden Wirkungen unheilvoll werden. Wir, die nicht das Glück haben (als ein solches betrachte ich es heute), der sozial* demokratischen Weltanschauung ganz verlobt zu sein, wir Alle, so verschieden wir denken, dürfen doch am Ende in solcher Sache mitreden; und müssen offen, tapfer von diesem Recht Gebrauch machen. Der Kaiser hat Zustim* mungen bekommen, hat, nicht gerade sehr heiße, aber ange* nehm temperirte Kundgebungen empfangen von der Konser* vativen Fraktion und von deren in Demokratie bekehrtem Alten Herrn, dem Fürsten von Bülow, der sich, wie in vielen Dingen, auch darin von Martin Luther unterscheidet, daß er anders kann; aber solche Kundgebungen konnten Menschen, die Gelegenheit hatten, diesen Parteien und Personen ins Herz zu schauen, keinen Eindruck machen. Es giebt Menschen und es giebt Parteien, für die der Herrscher im Wesentlichen der Schlüssel zum Geldschrank ist und die gerade in so stürmischer Zeit wie heute glauben, nur durch diese Institution und deren Träger sich halten zu

können. Das Deutsche Reich ist nach seiner Verfassung kein Kaiserreich. Ich erinnere Sie daran, daß der Alte Wilhelm sich weigerte, den Titel anzunehmen, weil er eben nur ein Titel, nicht einZeichen wirksamerHerrschgewalt,ist, und daß der alte König sagte: „Ich will nicht Charakter*Major, nicht ‚das Präsidium' mit einem Titel sein." Und manches Unheil wäre nicht geschehen, wenn man diesen Kaiserbegriff nicht alltäglich gar so hell bestrahlt, auf angemaßtes Kaiserrecht nicht mit so hartem Finger immer wieder den Goldreif ge* drückt hätte. Die Sätze, die in die deutsche Verfassung einleiten, sagen: Die Fürsten schließen einen ewigen Bund zum Schutz des Bundesgebietes und des darin giltigen Rechtes und zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes. Das, scheint mir, wäre nun wohl berechtigt, an eine Revision dieser Bundesakte zu gehen, nachdem offenbar ward, wie seine Wohlfahrt, die Wohlfahrt des deutschen Volkes gepflegt worden ist. Der Bund selbst könnte, da dem Kaiser seine einzigen wirklichen und wirksamen Rechte, die des Kriegs* herrn, genommen, da die schärfsten Zacken aus der Krone gebrochen sind, durchaus weiter bestehen, auch wenn das Präsidium anders besetzt, wenn es zunächst, für eine Ueber* gangszeit, etwa unter den Bundesfürsten wechseln würde. Das sind Fragen, die man nicht in der Hitze, die man nicht nachGef ühlsaufwallungen beantworten kann. Aber ich glaube, sie heischen Antwort. Während von Süd her ein hitziger Wind aufgestiegen ist, haben sich in Nordwest (auch Das wissen Sie) gefährliche Zeichen tiefster Unzufriedenheit im Körper der Wehrmannschaft selbst gezeigt. Und ich finde grundfalsch, daß diese Dinge verheimlicht werden. Sind wir denn furchtsame Kinder? Sind die Menschen, die da wider die Dienstvorschrift gehandelt haben, denn nicht Deutsche? (Zuruf: „Nein." Gegenrufe: „Raus! Raus!") Greifen Sie dem Urtheil nicht vor! Ich sage Ihnen schon jetzt: Sie sind amnestirt! Und daß sie es sind, halte ich für eine gute, muthige That des Vertrauens. Man hat den Seemännern gesagt, diese Regirung wolle gar keinen Frieden machen; die Flotte solle Englands Marine angreifen, siegen oder ehrenvoll untergehen, also sich selbst vernichten. Da* mit hat man die Köpfe dieser wahrscheinlich gutartigen Men*

schen, unserer, Ihrer Brüder in Brand gebracht. (Zuruf: „Wer hat Das gethan?") Ich weiß es nicht. Das wird die Unter* suchung lehren. Ich bin kein Kriminalkommissar. Lassen Sie doch nicht immer sofort die Empfindungen alter Zeit in sich übermächtig werden! Suchen Sie nicht sofort nach „Schuldigen"! Suchen Sie doch mit aller Inbrunst die Herzen! Sehen Sie Menschliches menschlich! Nach Schul* digen herumschnüffeln, zu Bestrafung aufhetzen: Das mögen, wenns sein muß, Andere thun. In den Forderungen der Matrosen scheint mir Manches berechtigt, Einzelnes kaum ausführbar. Vollkommen begreiflich ist aber, daß nach vier* einhalb Jahren der ungeheure Wehrkörper von elf Millionen Menschen von solchen Fiebern geschüttelt wird. Ist nothwen* dig, da nun gleich mit prokuratorischer, mit staatsanwalt* schaftlicher Grausamkeit nur an „Strafe" zu denken? Noth* wendig dünkt mich das Werben um Verständniß, das Werben um jeden irgendwie werthvollen Menschen, um seine Treue, das Gefühl seiner Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft.
In der Thatsache, daß man zum ersten Mal in Deutschland eine so gefährlich aussehende und durchaus nicht in eine Stadt beschränkte Aufruhrbewegung, die dazu geführt hat, daß auf Königshäusern die rothe Fahne der Revolution weht, nicht mit den üblichen Gewaltmitteln niederzuzwingen, sondern mit Arztkunst zu heilen versucht, sehe ich das Zeichen eines Wandels, der diesem Lande nur wohlthätig werden kann. Immerhin zeigen die Zuckungen in verschie* denen Bezirken der deutschen Seele, daß von Gesundheit des Volksempfindens kein Ernster noch sprechen darf.
Wer staunt darüber? Von dem Eiffelthurm der Hoffnung hat man dieses fast allzu geduldige Volk in eine finstere Schlucht hinabgestürzt. Wer darf da staunen, wenn ringsum, in Hunderttausenden, noch Alles unklar wogt und man von rechts, von links noch immer hört: Ja, was ist denn nun eigentlich? Ist es denn möglich? Sind wir, plötzlich, nun die Besiegten? Nur eines Sturmes Gewalt kann solche Dünste wegwirbeln. Der Sturm wird kommen. Doch in seinem Brausen dürfen wir nicht vergessen, daß ungeheure Aufgaben vor uns liegen. Millionen deutscher Menschen, inanche darunter vielleicht verwildert, die meisten gewiß

zu Gutem willig, kehren uns nun zurück. Wie sie auf*
nehmen, herbergen, nähren, löhnen, wie ihnen schnell Arbeit
schaffen? Furchtbar große, furchtbar schwere Probleme.
Sie wissen, wie sehr es an Wohnungen, besonders kleinen,
fehlt, wie schwierig es der Industrie sein wird, die ja eigentlich
nur für den Krieg noch gearbeitet hat, sich das Rohmaterial
zu schaffen, um wieder Werke des Friedens zu bereiten, und
wie schwer, bis zur Unmöglichkeit schwer, in feindlicher
Menschheit, in dem Winter, der jetzt kommt, der großen
Schaar der Land* und Kleinstadtbewohner, die auf Oel ange*
wiesen sind, Beleuchtung der Arbeitstätte und Wohnung zu
verbürgen. Diese Probleme können nur gelöst werden, wenn
man den Willen hat, von Altem, Verlebtem sich entschlossen
abzuwenden. Die Hauptindustrien sind bereit, alle Arbeiter
aufzunehmen, die sie vor dem Krieg beschäftigten. Divi*
dende wirds nicht geben; brauchts auch nicht zu geben,
wenn nur die hineinströmenden Menschen leidlich unter*
gebracht werden. Und Jeder von uns, der Aermste, glaube
ich, und, ich hoffe, sogar der Reichste wird mindestens
einem dieser Menschen Unterstand, Obdach und so weit,
wie die Mittel es erlauben, auch Nahrung gern gewähren.
Das ist eine Pflicht, der wir nicht nur gehorchen, zu der wir
uns auch, Alle,laut und freudig bekennen müssen, damit diese
Menschen, wenn sie nach so furchtbarer Zeit, nach Allem,
was sie für uns, noch jetzt, thaten, dadurch, daß sie den
Feinden bewiesen, wie weit, wie blutig der Weg ä Berlin
immer noch sei, an der Schwelle der Heimath, fühlen: Hier
schlagen Herzen für uns, Herzen, die wissen, was uns auf*
gebürdet ward, und die dankbar sein wollen! Von Herzen
zu Herzen muß man da werben; auch um die verwilderte,
im Kriegsgraus verwilderte Seele. Denn nur, wenn unsere
Krieger fühlen, sie kommen in eine Atmosphäre herz*
licher Reinheit, in den Bereich eines Willens, noch enger
zusammenzurücken, noch karger zu leben, damit der Bruder,
der Sohn, der Kämpfer von gestern auch Etwas habe, nur
dann werden wir sie vor dem Abgleiten in Sumpf und Ab*
grund bewahren. Zugleich müssen wir fordern, daß man
endlich, die vielen königlichen Schlösser, Landhäuser, Villen,
die so lange leer standen, aufthue und darin so viele Menschen

gefälligst unterbringe, wie hineingehen. Wenn die Könige, Kaiser, Groß* und Kleinherzoge auch einmal in diesem Krieg, in dem sie, an voller Tafel, allzu oft zur Pflicht des „Durchhaltens" aufriefen, etwas irgendwie Nennens* werthes opfern, dann wird das Beispiel auf die anderen großen und reichen Herren im Lande nützlich nachwirken.
Ueber breite Klüfte, die nach dem Krieg in Wirth* schaft und Finanz klaffen werden, kann weder Deutschland noch irgendein anderes Land allein hinweg kommen; kein Europäerland wenigstens. Da, wie vor allen Pfeilerfragen der werdenden Welt, vermag nur die Internationale zu helfen; nicht die proletarische, von der allein man bisher sprach, sondern die allgemein menschliche Internationale.
Die Welt wird ungefähr tausend Milliarden Kriegsschulden haben. Tausendmal tausend Millionen! Und ein Fünftel davon, wenigstens, wird Deutschland, als seinenTheil,tilgen müssen. Ich habe vor Jahren schon (dilettantisch: denn es ist nicht mein Fach) anzudeuten versucht, daß dieses Problem nur von dem festen Grunde des Völkerbundes aus gelöst werden kann. Die Nothwendigkeit einer soli* darisch zu tragenden Kollektivanleihe wird sich allen Staaten, die in den Krieg gerissen waren, aufdrängen. Weils anders nicht gehen wird. Bedenken Sie: Wenn bei solchem Ver* such, den die Fachmänner, die weisesten aller Länder, durch* denken, berathen, ausgestalten müssen, die Verzinsung der Völkerbundesanleihe nur um ein Tausendstel, der All* gemeinheit günstiger angesetzt wird, dann spart man eine Milliarde. Ein Reich allein könnte in Menschenaltern diese Last nicht abtragen; auch nicht auf dem Weg der Konfis* kationen und Enteignungen, auf dem alle Wirthschaft, min* destens alle kapitalistische, bald lahm würde.
Auch allein aber, auch in verengtem Reichshaus können wir Mancherlei thun. Zunächst brauchen wir die Entknebel* ung aller zu nützlichem Wirken fähigen Kräfte. Wir brauchen Jeden; und da der Friede eigentlich schon in der Scheune, nur die Härte des Waffenstillstandes noch zu überwinden ist, sollte man nicht nur die Riesengewinner, auf deren „Hochstimmung" wir heute nicht mehr angewiesen sind, zu den Steuer pflichten ganz anders heranziehen, als bisher geschah

(der Präsident des verrufenen Plutokraten*Landes jenseits vom Ozean nimmt ihnen bekanntlich neunzig Prozent ab), sondern auch schon jetzt mit der Demobilisirung der Mann*schaft, die im Osten, wo uns doch nichts blüht, ja ganz ent*behrlich ist, und zu Haus mit der Mobilisirung der Kräfte an*fangen, die in unzähligen Kriegsgesellschaften seit Jahren demobilisirt sind. Diese Gesellschaften waren gedacht für einen ganz kurzen Krieg; an lange Kriegsdauer hat oben damals ja Keiner geglaubt. Soldaten und Diplomaten dachten wie Herr von Bethmann, als er zu seinem Vorgänger sagte: „Lieber Fürst, ein heftiges, aber kurzes Gewitter!" Das war im August 1914. Aus diesem Glauben heraus sind auch die Kriegsgesellschaften entstanden. Aber auf die Länge ... Wird der Handel Jahre lang als Scheintoter behandelt, dann stirbt er. Man erzählt, es gebe dreißig Gesellschaften zur „Erfassung" von Leder. Wir merken nicht, daß viel erfaßt wird. Sachverständige behaupten aber, die Leiter dieser Gesellschaften seien nicht in den Entschluß zu Oeff*nung ihrer Lederlager zu bringen, weil sie gewöhnt sind, in dem alten Hirngleis zu denken: Das müssen wir für die Armee aufbewahren. Und so ists mit tausend anderen Dingen. Wenn man eine Schaar von Händlern, geschickten, meinetwegen gerissenen, losließe, dann wäre bald wohl mehr zu haben. Die Wahl, was er importiren und auf den Markt bringen wolle, darf dem Handel heute noch nicht gelassen werden. Seine Fessel aber muß fallen.
Eine noch ernstere Pflicht erkenne ich in der nur dünn von mir umrissenen Welt des politischen Empfindens. Die Thaten der mit so schwerem Erbe bebürdeten Regirung rühme ich gern. Was ihr fehlt, ist Schwungkraft, ist das Bewußtsein der ungeheuren Stunde deutschen Lebens, in die hinein sie geboren wurde. Es fehlt ihr ein Bischen an Jugend. Allzu viele Mitschuldige sitzen drin. Und ich glaube, nur durch die Zufuhr frischen Blutes kann unser politisches Leben schnell gesunden. Uns dämmert der Tag des Waffenstillstandes. Erinnern Sie sich an den letzten, der in Deutschlands Ge*schichte wichtig war, den in Versailles im Januar 1871 dik*tirten, der auch, trotzdem Bismarck, also nicht einmal ein Militarist, ihn Frankreich auferlegte, furchtbar hart war.

Die Festung Paris mußte alle Forts, alle Wallgeschütze aus*
liefern, zweihundert Millionen Francs Kriegstribut zahlen,
die ganze Garnison, bis auf zwölftausend Mann, die zur
inneren Ordnung nöthig waren, in Gefangenschaft entlassen
und ihre Waffen dem Sieger geben. Das war sehr hart.
In der Zeit dieses Waffenstillstandes, der, wenn mein Ge*
dächtnis nicht täuscht, in den Zeitraum von sechs Wochen
begrenzt war, suchte und fand man die Möglichkeit, die
Stimme Frankreichs sprechen zu lassen. Wäre es nicht gut,
wäre es nicht nothwendig, jetzt den Willen Deutschlands
zu erforschen? Eine Constituante, eine Nationalversamm*
lung wählen zu lassen und ihr auf der dazu gehörigen
dokumentarischen Unterlage die Kernfragen des deutschen
Lebens vorzulegen? Soll Friede wercfen? Oder ist der
mit schöner Patina überwachsene Glaube an Fortsetzung
des Kampfes in der gemeinen Wirklichkeit ausführbar?
Soll die Form, soll die Kuppel des Deutschen Reiches bleiben
und wie soll fortan die Grundmauer, die Verfassung dieses
alternden, verwitternden Baues sein? Ich glaube, wirkönnten
unsere Unterhändler für die Friedenskonferenz gar nicht
wuchtiger stützen als dadurch, daß wir ihnen auf den nicht
leichten Weg ein Mandat, einen Auftrag aus dem gewandelten
Bewußtsein des deutschen Volkes von heute mitgäben. Unser
Reichstag ist, alle deutschen Parlamente sind noch Kinder
der alten Welt, sind, wie man lange in Kaufhäusern las, jetzt
wohl kaum noch liest, „Friedenswaare." Deutschland aber
braucht den Ausdruck des Willens, der im Erlebniß des
Krieges geworden, gewachsen ist und sich an dem Ereigniß,
Erlebniß gemessen hat. Ist dieser Wille deutlich hörbar
geworden, dann wird kein Streit mehr sein um die Fragen:
Darf Wilhelm bleiben? Kaiserthum, Ewiger Bund mit
wechselnder Präsidialmacht oder Republik? Unmittelbare
Erbfolge oder Regentschaft in Preußen? Krieg oder völlige
Abrüstung bis auf den in den Grundbedingungen des
neuen Menschheitstatutes geforderten und von uns ange*
nommenen Stand? Dann wird der hemmende Zwist aus
dem deutschen Land weichen und, hoffe ich, sonnenklar
werden der Allwille dieses Volkes zum Recht, zu sittlicher
Würde, zu Gerechtigkeit, die nicht erlaubt, dem Anderen

um eines Flöckchens Gewicht weniger zu geben, als man selbst für sich heischt. Dann werden auch Volkstheile, die jetzt knirschend %uf das Reich blicken, werden auch Volkheiten, die sich fortsehnen, ohne die Folgen der Wunscheserfüllung ganz bis ans Ende zu bedenken, sich einst, vielleicht, wieder dem deutschen Wesen, dem erneuten, zuwenden.
Trauern Sie nicht, wenn morgen politische Trennung nothwendig wird! Nehmen Sie Goethes Lebensbuch in die Hand: und Sie werden finden, daß der Elsaß niemals in seinem Gemüth und in seiner Kultur^eütscher war als in der Zeit, wo er goTTtisch zu Frankreich" gehorte. "Sie werden beim Lesen der straßburger und sesenhermer Kapitel sich immer erst auf dem Umweg über das Gedächtniß in das Bewußtsein derThatsache einfühlen, daß dieses Land damals Frankreichs Provinz war. Trauern Sie nicht, sondern lassen Sie Hoffnung sprießen! Lehrt nicht Geschichte, daß manchem Abschied rasch Rückkehr folgte? Und für Alles, was sich von uns wendet, können wir Ersatz finden, wenn aus der Vermählung mit dem Deutschthum des versunkenen Oester* reich ein neues, wieder beseeltes Reich deutscher Menschheit, Menschlichkeit wird. Würde uns Winter, man müßte vor der Gefahr beben, daß Deutsch>Oesterreich und ein Teil un* seres Reichssüdens sich absondern. Doch uns wird kein Winter werden, wenn Deutschlands Volk sich nicht in Schlaf wiegen läßt. Die Stürme, die uns umheulen, die Stämme entwurzeln, die ganze Erdflächen umzupflügen seheinen, von denen Dome und Schlösser dröhnen, sind die Stürme des deutschen Frühlings. Er kommt! Aufrecht, leuchtenden Blickes geht Deutschlands Volk in seinen Lenz.
Die Stunde, die in Aeonen nicht wiederkehrt, wird von den Bürgerparteien verschlottert, von der Sozialdemokrat!* schen Fraktion klug aber zu dem Versuch genützt, in den Ach* tungrang, von dem sie gesunken ist, schnell sich, vor Kriegs* schluß, zurückzuheben. Staatssekretär Scheidemann droht, mit seinem Fähnlein sich von der Regirung zu wenden, wenn der Kaiser, von dem er sich ein paar Tage zuvor ernennen, empfangen ließ, nicht vom höchsten Reichssitz steige. Der will nicht aus bequemem Glanz, Prahlt

heute, seit der Kitschrede in Krupps Halle schlage jedes
Arbeiters Herz für den Landesvater; und flennt morgen, in
tiefster Noth dürfe er „sein" Volk nicht verlassen. Erst
am achten November stolpert er in den Entschluß zu Ab*
dankung. Die wird von Jubel begrüßt; und Niemand fragt,
ob sie als staatsrechtlich giltiger Akt zu buchen, ob ein VeEs
ziccht des Kronprinzen und seiner Rechtserben erlangt wor*
den sei. Am Neunten siegt in Berlin, dem München und
die Hansastädte vorangegangen sind, durch die trotzige Kühn*
heit von Matrosen und Landkriegern die Revolution. Die
Unabhängige Sozialdemokratische Partei folgt dem Ruf der
Mutterfraktion in die Regirung; bindet sich aber an keine Frist
und erzwingt drei gewichtige Zugeständnisse: Das Kabinet
darf nur aus Sozialdemokraten bestehen, die, als Volkskom*
missare, gleichberechtigt sind; die politische Gewalt ist un*
zertheilbarer Besitz der Arbeiter* und Soldatenräthe; und
die Frage, ob eine Constituante zu wählen sei, darf erst
erörtert werden, wenn der durch die Revolution erwirkte
Zustand gesichert ist. Wird aus Bruderkrieg Friede? Noch
ist nur Waffenstillstand. Der dem Deutschen Reich auf*
genöthigte schreckt mit viel härterem Beding. Am Elften
lesen wir die lange Sühnliste. Darunter, daß Wilhelm nach
Holland entschlüpft ist. Zu spät. Hätte der lästig Gewor*
dene nicht so zäh an der Purpurplatte geklebt, dann sähe
die Bedingliste anders aus. Der dreißig Jahre, von Damas*
kus bis Hammerfest, den Obersten Kriegsherrn der Deut*
scchen gemimt hat, konnte in der vordersten Feuerlinie die
! Kugel auffangen, mit Gift oder Waffe sein verspieltes Leben
enden oder die regirende „Rotte vaterlandloser Gesellen"
, zu Anweisung sicherer Herberge auffordern. Der trotz
Behang und Geschirr, Tatü und Tata stets Zage floh ins
Ausland. Fiel so würdelos, wie er gethront hatte. „Ists
Dieser, def unsere Erdeleben ließ und Königreiche er*
schütterte? Ringsum hat er die Städte zerstört, die Welt
zur Wüste gemacht: und liegt nun, hingeworfen, wie eine
Mißgeburt." Was ist Diesem Jesaia? Er findet gewiß sich in
neuer Glanzrolle. Und frömmelt weiter: „Gott ist mit unsl"
„Wie Einer ist, so ist sein Gott," spricht Goethe; und
mahnt in einem vom Mondstrahl sanfter Menschlichkeit
buchtenden Gedicht: „Der mißversteht die Himmlischen,

der sie blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur die eigenen grausamen Begierden an." Gott ist ein Sehnsuchtgebild der leidenden, seufzenden Seele, kann nur aus Menschheit ■werden: und drum wieder mit dem deutschen Volk sein. Das ist nun frei, hat sich von seinen Königen, Groß* und Kleinherzogen ohne Thränen, fast überall auch ohne nach* knirschenden Groll geschieden, seine Revolution, bis in den fünften Tag, nur mit schmalen Bluttümpeln verschmutzt; und will jetzt aus haltbarem Stoff sich ein Heim aufbauen, nicht Anderer Wohnstatt zerstören. Soll ich einen Strom beschrei* ben, der vom Quell noch nicht an die steilste Neigung, in die reißende Schnelle gelangt ist? Eine Regirung umräuchern oder bemäkeln, deren Wirkensdauer noch nicht in das enge Rund einer Woche wuchs? Von den Häuptern der Revolution, die Massenleid und Massenschmach an Gewissenlosen rächen will und im ersten Sturmlauf über deutsche Erde die mors sehen Zwingburgen gebrochen hat, wimmernd fordern, daß sie zärtlich mit dem Bürger kosen, der sie gestern nicht in die Ehre Ebenbürtiger aufsteigen ließ? Ordnung und Freiheit (auch vom Joch jeder Klassentyrannei) müssen sie wollen: weil ohne Ordnung nicht Friede wird und weil die dem Glauben Wilsons vermählte Schaar den Inbegriff von Freiheit „in dem Bild einer Maschine sieht, deren Theile so be* hutsam und schicklich zusammgengefügt sind, daß nirgends einTheil die Bewegung des anderen hindert." Der Bürger, dem solche Freiheit wird, darf nicht stöhnen; doch jeden Weigerer mit dem Streitkolben und Speer seines Rechtes kräftig be* kämpfen. Nur, nach der Weltwende, mit der Waffe des Rechtes. Die Verwalter der Deutschen Republik, in deren werdende Einheit aus Habsburgs geborstenem Reich zehn Millionen Stammesgenossen hinstreben, sind als reinliche Männer durch Lebensdrang geschritten und sprechen mit Menschenzunge. Sie werden rasch erkennen, daß nur durch die Entwaffnung der des Zügels ledigen Menge die Republik und die Mauer ihrer Rechtsmacht vor Zerrüttung zu bewahren, nur auf dem von der Internationale freundlicher Menschenseelen gebahn* ten Weg das im Innersten aufgelöste Heer heimwärts zu leiten ist. Traget, statt der Noth Euch zu schämen, stolz Euer Kreuz vor das Auge der Welt. Die Schulterschwielen zeugen ihm von der Wiederkunft deutscher Gottheit.

Herausgeber und verantwortlicher Kcdakteur: Maximi.ian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S. Garlcb G.m.b.H. in Berlin.

Die Zukunft. 16. November 1918
Stahlwerk Becker Aktiengesellschaft, Willich,
Bilanz zum 30. Juni 1918.

Aktiv*.
Grundst. in Wilüch
und Krefeld . . .
Zugaag . . . .
Gebäude i* Willich
und Krefeld . . •
Zugang . . . .
Maschin. Amlagen .
Zugaig . . . .
Bahnanschluß und
Transportanlagön .
Zugang . . . .
Werkz. u. Geräte .
Zugang . . . .
Mohilien u. Inventar
Zugang . . . .
Einsicht, b. Filialen
Zugang . . . .
Patente u. sonstige
Urheberrechte . .
Zugang . . . .
Kautionsrechnung .
Debitoren: Banken
Allgemeine . . .
Vorauszahlungen .
Vorräte: Halb- und
Fertigfabrikate
Rohst, u. Mag.-Mat.
Vorschüsse ....
Hyp.-Darleh.-Konto
Effekten u. Beteilig.
Kasse, Wechsel und
Schecks . . . .
Av.-Deb. M. 70000-
|7 953 6161
17 460 948(2«
78* »63
77S ttl
10
»80*676 44
640 782 37
»86 377 89
5«1 613 14
621 274 46
3 64 9901 Iii
298 904'71
103 36jl<6
1440 101
191 061
14 764
5981537
12155182
Ö9S1
6 114 857
4 736 516
117
1561
014/7
1Ö414 5643G(|
14 365 114
1627 110|
1202 88'
663 894
104 802851
205 82573
61120
:8 776Ü30BS
10 851 374)64
97 39*!
43 59:
2 044 090
48 743;
77 087 561
Passiva.
Aktien-Kapital- Kto.
Obligationen-Konto
Reservefonds - Kto.
Abschreibungen:
bis 30.6.1917:
auf Gebäude . . .
Maschin. Anlagen .
Baäoanscbluß und
Transportanlagen
Wirkz. u. Geräte .
Mobilien u. Invent.
Einriebt, b. Filialen

Patente
Kriegsanlagen . .
zum 30. 6. 1918:
aufGebäude . ' .
Maschin. Anlagen .
Bahnanschluß und
Transportan lagen
Werkz. u. Geräte .
Mobilien u. Invent.
Einricht. b. Filialen
Patente
Akzepte
Hypotheken-Konto .
Zinssch. - Einl. - Kto.
Dividenden - Konto
Arb.-Unterst-K.-Kto.
Unterst.-Kas.-Konto
RBckl. für Akt.-Einf.
Rücklajfen-Konto .
Talon sf.-Rückl.-Kto.
Kredit.: aus Lief er.
andere . .
Reingewion . . .
Av.-Kred.M.70000.—
M.
t 151315
3 811210
1»
640 73'
681 612
364 98 i
103 361
191060!36
1 203 lRtiJSO!
770 728
3 591 278
20
51
9S6 377 89
621 274|46
298 904|70|
1 440! 10
14 764
7 537 727
10681441
38
M.
6 00"C
lOüOUOOOj—
4 804281 10
8 047 468:
28
05
6284768
2 269 821
74600
236 738
8110
6 803
905 196
100 000
4 930 69291
90 000
18 219169
5 090 063
11
45
|77 067 5blT94
Gewinn- und Verlustrechnung zum 30. Juni 1918.
soll.
Handl.- Unk. - Konto
Schuldsch-Zins-Kto.
Rück ag-K. 1917/18
Abschreibungen. .
Gewinn , ...
M.
950 I I1«
fiOOOOO
M.
1 450 Iis!
3 545 012
6 284 768
5 090 063T
16 3öy 064j03,
Haben.
Gewinnvortrag aus 1916/17 .
Ueberschuß
M.
1 630 291)
14 739 672

16 369 964103
Die General-Versammlung vom 26. Oktober d. Js. hat beschlossen, von dem in der Bilanz nachgewiesenen Reingewinn von M. 5 090 063,35 zu verwenden: zu Gewinnanteilen M. 165 625,10, zur Rücklage für Talonsteuer M. 22 000,—, zur Verteilung einer Dividende von 20% M. 3 200 000,— und den verbleibenden Rest von M. 1702 438,25 auf neue Rechnung vorzutragen.
Die Dividende von 20% oder M. 200 für jede Aktie ist sofort zahlbar bei der Gesellschaftskasse in Willich, bei der Deutschen Bank in Berlin und Ihren Zweigstellen, bei der Berliner Handelsgesellschaft in Berlin, bei dem Barmer Bank-Verein in Barmen und seinen Zweigstellen, bei der Essener Kreditanstalt in Essen, bei dem Bankhause J. Frank & Co. in Krefeld, bei der Deutschen Nationalbank in Bremen und Ihren Zweigstellen, bei dem Chemnitzer Bank-Verain in Chemnitz, bei der Industriellen Bankgesellschaft in Düsseldorf.
Zum AufsichtSTat gehören jetzt die Herren: Direktor Wilhelm Becker in Düsseldorf-Oberkassel, Konsul Paul Gredt in Luxemburg, Fürstl. Hohenlohescher Kammerpräsident Dr. Kurt Kleefeld in Berlin, Bankdirektor Walter Bürhaus in Düsseldorf, Kommerzienrat Wilh. Pfeiffer in Düsseldorf, Direktor Julius Becker in Düsseldorf-Oberkassel, Rittergutsbesitzer Hauptmann a. D. Wilhelm Kühn, Gerichtsassesor a. D. Kellinghausen in Düsseldorf, Hans Feuerschütz in Zürich.
Willich, den 39. Oktober 1918.
Der Vorstand: R. Becker

Berlin, den 23. November 1918

Der Götterfunke

(Stenogramm einer am sechzehnten November gehaltenen Rede)

|T\urch Schrecken, nicht durch die Macht der Wahr* haftigkeit, hast Du, Adler, geherrscht. Die Menschen der Milde, der Sanftmuth hast Du geknechtet und zu zer* schmettern getrachtet. Gegen die Gerechten hast Du ge* wüthet, die Lügner gehätschelt und die Wälle Derer ge- schleift, die Dir nichts zu Leid gethan hatten. Und so grausig groß ist die Macht Deines Gräuelwirkens, ist Dein Uebermuth geworden, daß ihr Ruch bis an den Thron des in Ewigkeit Allmächtigen empordrang. Der nahm seine Tafel, die Tafel der Zeiten, und sah, daß Dein Maß voll ,und Deine Zeit um sei. Und deshalb sinkst Du, Adler, •sinkst mit Deinen ekel düsteren Schwingen, mit Deinem vermaledeiten Gefieder, Deinen Klauen und dem finster dräuenden Rumpf: damit die Erde wieder aufathme, mit neuem Geist sich erfülle und glaube, wieder glaube, daß «in gerechter Gott, ein Gott der Liebe sie schuf. Draußen aber bleiben, die mit der Lüge hurten und ihr Zuhälter waren; bleiben die Abgöttischen, die Zaubergaukler und •die Totschläger. Weit hinter den Riegeln der Hütte Gottes. Denn die alte Erde und der alte Himmel verging; und siehe: «s ist eine neue Erde und ein neuer Himmel!"

Das sind Worte aus zwei Apokalypsen, Worte aus den Offenbarungen Esras und Johannis, aus Büchern, in denen all Das geweissagt, enthüllt, in furchtbaren Hiero* glyphen vorgezeichnet ist, was heute die Erde, was heute

unsere arme, doch unzermalmbare Heimath durchlebt. Alles«
Krieg, schändlichster Mord, Entsittlichung, Massentod, das.
aus dem Meer tauchende Ungethüm, der Feuerregen, sogar
die Seuche, die wir durchlitten, durchleiden, ist in unver*
löschlichen Farben drin vorgemalt; und Eins nur übrig,,
das nicht erfüllt ward noch je erfüllt werden soll: der Bür*
gerkrieg; der blutige Kampf eines Volkstheiles gegen den
anderen. Daß nicht auch diese Prophetie Wahrheit werde,
dahin muß alle Kraft der Seelen, alle Kraft des Hirnes heute
langen. Alle Kraft aller denkenden Herzen. Denn seien Sie,,
wie vonderGewißheitjedesLebensendes, davonüberzeugt:die
Gefahr ist groß. Und wer da gewähnt hat, das nie Erschaute,
das kaum in Fiebern Erträumte werde zu Ende gehen wie
ein „befriedigendes" Spectaculum, man werde eines Mor*
gens aufwachen und Alles wieder gut sein, Der hatte nie*
mals begriffen, nicht einmal geahnt, was war und was ist.
Im August, vor ungefähr vierzehn Wochen, brach die
Gemüthskraft der Menschen zusammen, die vier Jahre lang
der Wall dieses Reiches gewesen waren und denen wir
heute erst aus der Inbrunst unseres Herzens so dankenkönnen,,
wie es nothwendig ist; danken müssen nicht mit verhallen*
dem Wort, sondern mit der That, die erweist, wofür sie ge*
keucht und geblutet haben. Diesen Menschen war gesagt,
war eingehämmert worden: „Ringsum. droht Haß, lauert
Neid und Feindschaft einer ganzen Welt"; „wir sind schmäh*
licch überfallen worden und müssen uns wehren". Mit listiger
Kunst war Etwas erlangt worden, dem der Gerechte heute
noch Größe nicht absprechen darf: ein Rhythmus, ein Wirbel
nationalen Empfindens, der selbst innerlich von der objek*-
tiven Unwahrheit der Losung Ueberzeugte in seinen Zauber
hineinzwang. Schmerzhaft, fast körperlich schmerzhaft, in-
unserer Stunde daran zu denken. Aber eine Faser des Er*
innerns ist wohl noch in Jedem an Das, was im August
1914 war. Nicht Einer, kaum Einer konnte sich damals
diesem Wirbelsturm ganz entziehen; und es ist vielleicht
nicht unnützlich, daran zu erinnern, daß ein jetzt viel, fast
immer von scheuer Zunge genannter Mann, Herr Dr. Ljeb*
knecht, damals Mitglied des Reichstages, selbst so in diesen
Rhythmus gerissen war, daß er sich plötzlich den „Patrioten"*

nah fühlte und in Lüttich, bei Lüttich im Auto des Statt?
halters sprach, wie später ihm Totfeindliche zu reden pflegten.
So allgewaltig hob sich die Woge; Jeden beinahe hat sie
für Minuten wenigstens überwölbt. Daran zu denken, ist
nothwendig und ist lehrreich; weil (wir wollen doch ehr*
licch sein, nicht wahr?) jetzt, nach so viel größerem, höherem
Erlebniß, dieser Sturm, diese Welle, diese Begeisterung sich
noch nicht wieder einstellen will. Ringsum fühle ich Be*
drücktheit, dumpfe Kümmerniß, Furcht vor Künftigem; sehe
ich tief beschattete Seelen. Liebe Mitbürger, verbannen Sie
die Furcht! Sie haben nicht gezittert vor einer Welt von
Völkern, die man Ihnen als unversöhnlich grausame Erz*
feinde schilderte, und wollen, könnten nun zittern vor Deut*
scchen, vor Menschen, die Ihr Heimathboden trug und reifte?
Außengesicht und Vision, Gefühl und Ahnung weisen auf
den Grund der Furcht. Weh uns, wenn sie richtig weisen!
Erinnern Sie sich an den Jüngling aus dem Evangelium
Matthaei, der zu Allem bereit war, der jedes Gebot halten,
fromm, treu, gehorsam sein wollte, der aber, als der Heiland
ihn mahnte, „sg.ine Habe zu verkaufen und ^derPErlös den
Armen^y^ jjejber^ bekümmerten Herzens fortging. „Denn
er hatte viele Güter." Weh Ihnen und Weh dem Reich,
wenn aus diesem häßlichen Grund auch Ihre Bekümmerniß
erwachsen wäre! Auf dem Weg dieses Jünglings ist kein
Heil für Deutschlands Bürger. Wenn uns nicht, insge*
sammt, gelingt, in Einklang der Seele zu kommen, in Land
und Volk einen Geist ernster Froheit, ein Glücksempfinden
zu schaffen, das, obwohl es aus tieferen, nicht so hell be*
lichteten Schachten emporgestiegen ist, mächtiger noch un*
sere Welt durchdröhnt als 1914 die Stimme des deutschen
Willens zu nationaler Wehr, dann ist kein Heil. Gehet,
auch die Ihr viele Güter habt, nicht betrübt von hinnen!
Wir müssen, wir heute mit nicht unberechtigtem,Mißtrauen
von der Masse gesehenen Bürger, uns mit dem Bewußtsein
durchdringen, daß wir als Schicht, als Gesammtheit ge*
sündigt haben und Buße schulden. Das sagt, hier Einer,
dem Feindschaft selbst nicht bestreiten kann, daß er früh
genug, allen Gewalten zu Trotz, gewarnt hat.
Man hatte sich in den Glauben beschieden, ein triumphaler

Sieg werde sicher das Werk krönen. Irgendeine seelische, eine geistige Losung gab es in diesem Krieg niemals; keine, die Deutsche rief. Und in der Sekunde (in der Welt* selainde, meine ich), in der die Hoffnung auf den Sieg zerstob, schwand die Kraft, vermorschte der Wille und in den Verantwortlichen, allzu Verantwortlichen prasselte das Schreckgefühl auf: Es ist aus; Alles unrettbar verloren
Wir hatten damals die Einrichtung der Monarchie, der Militär*Monarchie, die doch nur ein Mittel, das Mittel «Sief"Bestimmten Menschheitstunde zu einem Zweck, zum Zweck reinen, würdigen Lebens einer Nation neben, zwischen anderen Nationen sein konnte, ein Mittel, aus einem um* grenzten Volk ein nützlich thätiges Glied im Körper der Menschheit zu machen. Dieses Mittel aber (darin habe ich immer das tiefste Unglück, die Ursache aller Entsittlichung gesehen), dieses Mittel war Jange schon„ S^ljbstzweck^e* worden. Um die Monarchie zu erhalten, um den Mili* tarismus zu erhalten, um unter allen Umständen die Herrlich' keit des Kriegsheeres zu wahren, schien Alles erlaubt; schien ein Feldzug gegen die sittlichen Kräfte, gegen die seelischen Kräfte der Welt gerechtfertigt und, hoch darüber hinaus, in Heiligkeit geweiht. Wenn wir Trost brauchten, er könnte uns aus dem Erlebniß kommen, das lehrt: Die seelischen Kräfte der Welt sind nicht der Gewalt unterthan, sind nicht zu unterdrücken, nicht an die Mauer zu stellen und nieder* zuknallen. SolcheUeberwältigung ist versucht worden; doch der Versuch ist mißlungen. Wahrhaftigkeit, Vernunft, Ge* rechtigkeit, klare Erkenntniß der Entwickelunglinie hatten nichts gegolten, waren nur lästig geworden. Und als sich zeigte, daß alle Gewalt doch nicht gewaltig genug war, die Drehung des Glücksrades zu hindern, da gab es auch nicht den schmalsten Saumpfad mehr für die Menschen dieser öden Machtwelt, um sich herauszufinden, herauszuwinden.
Den Herrn, der an der Spitze dieses Reiches stand, noch öfter sich hitzig bewegte, hatte man in seiner künst* licchen Welt zu erhalten versucht, nach der alten Losung, die seit drei Jahrzehnten hier den Hof beherrscht hat: „Saget dem Kaiser nichts Unangenehmes! Majestät braucht Sonne". Konnte unsere Zeit Monarchie dieser üblen Sorte

ertragen? Einen Monarche.p ertragen, der zugleich be*
fehlen und genießen, der, nach Bismarcks Spottwort, all*
täglich,.Geburtstag haben, ssallte? Die Zeit selbst hat, der
uralte Chronos, mit eherner Zunge die Antwort gegeben.
In Hamburg lebte ein gütiger Mensch, der nun, leider, auch
, von uns gegangen ist: Albert Ballin. Ein dem Kaiser be*
freundeter, verpflichteter Mann (vielleicht war der Kaiser
dem Kaufmann noch mehr verpflichtet), ein Mann durch*
aus kapitalistischen Denkens, was er nicht verbarg noch
verbergen wollte, aber ein Mann voll von redlicher Menschen*
liebe und in seinen hellsten Stunden ein Weiser. Der war
von der „Sonne" und dem Sonne*Bedürfniß entfernt worden,
seit er, schon in den ersten Kriegsmonaten (ich muß be*
kennen: sehr unter meiner Mitschuld) versucht hatte, einige
Klarheit vor das Auge Serenissimi, des Ewig*Heiteren, zu
bringen. Ballin empfahl damals würdige Verständigung mit
den Feinden. Eine furchtbare Szene folgte, ein Damenfächer
bedrohte die Wange des Rheders, der einzige Deutsche,
der, auf seinem Weltfeld, über England gesiegt und sich*
dennoch, das Britenvertrauen erworben, erhalten hatte, wurde
als Anglomane verdächtigt, verschrien und aus der Nähe
des TrrTIchtelirers weggedrückt, der lächelnd zu ihm zu sagen
pflegte: „Du bist ein Jahr vor mir zur Regirung gekommen."
Majestät brauchte Sonne und Ballin hatte 1914 den Glanz
noch dichter verhängt als im Agadirherbst, da er so toll*
kühn war, einen von mir geschriebenen Brief vorzulegen,
der auf die Nothwendigkeit der werdenden Weltkoalition
gegen das ruhlose, unberechenbare Reich Wilhelms hinwies.
Die Plessen &. Co. haben ihm diesen Eindrang in den Be*
zirk ihrer Bengalkünste nie verziehen. Er hatte trotzdem
immer wieder versucht, dem Kaiser zu helfen, dem Reich
zu nützen. Vergebens. Im August aber hatte man sich aus
der Region Ludendorff, wo seine Warnbriefe lange unbe*
antwortet geblieben waren, an ihn mit der Bitte gewandt,
den Allerhöchsten Herrn über die Wirklichkeit aufzuklären.
Die Der also noch nicht kannte. Im August, nach der
Ueberrennung unserer Divisionen; als der Zeiger auf Zwölf
stand. Zwar gab es damals einen Kanzler, eine Regirung,
eine Oberste Heeresleitung. Dennoch hielt man für nöthig,

den seit Kriegsausbruch „abgewimmelten Wasserjuden"(wie sie ihn nannten) heranzuholen. Weil kein Beamteter sich der Gefahr ungnädiger Behandlung ausliefern wollte. Wir haben damals lange zusammengesessen und ich habe die Nothwendigkeit der Stunde auf meine Art zu formuliren versucht. Ballin fuhr dann nach Wilhelmshöhe. Ihm ist aber nicht gelungen, den Kaiser allein zu sprechen. Der scheute die Wahrheit, die unter vier Augen ans Licht dringen konnte, und zog dem Gespräch den (auf seine Art sehr geschickten) Kabinetschef Von Berg zu, der behutsam dafür sorgte, daß dieses Gespräch nicht in irgendeine Tiefe hinabführen konnte. Ballin fuhr traurig heim; und schrieb mir dann: „Siewerden mich für einen Esel oder Schlappier halten, weil ich die Hauptsache nicht erreicht habe." Ich zweifelte nicht, daß er das Menschenmögliche furchtlos, fruchtlos versucht habe; erkannte aber auch klarer als je zuvor die Unhaltbarkeit unseres Zustandes. Wir hatten eine Staats* und Reichsform, worin es noch in extremis, in der schwersten Krisis nicht möglich wurde, dem Herrn, dessen Unterschrift schließlich zu jeder Entscheidung nothwendig war, zu sagen, zu zeigen, was ist. Abermals war eine unwiederbringliche Stunde versäumt. General Ludendorff ließ dann den Admiral von Hintze, der im Hofdunkel Staatssekretär geworden war, kommen und forderte ihn auf, schnell Frieden zu machen. Das wurde versprochen; nur: in Wochen nichts Sichtbares eingefädelt. Wieder das traurige und in seinen Wirkungen tragische Schauspiel aus der Zeit vor der .Märzoffensive, wo nicht einmal eine unzweideutige Erklärung über Belgien, auch keine redliche Abkehr von dem Wahnweg des brester Friedens zu erlangen war. Mangel an Muth, Mangel an innerer Sauberkeit hinderte die Wahrung der letzten Mög* lichkeit zu anständigem, nicht Reich und Volk in Kata* strophe stürzenden Friedensschluß. Niemand wagte, vom Auge der Nation und ihres Hauptes die Binde zu lösen. Die zu Entscheidung Berufenen glitten in die Schmach Dessen, der sich bankerot weiß und gerade deshalb nicht Bilanz machen will. September. Die Zahl der JJeberläufer schwillt und immer deutlicher zeigt sich, daß die Gemüths* kraft der Armee siech geworden ist. Das Verlangen der

Obersten Heeresleitung, sofortWaffenstillstand zu erbitten, überfällt den Reichstag und die Nation mit der Gewalt eines unahnbaren Gewitters. Sind wir, denen so viele Fahnen Sieges* /Zuversicht zuwehten, denn so geschlagen, daß wir um Gnade flehen müssen? Zwei Welten, die einander kaum noch be* rührt hatten, die militärische und die civilistische (das Wort „bürgerlich" hat heute einen besonderen Sinn und Tonfall), ,schreckt der jähe Blitz auf. Die militärische Welt aus ▪dem tiefsten Dunkel des ihr eingerammten, aufgezwungenen Wahnes von gewissem Triumph; aus dem Wahn, der gestern durch Postsperre, heute durch falsche Nachrichten, durch eine Propaganda ruchlos lügnerischer, aber, natür* lich, wohlgemeinter Art genährt wurde. Wie korinte, woher ,sollte Armee und Marine vermuthen, daß der Waffenstill* ▪stand von dem hastig drängenden Wunsch der Obersten Heeresleitung gefordert werde? Ihr schien der Flehruf «in Produkt bürgerlich*demokratischer, „flaumacherischer" Schwachheit, das Ergebniß niederträchtiger Judenangst; und .sie beschloß, mit aller Kraft gegen so schmählichen Abschluß des Kampfes sich zu wehren. Und aus diesem Willen kam der. Plan, die Flotte ausfahren, die Engländer überfallen, und, wenn es sein müsse, „ehrenvoll untergehen", in Schön* heit sterben zu lassen. Dann wurde fürs Erste nicht Friede. Dann, hoffte man, entbrennt auch auf dem Festlande der Krieg in neue Hochgluth.

All Das mußte sich in Finsterniß niederducken, so lange Gewalt und Niedertracht in edler Genossenschaft jeden Drang in Wahrheit erdrosselten. Weil in dem Elend der entsittlichenden Zeit, die wir nun überwunden haben, Tag vor Tag mit den abscheulichsten Mitteln aus Schwächlingen Lüge erpreßt, auf der Lippe Widerstrebender die Wahrheit erwürgt wurde: deshalb sind wir, wo wir sind. Der Aügnus* plan der Marine, der, trotz allem Gelüge, erweislich ist, gab den Anstoß zu der Revolution, auf die wir stolz sind, die uns der Welt,endlich, wiederin Menschenwürde zeigt und die weitab von allen Bezirken der Politik entstanden ist, ohne den losesten Zusammenhang mit irgendeiner Partei. Zwei* feln Sie nicht! Ich hatte Gelegenheit, in der ersten Novem* berwoche die Männer zu sehen, zu hören, die allein, viel*

leicht, in den Verdacht (wenn mans so nennen dürfte) kommen könnten, den Aufruhr angestiftet zu haben: und kann be* zeugen, daß sie von dem Werdenden nicht das Allergeringste ahnten. Kein Politiker hat mitgewirkt. Den Matrosen war,, dem Geschwader gesagt worden, eine „Evolutionbewegung" werde vorbereitet. Die meisten Matrosen waren ganz unbe* fangen von irgendwelchen politischen Tendenzen (nur, auf dem Flaggschiff, drei Leser einer der Unabhängigen Sozial* demokratie nahen Zeitung); sie fanden sich aber schlecht behandelt, unzulänglich genährt, durch den Zwang zu steter Grußpflicht, ewigem Aufspringen arg belästigt und ihre Nervenkraft war durch die vier Jahre kampfloser Bereit* schaft zerrüttet. Sie kannten Englands Macht, glaubten nicht mehr an Sieg; und woran, da jede ins Geistige eingewur* zelte Parole fehlte, sich nun noch halten? Nicht, wie Sie gelesen haben, durch auffällige Zurüstung, nicht dadurch, daß man mehr Torpedoboote, Minensucher usw. aufbot und mehr Kohle einnahm als sonst für eine „Evolution* bewegung", ist der Angriffsplan entdeckt worden; der erste Argwohn der Matrosen erwachte, als sie merkten, daß, trotz der Bedeutung, die gerade in diesem Fall der Bewegung gegeben werden sollte, viele ältere, besonders- verheirathete Offiziere für die Zeir~"cTeF"Evolution beur* laubt wurden. Das mußte auffallen; und hat, wirklich, zuerst die Aufmerksamkeit geweckt. Auf dem „Markgraf", auf dem „Baden" steckten die Blauen die Köpfe zusammen und tuschelten einander zu: „Was geht da vor?" Von der Pantry, dem Anrichteraum, aus, haben die Stewarts durch den Vorhang dann Gespräche gehört, die den Verdacht be* stätigen mußten: Wir sollen angreifen, untergehen. Danach wurde der Beschluß gefaßt: Wir wollen weder gegen der» Willen der Regirung, die zum ersten Mal eine Volksre* girung ist und die Waffenstillstand und Frieden erstrebt, handeln noch unser Leben für eine auf diesem Wege doch nicht mehr rettbare Sache hinschleudern lassen; wir wollen Alles zur Verteidigung der Küste Notwendige thun, aber keinen Angriff machen, den die bürgerlichen Gewalten nicht mehr für nothwendig, den sie sogar für schädlich halten und der das Ziel, die Erlangung des Friedens, in neue

Nebel entrücken müßte. Die Jjeschwader sind bis an die
Minensperre gefahren, nicht weiter; ein Feuer ist ausge
gingen, ein anderes; ein Schiff ist ausgebrochen. Man mußte
umkehren, ist noch einmal ausgefahren und mußte wieder
umkehren. DieMatrosen errangen, ohne beträchtlichen Wider
stand der Offiziere, die Gewalt; sie fuhren in andere Hanse*
städte, von der plötzlich aufgeflammten Fackel der Revo*
lution stoben Funken weithin aufs Binnenland: und die
Umwälzung ging schneller, blieb unblutiger, als je zu er*
warten war. Die Mär von einer Menge ermordeter Offi*
ziere ist, wenn ich nicht belogen wurde, ganz falsch, wohl
zu Aller Freude. Die Stunde der Wirrniß, die Stunde der
größten Gefahr für uns Alle und, was mehr ist als wir Alle,
für das Gemeinwesen, für die res publica, die nun mit ihrem
Namen und mit ihrem Wesen Geschick und Zukunft Deutsch*
lands gestaltet, beherrscht, erfüllt, diese von Unheil schwangere
Stunde wurde überwunden durch das kluge, energische, zu*
gleich kräftige und vernünftige Eingreifen des Abgeordneten
Noske, der, nach dem Zeugniß von Mannschaft, Offizieren
und kieler Bürgern, geradezu meisterlich die Ruhe, die
Ordnung, die Würde der Revolution zu wahren gewußt
hat. Als aber die Flamme weitergefressen hatte, und zugleich
die Kunde von Bayerns edel trotzigem Aufstand kam, als der
naheZusammenbruch derMilitärmonarchie inErdstößen merkf
bar wurde, flackerten auch an der Wasserkante die schon ver*
glimmenden Funken in Brand auf. Da aber zeigte sich das.
wundervoll Tröstliche, daß noch in solcher Fiebersgluth
diese Menschen bereit waren, Alles einzusetzen, wenn wirk*
lich ihr Heimathboden vom Feinde bedroht werden sollte.
Wars ein falsches Gerücht oder kams aus (dann fast ge*
nialisch zu nennender) Taktik: just an dem Tag, da in den
Hansehäfen Etwas wie eine neue Feuersäule sich aus den
Seelen hob, hieß es plötzlich: „Die Engländer kommen!'
Zwischen Elf und Zwölf wird Kiel besetzt! Die Schiffe
sind schon gesichtet!" Und nach dem Hall dieser Losung
ward das Gesammtbild völlig verändert. Alle fühlten sich
sofort wieder als verpflichtete Schützer deutscher Erde. Ma*
trosen, Offiziere, Funker: in allen Herzen ein Schlag. Flink
wurde in Wilhelmshaven und Kiel das Geheimste einge*

packt und nach Berlin gebracht. Englischer Angriff? Nein, Junge, Das darf nicht sein, Das ist gegen den Waffen* stillstand, gegen Treue und Glauben und wir wären Schelme, wenn wirs duldeten. Die „Meuterer" von gestern riefen, hundert mit einer Stimme, nun: „Hoch unser deutsches Vaterland!" Und seitdem sind die Matrosen, auch die tausend im alten berliner*Schloß, die Stützen der Ordnung, die durch Revolution geschaffen worden ist. Und eine an* dere wollen wir ja, hoffe ich, Alle nun nicht mehr.
In Berlin aber wüthete das System des Aberwitzes und Frevels ungestört weiter. Niemand sollte ein wahres Wort Sprechen. Lüge wurde mit Ehrenbehang gelöhnt. Das Volk durfte nichts hören, nicht wissen, was geschah und wurde. Wirres Gerücht sickerte durch. In Kiel ist was los, in Bre* snen, Lübeck, Hamburg gehts gräßlich zu, ist Plünderung, Aufruhr, Mord. In hundert Presseämtern saßen Offiziere und feldgrau verkleidete Rechtsanwälte (wahrhaftig: An* wälte des Rechtes haben sich Jahre lang schimpflichstem Unrecht in Schergendienst hingegeben) und verfügten: Darf nicht veröffentlicht werden! Ist verboten! Wer die Geschichte des Krieges schreiben will, muß die Verbotzettel nützen, die alltäglich in die Redaktionen hagelten; erst sie lehren, was war: und drum nicht gesagt werden durfte. Himmelan stank die Lüge; überstank allen Blutgeruch. Und arglose Deutsche schworen, ihnen quelle der Born lauterer Wahrheit und die „Amtlichen Berichte" seien aus Bronze. In und um Berlin wurde alles für den Fall der Revolution Nothwendige vorbereitet. Wilhelm hatte sich noch immer nicht zu Ab* dankung bequemt. Mancher erinnert sich vielleicht meines Wunsches, diese Abdankung solle nicht durch den Druck einer einzelnen Partei erzwungen werden. Warum dieser Wunsch? „Wer ihn wegbringt, ist einerlei. Wenn er nur geht!" Damals noch Mächtige ersehnten aber die Drohung der sozialdemokratischen Regirungmitglieder, um dem Kaiser sagen zu können: Nur die Rotte wills, nicht das Volk. Dann wollte man schießen. Ein bis ins Kleinste ausgearbeiteter Plan zeichnete vor, wie man der rebellischen Hauptstadt Herr werden könne. Es gab, leider, keinen Plan für den Fall, den wir heute erleben, wo unser armes, überwältigtes

Heer in Hast zurückgebracht werden muß. Dafür war nicht vorgesorgt; manJhatte ja nur mit Triumpjigerechnet und schon im Herbst Ii sich die Fenster für den Einzugstag gesichert. Für die „Niederkämpf ung" der rebellischen Haupt* stadt aber war Alles pünktlich vorbereitet. Und wer am achten Novemberabend durch die Straßen ging, hat dieses Geistes einen Hauch verspürt. Soldaten, Maschinengewehre, mit Waffenträgern überfrachtete Autos. „Morgen wirds roth". Diese Schande, diese wandelnde Herausforderung wäre uns erspart worden, wenn der Entschluß Wilhelms freiwillig schien oder vom Gesammtwillen der Reichstags* mehrheit erwirkt wurde. Daß es nicht zum Straßenkampf kam, ist ein Verdienst des Prinzen Max von Baden, sein letztes; wäre er nicht, im Lauf einer Abendstunde, in den Entschluß zu bringen gewesen, den Abgang des Herrn von Linsingen, Oberbefehlshabers in den Marken, der die Revolution, in beinahe rührender Einfalt, durch Plakat „verboten" hatte, zu erzwingen, dann hätte der Morgen deutscher Freiheit sich aus einem Strom reinen Bürgerblutes gehaben. Roth aber, wie Büttel vorausgesagt hatten, ist dieser Morgen geworden. Die Körper, zugleich die Seelen der zwei stärksten Gewalten hatten einander berührt, innig umfangen. Arbeiter und Soldaten waren in Willenseinheit gelangt. Die rothe Woge hat sich an die Kasernen, in die Kasernen gewälzt; und wie durch die Herstellung des Steckkontaktes aus der Elektrizitätleitung Wärme und Licht wird, so wurde durch den Kontakt dieser Seelen plötzlich in allen Licht und aus allen flammten die Fragen auf: „Wofür? Wohin? Was ist noch zu retten?" Da war Revolution geworden; eine deutsche, eine sehr ordentliche, sehr ruhige, höchst anständige Revolution. Fast überall im Reich ists so gewesen. Da sahen Sie, wie morsch die Wälle, die Mauern, wie dünn die Goldreife geworden waren; zwanzig Dynastien und etliche mehr hatte ein Wind* stoß in Erdklüfte verweht. Was bei uns als das unüber* windliche Hinderniß der Wandlung in Republik gegolten hatte, die felsfest scheinenden Häuser der Bundesfürsten, brach wie ein dünnes Zäunchen unter der rüttelnden Hand eines Knaben. Und der Bruch, der Einsturz der Burgen war

i
nicht einmal das Werk aufbrüllenden Zornes, gewaltig sich, bäumen der Wuth, sondern nur schlichterGemeinerkenntniß, nur des milden Empfindens: „Ja, Kinder, Ihr habt längst nichts mehr geleistet, seid werthlos geworden, habt im Krieg völlig versagt und könnt aufhören, unnützlich zu thronen. Euer Prunk und Troß kostet uns Geld und, was viel schlimmer ist, Ihr habt die deutschen Stämme gehindert, im Innersten, nicht außen nur, einig zu werden: weil Euer Partikularrecht erlaubte und Euer Sonderinteresse empfahl, die Eigenartenv auch die unangenehmen, gerade sie, zärtlich zu konserviren. Das dünkte Euch die Pflicht jedes Konservativen. Gehet nun schlafen!" Schön und löblich ist, daß man keinem dieser Menschen, die lange im höchsten Privilegium thronten und von denen nicht Einer in der Kriegszeit den Muth ztk Warnerwort und Retterthat aufbrachte, ein Haar gekrümmt hat. Und ich muß sagen: daß Einer von ihnen, der AU«r-höchste, sich sofort auf den Weg ins Ausland gemachtv als Kriegsherr vor Friedensschluß den Deserteurpfad ge^ wählt hat, müßte, endlich, auch Denen das Auge öffnen, die noch immer an dieses schillernde Idol geglaubt haben. Ich will weder Ihnen noch mir das billige Vergnügen be* reiten, über diesen Mann heute schon zu sagen, was an, einem ruhigeren Tag doch gesagt werden muß. Wer aber hat ihn weggescheucht? Niemand aus Volk und Heer ist mitschuldig daran, daß der Schlüpfweg nach Holland ge* wählt und schon dadurch jeder Krieger, jeder Beamtete dem Treueid entbunden wurde. Niemand hat einen dieser Fürsten an Leib und Leben bedroht; und ich hatte erwartet,, sie würden entweder rasch noch ehrlichen Soldatentod suchen oder weiter unter uns wandeln und versuchen, ihre Gaben der Nation irgendwie nützlich zu machen. Daß der Erste Bundesfürst, der König von Preußen, aus dem Feld über die Grenze floh, wird selbst der gestern ihm anhäng* lichste Offizier und Lehnsmann niemals verzeihen.

Was ich aus der Genesis des großen Volksaufstandes bes richten mußte, zeigt Ihnen schon, daß der Todeskampf des. Militarismus die Revolution erzeugt hat. Noch im Verröcheln,, mit keuchender Lunge wollte der Militaristengeist Herr über die Bürgergewalt bleiben. Daher der Marineplan. Ich nenne

ihn nicht „schurkisch"; es hat etwas Großartiges, wenn so
viele Menschen, junge, kräftige Männer, denen das Leben '..
mit Rosenfingern winkt, denen von tausend Masten her die
Wimpel der Freude wehen, dennoch sprechen: „Wir wollen i
lieber sterben als Schmach erleben." Das hat etwas groß* \
artig Heldisches und man kann es nicht mit plumpem"
Schimpfwort abthun. Nur: heroisch bis in das Letzte zu;
sein, hat Jeder nur das Recht für sich allein; Keiner hat;
das Recht, diesen Heroismus, der aus welker, verlebter Ehr*
begriffsauffassung stammen mag, sechzig* bis achtzigtausend
anders empfindenden Menschen, von deren Ableben Schick*
sal wird, aufzuzwingen, über ihr Sein oder Nichtsein wie
über eine bezahlte Heerde, einen erworbenen Weideplatz
zu verfügen. Deshalb befiehlt Pflicht mit drängender Stimme,:
zu ergründen und zu verkünden, von welcher Befehlsstelle
«Ter GecTa~n}Te,, der Plan zu *cTije^eln*A*ngnfr ausging, den die
Briten erwarteten und wünschten. Wer war und ist für
diesen (offenbar ausgeplauderten) Plan verantwortlich? Das
darf nicht in Dunkel bleiben. Alle Zettelei dieser Art muß
jetzt ans Licht. Muß; nicht, weil die Volkswuth sich aus*
toben will, sondern, weil die Vernunft höchster Politik
fordert, daß viel wuchtiger, als bisher geschehen ist, der
Nation erwiesen werde, wie nothwendig und wie unauf**
schiebbar dTr"Tllnsfur^,,4sr J^Hj^äjßnonarchi^war. Noch
sind Dünste und Nebelschwaden darüber gebreitet. Urtheilen
Sie nicht nach der dünnen berliner Lufschicht, die leicht
ein paar Erkenntnißstrählchen durchläßt. Horchen Sie auf
den Hall aus Mittelstädten, gar aus abgelegenem Bauerland:
dort empfindet HOr ein kleiner Theil unbelehrter Menschen
die Nothwendigkeit der Novembervorgänge; glauben die
Meisten noch an etwa; hochverrätherischem Handstreich
Aehhliches, das der Sache Deutschlands geschadet habe.
Und wenn ich in der Hauptstadt in den allerletzten Tagen
um mich sah und den Reden lauschte, schien mir auch,
daß Manchem noch nicht bewußt geworden sei, welchem
Gräuelschlund die deutsche Nation sich entrungen hat.
Zaudert, Regirende, nicht länger vor der Veröffentlichung
unzweideutiger Beweisurkunden, vor der Entlarvung der
Lügner! Entschleiert die Schmach, die Empörung werden ließ

Es ist das Leid dieser Stunde: eine Hochstimmung, ernst* haft brünstige Begeisterung ist noch nicht erlangt. Und nie* mals war doch festerer Grund zu solcher Hochstimmung. Lassen Sie sich nicht in den Aberglauben verleiten, noch heute hänge der Werth, die Werthung eines Volkes an Glück oder Unglück der Schlachten! Das war. Frankreichs großer lyrischer Rhetor und Prediger Victor Hugo hat (un* gefähr) einmal geschrieben: „Nur Barbarenvölker schwellen nach einem Sieg an, wie der Wildbach nach einem Gewitter* regen. Das spezifische Gewicht civilisirter Völker wird in der Menschheit, besonders in unserer Zeit, nicht davon be* stimmt, ob ihre Feldherren Sieg oder Niederlage erleben. Ehre, Würde, Sittlichkeit, Geist und Seele der Völker sind nicht Summen, die der Eroberer, der Held, wie ein Spieler, in die Schlachtenlotterie einsetzen kann. Aus verlorenem Krieg ist oft ein beglückender Fortschritt geworden, weniger Ruhm zwar, doch mehr Freiheit als aus gewonnenem. Denn erst wenn dieTrommel schweigt unddieKanone nicht mehr brüllt, kommt Vernunft wieder zu Wort." Die Vorstellung deutschen Ein* tagssieges, der uns noch fester in das funkelnde Elend des Verfallszustandes schmiedete, müßte jedes Antlitz in Entsetzen bleichen. Heute, nach der Abschüttelung des schlimmsten Lügendruckes, im Dämmern der Erkenntniß, daß die Blüthe deutscher Mannheit auf dem Weg nach einem Trugziel ge* welkt ist, heute fühlt Deutschland schon wieder die Golf* ströme der Welt mit fruchtbarer Wärme an seine Küsten pochen; hat es die Achtung der Menschen, vieler gestern noch feindlichen, wiedererworben. Seid in jeder Stunde drum, bei jedem Pulsschlag, Euch bewußt, daß dieRevolution nicht Ausweg, Ausflucht, nicht einNothwehrmittel war, nein: ein Riesenschritt bergan, ins Hohe und Freie, Glück und Weihe aller nationalen und internationalen Zukunft. Noch aber lahmt der Wille, den Segensstrahl dieser Zuversicht bis in die tiefsten Schachte der Volkheit zu senden. Furcht* bar wäre es, wenn auch diese Sache wieder wie ein Ge* schäft betrachtet würde, aus dem Profit kommen soll; auch die Revolution als ein Handel, aus dem Nutzen zu nehmen ist. Gewiß sind wir nicht am Ende des Umschwunges, bisher hat die Bourgeoisie von dem Ereigniß kaum gelitten.

Ein Bischen Schießerei (von Thoren, Kindern, Verbrechern?
Ich weiß es nicht), allerlei Unfug, hier und da häßliche
Gewaltthat. Ist Das gar so fürchterlich? Ahnen Sie nichtv
wollen Sie am Ende nicht ahnen, welche Fülle schmählicher
Gewaltthaten an jedem Kriegstag dieses Land und jedes
besetzte Gebiet sah? Daß in jeder Stunde tausendfach die
Menschenwürde geschändet wurde? Nur genügte damals,
auf ein, Zettelchen zu typen: Ueber diesen Vorgang darf
nicht geschrieben und geredet werden. Dann erfuhr die
Nation nichts davon; also wars nicht geschehen. Ein un<
ruhiger Kopf in Fabrik, Werkstatt, Kontor: eine Staats*
stütze lief ans Telephon und wimmerte: „Befreien Sie uns
von dem Kerl! Geschwind in den Schützengraben!" Man
brauchte den Reklamirten nur zu drohen, die Reklamation
werde nicht erneut werden, um sie in Angst zu jagen.
Mancher hat in Kriegsberichten den Feind geschmäht und
Fochs Reserven vernichtet, um nicht, als Widerspenstiger*
in den Graus der Trichter, der Gaswellen zu sinken. Und
nach Alledem wagt man die Aufbauschung der paar widrigen
Vorgänge, die den Tag unserer Revolution befleckten? Nach
Menschenvoraussicht werden es nicht die letzten sein. Bis
in die Tiefe fortwirkendes Unheil kann aber nur werden,
wenn nach dem Abbruch der Zwingmauern, der Schleifung
der Wälle das Wesentlichste, die Revolutionirung der
Geister, nicht gelingt und in neuer Gestalt das Uebel wieder*
kehrt, von dem Reich und Volk totkrank geworden waren.
Eine Wurzel unserer Uebel habe ich im Vorbeigehen
schon gezeigt. Das Mittel war Selbstzweck geworden. Heer
und Monarchie, die nur Mittel zu Sicherung und Erhöhung
cteTSeerehTcfarte, zu Wahrung und Mehrung nationalen Wohl*
standes sein durften, waren Selbstzweck geworden; lebten
herrisch als Selbstversorger; wütheten und wüsteten sich aus.
Auch der ungeheure Krieg sollte nicht Mittel zu anständigem
Frieden sein; der ekle Industriekrieg sollte flecklos scheinen:
und erschacherte mit Lügenmünze sich Glanz. Wir stehen
noch einmal vor der selben Gefahr. Die Revolution muß
Mittel zu vernünftiger Neuordnung bleiben und darf nicht
Selbstzweck werden. Was ist zu thun, um sie vor blindem
Straucheln in den Sumpf der Eitelkeiten, vor wildem Auf*

"wuchern in selbstherrisches Trachten zu behüten? Wir müssen, schallts aus hundert Bürgerchören, die neue Re* girung vor Aller Augen stützen. Sie sehen, daß jeder Tag ihr ganze Bündel von Manifesten, von Botschaften hin* gebender Liebe beschert und allerlei teure Mitbürger, hoch* verdiente und hochverdienende, sich ihr zur „Verfügung stellen", sich der neuen Ordnung verloben; darunter in Le* gionenauch Leute, die Stützen, Säulen, Herolde der Monarchie und des Militarismus waren. Scham, wo ist Dein Erröthen? Die xHarquis, die während der französischen Revolution mit erhobenem Haupt auf demHenkerskarrensaßen,lächelnd auf dem Greveplatz ihren Puderkopf unter das Fallbeil legten, waren der Achtung doch würdiger, waren in ihrer Art doch noble Kerle. Die Ueberläufer von heute gehören zum Ungeziefer. Verstehen Sie mich, bitte, nicht falsch. Ich tadle nicht, sondern lobe Einen, den Erkenntnißwandel der neuen Ordnung befreundet hat. War er bisher Ge* sinnungzüchter, dann freue er sich stumm, fern vom Markt. Wer ein Techniker im Dienst des Alten war und nun, als Einer, der sein Land, sein Volk liebt, diese Technik gern auch in den Dienst des Neuen, vielleicht gar nicht freudig Angenommenen stellen will: vor Diesem ziehe Jeder den Hut. Wer aber gestern Gesinnung kelterte und auf Flaschen zog, wer in Preßämtern saß, Patterjohtenlüge in Umlauf setzte, die Wahrheit ins Ausland spedirte und durch solchen Export in der Heimath die Wahrheitlager leerte, wer uns mit Vers und Prosa immer tiefer einzunebeln versucht hat und nun die selben Künste, die selben Mätzchen und Kniffe in den Dienst des von Grund auf Andersgewordenen stellt: vor Diesem kann ich keine Hochachtung empfinden. Wo sind die Marquis, die aufrecht Feudalen von 1918, die IlebeTsTerben als ihre Meinung wie ein verschwitztes Hemd von sich werfen? Ringsum nur noch Demokraten, bald nur noch Republikaner. Ich will keine Namen nennen; nicht auT&estlmmte Stände, Instanzen, Zeitungen weisen. Man muß die bunten Unkräutchens, die gar so dicht am Weg wachsen, stehen lassen, damit die Nachhumpelnden später auch eine Freude haben. Gestern blutrünstig, Siegeswillen in jeder Hosentasche, heute der Ritter vom Geist, der

<die „geschändete Civilisation" in reine Glorie hebt:
Nachbarin, Euer Fläschchen! Schnell; sonst rülpst mein
Magen den Ekel aus. Man soll das Gewordene nicht um
-des Vortheils willen umarmen. Man soll nur umfangen,
was man liebt. Und sich endlich von dem Jammerbrauch
-abkehren, vor jedem Ding zu fragen: „Nützt es? Wie wirds
morgen rentiren? Rath nicht Klugheit sich zu ducken, den Man*
iel zu drehen?" Du sollst nicht, Deutscher, wie gestern die
Prinzen, Excellenzen, Bankherren,Ministerialdirektoren,heute
•die Arbeiter* undSoldaten*Räthe umbuhlen. Du sollst ein an*
ständiger Kerl sein, das Thun von der Ueberzeugung be*
stimmen lassen und Dich den Teufel darum kümmern, ob
Du gefällst oder nicht. Jetzt trägt man „Demokrativ"; echte
oder Ersatz. Auf allen Zinnen des Bürgerthums wimmelts
von Demokraten. Viele waren noch am Achten Militaristen
.und schwärmten vom Segen straffer Volkszucht. Aus Eins
mach' Zehn: so ists geschehn. Eine Demokratische Partei
Ihebt das breite Banner. Ich will jetzt nicht forschen, ob nicht
auch hinter diesem schönen Panier, ganz vorn sogar, Manche
schreiten, die Grund hätten, sich, nach schlimmen Thaten,
in dunkler Stille zu halten. Die Grundsätze der neuen
Partei sind hohen Lobes werth und ich wünsche ihr einen
araschen Siegeslauf; wünsche ihr freilich eben so aufrichtig,
'daß sie nicht das refugium peccatorum werde, die Zuflucht*
statte ertappter Sünder, deren Seele nach neuer Jungfräulich*
keit langt. Die Reklamekünste eines Barnum hülfen ihr
dann nicht in Dauerglanz. Was heute und morgen ge*
;gründet wird, darf nicht irgendein Düftchen haben, das
unsere Nase an die Gesinnung des reichen Jünglings aus
«dem Evangelium erinnert. Nicht einen Dufthauch, aus dem
-zu erwittern ist: „Alles bis auf das Eine". Demokratie?
So viel Ihr wollt. Republik? Mit Wonne. Zertrümmerung
aller Feudalgewalten? Abgemacht. Kronen und Szepter,
Reichstag und Herrenhaus: Schutt und Moder. Nur, bitte,
liitte, greifet nicht nach unserem Geld! Seid als Demokraten
ungestüm, doch im Sozialisiren hübsch zahm. Wir sehen
prächtige Dekorationen, pompöse Wortvorhänge; und hören
<iann, „die Wurzel der Wirthschaft solle unangetastet bleiben"!
Oder ähnlich Gemeintes. Die Wurzel bleibt aber nicht

„unangetastet". Sicher nicht. Die Taster werden sogar wohl recht derb zu packen. Mindestens zwei Generationen werden darunter leiden. Sollen wir heute, mit klappernden Zähnen, drumtrauern? Auch ich habemein Bischen Geld recht mühsam erworben, nie was ererbt, ohne Arbeit eingeheimst; einerlei: weg damit, wenn den Armen aus solchem Opfer Heil quillt. Glauben Sie denn, es wäre besser geworden, wenn "Wilhelm siegreich durchs Brandenburger Thor eingezogen wäre? Daß dann die Ordnung, die Wurzel der Wirthschaft unangetastet blieb? Undenkbar. Woher sollten denn die zweihundert Milliarden kommen, woher nur die acht bis zehn, die wir all* jährlich zur Verzinsung brauchen? Doch nicht etwa aus dem Papier*Carrousel, das sich seit vier Jahren vor unserem Auge dreht und dem der Leierkasten mit dem Lied vom Sieger* kranz Muth zu rascher Bewegung macht? All das Papier ist ja noch werthlos; erst die Arbeit Ihrer Söhne und Enkel soll und kann ihm Werth schaffen; wenn Deutschland wieder gedeiht und seine Schornsteine rauchen. Heute sind diese Papierchen nur Anweisungen auf den Schatz der Zukunft^ Wenn den neuen Parteien auch nur das leiseste Rüchlein von Sorge ums liebe Portemonnaie anhaftet, dann setzen sie für die Bourgeoisie bei dem Arbeiter nicht das Win* zigste durch. Mit Kompromissen ist nach Krieg und Re* volution nichts mehr zu machen. Darf auch nichts^mehr zu machen sein. Der Bürger hat, in byzantinernder oder stumpfer Duldung, weil er reichlich verdiente, gesündigt: er muß, seine Klasse muß büßen. Das ist Verhängniß.
Wer hat sich denn zu Revolution aufgerafft? Ein paar Geistige haben die Geister revolutionirt; und ohne diese Pflügerarbeit, Säerarbeit gabs keine Ernte. Ohne Voltaire und Rousseau keinen Robespierre und Danton. Als Klasse aber haben es die Arbeiter, die in grauses Kriegsleid ge* stoßenen, gehetzten Proletarier gemacht. Die haben Leben und Freiheit, erst draußen, dann drinnen, auf dieses furcht* bare Spiel gesetzt. Kein Satter wähne, zu den müd Heim* gekehrten nun sprechen zu dürfen: „Ihr, liebe Landsleute, seid herrliche Menschen und wir wollen uns auch von Herzen gern mit Euch verständigen; aber, nicht wahr, im Wesent* lichen (und das Wesentliche ist die Wirthschaft) muß Alles-

so bleiben, wie es war!" Es kann nicht so bleiben. Neuei Menschheitstoff muß herauf. Beim Beginn des Kampfes ums Dasein muß die Rüstung Aller gleich sein. Einheit* schule? Vielleicht. Jedenfalls: Sicherung bessererMenschenaus* lese und Wegräumung aller Schranken und Klassenvorrechte. Das Proletarierheer ist in drei Armeegruppen geschieden. Wir haben die große Fraktion Scheidemann*Ebert, deren seltsame Kriegsgeschichte Ihnen bekannt ist. Daneben die Unabhängigen Sozialdemokraten, vor denen vielfach eine merkwürdige Angst herrscht und die doch der alten Fahne, der von Bebel und Wilhelm Liebknecht vorangetragenen, durchaus treu geblieben sind. Die haben sich nicht geändert, sind auch nicht wilder geworden, sondern stehen als starre Marxisten auf dem ehrwürdigen Parteiprogramm. Von ihnen sind wieder Gruppen und Grüppchen abgesplittert. Dar* unter ist die Spartacus* Gruppe des Herrn Karl Liebknecht und der Frau Luxemburg. Dieser Gruppe wird, wie ich ringsum höre, Fürchterliches zugetraut. Ihren Führer kenne ich, leider, nicht; habe ihn mit Bewußtsein nie gesehen. Aber ich weiß (und habe es, trotz Censurzwang und Droh* ung, damals laut ausgesprochen), daß diesem Mann unge- heures, unverzeihliches Unrecht gethan worden ist. Er kam ins Zuchthaus, weil er ein unbequemes Flugblatt vertheilt und gerufen hatte: „Nieder mit der Regirung, hoch der Friede!" Er war Armirungsoldat; aber auch Abgeordneter und Politiker. Die Strafe war schändlich streng und zeugte von der Schmach des Zustandes, in dem wir lebten. Ein Hirnmensch wurde ge* zwungen, zwei Jahre und, glaube ich, ein halbes im Zuchthaus bei elender Kost Stiefelsohlen zu schneiden, weil er im Bereich der Idee eine Staatsvorschrift mißachtet habe. Niemand dürfte staunen, wenn ein Mensch solchen Erlebnisses bis ins Tiefste verbittert wäre. Ob er innerlich frei genug ist, um sich von der Erinnerung zu lösen, wird sich bald zeigen. Nach der Rede, die er am Schloßfenster hielt und die nach Kaiser* schmarren schmeckte, darf man den gründlich gebildeten Mann nicht beurtheilen. Glaubt der Grimm einzelner Gruppenhäupter, am Neunten habe die Stunde der Rache geschlagen? Das wäre trauriger Irrwahn. Nach dem gräß* licchen Millionenmord, nach einem Weltentag tiefster Ent*

sittlichung schlug den Menschen die Stunde der Liebe. Die Rache ist mein, hat Israels Gott gesagt. Daß in Einzelnen, Klassen, ganzen Nationen Rachsucht zu vulkanischem Aus* bruch drängen kann, ist leicht zu begreifen. Aber des Rächers Stunde kann erst später schlagen. Will man etwa alle im Krieg schuldig Gewordenen aus ihren Schlupfwinkeln räuchern, an Pfähle binden, stäupen, Holzbündel um sie häufen, sie verbrennen oder nur steinigen? Unmöglich. Alles würde gefährdet und bis in die Unterregirung (die obere bildet ja der Arbeiter* und Soldaten*Rath) manches theure Haupt bedroht. Auch Güte kann heilen, entseuchen. Menschen, die es wohl wissen könnten, berichten, heimlich seien kecke Handstreiche, tolldreiste Ueberrumpelungen geplant, die Verhaftung, Verschleppung einzelner Minister („Volksbeauftragten") vorbereitet worden. Ists Wahrheit dann saß der finsterste Wahnsinn am Werk; dann ließ man in ernste Berathung kranke Hirne zu, Halbirre mindestens, die in Zeiten revolutionären Werdens, nicht erst von Marats Tag an, allen Unheils Väter wurden. Kein Unbefangener wird Herrn Dr. Liebknecht so aberwitzigen Trachtens verdächtigen. Schreckt etwa der Gruppenname? Spartacus war ein freier Thraker, der, im achten Jahrzehnt vor dem Christus, als Sklave nach Capua, in die römische Gladiatorenschule,-ver* schleppt wurde, große Sklavenhorden zu Aufruhr entflammte, nach Sieg und Niederlage von den Alpen südwärts um* kehren mußte und als Vorkämpfer seines aufgeriebenen Hörigenheeres fiel. Dieser Spartacus mußte und durfte Mittel anwenden, die weder unsere heller gewordene Zeit noch die ganz anderen Umstände einer politischen Partei, der radikalsten selbst, heute gestatten. Am Ende ist doch ein Unterschied zwischen dem Versklavten, der in fremder Ferne sich wider die Feinde, die Räuber und Ausbeuter seiner Leibeskraft, auflehnt, und dem aus ungebührlicher Haft* schmach Befreiten, der, in noch so berechtigtem Groll, gegen den Leib der eigenen Nation wüthen würde. Und der vorchristliche Spartacus, dessen Heer von Zwietracht und Beutegier zersplittert wurde, hat nichts erreicht, ob* wohl er nicht zauderte, sechzigtausend Mitsklaven dem Römer auf die Schlachtbank zu werfen. Seinem Terroristenversuch

stumpfte mächtigerer Terror die Klinge. Seiner Sache warb
er keinen Ertrag und um die Kreuze, an denen seine ge*
fangene Mannschaft verblutete, schlang sich niemals auch
nur der schmalste Blüthenkranz. Schreckt die Spur? Vor
Sklavenaufstand ist sicher nur geschirmt, wer nie einen
Menschen in Sklavenschande niederzwingt Vor Freien
braucht Sanftmuth selbst nicht zu zittern.
Was kann geschehen, damit die Revolution ein Mittel
bleibe, Wildheit nicht wieder erwache und nun im Innern
wüthe? Aus der Runde schallt der Ruf: Nationalver*
sammlungl Auf den Fels des vom Volksmund geforderten
Rechtes werde die Macht gegründet. Ich habe die National*
versammlung schon im Mai 1917 gefordert. Das Geheiß
der Feinde wird wohl nöthigen, sie zu wählen und tagen
zu lassen. Aber rufen Sie nicht allzu laut danach! Das
Geschrei sät nur Mißtrauen in die Herzen Derer, die Ihnen
die Revolution auf den Weihnachtstisch beschert haben.
Dürfen die Bürger unwillig werden, wenn diese Menschen
sagen: „Jetzt schlug, endlich, unsere Stunde?" Sie wollen
hinauf; und oben solls sauber sein. Man steigt treppauf,
man kehrt treppab. Viele Stufen werden zu räumen, breite
Schichten der Bürgererde reinzufegen sein. Nicht kapi*
tuliren sollen Sie. Daran ist gar nicht zu denken. Aber
eben so wenig an den Versuch, auch nur das kleinste
Theilchen des Erstrittenen den Erstreitern zu nehmen. Es
ist die Stunde des Proletariates (wie man es nun einmal
nennt). Das hat am Meisten geblutet und am Wenigsten
erworben. Auch für die Befreiung, die Sühnung, die
Reinigung Deutschlands hat es sich ganz eingesetzt. Seine
Stunde schlug. Wir handeln nicht nur sittlich, wir handeln
auch im tiefsten Sinn klug, wenn wir nicht den Verdacht
aufkommen lassen, daß wir den Emporstrebenden Etwas
verkümmern, ihr Wollen in Kompromiß umbiegen wollen.
Gebet ihnen den Raum, lasset sie selbst, in Freiheit, ihr
Ziel wählen: und wartet, ob sie so schnell, wie heute nöthig
ist, und ohne unheilbare Schädigung des Reichswesens hin*
gelangen. Zudrang und Werbung, auch die zärtlichste,
gerade die zärtlichste, vertieft nur das ihnen eingeborene
Mißtrauen gegen den besser für den Kampf ums Dasein

Gerüsteten. DieSozialisirung,Nationalisirungganzer Wirth* schaftprovinzen hätte auch das kaiserliche Deutschland nach dem Krieg nicht zu meiden vermocht. Und ist etwa der Gedanke, daß man ungeheure Opfer bringt, damit weiter gerüstet werde, schöner, höher, erquickt er das Herz mehr als das Bewußtsein, auf dem Altar der Liebe das Dank* opfer zu rüsten, das unseren allzu lange in Schatten ge* pferchten Mitbürgern, Mitmenschen die aus Weh und Plage geborene Leistung lohnt? Mich, für mein armes Theil, ent* zückt der zweite, widert der erste Gedanke. Gräuel wärs gewesen, einem Moloch, dessen Verruchtheit wir nun kennen, sein Gut hinzuwerfen; veredelndes Glück sprießt aus dem Bewußtsein, es hinzugeben, damit eine neue Menschensonne, eine neue Seelengewalt aus diesem nicht nur außen verwüsteten Land sich himmelan hebe.
Noch aber werden, glaube ich, die großen ökonomischen Fragen nicht zu entscheidender Antwort gelangen; nicht in nah vor uns liegender Zeit. Sie wissen, daß seit der Kind* heit des wiedererstandenen Sozialismus dessen reisigsten Vor* kämpfern und behendesten Vorhuten Demokratie, politische Freiheit des Volkes nur als einer der Wege wichtig war, auf denen das Ziel erreicht werden konnte: Kommunismus, Gemeinwirthschaft ohne Recht auf Sonderbesitz. Und Alles, was Sie jetzt brodeln hören, alle aufsteigenden Blasen kom* men wieder von der Gluth des Wunsches, die Früchte des Bodens, des Fleißes, endlich, gerecht verwaltet zu sehen und alles Volk, alles Oben und Unten von heute in Ge* meinwirthschaft, in die Gesellschaft Gleicher, an Habe und Glückslosen Gleicher eingefriedet zu schauen. Ueber diese Fragen haben die besten Köpfe aller Nationen, fast aller Zeiten gedacht, gesprochen, geschrieben. Mir (ich scheue mich auch jetzt nicht, Das auszusprechen) ist Kommunis* mus eine Form der Wirthschaft, die nicht vor, die hinter uns liegt. Ich glaube, nach den Maßen meiner begrenzten Einsicht, nicht, daß die feine Verästelung, Verzweigung unserer tausendfach differenzirtenWeltwirthschaft, daß auch nur die festgewordene Kulturform der Großindustrieländer den Eindrang des Kommunismus je noch gestatten wird. Und ich bin, bei aller Zuversicht auf die Menschheit, doch

nicht von so, wie Schopenhauer sagt, ruchlosem Optimis*
mus durchglüht, daß ich zu glauben vermöchte, jederMensch,
der ganze Durchschnitt des Menschengeschlechtes werde je*
mals sein Höchstes an Kraft, Willen, Können, Ausdauer
leisten, wenn nicht die Hoffnung auf Erwerb, die Aussicht
auf Wohlstandsmehrung, die Möglichkeit, vorwärts zu kom*
men, irgendwie, als Peitsche und Sporn, dazu mitwirkt.
Ein Beispiel liegt ja vor Aller Augen. Wo nur Beamte ar*
beiten, durchaus tüchtige, die aber nicht zu entlassen sind
und deren Aufstieg die Dienstvorschrift regelt, da gelingt
zwar Ansehnliches, entsteht aber niemals das Plus an Flamme,
an Hingebung und Selbstverzehrung, das in Privatbetrieben
oft Wunder wirkt. Der Krieger, der nicht das Offiziers*
abzeichen oder gar den Feldherrnstab als Lohn erhoffen darf,
reckt sich selten auf die Höhe bonapartischer Gardisten,
die sich in Hoches und Neys Ehrenglanz träumen durften.
Kann in weiten Bezirken deutscher Wirthschaft morgen
Kommunismus werden? Ich zweifle; glaube nicht, daß der
totwunde Körper unserer Wirthschaft die Erfahrung, die
Künste, Listen, sogar die Tücken des Kapitalismus unge*
fährdet entbehren könnte. Welchem Verständigen fiele ein,
dem schwer an der Spanischen Grippe Leidenden den Bauch*
deckel öffnen zu lassen, weil drin längst irgendwas nicht
in Ordnung war, und ihm Algebra einzutrichtern, weil er
darin schwach geblieben ist? Zuerst gesunden, dann sich
in neue Pflicht, Form oder Freiheit erziehen. Das Wich*
tigste aber: Wir sind ja nicht frei. Wir sind von den nun
abgesetzten Inhabern der Reichsgewalt und deren Prokuristen
in so traurig unfreiem Zustand zurückgelassen worden wie
kaum je ein Volk; und wie nach solcher Leistung und gläu*
biger Hingabe nur ein kanibalisch schwindelfreies Gewissen
verantworten mag. Wir sind gezwungen, mit dem Willen
Westeuropas und Amerikas zu rechnen. Und wenn All*
deutschland inbrünstig, in Eintracht, Kommunismus, „Ver*
gesellschaftung" aller Güter, Expropriation aller Besitzrechte
ersehnte: dem Sehnen würde die Erfüllung versagt. Die
Welt der Mächte, die wir brauchen, würde uns zwingen,
auf Gemeinwirthschaft zu verzichten. Daran zu mahnen, ist
heute Pflicht. Wir haben in Rußland wieder einen Kommu*

nistenversuch gesehen. Ich habe schon neulich gesagt, daß Bolschewismus durchaus nicht, wie Oberflächenbetrachter meinen, ein von Mördern und Räubern ersonnenes System ist, sondern ein Gedankenbau großen Stils; und schon werden im Umkreis, neben weithin verwüsteten Strecken, Nutzpflanzungen ganz neuer Art sichtbar. Wenn wir aber im Alltagsverkehr das Wort Bolschewismus anwenden, har es anderen Sinn, geben wirs aus wie jede gangbare Scheide* münze. Alle verstehen darunter den Staatsbrauch, durchv tyrannische Gewalt, durch Bedrohung von Leben und Gut erworbenes Recht zu brechen. Vor unserem inneren Auge- steht dann das Bild einer im eigenen Lande wüthendeiv Soldateska, die schießt, metzelt, plündert, Beute macht_ wie sie in Feindesland Jahre lang gewöhnt ward; von Leuten gewöhnt ward, die so kurzsichtig waren, daß sie- an den Import der gefährlichen Unsitte nicht glaubten. Solchen Bolschewismus will das kerngesunde Proletariat Deutschlands, wollen dessen uniformirte Söhne und Brüder nicht. Und wenn sie ihn wollten und hier heimisch zu- machen versuchten: nachdem größten Er folg, derdiedeutsche Kultur und Civilisation um ein Jahrhundert zurückwerfen könnte, kämen wir unter Fremdherrschaft. Die Feinde, in deren Hand man uns, trotzdem noch etwa zehn Millionen- deutscher Männer in Waffen sind, durch frevles Verzaudern der Friedensmöglichkeit, in blindem, taubem Triumphdünkel wehrlos gegeben hat, würden bis in das Herz Deutschlands vorrücken und auf ihre besondere Weise Ordnung stiften- Bruderkrieg unter dem Auge des Feindes? Daraus.nur daraus könnte der Wunsch nach der Wiederkehr Dessen erwachsen, was war und was doch nie wieder, niemals sein darf. So kann es in Rußland werden, wenn der von drei Seiten eindringende Feind bis nach Moskau gelangt. Deutsche Truppen fände er jetzt, nach der Lösung der brester und bukarester Ver* träge, nicht mehr auf seinem Weg. Dann muß offenbar werden, was Rußlands Herz begehrt und wie fest die Wurzeln des Leninismus in die Bauernscholle gebettet sind. Woher aber käme dem kleinen, engen, dichtbewohnten Deutschland Hilfe gegen ähnlichen Drang? Diesem Reich wälzt sich, aus West und Ost, das aufgelöste Riesenheer

zu, naht ein rasender Eisgang, der Alles zerwirbeln, zer* peitschen, mit kalten Schwemmwogen überfluthen wird. Wie diesen Strom dämmen? An Vorarbeit hats nicht gefehlt. Alte und neue Gewalten haben sich in edlem Wetteifer gemessen. Der Vollzugsausschuß des Arbeiter* und Sol* daten*Rathes, als höchster Inhaber politischer Macht auf die Länge sicher unhaltbar, hat so ernsthaft, so umsichtig, mit so selbstlosem Aufwand aller Kräfte gearbeitet, daß aus dem Chaos, in das er hineingesetzt war; nach kurzer Zeit da und dort schon leidlich plastische Körper entstanden. Blicket auf dieses Gelingen, Deutsche: und erkennet dank* bar, daß aus unverbrauchter Erdschicht dem Vaterland neue Kräfte reifen. Bis an die Ränder der Rückfluthfragen hat wohl auch dieser Rath der Jungmannschaft aus Fabrik und Kaserne sich vorgewagt. Nicht noch einmal aber darf uns der Irrthumbethören,der imKriegso verhängnißvoll wurde: daß aus Technikermitteln allein auf Höhen und Tiefen der Menschheit über Glück und Unglück die Lose fallen. Ich bin gewiß, daß der mannichfach bewährte Oberst Koeth, der dem Demobilisirungamt vorsitzt, alles zuNothmilderung Erdenkliche thut. Doch unter dem technischen ist hier ein seelisches Problem. Werden die Erwirker und die Genießer der Revolution, die in der Heimath die Seele noch darben lassen, sie draußen, in West und Ost, so speisen, daß sie genesen kann? Solches Heer in Ruhe zurückzuführen, ist noch nie versucht worden; und wenn es gelänge, wärs die Leistung aller Leistungen. Was da werden, uns drohen kann, lernte ich ahnen, als Armenier mir von der Auflösung, dem Rückstrom des Russenheeres erzählten. Dort war ein Taumel. Wrrniß, Umsturz in Väterchens Reich? Kein Mann war dreiTage, einenTag nur zu halten. Alle wollten nach Haus. Sie stürmten die Wagons, schichteten sich auf die Dächer, standen auf jedem Trittbrett, klebten an den Puffern; und in jedem Tunnel fielen Köpfe und krachten Knochen. Sie wollten fort, heimwärts. Proviant blieb stehen, weil er in die überfüllten Züge nicht zu verstauen war; Waffen und Munition, Monturen, Stiefel, Lederzeug, Kriegsgeräth aller Art: Alles ging für Spottpreise weg. Unterwegs wurde jeder Güterzug erbrochen und ausgeraubt. So darf

es in Deutschland nicht werden! Oft, allzu oft, scheint mir, haben in diesen Tagen unsere Geschäftsführer sich mit Bitten, mit Nachtragsgesuchen an die Feinde von gestern gewandt. Die haben uns sehr harte Waffenstill* standsbedingungen auferlegt. Das wäre nicht geschehen, wenn Wilhelm sich früher zu der ersehnten Opferthat oder zum Rücktritt entschlossen hätte. Zu Beidem fehlte Wille und ernstes Pflichtgefühl. Majestät brauchte noch immer Sonne. Doch weder dieser schlimme Waffenstillstand noch der Friedensvertrag wird all die spitzen Zacken und harten Kanten behalten, mit denen er uns jetzt dräut; gewiß nicht, wenn das Reichsgeschäft mit kluger Wahrhaftigkeit geführt wird. War denn nöthig, den Waffenstillstand mit solchem Beding anzunehmen? Er war dem Deutschland Wilhelms und der Obersten Heeresleitung auf den Leib geschrieben. Das röchelte nicht mehr, als die beglaubigte Liste der Be* dingungen in Berlin vorlag. Auf diese Wandlung, auf den Einsturz des ganzen Reichsgemäuers konnte man hinweisen; die Internationale, die Menschheit anrufen. Das ist nicht versucht worden. Und der Annahme tröpfeln nun Proteste und Bittnoten nach, deren Schreiber von dem Staatssekretär Lansing Belehrung über den Diplomatenbrauch hinnehmen muß und die der Deutsche, auch der nicht von Teutonen* hochmuth angekränkelte, mit heißer Schläfe liest. Meist hat sichs um die Volksernährung gehandelt. Die, hoffe ich, ist nicht so nah gefährdet,' wie Furchtsame glauben. Im Dunst der Kaiserei wurde, wie alle den Sieglügnern unbequeme Wahrheit, dieThatsache verschwiegen, daß die überseeischen Welternten in diesem Jahr Riesenerträge geliefert haben, wir also von gutem Willen viel erwarten dürfen. Und diesen guten Willen wird das Interesse der Länder stützen, die an Deutschland verkaufen, von Deutschland kaufen und es schon darum nicht bis in Ohnmacht schwächen möchten. Unsere arme, erschöpfte Erde aber wird der Stickstoff düngen, den wir nun nicht mehr für Munition brauchen und dessen Herstellung wir dem Geheimrath Haber tausendmal herz* licher danken als all die Stinkgase und Erstickstoffe, deren Er* findung die Militaristen ihm mit Lobhudelei lohnten und

die der Feind nach ein paar Wochen dann jedesmal nach*
gemacht hatte. Wichtiger als die Ernährung der Heimath
dünkt Jeden wohl heute die Demobilisirung des Heeres. Das
hat schon angefangen, die Züge zu stürmen, die Waffen,
entbehrlichen Kleider zu verkaufen: um Hunger und Durst
stillen, das Wiedersehen zu Haus erleben zu können. Die
Leute liegen auf den Wagendächern, hängen an den Puffern;
und wissen nicht, was in der Heimath ist. Bürgerkrieg?
Wozu? War auch dieses Leid noch nothwendig? Wer hat
dahin gedrängt? Der Reichstag, die Rothen, die Flauen,
die Juden? Wie, in welchem Elend vielleicht, werden wir
Weiber und Kinder, Eltern und Geschwister finden?
Zu Linderung solcher Noth die Menschheit aufzurufen,
ist die Pflicht aller Pflichten. Und die höchste Aufgabe,
international, supranational dafür zu sorgen, daß diese
Menschen, die vier Jahre lang durch den Erdtheil hin und
her geworfen worden sind, aus einem Graben in den anderen,
die in den Pausen schwer bepackt durch unsere Städte
gingen und den härtesten Betrachter in Mitleid hinrissen,
daß sie, Jünglinge, Männer, Grauköpfe, auf dem späten
Heimweg als Menschen geachtet, respektirt, ruhig, mit
einem Strahl von Sonne, von Freude, langsam, nicht nach
dein Bedürfniß feindlicher Militaristen, sondern nach dem
Gebot der Menschlichkeit, ins Land ihrer Sorge und Sehn*
sucht gebracht werden. Brauchen wir uns denn zu schämen,
derWelt zu sagen, wie es ist? Haben wirsverschuldet? Kaiser,
Heeresleitung, Regirung haben uns „fest in die Hand ge*
nommen"; nun erst hat das Volk diese Hände entballt und
sich von unwürdigem Druck, von verblendeten Irrführern
befreit. Wir haben Internationalisten an der Spitze des
Reiches. Die sollen die Menschheit aufrufen und
ihr sagen: Hier sind, unter Groener und Mackensen, fast
zehn Millionen abgehetzter, verwirrter Menschen, deren
Seele und Leib nach Speise lechzt und die, wenn sie in
Hast, hungernd, dürstend, ungesäubert, unbelehrt über den
Vorgang in Deutschland, mit verwildertem Gemüth in die
Wagen gestopft werden, nach drei Tagen zum Werkzeug
jedes Terroristenversuches, jedes Willens zu Gegenrevo*

lution taugen. Gelingt uns nicht, diese Menschen zu über*-
zeugen, daß sie morgen wieder, jeder Einzelne, als ein
Mensch, als ein wertvolles, in sich und für Andere wert*
volles Wesen geachtet werden, gelingt uns nicht, sie ruhig,
mit einem Päckchen Freude, in die Heimath zu bringen, dann?
mag der Erdtheil, die alte Europa, zittern. Nicht nur vor
Verseuchung. Dann ist, was' Ihr Bolschewismus nennt,
unaufhaltsam. Nur aus internationaler Gemeinschaft kann
auf diesem Felde Heil sprossen. Wollt Ihr ernstlich den
Bund freier, auch von Haß freier Völker, dann dürft Ihr
nicht säumen, für diese zehn Millionen zu thun, was Men*=
schenliebe, Menschenwürde befiehlt. Und den selben Be*=
fehl müßte Selbstsucht Euch einschärfen. Nicht uns rettet
Ihr diese Menschen (so schlecht es uns geht: wir winseln
nicht um Almosen). Ihr rettet sie für Euch Alle. Denn
Ihr seid mit verloren, wenn hierein blutrünstiges Chaos wird^
Solcher Ruf aber kann wirksam nur aus der Brust eines-
Volkes schallen, das im Innersten bereit ist, sich fromm
Dem zu verloben, was nun geworden ist, und nicht als.
Verhängniß zu nehmen, was es wie beseligende Wonne
empfangen müßte. So bequem, wie das Leben vor dem
Krieg war, wird es nicht wieder. Gefahren können her*
aufziehen. Jeden Tag. Schlimmere Gefahren haben elf Mil*
lionen Deutsche, alte und junge, oft ohne Grund, nur, weil
„Stimmung" gemacht werden sollte, ertragen, ungebeugt
überstanden; wir haben sie gerühmt, haben jeden überlaut
einen Helden genannt. Und sollen nach solchem Wort*
gebraus jetzt Wichte sein, die beben, weil auch ihnen ein*
mal Leibesnoth nahen könnte? Vor der von Landsleuten
dräuenden Gefahr schirmt nur muthige Liebe; schützt nur
der tapfer fromme Entschluß, das Gewordene zu umfangen.
Nicht, um es in der Umarmung sacht zu sich hinüberzu*
biegen; nicht, weil man fürchtet, sonst einen Vortheil zu ver*
lieren oder in schädlichen Verdacht zu gleiten, nein: weit
das Gefäß der Seele voll von dem Glauben ward, daß dieses
aus NothwendigkeitGewordene zugleich das Hoheund Rein e
Erlösung und Lenz deutschen Lebens ist. Sind unter unsMen**
schen, die den Augenblick nützen, die, Nationalisten, Militari*

sten, Kommunisten, wieder ein Mittel zum Selbstzweck machen wollen, dann dürfen wir nicht in den Fehler verschütteter Tage zurücksinken, nicht mit Waffengewalt gegen sie vor* gehen, ehe sie selbst Gewalt anwenden. Ladet sie lieber an Eure Gemeinschaft, höret, was sie begehren, und schmücket Euch mit dem Maigrün der Hoffnung, Menschen, von «dlem Feuer durchleuchtete Herzen in ihnen brüderlich grüßen zu können. Lernet das deutsche Schicksal und •dessen Gestalter, alle Schöpfer und alle Werdenden dank* bar lieben. An den Schandpfahl, wer morgen, wie gestern überall auf deutscher Erde geschah, gegen die als „feind* lich" Abgestempelten finstere Pläne schmiedet und die Ver* nichtung Andersgläubiger besinnt. So lange wir im Qualm solchen Denkens hausen, sind wir noch im Bann alten Knechtsempfindens. Und erst nach der Lösung von die* sem Bann wird die heilige Freude, ohne die große Werke nie gediehen sind, in das deutsche Land einziehen.
Das ist von schimpflichem Graus frei geworden; frei durch die unbrechbare Kraft, durch die in Leid gestählte Seelenkraft der Söhne, die im Dunkel fronten und morsch* *en, in Sonnenbrand schwitzten und bluteten. Die Letzten haben gesiegt: und Gerechtigkeit heischt, daß diese Letzten heute die Ersten seien und wir, Alle, die durch Erbschaft, -Mitgift, Glück, Zufallszucht in Behagen lebten, nicht von ihnen Kompromisse fordern, sondern eben so willig, auf* recht und im Innersten frei nun ihrem Lebenszweck dienen, wie sie bisher dem der Besonnten dienten. Das dürfen die Proletarier fordern. Deren Stunde hat geschlagen.
Würde sie nicht genützt, gar verpfuscht: dann erst dürfte •das Bürgerthum wieder in Vorrang drängen. Wird aber die neue Regirung von der Bourgeoisie umschmeichelt, umdienert, werden die rechtswärts geneigten Häupter ihrer „Mäßigung" wegen alltäglich gerühmt, schaaren die Aktiendemokraten und Titelrepublikaner sich innig um sie, dann wird diese Regirung den Arbeitern verdächtig und die Unabhängigen müssen sich von ihren Scheidemännern trennen. Ordnung wird werden und die Nationalversammlung flinken Zungen den Turnierplatz bieten. Dafür bürgt der Wille der Westmächte,

die entschlossen sind, nur mit friedlichen Demokratien, mit ruhig beharrenden Staatswesen Verträge zu schließen; ent* schlossen auch, um jeden Preis Rußlands reichen Schoß zu entgiften. Von uns aber, denen Revolution neues Recht schuf, fordert Dankgefühl und Sühnepflicht, daß fortan nicht mehr der Nutzen, der Gewinn der nächsten Stunde, das Be* hagen, die Sucht, sich die Bequemlichkeit, die man hat, zu erhalten, der Kompaß des Handelns sei. Daß wir in höheren Geistesstand emporstreben und in jeder Stunde dann jedem Blick splitternackt unsere Seele zeigen können; wahrlich nicht eines Engels, doch eines sauberen Menschen.

Und nur aus einem Land solcher Menschen, denen Wahrhaftigkeit nicht eine Worthülse, sondern der Inbegriff jeden Wollens, denen Liebe zu, Achtung vor dem gering* sten Mitmenschen früh und spät ein Bedürfniß ist, nur aus solchem Land kann Freude, der schöne Götterfunke, auf* sprühen. Noch glimmt er kaum. Die Tüchtigen, die das Geschäft der Republik leiten, haben noch keine wärmende, strahlende Flamme hinauszusenden vermocht. Sie verschwei* gen, im Besitz eines Haufens urkundlicher Beweise, wie, zum Entsetzen, schändlich gestern der Zustand war; und sind zu schüchtern, zu nüchtern, die Herrlichkeit von morgen zu malen. Ist in ihnen kein Traumtrieb?
nur Sorge, das graue Weib, in abgewetzten Schuhen ur herschlurfen? Nach den grellbunten Feuergarben de Kaisertheaters trübes Zwielicht sich über Deutschland lagern? Das wandeln arbeitsame Deutsche, noch unsere Krieger, spätestens deren Söhne, aus Wüste wieder in einen prangenden Garten. Doch erst, wenn ihm, in zuvor nie erschauter Reinheit, die Freude wiedergeboren ist, tönt auch durch seinen Blüthenduft die Botschaft von Welt* ostern: „Die alte Erde und der alte Himmel verging; und siehe: es ist eine neue Erde und ein neuer Himmel!"

Euer Land, Deutsche, war dicht von Nebel umsponnen; öffnet muthig das Auge: Euch stieg eine Sonne auf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag de* Zukunft in Berlin. — Druck Ton Paß & Garlcb G. m. b. H. in Berlin. .5)

i
Vom Büchermarkt ||
, Das neue Europa." Die bekannte aktuelle Monatsschrift, deren Ziel der Wiederaufbau Europas auf Grundlage der Völkerversöhnung ist (Verlag des Schweizer Druck- und Verlagshauses in Zürich — Chefredakteur Dr. Paul Cohn) bringt in ihrem soeben erschienenen Novemberheft wieder mehrere gediegene Aufsätze, die alle Freunde einer friedebefürwortenden, internationalen Realpolitik interessieren müssen. Darunter: Sztern: *An der großen Wende"; von einer Deutschen: •Frauen für den Frieden"; Dr. K. Simon: *Die Schweiz und das Mittelmeer*; Henry Brailsford: *Friedensschluß, Handelsboykott und Weltwirtschaft"; Heizmann: *Verlustwerte im europäischen Krieg". Die Revue ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin, den 30. November 1918

Von Teufels Gnaden

A uf SanktsHelena spricht Bonaparte: „Die Revolution ^ hatte Schon unter dem fünfzehnten Louis begonnen. Der dachte: So lange ich lebe, hält der Bau. 1789 hätte auch ich den Umsturz nicht mehr zu hindern vermocht. Der geist* reiche Necker beschleunigte ihn; dieser ahnenlose Minister wurde vom Adel verachtet und mochte deshalb nicht des Adels Sache führen. Das Septembergemetzel hat wenigstens auf den Feind gut gewirkt; gegen sich sah er ein ganzes Volk in Eintracht gewaffnet. Denen, die sagen, das Ehr* gefühl sei damals ins Heer geflohen, kann ich bestätigen, daß die Septembermörder meist alte Soldaten waren, die hinter der Front nicht Zwietracht dulden wollten. Der Plan kam aus Dantons Kopf, eines ganz ungewöhnlichen Mannes, der Alles konnte. Mir ist unfaßbar, warum er sich von Robespierre trennte und auf die Guillotine schleppen ließ. Vielleicht hatten die zwei Millionen, die er in Belgien nahm, seinen Charakter verdorben. Von ihm stammt das Wort: Verwegenheit, wieder und abermals Verwegenheit! Er war zum Parteiführer geboren und wurde nach seinem Tod noch von treuen Leuten, von Talleyrand und anderen, geliebt. Robespierre wird in der Geschichte nie zu seinem Recht kommen. Der Blutdurst war in ihm nicht so heiß wie in Carrier, Freron und Tallien. Er mußte sich zum Diktator machen. Das wäre ihm aber nicht so leicht ge* worden wie einem General; denn die Soldaten, die nie

R epublikaner siird, wünschen stets, daß auch der Bürger, wie sie selbst, in blinden Gehorsam verpflichtet sei. Wer heute herrschen will, muß sich auf das arme Volk stützen. In Italien, auf einem Bergpfad, rief ich einer alten Frau, die den Ersten Konsul zu sehen begehrte, selbst zu: Laßt ihn laufen; Tyrann bleibt Tyrann. Da schrie die Alte: ‚So stimmts nicht; Ludwig der Sechzehnte war König des Adels und Bonaparte ist König der kleinen Leute.' Weil ein großes Reich ohne Aristokraten nicht dauern kann, mußte Klugheit den Bourbons rathen, die Männer der Revolution, die das stärkste Interesse an der Erhaltung des Bestehenden hatten, in ein Herrenhaus zu rufen. Warum wurde Robes* pierre gestürzt? Weil er (ich weiß es von Cambaceres) in einer herrlichen Rede den Beschluß angekündet hatte, sich zu sänftigen und die Revolution zu dämpfen. Die Rede ist niemals gedruckt, der Redner am nächsten Tag auf den Henkerskarren genöthigt worden. Alle Schreckensmänner, die für ihren Kopf fürchten mußten, hetzten die ehrliche Einfalt wider den Tyrannen; wollten aber nur auf seinen Platz klettern und den Schrecken des schwächlich Gewor* denen dann noch überschrecken. Die Pariser schworen, in Robespierre breche die Tyrannei zusammen; die aker sollte nun erst in uberschaute Pracht aufblühen. Dazu kams nicht. Robespierres Sturz brachte solche Erschütterung, daß der Schrecken nie wieder übermächtig wurde. Danton war ge* rächt. Wer die Revolution auf ihrem Gang hemmen will, wird ihr Opfer. Wer von reichem Geschirr speist, wird vom Pöbel gehaßt. Noch in dem gütigsten Herrn sieht der Sklave den Feind. Rustan ist von mir gegangen, weil ich ihn gekauft hatte. Alle Köpfe glühten damals in Fieber. Es war wie Chaos. Wissenschaft war gevehmt, der Gelehrte in Staatsacht. Der Ausschuß für öffentliche Arbeiten durfte sich nur noch mit Strohdachhütten und Kuhställen beschäf* tigen und nicht etwa an Architektur denken. Die Grausam* keit, die Blutgier all dieser Kerle war unbeschreiblich. In Marseille winselt ein blinder und tauber Greis, er habe achtzehn Millionen; man solle ihm eine halbe und sein Bischen Leben lassen. Nein: auf die Guillotine! So trieben

es Carrier, Marat, die tolle Bestie, aus der man einen Gott gemacht hat, Barras, Freron, Barrere. Heute ihr Tischgast, morgen unters Fallbeil. Diese Bande hat Robespierres Sturz vorbereitet. Der Konvent mußte verhaßt werden. Der ganze Wohlfahrtausschuß hatte den Tod verdient. Auf keinem Blatt der Geschichte findet man ähnliche Gräuel. Der Mensch, der einen Menschen, ohne ihn gehört zu haben, ohne Gerichtsverfahren, verdammt, dürfte diese That nicht überleben. Blut schreit nach Blut."

War Danton der „ganz ungewöhnliche Mensch" und Allvermöger, als den ihn der kräftigste Sohn und Erbe der Revolution sah? Ein Riese mit einem Tatarenkopf, Pocken* narben, kleinen Augen unter der faltigen Bulldoggenstirn, Ringergesten und mächtig dröhnender Stimme. Nie hat er zuvor aufgeschrieben, auch nur entworfen, was er zum Volk oder zu Abgeordneten sprechen will. Trieb löst die Zunge: horchet! Hören müßt Ihr ihn, von dessen Tonkraft vier Mauern beben. Stiergebrüll soll jede Mitleidsregung ver* bergen, verbannen. Er segnet oder flucht, ist begeistert oder empört, sackgrob oder gütig; immer in Feuer, auf jeder Tri* büne der Pluto der Beredsamkeit. Die Zote, den Vergleich mit sexualem oder thierischem Leben hält er, in Finders* wonne, fest, bis aller wirksame Saft ausgepreßt ist. Sein Wort hitzt Jungfrauen in mänadische Wuth und sänftigt hungernde Wölfe in Lammesgeduld. Nie war er ein Buch* mensch, auch als Rechtsanwalt kein Aktenwurm. Nur Er* fahrung sein Lehrer. Er will Wirkung, begnügt sich nicht, wie Robespierre oft, mit „Erfolg": und zaudert deshalb nie* mals, heute zu meiden, was ihm gestern erstrebenswerth schien, und morgens den Plan der Nacht zu zerstampfen. Zaghaft würde er, wenn anderer Wille seinen überwältigen könnte. Unmöglich; bei den Cordeliers, in der National* Versammlung, im Jakobinerklub, Stadtrath, Ministerium ist er der Stärkste. Der Demagoge wird manchmal Politiker; ist nicht Schreier nur, sondern auch Staatsmann; nach der Stuben* meinung ein Barbar, nach dem Urtheil der hellsten Köpfe ein Genie. Er will weder Preußens König noch Preußens Heer von der Erde tilgen, sondern die kriegerischste Macht

behutsam dem Monarchenbund entknüpfen. Will nicht an*
deren Staaten einen Verfassungzustand aufdrängen, der ihnen
vielleicht nicht taugt und der in Frankreich selbst noch nicht
bewährt ist. Möchte das Leben Ludwigs retten, vernünftigen
Frieden schließen, das Vaterland den Schweden verbünden,
sacht in Ruhe zurückleiten. Er hat stets mehr Geld ausges
geben, als er besaß, überall mit Weibern gelüdert, mit dem
Köder der Advokatur ein Mädel gefischt, das in der Schänke
des Vaters an der Kasse saß, als Ehemann in drei Jahren
drei Prozeßaufträge erlangt, auch später mehr Gläubiger als
Mandanten gehabt und denLouisdor,den ihm der Schwieger*
vater in jeder Woche gab, am Liebsten sogleich verpraßt. Die
Revolution enthebt den in der Jugend Verwöhnten küm*
merlicher Kleinbürgerenge; ist also auch seiner Genußgier
willkommen. Nur auf berstendem Grund nicht den Sonn*
tagsstaat tragen; nicht mit weißen Handschuhen im Schlamm
wühlen oder Kloaken entpesten. Der Zweck heiligt die
Mittel; alle, die der Republik nützen, sind Üblich. Plärrt
ein Jüngferchen? Aus Verlust wird ihm morgen Lust.
Kreischt ein Geizhals, Staatssäckelmei^ter, Kirchner? Die
Brüdergemeinde der Freien und Gleichen braucht Geld.
Danton plündert und steckt ein; in Belgien und anderswo;
kann sich wieder was gönnen. Die Gemeinde muß, wenn
sie sich auch souverain und gottähnlich wähnt, ein Haupt
haben: und daß es nur Dantons sein könne, ist jedem nicht
Pfahlblinden klar. Unter Tollen, Strolchen, Schwärmern, Zu*
hältern, Edelnarren, thatscheuen Gedankenbrütern ist er der
Bändiger, Organisator, Lebenszögling und Lebensgestalter.
Wer gab den Parisern das Recht auf die Vertretung aller
Wahlkreise Frankreichs, wer den Armen den Höchstpreis
für Brot, den Proletariern (sansculottes) hinter wechseln*
den Vorwänden Sold? Wer hat die neue Regirungmaschine,
mit allen Rädern und Kolben, gebaut, die allgemeine Wehr*
pflicht befohlen, den Massenaufstanfl gegen feindliche Ein*
brecher durchgesetzt? Ich. Und über mir soll fremder Wille
schalten, mich selbst gar in Staub niederdrücken? Doch
der Rebell glaubt, wie Faustens Kaiser, „es könne wohl zu*
sammengehn und sei recht wünschenswerth und schön, re*

giren und zugleich genießen." Er will Alles in der Hand
haben und beseligender Trägheit doch nicht entsagen. (Die
Nächsten wissen, daß er lange Briefe nicht ausliest.) Un*
ermüdlicher Fleiß, der im Kleinsten korrekt ist^trippelt dem
schlendernden Genie voraus. Was giebts denn schon wieder?
Verschwörung. Ihr seht Gespenster; haltet harmlose Kum*
pane für Hochverräther. Muß denn täglich gemordet wer*
den? Solches Wort wird weitergetuschelt; und weckt Ver*
dacht. Dessen Widerhall in dem Verdächtigten edlen Zorn.
Die Kruste platzt ab und der Herzschlag wird frei. Der
Stier, Barbar, Budenherakles, Bulldogg hat ein Menschen*
herz; der Septembermetzger ertappt sich auf Mitleid mit
fremder Pein. Soll die Heimath Wüste werden, die Wohn*
statt ei»es Möncheklüngels, der den Klosterzwang von La
Trappe in das Staatslehren einbürgert? Der gestern Allge*
waltige kann die Girondisten nicht retten; bald sich selbst
nicht mehr. Warum gab er der Revolution die Waffe des
Sondergerichtshofes? In der Lehmhütte, zwischen geflickten
Netzen des armsäligsten Fischers wäre ihm wohler als auf
wankender Säule. Sie neigt sich („Der Schwelger lebt vom
Golde des Orleans, dem er die Krone verschachern will");
sie fällt. Auf Hochverrath steht der Tod. Alles ist Dreck; und
köpfen lassen noch schlimmer als geköpft werden. Halte die
Schnauze, undankbares Volk! Und.Du, Henker, quäle mich
und Dich nicht mit langem Geknote. Ich zapple nicht. Schnell,
Rindvieh. Kannst den zweiten Riemen für Robespierre sparen.
Der geht fünfzehn Wochen später den selben Weg;
und da sein Kopf über die Stufen hüpft, jauchzt die Menge
schrill auf, wie Weiberschoß in heißester Brunst. Eine Welt
ist gestorben; Altäre und Throne, Kirchenlehre, Herrnrecht,
Gesellschaftordnung: Trümmer und Scherben; unsichtbare
Gewalten zerren die Henker und Totengräber in Erdschlünde
hinab. In den Seealpen wird der Brigadegeneral Napoleon
Bonaparte der "oft im Kreis Robespierres war, verhaftet.
Als Hochverräther. Im Herbst des nächsten Jahres preist
ihn der Konvent als den Retter der Freiheit, des Vaterlandes.
„Wir sind Gesindel, kommen aus der Pfütze und lägen
bald wieder drin, wenn wir nach den Grundsätzen der

Menschlichkeit handelten. Nur durch Schrecken können wir unsere Herrschaft erhalten. Wir brauchen Verwegen* heit, noch einmal und in jeder Stunde Verwegenheit. Nur auf die schon überzeugten Republikaner dürfen wir rech* nen, auf ein Häufchen; alles Andere hängt noch am König* thum und ist nur durch Furcht bei unserer Fahnenstange zu halten. Verbrechen? Ich scheue kein für das Wohl des Volkes nothwendiges; für unnöthiges aber bin ich nicht zu haben." Das ist Danton. Er schminkt sich nicht für die Bühne, die er, im Konvent oder auf offenem Markt, all* täglich betritt, will nicht liebenswürdiger scheinen, als er ist, und drückt sich niemals von einer Verantwortlichkeit weg. Was sein muß, soll durch ihn sein. Und er kennt seine Leute; weiß, wozu Desmoulins tau^t, wozu nicht, was Der seiner Frau ausplaudert, was verschweigt. Einen nur erkennt er nicht: Robespierre. Den unterschätzt er bis in die Dämme* rung seiner Macht. Der ist aus anderem Stoff. Mirabeau selbst hat von diesem Maximilian gesagt: „Der spricht nur aus, was er glaubt." Advokatensohn aus Arras, im pariser Jesuitenkollegium Louis*le*Grand (das noch den jungen Nikola Petrowitsch, den Montenegriner, herbergte) erzogen, selbst Advokat in Arras und Präsident einer Tafelrunde, die sich Akademie nennt. In der Nationalversammlung wird er zuerst ausgelacht; pflückt auch als Staatsanwalt am pariser Kriminalgericht keinen Lorber. Im Jakobinerklub, in dessen Winkelpresse und als Gegmer des Krieges gegen die ver* bündeten Monarchien mehrt er leis die Macht; wird das Haupt des revolutionären Gemeinderathes und als Erster in den Konvent gewählt. Er fordert die Hinrichtung des Königs, sperrt dem Nebenbuhler Danton den Wohlfahrt* ausschuß, bestimmt die Urtheile des Tribunales und läßt in sechs Sommerwochen des Jahres 1794 dreizehnhundert* sechzig Franzosen köpfen. Sein Lehrer ist Rousseau; dessen „natürliche", von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit um* friedete Gesellschaft das Ideal, das er auf der Heimatherde nachgestalten will. Nicht im Aeußeren eifert er dem hehren Muster Rousseaus nach. Er ist Bürger; stets sauber und gut gekleidet; Puder im Haar, doch kein Stäubchen auf

dem Gewand. Grünliche Augen in einem fahlen Antlitz; der dürre Körper beim Reden, sogar beim Lauschen von Nervenzuckung gekrümmt. Auf der Tribüne wird aus dem Kopf eines Hauskaters der eines Tigers; da ringt er die Hände oder spreizt und klammert sie wie Zangen. Er ist unbestechlich, selbstlos, vom Scheitel bis zur Sohle in Tugend geharnischt und gerechter als Aristeides. „Mein Herz ist redlich und ich habe nie mich in das Joch der Gemein* heit und Sittenverderbniß zu beugen vermocht. Ich bin fast der Einzige, der sich nicht verführen noch jemals vom Weg der Gerechtigkeit ablocken läßt. Manche leben sitt* sam und bekämpfen oder verrathen dennoch unsere Grund* sätze; Andere tragen die großen Prinzipien auf der Lippe und leben in Unsittlichkeit. Nur in mir verbindet reine Moral, Wahrhaftigkeit und feste Tugend sich unwandelbar treuer Hingabe an die Grundsätze." Sinnloses Geprahl? Das gerade wirkt. Wie ein Heiland schreitet der Fleckenlose durch seine Hauptstadt; nie kam von seinem Wandel Aergerniß und alles Frauengefühl ist ihm unterthan. Nie hätte er, wie Henriot, mit der Hurenzunft die Pflicht er* •rtert, nur Revolutionäre, Sansculottes, nicht etwa Priester, Adelige oder ähnliches Gelichter, in die Kundschaft zuzu* lassen. Eleonore Duplay, die Tochter seines Wirthes, betet ihn an, in allen Ehren, versteht sich, und kaum brünstiger, als Vater und Mutter den unermeßlichen Patrioten verehren. Ist es nicht rührend, daß der Große sich unter das Dach dieser Tischlersfamilie bescheidet? Dem Niedrigsten ist sein Gemach nicht verriegelt. Im Vorzimmer ist sein Kopf in Thon, auf Leinwand und Papier zu schauen. Der Har* rende muß darauf achten, ob sich hinter der Glasthür die Hand des in Schlichtheit Thronenden zum Wink hebt; sie erst giebt die Erlaubniß zum Eintritt. Wenn eine Rede von ihm erwartet wird, knäueln die Weiber sich vor der Gnadenpforte des Konvents; überrennen ganze Frauen* schwadronen die Männer. Eine junge Witwe bietet ihm die Hand nebst einer Jahresrente von vierzig* tausend Francs und schreibt: „Du bist mir höchste Gott* heit, auf der Erde ist für mich keine neben Dir und dem

Gesetz, das Du mir giebst, will ich gehorchen." Darauf sogar geht er nicht ein. Unbestechlich. Unnahbar. Und welchem Reiz dankt der Häßliche solche Verhimmelung? Nur der Sanftheit, die er Weibern zeigt? Condorcet ant* wortet: „Er hat sich in den Ruf einer an Heiligkeit grenzen* den Sittenstrenge gehoben. Er spricht von Gott, von der Vorsehung, heißt sich selbst den Freund der Mühsäligen und Beladenen, läßt die Weiber und die an Geist Armen zu sich kommen und gestattet in ernster Würde ihre Huldi* gung. Ob er wüthet, melancholisch, mit kaltem Blut heftig ist: er bleibt sich treu. Er wettert gegen Reiche und Mäch* tige.lebt einfach und scheint kein Lebensbedürfniß zu kennen. Seine Aufgabe ist, Reden zu halten; und er redet von früh bis spät. Er ist Priester (einer Sekte, nicht eines weithin verbreiteten Glaubens); Priester noch in Gekrittel und scharfer Rüge." Dieses Bild, man merkts, ist „ähnlich". Danton traut ihm nicht zu, daß er ein Ei kochen könnte. Da er sich nie einer Könnensprobe unterwirft, darf er das Urtheil verachten. Er redet; seine Schriften erleuchten das Weltall; er ist der Verheißene, er, nach Jahrtausenden sehn* süchtigen Harrens, erst der Messias, durch den das Höchste Wesen auf der Erde Alles erneut und entweihte Werthe umprägt. Er glaubts; und sein Glaube hat die Macht und die Schnelle ansteckender Krankheit. Nicht nur die „stinkigen Unterröcke" sind für ihn; auch die Männer. Bedenket, daß dieser Glanz nur zwei Jahre leuchtet; daS um Robespierre der Nimbus des unter Büchern gereiften Forschers, des „Mannes der Wissenschaft" ist, dessen Zunge die Schmutzkruste von der Fleischhülse des Einfältigste* und Wasserscheusten leckt; und daß er zu Kollegien, zu Parlamenten spricht, die, nach dem Gesetz der Teufel und Gespenster, nur beim Ersten frei, beim Zweiten Knecht sind. Nach dem Gelächter, das die mißglückte Anrede an die nach Paris geschickten Amerikaner ihm eintrug, ist der Tugendhafte noch verwundbar; bald danach aber durch die Zustimmung, die Mitschuld der Hörer gehürnt. Der will ja nichts für sich, Alles für das Volk. Ißt und trinkt nur so viel, wie der Leib eben braucht. Damals,

in der Rue Saintonge, ein Weib in sieben Monaten, auch
nur selten, in Arbeitpausen; seit er beim Tischler wohnt,
gar nicht manr. Strolche und Dirnen haben die Kirchen
ausgeraubt, von Hostienschüsseln Makrelen gefressen, aus
Abendmahlkelchen Branntwein gesoffen, sich in Meßge*
wänder gemummt, Esel an Stolen gelenkt, das Lied von
Marlboroughs Feldzug und die Carmagnole gejohlt, Nach*
mittage durchlüdert und abends das Fest der Vernunft ge*
feiert. Die, ein halbnacktes Theatermädel, thront im Schiff
der Kirche Notre Dame in Paris, wird von trunkenen, nicht
dichter verhüllten Paaren umtanzt und in den Seitenkapellen
gewähren dieTrauenzimmer, was der Kunde begehrt. Die
Konventsmitglieder weiden das Auge, über dem die rothe
Mütze schief sitzt, an dem Spektakel; singen mit, tanzen
wohl auch mal mit und geleiten ehrsame Bürgerinnen in
verhängte Nebenräume. Sah man Robespierre je im Ge*
dräng s» wüsten Nachtspukes? Niemals vornan. Meinst
etwa, hinten? Er hat den Ruhm des Parlamentes verkündet,
das-unermüdlich an der eigenen Läuterung arbeite und
den Muth habe, die Verräther der Volkssache, alle ihrer
Unwürdigen auszuscheiden und unter das Schwert des Ge*
setzes zu stellen. „Wer, allein auf der ganzen Erde, hat
der Menschheit dieses Schauspiel geboten? Ihr, Bürger!"
Was nach dem Geschehen unbequem wird, ist ohne oder
wider sein Wissen beschlossen und ausgeführt worden. Er
glaubts; auch, daß er die Septemberschlächterei nicht ge*
wollt hat, nicht gewollt hätte. Danton trägt die Verant*
wortung. Ein Prasser ohne Ernst und Gewissen. Einer,
der dem Volk nicht Rechenschaft davon geben könnte,
woher er immer wieder die Mittel nahm, seiner Genuß*
sucht zu frönen. „Im Angesicht der furchtbaren Gefahr,,
in der das Vaterland schwebt, bleibt Danton stumm und
kalt. Er wäre unser gefährlichster Feind, wenn er nicht
so erbärmlich feig wäre. Worin hat er sich anderen Bür*
gern je überlegen gezeigt? Schon die Berathung über das
Schicksal, das er verdient, ist eine Gefahr für das Vater*
land. Wer in dieser Stunde bebt, ist schuldig. Der Kon*
vent muß heute den Muth erweisen, ein allzu lange er*-

haltenes Götzenbild zu zerbrechen." Der Unantastbare kann nur selbst sich zerstören. Die ungehürnte Stelle seines Wesens ist das nie entschlummernde Mißtrauen, der aus tiefinnerer Unsicherheit keimende Drang, Alles, um nicht in Werthmessung, in Theilung des Ruhmes verpflichtet zu werden, sogar die blind ihm Ergebenen zu verdächtigen. Mählich vereinsamt er; nur Saint*Just, dessen von Skrupel nie beknabbertes Selbstgefallen des Meisters überwuchs, mag noch an seinem Busen ruhen. „Wenn uns heute eine Arbeit gelingt, sieht er uns morgen als Nebenbuhler und kocht einen Brei, der unser Eingeweide vergiftet. Tyrannen*vertilger? Er ist der ärgste Tyrann." Die Revolution, hat Dantons lachendes Tatarenmaul gerufen, wird dem Saturn gleichen, der die eigenen Kinder auffrißt! Auch Diesen, ,der, wenn nicht Revolution geworden wäre, als ehrbarer Rechtsanwalt und gefeierter Provinzakademiker im Artois säße? Durch Schrecken herrscht er; nur schlimmerer kann ihn stürzen. In Menschlichkeit will er hinauf? Hinab. Noch den Ruhm des Danton der letzten Tage erraffen, den Blutgeruch wegbaden, als mildes, unnützlicher Grau*samkeit abholdes Herz sich empfehlen? Geschwind balle sich alles von ihm noch Bedrohte. Der uns Verrath brü*tet, darf länger nicht führen. Tod ihm! Zittert, Bürger, vor den Rächern! So weit ists am neunten Thermidortag des Zweiten Republikanerjahres. Der Stern von Arras verlischt. Wißt Ihr, daß versteckte Adelige, die keinen Paß mehr erhielten, auf Schuppenringen, Dominosteinen, Tabakdosen noch immer das Andenken des Königs rühmen? Die weiße Kokarde, den grünen Rock mit rosigem Kragen hat der Knüppel unserer Patrioten der Bande abgewöhnt. Doch sie bereitet Putsche vor, plant eine Gegenrevolution und verpestet einstweilen Paris mit dem Dunst ekler Schlemmerei. Während Alles birst, in den Fugen kracht, einstürzt, wo*von und wofür die Sippe gelebt hat, durchschnüffelt sie Läden und Keller nach Leckerbissen und Schloßabzügen und stopft den Bauch mit Allem, was gut und dem Volk unerschwinglich ist. Rheinwein von 66, Chaapagner von 79, die edelsten Jahrgänge aus Bordeaux und Burgund,

junge Gänse und gebackene Schinken, Zungen, Leber*
pasteten, Reh, Rebhühner, Trüffeln, See* und Flußfische,
Gemüsesalat, Austern, Pistazienkuchen, Chocoläde, von
Velloni, Meunier, Millerand die feinsten Sorten, Tafelobst,
Mandeln, Oliven, Zuckermarronen, Bonbons aus Verdun:
den Schleckern fehlt nichts; und kein Preis schreckt sie
vom Kauf ab. Das Theatergewerbe blüht auf. Die Werke
der Dramatiker, die vor mindestens fünf Jahren starben,
sind frei; die der lebenben dürfen nur aufgeführt werden,
wenn der Autor durch Unterschrift die Erlaubniß gegeben
hat. Censur und Privilegienwirthschaft sind aufgehoben.
Jeder Monat beschert ein neues Theater. Jetzt, sinds, in
unserer Hauptstadt, fünfunddreißig; dazu noch Schauge*
üste, auf denen Kinder und Puppen spielen. Ueberall Ge*
dräng, Lärm, Parteiwuth. Die Kunst mag der Teufel holen;
Hauptsache ist die gute Gesinnung. Der Mime, dem die
Rolle Beschimpfung der Menge, irgendeiner Zufallsmehrheit
aufzwingt, muß vom Publikum Entschuldigung erbitten.
„Ich spiele den Aristokraten, bins aber nicht." Kränze den
Komoedianten? Unerträglich. Welches Ehrenzeichen soll
dann den Vertheidigern des Vaterlandes, der Freiheit und
Menschenrechte danken? Voltaires Brutus entflammt die
Geister. Dieser Dichter hats, fast sechzig Jahre vor der
Revolution, den Tyrannen gründlich gesagt! Zischelt nicht
was aus den Logen? Denen schmeckt solche Kost, natürlich,
nicht. Daß sie sich aber noch zu rühren wagen, ist frech.
„Frei, ohne König leben . . ." Bravo! Seht Ihr die Spitzen*
tücher wehen? „Es lebe der König!" Es lebe das Volk!
Schmeißet das Gelichter hinaus! Giebs ihnen, Mirabeau;
klettere herunter, daß Dein Fuß den Abschaum der Klasse
erreichen kann, die Du verließest! Voltaires Neffe steht
auf und beschwört die Menge, dem Leichnam des großen
Ohms die Heimkehr, die Bettung in pariser Erde zu erwirken.
„Die Quacksalber der Kirche haben ihm die Fntlarvung
niemals verziehen. Der Tag der Ueberführung in Eure
Mitte wird den letzten Seufzer des Fanatismus hören." Das
Haus bebt. Lange ists her, seit der König mit den Nächsten
sich in der Oper zeigte, vom Orchester mit Gretrys Klängen zu

Marmontels „Oüpeufconetremieuxqu'au sein de safamille?" begrüßt und vom Publikum, auch der obersten Galerie,, bejauchzt wurde. Jetzt durchtost Beifall die Säle, wenrt Sokrates über die Richter hinaus wächst, der alte Rousseau Grasmücken vor dem Käfig bewahrt, entkuttete Mönche im-Tanz die Bretter stampfen. Woher der Zulauf, das Geld für die Eintrittskarten in so trüber Zeit kommt, ist ein Räthsel. Auch die Schänken, Speisehäuser, Feinbäckereien sind voll. Weltuntergangsstimmung? Unsinn; purpurn steigt uns ja eine neue Sonne auf. Jesus, der sein Leben lang Sansculotte war und als Rebell gerichtet wurde, freut sick im Himmel, wenn einer ist, gewiß des Kultes, den wir der Vernunft, dem Höchsten Wesen, der Natur weihen. Folge mir nach Notre Dame. Die auf dem Hochaltar prangt, ist die Maillard, die schöne, dem Herzog von Soubise einst so theure Tänzerin. Rings um sie alle hübschen Weiber des Opernchors. Ists nicht Labsal, aus solchen Kehlen mal Patriotenlieder zu hören? In ihren Grüften lauschen die Bischöfe. Ueber ihrem Haupt dröhnen die Fliesen. Orgel, Trompeten, Trommeln, Hörner, von Schnaps und Brunst heisere Stimmen verschlingen sich zur Carmagnole. Tanz, Zote, Aufpeitschung und Stillung der Geschlechtsgier im Dom? Das Volk ist frei; sieh nur, wie wohl ihm ist. Dem Lumpensammler die ehrwürdigen Bräuche, in deren Schatten es hungerte, fronte, dem Grundherrn Metzen ins Bett lie*ferte, für König Lüdrian starb! Deine Spitznase staunt? Weihrauch ists, freilich, nicht. Das Volk will essen und hat, weil auch aus Altarkelchen Wein ohne Speise nicht lange mundet, in rührender Bescheidenheit Makrelen ge*braten. In Hostiengefäß? Worin denn sonst? Die Spende der Fischweiber darf nicht faulen. Da sind ihre Männer; verwegene Kerle, nicht wahr? Sie packen, behutsam übrigens, die Maillard und tragen sie durch das Schiff an das Portal. Geschwind hinterdrein. In den Konvent. Der Vorsitzende bittet sie auf den Stuhl an seiner Seite und umarmt sie im Namen des dankbaren Franzosenvolkes, dem Paris mit hehrem Beispiel voranschreite. Zurück in die Kathedrale. Alle Kerzen leuchten dem Nachtfest, das bis ins Morgengrau

dauert. Draußen ists kühl. Stülpet Mitren auf, decket
mit Meßgewanden und Kapuzen die Blöße. Einen letzten
Schluck? An der dritten Ecke links ist der Wirth sicher noch
auf. Und am Quai giebts um Sechs warme Aalsuppe,
Solche Kultfeste läßt man sich gefallen. Sahst Du den Dom
je so voll? Hundertmal im Recht war der Mann, der dem
Konvent neulich empfahl, die Heiligen abzusetzen, an ihrer
Statt den Tugenden, die dem Bürger zieren, Huldigung an*
zuordnen, mit solchem Befehl die Hydra des Aberglaubens
in die widrigen Schlupflöcher des verreckenden Adels zu
scheuchen und den Weltsieg der Philosophie zu bereiten.
Der versteht seine Zeit; und ist selbst doch Aristo: Marquis
de Sade. Der lacht Dir in die Zähne, wenn Du von Weit*
Untergang schwatzest. Weltgeburt ists, Ihr Laffen! Nie
stand die Ernte des Geistes in so hohen Halmen. In Freiheit
zu athmen, ist die allein des Menschen würdige Luft.
Die wichtigsten Lebensmittel und Rohstoffe werden
"vom Staat in Beschlag genommen und den Händlern, denen
noch Waare bleibt, Höchstpreise vorgeschrieben. Gold und
Silber, alles Metallgeräth ist abzuliefern. Nur noch Papier*
geld im Umlauf; assignats, an denen vom Glück begün*
stigte Staatsgläubiger zwei Drittel verlieren. Kredit findet,
,wer das Leihgeld mit achtzig Prozent zu verzinsen gelobt.
Ein "Viertel jedes Geschäftsertrages schluckt der Staat. Die
Unternehmunglust erlahmt, duckt sich, stirbt an Luft*
mangel. Die See ist gesperrt, Landeinfuhr durch die Fronten
der Feinde gehindert. Der Preis des Ochsenfleisches steigt
aufs Vierfache, Kalbfleisch von fünf auf zweiundzwanzig
Sous; Zucker, Oel, Wein, Seife, Kerzen sind kaum noch
zu erschwingen. Was thuts? Handel ist Wucher. Und
die Gesellschaft der Pflicht bewußt, alle ihr Zugehörigen
aus der Massenküche zu speisen. Dafür müssen sie dem
Staat fronen. Zunächst Drescher, Schnitter, Flößer, Fuhr*
leute, Eisendreher, Schuster, Schneider, alle mit der Her*
stellung, dem Versand und Vertrieb unentbehrlicher Massen*
•waare Vertrauten; reichts nicht, so kommen die Kopfarbeiter
an die Reihe. Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Hirse wird
•in Staatsscheunen gespeichert; bald auch Mehl und Ge*

müse. Lebensmittel darf nur der Staat vertheilen. Nur
er vermag den nützlichen Ausgleich der Nährstoffschwan*
kungen zu sichern. Der Handel ist tot; vom Willen der
Regirung vernichtet. Die Börse geschlossen und jedes Bank*
geschäft, auch dicht eingeschleiertes, verboten. Der Höchst*
preis, der nicht mehr die Kosten deckt, verleidet dem Händler
den Kram. Wozu pflügen, düngen, eggen, Kühe melken
und Schweine mästen, nach Butter, Kartoffeln, Talg, Eiern,
Leder, Lichten, Zucker mühsam fahnden, wenn doch nichts
herauskommt als der Verdacht, des Gewerbes Zweck sei
nur, die Noth des Nächsten wucherisch auszubeuten?
Zweitausend Weiber schaaren sich vor die Markthalle;
sechshundert erlangen je ein Kleinmaß grüner Bohnen.
Solcher Ausgleich der Schwankungen wäre den Händlern
niemals gelungen. Butter, heißts im pariser Polizeibericht,,
wird wie Gottheit angestaunt; „Eier werden wie unsicht*
bare Götter verehrt." Das „Gleichheitbrot" schmeckt widrig
und erwirkt Ruhr und Darmkrankheit; Weh Dem, der
anderes backt! Der Bauer stöhnt: „Für meinen Hafer wieder
ein winziges Papierhäufchen, wie im Vorjahr, hinnehmen?
Das ist kein Entgelt für harte Arbeit. Roggen und Weizen
bringt nicht mehr. Die Pferde und über drei Monate alten
Schweine hat man mir auch genommen. Ein Segen, daß
ich noch was im Pökelfaß habe. Nimmt man mirs (wie
im Floreal 1795 angekündet wird), dann können wir ver*
hungern. Ich baue nur noch, was ich für den Hausbedarf
brauche; wird auch das weggerafft, so mag der Teufel meine
Felder bestellen." Die Gottheit dieser Welt heißt Ver*
nunft. Dennoch: so Grauses mußte werden. Nur solche
Sintfluth konnte wegschwemmen, was zuvor gewesen war:
das ruchlose Spiel mit dem Leib, dem Geist, mit jeglicher
Fruchtbarkeit eines Volkes, die freche Zerrüttung eines Lan*
des zu Gunst strotzender Erben und betreßten Geschmeißes.
Unter dem Direktorium gröhlte die Halle, ob die Verjagung
der Lilienfamilie den nun von Barras Regirten Nutzen gebracht
habe. Das Spottlied trog die Sänger. Barras war niemals Capet,
nie der im Himmel Gekürte; und Bonaparte blieb im Purpur
Plebejer, der jedem in ErbrechtThronenden unheimliche Ge^

nius, der selbst sich die Macht schuf und den Weihereif auf* stülpte. Die Welt der Louis, die nach Ruhm, Landzuwachs, Lorber, trägem Prasserglück gierten und die Aecker und Förderschachte des geduldigen Landes verfallen ließen, ist unter Sansons scharfer Rasirklinge gestorben. Sie war nicht zu flicken; mußte ins Grab ; kann nie wieder erstehen. Koth und Blut spritzten in ihren Todeskampf, ihren Untergang. Doch die Würde der Menschheit war rein und ihre Seele umfing bräutlich den heiligen Willen, der Weltwende schuf. Der sechzehnte Lilienlouis hatte im Herbst 1789 bei Chätillon gejagt (im Lauf von dreizehn Regirungjahren ließ er 1562 Tage in Waidmannslust hinbrausen) und in sein Notizbuch geschrieben: „Einundachtzig Stück Wild erlegt; durch die Ereignisse unterbrochen." Die Ereignisse: der Volkssturm auf das versailler Schloß. Ohne auch nur zu ahnen, daß die Erde unter ihm bebe, war er in den jäh auf klaff enden Abgrund gestrauchelt. Der nach ihm die Krone der Capetinger trug, war aus anderem Stoff. In Fontaine* bleau, am elften April 1814, schreibt er: „Da die Verbün* deten ausgesprochen haben, die Wiederherstellung des Frie* dens werde nur durch die Person des Kaisers gehindert, verzichtet Kaiser Napoleon, der stets bereit sein wird, dem Wohl Frankreichs jedes Opfer, auch das seines Lebens, gern darzubringen, für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien." Am zweiundzwanzigsten Juni 1815, nach den hundert Tagen, im Elysierpalast: „Ich biete mich dem Haß der Feinde als Opfer. Möge die Aufrichtigkeit ihres Wortes, daß sie nur gegen mich, nicht gegen Andere, Groll hegen, erwiesen werden. Einet Euch, Alle, zum Heil des Vaterlandes und zur Wahrung seiner Unabhängigkeit!" Das Pathos mag dem Tyrannenhasser nicht ganz wahrhaftig klingen. Immerhin ists nicht der Ton von Chätillon noch das würdelose Gegrein des hinter Eisengittern gefangenen Königs. Der Luftstrom selbst, der Bonapartes Worte trägt, zeugt von dem Wandel der Zeit. Deren Schritt hatte sich, seit die Weltburgen von Hellas und Rom brachen, fast überall der Gangart von Königen und Feldherren angepaßt und die Aufrührerversuche der Bürger und Bauer zerstampft.

Nur wie ein fernher drohendes Geschwirr un vermählter Töne klang, manchmal, die Stimme des Volkes bis in die Staatskuppel «mpor und zerflatterte dort; nie weckte sie in klaren Sinn deutbares Echo. Jetzt durchdröhnt sie alles Gebälk, schallt aus jeder Fuge und schlingt sich, wie Fessel, noch um den kräftigsten, trotzigsten Einzelsang. Sieyes hatte gerufen: „Der Dritte Stand, der Alles sein müßte, ist heute nichts!" War er nach der Revolution Alles? Auf dem Weg (einem Umweg, freilich) an dieses Sehnensziel. Und schon das Volk, endlich, jedes Staatssatzes Subjekt. Die erste Fran* zosenrepublik hat nicht lange gewährt, die Große Revolu* tion ihres Hoffens Frucht nicht bis in Reife getragen, weil 'sie die unfrei schmachtenden, in thätiges Leben drängenden Kräfte, Kapital, Industrie, Großhandel, nicht entband, in Kleinbürgerswuth eine wichtige Entwickelungstufe Ubers .sprang; weil ihr GesinnungAlles, Können nichts war und sie drum Agitatoren und Klüngelredner auf Plätze setzte, die nur baumeisterliche Menschen ausfüllen konnten; weil sie auf keinem Feld als auf dem der Landesvertheidigung die taug* lichsten Köpfe ins Leitamt berief. Ist, trotzdem, an ihrer Nothwendigkeit, an der unverlierbaren Wohlthat ihres Wir* kens, dervon ihr erzwungenen Weltwende nochZweifel halt* bar? Auch die deutsche Revolution ist aus Nothwendigkeit geworden; auch sie aus steil, plötzlich, aufgerecktem Läute* rungdrang und aus dem hitzigen Wunsch, im Sprung an ein Ziel zu gelangen, dem, auf sorglich gebahntem Weg, durch Jahre, Jahrzehnte hin, Evolution in bedachtsamer Ruhe zu* schreiten konnte. Schon in der frankfurter Paulskirche, wo, vor sechzig Jahren, die erste Deutsche Nationalversammlung tagte und den heute noch, heute wieder schwebenden Haupt* fragen (Verfassung und Recht, Reichsgewalt und Bürger* freiheit, Preußens Modernisirung, Oesterreich, Polen, Schles* wig) Antworten suchte, ist das Wort gefallen, Deutschland müsse in Einheit frei werden, „auch wenn alle Kronen ihren Glanz verlieren und alle Throne stürzen". Gegen das Stre* ben, das sie mit Lebensgefahr bedrohte, wehrten sich die Träger der Kronen. Auf das Schiff der Paulskirche, den Sarg sedier Gedanken und hohen Wollens, legte sich der Riesen*

schatten des Junkers Bismarck, der seine Vision in-Wirk*
lichkeit ausgestalten mußte und in dem vom Feuer dreier
Kriege geschmiedeten Eisenreif dem von Preußen aus lenk*
samen Deutschland die Außefteinheit sicherte. Nach ihm
.kam Einer, der, wie Jerobeam, vom Altar ehrwürdiger Gott*
•heit zu Anbetung goldener Ochsen rief. Der in jede seinem
Wurf erreichbare Furche des deutschen Gewissens Lüge
-säte. Ein von ungeheurem Blutaufwand erkaufter Siegerkranz
verblüht fruchtlos. Spielertrieb, der stets auf das Glück der
.nächsten Runde hofft, erdreistet sich in den höchsten Ein*
satz: und bereitet dem tapferen, in gläubiger Geduld un*
übertrefflichen Volk die tiefste Niederlage, die in uns be*
kannter Menschengeschichte verzeichnet ist. Der durch Ueber*
areizung und Unterernährung entkräftete Leib der Nation stößt,
dennoch, den Eiter aus, der sich um Fremdsplitter, um die
Lügensaat gestaut hat. Fieber: Revolution. Soll auch sie, der
noch kein Danton, auch, ihr zu Heil, kein Marat erstand,
ihre Kraft im Sektenkampf zersplittern und jeden Quell der nur
müde noch sickerndenWirthschaft verschütten? Bis heute hat
-Gräuel sie nicht befleckt. Als der Heimath, der Menschheit
-wohlthätige Macht soll sie dem Jakobinersturm ähnlich wer*
-den, nicht dessen Verwüstung wiederholen. Als Revolution
des Gewissens soll sie sich erweisen: und dadurch zugleich
als nothwendigen, zu Gesundung unentbehrlichen Vorgang.
Filmhelms Reich sah ganz anders aus als der sieche Staat
des Jägers Capet; hatte die harten Muskeln, die straffe Haut,
die braunrothen Wangen der Starken. Doch die von zehn
Xilienprassern gehäufte Sündenschuld wiegt leichter als die
Schmachlast des Einen, der den reinsten Willen, die heißeste
Herzensgluth, das heiligste Gefühl eines Volkes im Dunkel
für seinen Zweck eingefangen und mit Bewußtsein vor dem
Weltenblick in Lügendienst gezwungen hat.
„Wenn die Vorherrschaft desPolitikerrathes gegen jeden
Einbruch und Einspruch der zu Kriegsführung Erzogenen
schon fest verschanzt wäre, hätten wir heute nicht den
Krieg, der das Entsetzen und, trotz allen Tugenden, die er
täglich entbindet, auch die Schmach weißer Menschheit ist.
1*

Frommts, seine Wurzeln, noch einmal, aus der von Blutmeeren durchspülten, vonLeichenwürmen durchwühlten Erde zu gra* ben? Alle sind schuldig; unterschieden nur durch die Schuld* last und durch die Zeit ihrer Sünde. Das merkt der von eigener Schuld Befangene nicht. Eben so wenig, wer nur den letzten Anstoß sieht und, ohne die lange Ursachenkette mit wägen* dem Blick abzutasten, vorschnell urtheilt: .Deutschland hat das zur Schlichtung des austro*serbischen Streites von allen Mächten empfohlene, schließlich auch von Oesterreich* Ungarn selbst angenommene Schiedsgericht schroff abgelehnt,. den Krieg, den es, nach dem unbestrittenen Zeugniß von San Giuliano und Giolitti, schon 1913 wollte, begonnen, die von ihm selbst einst geforderte, durchgesetzte, verbürgte Neutra* lität Belgiens muthwillig verletzt, nach raschem, verwüsten* den Durchbruch aus Frankreichs Großindustrieland ein ge* waltiges Pfand errafft: ist also, ohne Zuerkennung mildern* der Umstände, allein schuldig zu sprechen. Das ergiebt der Vergleich aller veröffentlichten Akten.' Daß ers ergiebt, ist tausendmal, auch von eiskalten Männern der Wissen* schaff, in allen Sprachen bewiesen worden. Nur wurde ver* gessen, im Buch der Geschichte hinter den Juli 1914 zu* rückzublättern. Frankreich konnte Sedan, Metz, Straß* burg nicht verschmerzen; buchte den Verlust nicht auf das Konto des verdammten Kaiserreiches, beschloß nicht neuen Krieg; reizte aber den Sieger von 1870, der ihm kein Hähnchen und keinen Stein mehr abnehmen wollte und ihm das zweit* größte Kolonialreich gern gönnte, durch stete, oft laute Rachedrohung und bot sich zu Genossenschaft Jedem an, von dessen Schwert es die Rückeroberung des Elsaß und Deutsch*Lothringens hoffen konnte. Der Draht, der es dem Russenreich verbinden sollte, wäre viel früher fest geworden, wenn Bismarck nicht, unermüdlich noch mit Greisenbeinen, immer wieder die Stange erklettert und das Gefädel zer* rissen hätte. Nach dreißigjähriger Gnadenzeit wird Deutsch« land nicht länger von ehrgeizlosem Genie bedient; doch durch die unübertroffene, unübertreffliche Tüchtigkeit seines. Volkes in nie erträumten Wohlstand gebettet und mit dem Besitz eines ungeheuren Welthandelstheiles ausgestattet. In allen Zonqn nisten Deutsche sich ein und arbeiten emsig.

emsiger als irgendein Wettbewerber, für das Kapital und
die Flagge des Vaterlandes. Das bedenkt nun, leider, nicht,
daß es für so steilen Aufstieg, für so beispiellos auf jedem
Thatgebiet blühenden Erfolg nur durch würdig be*
scheidene Stille Verzeihung erlangen könnte; auch nicht,
daß die Feinde, auf deren Kosten es in Größe wuchs, noch
leben, manche noch rüstig sind. Sein Schwert klirrt und
aus schimmernder Wehr tönt oft die Verkündung der Ab*
siccht auf ein weiteres Machtgebiet. Statt sich in Küsten*
schutz, Schnellkreuzer* und Torpedorüstung zu beschränken,
baut es eine Kriegsflotte, deren Radius nicht über die Nordsee
und den Aermel hinaus reicht und die ihren Milliarden*
aufwand nur anständig verzinst sähe, wenn sie, nach ihr
günstigem Krieg, wenigstens einen vorragenden Zacken aus
Britaniens Krone gebrochen hätte. England fühlt seine In*
dustrie und Technik überflügelt, Handel, Weltclearing, Ko*
lonien gefährdet, seine Vormacht im Islam, also in Egypten
und Indien, von Konkurrenz bedrängt: überall Deutschland
auf Nacken und Ferse. Weil es nicht müßig sitzen will,
bis es, eines schwarzen Tages, sich ins Joch deutschen Wil*
lens beugen muß, und weil mißtrauisches Selbstbewußtsein
jede Verständigung über die Marineziffern weigert, bequemt
es sich aus umglänzter Einsamkeit in das Bündniß mit
Deutschlands Feind. Der, Frankreich, war aus träger Nei*
gungin Sozialismus und schlaffe Friedseligkeit durch Deutsch*
ands heftigen Einspruch in sein (1880 von Bismarck ihm
Tzuerkanntes) Recht auf Marokko jäh aufgescheucht und in der
Klage über räumlich und zeitlich unbegrenzte Geschäfts*
störung mit England einig geworden. Tanger, Casablanca,
Algesiras, Agadir: die auf diese Namen getauften Fasern
darf der Kriegswurzelforscher nicht übersehen. Deutschland
betheuert, allzu eifrig, den Willen zu Friedenswahrung, stärkt
aber, zu Land und zu See, seine Wehrkraft. Warum, da
Niemand ihm Gebietsstücke rauben, kein Schwert für Elsaß*
Lothringen aus der Scheide will? Offenbar, um seine Grenzen
vorzuschieben. Davor schützt nur feste Einkreisung. Das
von Japan, auf Britenbefehl, aus Ostasien geschlagene Ruß*
land fürchtet die deutsche Militarisirung der Türkei, von
der es Armenien und den Meerengenschlüssel heischt, und

beißt auf den Köder der Hoffnung, im Bund mit den stärksten Westmächten das von preußischen Generalen Geleistete aus dem Osmanenreich tilgen, in die durch Russenblut erlösten Balkanstaaten endlichmindestens religiös* geistigen Einfluß erlangen und durch Einschüchterung oder gar Kleinerung Oesterreich * Ungarns die aus der Mand- schurei heimgebrachte Scharte vor dem Auge der Stadt* gesellschaft und der Mushiks, der Europäer und Asiaten, auswetzen zu können. Die Kriege in Tripolitanien, Al* banien, Makedonien und Thrakien sind Folgen der vom Marokkohader dicht verschnürten Bündnisse und sollen Südosteuropa, damit es nicht von deutscher Macht, Kultur, Wirthschaft durchsickert werde, unter slawo* romanische Vormundschaft stellen. Gelingts und krallt Italien sich in die Balkanflanke der Adria, ist Oesterreich* Ungarn zwischen Slawen (Russen und Serben) und Lateiner (Italer und Ru* mänen) eingeklemmt und in seinem Leib von den Fremd* splittern, die in den Körper ihrer Nation zurück streben, gelähmt, dann vermag Deutschland nicht mehr, zu gewal* tigern Schlag auszuholen. Seine Feinde wollen nicht Krieg: nur, weil sie Angriff und Absicht auf unerträgliche Vor* Herrschaft fürchten, die Einzwängung der jüngsten Europäer* großmacht in das bisher ihr Erworbene. Darin kann Deutsch» land, mit seinem Menschen* und Millionenzuwachs, seiner geistigen und wirthschaftlichen Leistung, sich nicht be* scheiden; und weil es nicht feindsäligem Wollen unter* than werden, seine wuchtigste Waffe, den mit dem Werk* zeug, nach den Methoden der Großindustrie zu führen*. den Krieg, nicht rosten lassen noch die so schicksalsvollem Unternehmen günstigste Stunde verzaudern mag, enthebt es sich jeder Diplomatenvermittelung und zückt gegen Frank* reich und Rußland das Schwert. Setzt sich durch diesen Entschluß, den es von Nothwehr geboten glaubt, der ge* fährlichsten Verkennung aus und vergißt das Warnwort, das der Schöpfer deutscher Reichsmacht in seiner frucht* barsten Rede sprach: .Wenn wir Angreifer werden, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als alle materiellen Gewichte, auf der Seite der Gegner sein, die wir angegriffen haben.'

Präventivkrieg also? Der Schulfall. Zwei Macht*
gruppen, die einander nicht über den Weg trauen. Frank*
reich fürchtet, überfallen und als Geisel behandelt, Rußland,
abermals für ein Jahrhundert vom eisfrei offenen Meer ab*
gesperrt zu werden. England hat sich verpflichtet, jedem
Angriffskrieg gegen Deutschland fern zu bleiben, nicht aber,
wie von Berlin verlangt wurde, seine Neutralität für jeden
dem Deutschen Reich ,aufgezwungenen' Krieg zugesagt:
weil es fürchten mußte, daß auch ein durch aggressives
Handeln bewirkter Krieg dem damitBelasteten,aufgezwungen1
scheinen werde. Deutschland wollte nicht eingekesselt sein,
nicht einer feindlichen Mehrheit ein Schiedsrecht einräumen,
nicht durch die von drei Seiten versuchte Zerrüttung Oester*
reichsUngarnssich selbst schwächen lassen. Vonder Behaupt*
ung,es habe durchaus den Krieg, nichtalsNothwehr*,sondern
als Eroberungmittel, gewollt, scheint es verleumdet; so un*
absehbaren Krieg, aus dem für die Dauer doch nichts zu
heimsen wäre, konnte nur Wahnsinn wollen. Eben so falsch
ist, freilich, die Annahme, England, Frankreich, Rußland,
die gar nicht gerüstet oder höchstens halb fertig waren (und
zur Anschaffung des Nothwendigsten noch ein Jahr brauch*
ten), seien von bewußter Absicht auf Ueberfall ausgegangen.
Sie wollten diplomatisch, nicht militärisch kämpfen; und
sträubten sich mit allen Wesensfasern gegen beschleunigten
Krieg. Dessen Ausbruch war aber nicht aufzuhalten: weil
in den Entscheidungstunden der Wille des Strategen stärker
als des Politikers war. Den militärisch Verantwortlichen
gilt Bismarcks Rath, ,in der Kriegsvorbereitung immer einen
Schritt hinter dem Gegner zurückzubleiben', als Schwatz, mit
dem ein pfiffiger Notenschreiber ins rauhe Kriegerhandwerk
hineinpfuschen wollte. Wenn Mars regire, meinen sie, habe
nur ihr sachverständiges Wort noch Gewicht; und wann
der Beginn dieser Scharlachregirung zu erwarten sei, könne
nur ihr Urtheil lehren. Aus dem uralten, seit den Tagen
der Agememnon und Kalchas fortzeugenden Zwist zwischen
Schwert und Hirn sind Zweifel an der Wahrhaftigkeit alles
aus Schreibstuben Gemeldeten im Bewußtsein der Kriegs*
führer haften geblieben. In jeder Hemmung (wir habens
wieder erlebt) wittern sie den Versuch, die Waffe, für deren

Schlagkraft sie verantwortlich sind,zu stumpfen. Sie glauben nicht, daß Rußland, wie der Zar betheuert, auch mit mo< bilem Heer bis zum Schwinden der letzten Verständniß* hoffnung jeden kriegerischen Schritt, jeden Gestus sogar meiden werde. Glauben nicht, daß England aus bequemer und gerade jetzt einträglicher Neutralität sich sofort ins Ge* tümmel herablassen werde: und halten die londoner War* nung vor solchem Glauben für Bluff, Greys bündiges Ver* sprechen, nach gelungener Friedenswahrung Englands ganze Kraft und alles Ansehen seiner Person für ein würdiges Ver* hältniß der Triple*Entente zu Deutschland einzusetzen, für öden Schwindel. Ihnen zählt nur die physisch faßbare That* sache. Sie bedenken nicht, daß Annexion längst nicht mehr das einzige Mittel zur Erlangung von Machtrechten ist: und er* blicken in Rußlands und Englands Zögern, mit derZusage völ* liger Schonung französischen, belgischen, serbischen Gebiets* umfanges sich zu begnügen, den Beweis hinterhaltigenTruges. Siebrauchen nicht zu wissen, daß dieGründung(1815) und die Neutralisirung (1839) des vlamo*wallonischen Belgierstaates von dem Britenwunsch erwirkt ward, das Inselreich gegen Angriff von diesem ihm gefährlichen Theil der nordwest* europäischen Küste aus zu schützen, und daß England den deutschen Versuch, Belgien als Basis kriegerischen Handelns gegen Frankreich zu benutzen, schon als den Vorläufer einer von dem selben Stützpunkt aus gegen seinen Leib gerichteten Operation abwehren muß. Wichtig dünkt sie nur, die Mobil" machung nicht zu verschleppen, der Heimath jeden Nutzen weiten Vorsprunges zu sichern und den Weg zu wählen, auf dem schnell die Frucht eines Sieges zu pflücken ist. Imponderables zu wägen, einen neutralen Staat, der sich morgen in Krieg entschließen kann, von einem unter Bürg* schaftverschluß neutralisirten, der zur Vertheidigung seiner unwiderruflichen Neutralität durch Schwur verpflichtet ist, zu unterscheiden: dazu fehlt ihnen Zeit und Sinn. Sie nehmen die Möglichkeit (Duldung feindlichen Truppen* aufmarsches in Belgien) fürGewißheit und schließen daraus: ‚Wir müssen als Erste drin sein; durchlassen werden die Leute uns schon.' Den Krieger darf Zwirn nicht binden. Unterhandlung vertrödelt theure Zeit. Das Vaterland ruft."

Diese Darstellung, die freundlichste, in die ein Ge*
rechter sich, damals noch, entschließen konnte, habe ich vor
einunddreißig Monaten zu verbreiten gesucht. Der Umlauf
des Heftes, das sie ans Licht bringen sollte, wurde von dem
löblichen Oberkommando in den Marken verboten. Die
Mär, das Deutsche Reich, die arglos nur die Friedenswah*
rung besinnende Kaiserliche Regirung sei von tückischen
Feinden überfallen worden, mußte in der unantastbaren
Geltung eines Dogmas bleiben. Jetzt, aus den vom Minister*
Präsidenten Eisner veröffentlichten berliner Berichten des
Bayerischen Gesandten Grafen Lerchenfeld, hat Alldeutsch*
land erfahren, was im Juli 1914 geschehen ist. Die hundert*
mal von Silbenstechern bestrittene Angabe, der Krieg sei
am fünften Juli, während eines Besuches aus Wien, be*
schlossen worden, wird bestätigt. Herr Zimmermann, Unter*
staatssekretär im Auswärtigen Amt, wußte, wann das austro*
ungarische Ultimatum in Belgrad vorgelegt, wie es befristet
werden solle, und kannte den Inh alt. Graf Lerchenfeld schreibt:
„Daß Serbien derartige, mit seiner Würde als eines unab*
hängigen Staates unvereinbare Forderungen nicht annehmen
kann, liegt auf der Hand. Die Folge wäre also der Krieg.
Hier ist man durchaus damit einverstanden, daß Oester*
reich die günstige Stunde nützt, selbst auf die Gefahr
weiterer Verwickelung hin. Ob man aber wirklich in Wien
sich dazu aufraffen wird, erscheintHerrnvonJagow und Herrn
Zimmermann noch immer zweifelhaft. Man isthier der Ansicht,
daß es sich für Oesterreich um eine Schicksalsstunde handle,
und aus diesem Grunde hat man, auf eine Anfrage aus Wien,
ohne Zögern geantwortet, daß man mit jedem Vorgehen, zu
dem man sich dort entschließt, einverstanden sei, auch auf die
Gefahr eines Krieges mit Rußland hin. Die Blankovollmacht,
,die man dem Kabinetschef des Grafen Berchtold, dem Grafen
Hoyos, gab, der zur Uebergabe eines Allerhöchsten Hand*
schreibens und eines ausführlichen Promemorias hierher ge*
kommen war, ging so weit, daß die österreichischsungarische
Regirung ermächtigt wurde, mit Bulgarien wegen Aufnahme
in den Dreibund zu verhandeln. Herr Zimmermann hat
den Eindruck, als ob es den immer ängstlichen und ent*

schlußlosen Stellen in Wien fast unangenehm wäre, daß von deutscher Seite nicht zu Vorsicht und Zurückhaltung ge* mahnt worden sei. Man hätte es daher hier auch lieber ge* sehen, wenn mit der Aktion gegen Serbien nicht so lange gewartet und der serbischen Regirung nicht die Zeit ge* lassen worden wäre, etwa unter russischefranzösischem Druck von sich aus eine Genugthuung anzubieten. Die berliner Reichsleitung wird, mit dem Hinweis darauf, daß der Kaiser auf der Nordlandreise, der Chef des Großen Generalstabes- und der Kriegsminister auf Urlaub seien, behaupten, durch die Aktion Oesterreichs genau so überrascht worden zu sein wie die anderen Mächte. Herr Zimmermann nimmt an, daß England und Frankreich, denen zur Zeit ein Krieg kaum erwünscht wäre, auf Rußland in friedlichem Sinne einwirken werden." Damit diese Einwirkung nicht allzu leicht sei, ist „die Aktion gegen Serbien hinausgeschoben worden", bis^ die Herren Poincare und Viviani aus Petersburg abgereist sind. England, dem der Krieg „wenig willkommen" wäre, würde schließlich doch eingreifen, um zu verhüten, „daß Frankreich im Fall einer Niederlage auf die Stufe einerMachr zweiten Ranges sinke und dadurch das europäische Gleich* gewicht gestört werde. Greys zweifellos redliche Bemühun* gen, für die Erhaltung des Friedens zu wirken, werden den Gang der Dinge nicht aufhalten". Regt sich Erinnern? Drang diese Kunde nicht einmal schon, nur nicht auf so breitem und hellem Pfad, nicht aus dem Amtsbezirk, ins Gedacht* niß? Richtig. Zwiesprache. Direktor Helfferich erklärt, wes* halb die Deutsche Bank dem Balkangeschäfte fern bleibe.

„iMitte Juli 1914. Als einen der Gründe zur Rechtfertigung der Haltung der Deutschen Bank nannte mir Dr. Helfferich den folgenden. Die politische Lage ist sehr bedrohlich geworden. Die Deutsche Bank muß auf jeden Fall abwarten, ehe sie sich im Ausland weiter engagirt. Die Oesterreicher sind dieser Tage beim Kaiser gewesen. Wien wird in acht Tagen ein sehr scharfes, ganz kurz befristetes Ultimatum an Serbien stellen, in dem Forderungen enthalten sind wie Bestrafung einer Reihe von Offizieren, Auflösung politischer Vereine, Strafuntersuchungen in Serbien durch Beamte der Doppelmonarchie, überhaupt eine Reihe bestimmter, sofortiger Genugthuungen verlangt wird, anderen Falls- Oesterreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärt. Dr. Helfferich fügte noch hinzu, daß sich der Kaiser mit Entschiedenheit für dieses Vorgehens

Oesterreich-Ungarns ausgesprochen habe. Er habe gesagt, daß er einen Konflikt mit Serbien als eine interne Angelegenheit zwischen diesen foieiden Ländern betrachte, in die er keinem anderen Staat eine Einmischung erlauben werde. Wenn Rußland mobil mache, dann mache' er auch mobil. Bei ihm aber bedeute Mobilmachung den sofortigen Krieg. Diesmal gebe es kein Schwanken. Als ich Dr. Helfferich sagte,, diese unheimliche Mittheilung mache meine ohnehin starken Befürchtungen eines Weltkrieges zur völligen Gewißheit, erwiderte er,, es sehe jedenfalls so aus. Vielleicht überlegten sich aber Frankreich1 und Rußland die Sache doch noch anders. Den Serben gehöre entschieden eine bleibende Lektion. Dies war die erste Mittheilung, die ich erhielt über die Besprechungen des Kaisers mit den Bundesge^-nossen. Nach meiner Rückkehr von Berlin unterrichtete ich Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, dessen Direktorium in Essen ich. damals angehörte. Dr. Helfferich hatte mir Dies übrigens erlaubt. {Es bestand damals die Absicht, ihn in den Aufsichtrath der Finna •Krupp aufzunehmen.) Bohlen schien betroffen, daß Dr. Helfferich im Besitze solcher Kenntnisse war, machte eine abfällige Bemerkung,, daß die Leute von der Regirung doch nie ganz den Mund halten könnten, und eröffnete mir alsdann Folgendes. Er sei selbst dieser Tage beim ^Kaiser gewesen. Der Kaiser habe auch zu ihm von der Besprechung niit den Oesterreichern und deren Ergebniß gesprochen, jedoch die Sache als so geheim bezeichnet, daß er nicht einmal gewagt haben iwürde, seinem Direktorium davon Mittheilung zu machen. Da ich aber einmal Bescheid wisse, könne er mir sagen, die Angaben Hetterichs seien richtig. Die Lage sei in der That sehr ernst. Der Kaiser habe ihm erklärt, er werde sofort den Krieg erklären, wenn Rußland mobil mache. Diesmal würde man sehen, daß er nicht umfalle. Die Wiederholte kaiserliche Betonung, in diesem Falle werde ihm kein Mensch wieder Unschlüssigkeiten vorwerfen können, habe sogar fast, 'komisch gewirkt. Genau an dem mir von Helfferich bezeichneten Tage erschien dann auch das Ultimatum Wiens >an Serbien. Ich fwar in dieser Zeit wieder in Berlin und äußerte mich gegenüber Helfferich, daß ich Ton und Inhalt des Ultimatums geradezu ungeheuerlich finde. Helfferich aber meinte, Das klinge nur in deutscher Uebersetzung so. Er habe das Ultimatum in französischer Sprache zu sehen bekommen und da könne man es keineswegs als übertrieben empfinden. Bei dieser Gelegenheit sagte mir Helfferich auch: daß der Kaiser nur zum Schein auf die Nordlandreise gegangen sei, ihr keineswegs die übliche Ausdehnung gegeben habe, sondern sich-jederzeit in erreichbarer Nähe und in ständiger Verbindung mit Berlin halte. Nun müsse man eben sehen, was komme. Hoffentlich handelten die Oesterreicher, die auf eine Annahme des Ultimatums natürlich nicht rechneten, rasch, bevor die anderen Mächte Zeit fänden, sich einzumischen, Die Deutsche Bank habe ihre Vorkehrungen schon so getroffen, daß sie auf alle Eventualitäten gerüstet sei. So-

habe sie das einlaufende Gold nicht mehr in den Verkehr zurück-begeben. Das lasse sich ganz unauffällig einrichten und mache .Tag für Tag schon bedeutende Beträge aus. Alsbald nach dem wieaer Ultimatum an Serbien gab die deutsche Regirung Erklärungen dahin &b, daß Oesterreich-Ungarn auf eigene Faust gehandelt habe, ohne Vorwissen Deutschlands."

Das schrieb Herr Dr. Muehlon, den Gewissensbefehl aus dem Direktorium des Hauses Krupp, dann aus dem Reichsdienst getrieben hatte. Im Deutschen Reichstag ist er, im März 1918, als ein „Mann mit krankem Gemüth, kranken Nerven, krankhafter Phantasie" an den Pranger ge* stellt, aus der Ehrenreihe Glaubwürdiger gestäupt worden. Weil der Staatssekretär, Staatsminister, Vicekanzler Helffes ricch gesagt und das Auswärtige Amt bestätigt hatte: „Kern wahres Wort drin; Alles von einem kranken Hirn erbrütet.'" Nun läuft der unwiderlegliche Wahrheitbeweis durch die Welt. Den Plan, das von Oesterreich*Ungarn um den Ertrag seiner Viehzucht gebrachte, vom Meer abgesperrte, in jeder Lebensregung gehemmte Königreich Serbien nach seiner Hei* denleistunginzwei Balkankriegen niederzutreten und zugleich die Hoffnunghalme der den Magyaren lästigen Kroaten zu knicken, hat 1913 der Einspruch Italiens vereitelt. Nach der Ermordung Franz Ferdinands, des in beiden Reichshälften verhaßten, nur den Slawen, als fügsamer Ehegenosse einer Slawin, nicht widrigen Thronfolgers, lockt die Gunst der Ge* Ugenheit. Zwar haben österreichische Staatsbürger (einer der Sohn eines österreichischen Polizeispitzels) auf östei* reichischer Erde den Erzherzog beschossen; ist weder den Karageorgewitsch noch der serbischen Regirung irgendwelche Mitschuld an dem Attentat nachzuweisen (noch bis heute auch nur die winzigste nachgewiesen worden). Thut nichts: das Ding wird gedreht. Italien, der Dritte im Bund, darf nicht wieder in die Bereitung des Praeventivkrieges tölpeln. Drum wird ihm das Spießgesellenstück weislich verborgen. Fordert es, später, die Entschädigung, auf die, nach jeder Dehnung austro*ungarischer Balkanmacht, der Bündniß* vertrag ihm ein Recht giebt, so wirft man seiner Gier einen Fetzen vom Trento in die Raffzähne. Generalstabschef und Kriegsminister sind, die wiener und die berliner, auf Urlanb,

Wilhelm und die ihm Liebsten gen Nordland gedampft. „Man giebt sich dadurch den Anschein friedlicher Gesin* nung. Auch auf die Presse und die Börse ist nicht ohne Erfolg eingewirkt worden." Graf Lerchenfeld trägt aus den reinlichen Zellen der Herren vonjagow und Zimmermann die* sen Trost in seinen Bericht. Noch aber droht zwiefache Gefahr. Franz Joseph und Berchtold, die gezügelt, nicht gespornt sein möchten, werden morgen, vielleicht, lahm und wagen sich nicht bis auf den Grat des Entschlusses zu so nütz* lichem Trugspiel vor. Thun sies unter dem Druck der Ber* liner, so bleibt noch zu fürchten, daß England, Frankreich, Rußland („denen ein Krieg kaum erwünscht wäre") eine „Gegenaktion in friedlichem Sinn" versuchen. Die muß er* schwert, also gewartet werden, bis die Häupter der Franzö* sischen Republik vom Deck eines Kriegsschiffes den Hunds* stern betrachten und rasche Verständigung mit Petersburg, London, Paris ihnen nicht möglich ist. Doch die Minister Grey und Sasanow erwirken, daß Serbien keine der Be* dingungen ablehnt, die den Bayern „mit der Würde eines unabhängigen Staates unvereinbar" dünkte. Nur ein Tropf aber läßt sich von Zwirnsfäden fesseln. Statt die belgrader Antwort, die demüthigste, die je eine Regirung auf ein freches Ansinnen gab, unentstellt dem Urtheil der Völker vorzulegen, durchspickt man sie mit dicken Satzklumpen aus der Rabulistenküche des Ballhausplatzes, fälscht ihren fast dienerhaften Ton in den heuchlerischer Ausflucht um; und mißbraucht die Bitte, zwei Forderungen, die unver* schämtesten, von einem Schiedsgericht nachprüfen zu lassen, , zu der k. und k. Lüge, Serbien habe „das billige Verlangen der Monarchie abgelehnt". Deren Gesandter hat zuvor schon die Koffer gepackt; überfliegt die Antwort nur; fordert die Pässe; reist ab. Kriegserklärung. Die Kaiserliche Regirung in Berlin hat „plangemäß" verkündet, „durch die Aktion Oesterreichs genau so überrascht worden zu sein wie die an* deren Mächte"; und läßt sich von ihren Offiziösen bescheini* gen, „diese Mittheilung habe in London, Paris und Petersburg einen vortrefflichen Eindruck gemacht". Noch müht sich Sir Edward Grey, „zweifellos redlich", um die Erhaltung des Frie*

dens;und spricht mit düster um wölktem Blick zu dem Fürsten Lichnowsky (dem das Auswärtige Amt das Geheimniß nicht anvertraut, die Mitwirkung zu solchem Bubenstück nicht zugemuthet hat): „Wenn der Krieg ausbricht, erleben wir die entsetzlichste Katastrophe der Weltgeschichte." Ein Glück, daß selbst dieser Friedselige „den Gang der Dinge nicht aufhalten kann". Der Große Generalstab ist seiner Sache sicher. „In vier Wochen ist Frankreich niederge* worfen." Damit den Pazifisten, die, zum ersten Mal, seine Geschäfte führen, und dem Genossen Jaures nicht gelinge, es von Rußlands Seite in Neutralität zu schwatzen, wird dem Deutschen Botschafter befohlen, die Festungen Toul und Verdun als „Faustpfänder" zu fordern. Herr von Beth* mann aber ruft im Reichstag: „Wir sind in Nothwehr ge* zwungen und Noth kennt kein Gebot." Wilhelm setzt seinen Namen unter den Satz: „Mitten im Frieden hat uns der Feind überfallen!" Schreit vom Thron herab: „Bis zum letzten Augenblick war meine Regirung, war vor Allem mein Kanzler bemüht, das Aeußerste abzuwenden. In auf* gedrungener Nothwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert." Hundertmal seitdem: „Wir sind schmählich überfallen worden. Unter meinem Dach, als Gäste beim Hochzeitfest meiner Tochter, haben die Kerls, mein lieber Vetter George und der elende Nicky, sich zu dem Ueberfall verschworen." Und am Schluß immer die Lästerung: „Gott ist mit uns und unserer gerechten Sache." Nie war ungerechtere; nirgends ein Lügenbau höher gethürmt. In dem ersten Weißbuch fehlen Aktenstücke, die zu Urtheilsbildung unentbehrlich sind; fehlen: weil durch sie bewiesen würde, daß Kaiser und Kanzler Kriegserklärung beschlossen, trotzdem Grey sich mit seiner Person für auf* richtig freundschaftliche Politik Englands und Frankreichs verbürgt, Zar Nikolai sich der „Weisheit und Freundschaft" des Deutschen Kaisers anvertraut und gelobt hatte, auch mit dem mobilisirten Heer so lange, wie über den austro* serbischen Zwist irgendwo verhandelt werde, nicht zu An* griff vorzurücken. (Die Angst vor russischer Mobilisirung „durch den Stabstrompeter" hat Bismarck oft mit dem

Satz verspottet: „Von "Wladiwostok ists bis nach Wirballen eben weiter als von Thorn." Und heute darf der Deutsche, der Lerchenfelds Berichte gelesen hat, wohl fragen, ob nach dem fünften Juli 1914 nicht auch in Berlin die militärische Vorarbeit für den Krieg, der auf allen Zinnen gewiß schien, begonnen habe.) . Die „Urkunden", die wider Belgiens Neutralen^echt zeugen sollten, waren, wie schon 1915 der Kammerherr Von Plessen (in der Schrift „Um des theuren deutschen Blutes willen") bewiesen hat, an Hauptstellen gefälscht. Lüge zieh Italien, dann Rumänien des Vertrags* bruches. Unverjährbar schimpfliche Lüge suchte das vor keinem Gott, keiner Menschheit je zu sühnende Armenier* gemetzel des Prinz* Gemahls Enver, die Schändung unzäh* liger Weiber und Kinder, die Hinschlachtung eines ganzen Volkes aus der Welt zu schwatzen. So ists weiter gewesen; his in die letzte Lebensstunde der Kaiserei. Nation und Heer haben von Alledem nichts gewußt; hätten nicht so tapfer ges kämpft, so wanklos geblutet, so geduldig ihr Leid getragen, wenn in ihnen nicht der Glaube fest gewesen wäre, gegen schändliches Räubertrachten des Reiches Sein zu vertheidigen. Die Fürsten aber und die Geschäftsführer der Bundesstaaten mußten oder konnten doch wissen, was wurde, was war. Der fromme Graf Hertling hatte Lerchenfelds Berichte ge* lesen, als die Unschuldbetheuerung aus seinem Greisen* mund rann. Herr Helfferich hat ihm längst bewußte Wahr* heit gehehlt, als er seine Vorgeschichte des Krieges schrieb, drucken ließ, als Schemel zum Aufstieg benutzte. Wann ruft der Staatsgerichtshof die Volksbetrüger vor seine Schranke?
Stöbert in dem schmutzigsten Wust der Gräuel, die vor, während, nach der auf tausend Kanzeln als Teufels* werk verdammten Revolution Frankreichs waren: keine Sünde thronender Schwelger, keine des Pfützengesindels hat das Land der Louis so verpestet wie die von 1914 das Deutsche Reich. Lüge und Fälscherlist der Zündstoff, der den heiligen Willen eines großen Volkes in Aufbrunst wirbelt: wenn je eine, ward diese Revolution aus Nothwendigkeit. Ihr Weg führt in Dornhag. Doch ihrAthem hat Deutschland entseucht.

Herausgeber und verantwortlicher Kedakteur: Maximiian Harden in Berlin. — V.riag der Zukunft in lierlin. — Druck von Pali & Garleb G.m.b.H. in Berlin.

80. November]9|0
— Die/, u k u n f I

^Autoritäten
jöagem
Daö'TfluöiAindirumenL
Gramo&L
Bringt in, jed&uKkun,
rruxjinigfacfiöterArt.
QrammofiAcm.
SpeziaMaud §.%:
(Äretßut.GartenAtr.ff
CööiaM.J5ofaitr.ffl
flüsse£dorf!ÄÖTugiaf&e 78
Äie£. JSoittenätrafie 40
<2S>

BllatiE /nm 30. Jnni 1918.
Aktiva.
•rendftücUs-Konto ....
eeoau,lA- Konto
P*t*"Hö . . . .
Inventur
Werkzeug und Maschinen
■i*ktr. AnU<on u. Apparate
Baus-Einrichtung ....
Fabrik-Einrichtung ....
HankJex-Guthaben
I*ibitur'fu
Hypotnoken-Konto . . .
ftetniligung'fcn und Effekten
W*ren-Konto ....
Kassen-Bestand
Wechsel- u. Scheck-Bestand
Vorauszahlungen
Kautions-Konto
Aval-Konto
M.
Pf
1420 ne
21
2 <>3 50O
—
1
100 ono
—
100 'K1ü
-
100 uoo
-
—
looooo
—
10 937 980!35
34 242 419
b'4
2 809 000
—
17 801 707
J3
7 463 460,73
141 50SlS6
76199
43
38 400
— 1
71 393
30
957 01K)
— i
78 107 088,
iä

Passiva.
Stamm*Aktien-Kapital Lit. A.
Stamm-Aktien Kapital Lit. C-
Vorzugs-Aktien-Kapital . .
Reservefonds
Rückstellung für Umwandlung von Stamm - Aktien oder zur Verfügung1 künftiger Generalversammlungen
Kreditoren
Dividenden-Konto
"Wohllahrtsfonds
Talonsteuer-Reserve . . . .
Hypotheken-Konto. . .
Aval-Konto
Gewinn-Saldo
M.
PI
7 924 000
1976 000
-
13 200000
—
5 216 289
45
7932000
81324 911
48
19100

—
438 258
«8
79 200
—
1 467 100
—
957 000
—
8 510 828
59
78 107 6:8
16

Gewinn- und VerJust-Konto.

Soll.
M.
Pf
Haadlungs-Unkosten-Konto .
19 a32 723
535 097
02
42
Bilanz-Konto:
8 630 828
59
28 898 649
P3

Haben.
M.
Pl
Vortrag: vom Vorjahr . . .
Gesohäftsgewinn 1917/1S . .
1 679 994 74
27 218 654120
2o »98 649! 03

25% — H.250 fUr die stamm-AKlie vollen
Rechti, auf 5% — N. 50 für die stamm-
Aktie Lit. C, sowie auf gleichfalls 5% =
N. 50 für die VorzuÄs-Ahtie [estgesetzte
Dividende gelangt gegen Einreichung der
betreffenden Dividendensebeine bei derGe-
•ellichaftiKaiie, Ebreub«rgstraa.-ie 11/14
und bei den Herren Koppel 'H Co. Bank-
Geschäft, Berlin, Pariser Platz ti, zur
Auszahlung.
Berlin, den 11. November 1913.
Deutsche
Gasglühlicht Ak-
tiengesellschaft
(Auergese lisch« f:).

Musik in ernster Zeit bietet den angespannten Nerven
Erholung und Ablenkung. Deswegen werden die Instrumente
*Gramola" jetzt besonders gewürdigt, weil sie die beste Musik
in jedes Heim bringen. Die Grammophon-Spezialhaus G.m.b.H.
spielt in ihren Vorspielräumen Friedrichstr. 189 Instrumente und
Platten in allen Preislagen ohne Kaufzwang bereitwilligst vor.
Das Fichtenbad im Hause!
Jeder, besonders Nervenleidende fühlen sich wie neugeboren. 1 Flasche
ifir 1 Bad 1,— Mark, bei 10 Flaschen franko Nachnahme. L eferung
erfolgt nur in der Reihenfolge der eingehenden Bestellungen. Versand
nur direkt ah Private durch den alleinigen Hersteller:
Frau W. Fröhlich, Langendernbach (Westerwald).

Charakter deutet aus Hand-
schrift, für 3 M.
Hoffmann
Hamburg Z, Grindelallee 26
jj Berliner Zoologischer Garten £
pl Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
p: Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt! fj
g Täglich grosses Konzert. n
Ü Neu! AAriADIIlM mit Terrarium ^
aquarium

Notizen

Tm November 1915 verkündet der Vorstand der franzo* sischen Sozialistenp artei, dem, als Minister, noch der Marxist Jules Guesde angehört, den Beschluß: „Nur der Sieg der Verbündeten, nur die völlige Lähmung des deutschen Mili* tarismus, des deutschen Machtdehnungtriebes kann uns halt* baren Frieden bringen; jeder andere, jeder überhastete Frie* densschluß wäre nur Waffenstillstand oder Waffenstreckung. Der von den Lenkern des Deutschen Reiches uns aufgezwun* gene Kampf muß durchgefochten werden, bis der Militarismus niedergebrochen und der Welt die große und nothwendige Lehre eingeschärft ist, daß an dem Widerstand freier Völker die Gier nach Vorherrschaft zerschellt." Englands Gewerk* vereine stimmen diesem Beschluß zu. In den ersten No* vemberwochen des Jahres 1918 weicht das deutsche Heer aus Nordfrankreich hastig zurück. Im pariser Senat ist ein Rache heischender Antrag der Herren Couyba und Sarraut einstimmig angenommen und der durch ihn bewirkten Zorn* rede des Ministers Pichon die Ehre des Maueranschlages zu* erkannt worden. Die Hauptsätze dieser Rede lauten: „Das Martyrium der Unglücklichen, deren Heimath das vom Feind verherte Gebiet ist, soll nicht ungesühnt bleiben. Das Vaterland fühlt sich ihnen verpflichtet, schickt ihnen den Gruß seiner Liebe und gelobt, ihr Leid zu rächen. Die

zerstörten Städte, Dörfer, Gehöfte, die zu Staub zertrümmer*
ten Kirchen und Denkmale, die verwüsteten Felder und ab*
gehackten Bäume, der schändliche, allen einst von dem Hen*
ker selbst unterzeichneten Verpflichtungen widersprechen*
de Entschluß, wehrlose Menschen ihrer Wohnstatt zu ent*
reißen und als Geiseln wegzuschleppen: so abscheuliches
Thun würde durch das Urtheil des Gewissens, dessen ver*
dammender Spruch schon gefällt ist, immer nur unzulänglich
gesühnt. Dem Urtheil der Moral wird das der Justiz fol*
gen, deren Strafen vollstreckbar sind. Und diesen Straf*
Vollzug werden wir erzwingen, damit in der neuen, auf das
Recht gebauten Welt niemals so Ungeheuerliches sich wie*
derhole." Frankreichs Erde ist fast schon vom Feind frei.
Avesnes, der letzte Sitz der Obersten Heeresleitung, ge*
fallen, Maubeuge umzingelt, Mons von den Briten, Sedan
von den Amerikanern bedroht. Wo am ersten September
1870 die Generale Wimpffen und Castelnau, als Vertreter
des verwundeten Marschalls Mac Mahon, aus dem Mund
Moltkes die harten Bedingungen der Kapitulation, von Bis*
marcks Lippe scharfe Rüge der französischen Politik hör*
ten, da, bei Donchery, weht nun das Sternenbanner der
Vereinigten Staaten. Die französischen Linien trennt nur
ein Landstreifen von zehn bis zwanzig Kilometern noch von
der Grenze. Und von Italien her ist Süddeutschland, von
Böhmen her Sachsen gefährdet. Achter November. Kommt
Deutschlands Heer noch über die Maas? Die berliner Re*
girung nimmt die Bedingungen des Waffenstillstandes an.
Wäre das Reichsschicksal heller geworden, wenn die
Gemüthskraft des Heeres den Stürmen, die es seit dem Ab*
stieg des Julimondes umtosten, noch länger getrotzt hätte?
Nein. Sichere Niederlage im Frühling. Und die Rach*
sucht, der Sühnwille des Feindes, die Summe seiner Forde*
rungen wäre noch dicker aufgeschwollen. Die Frist des
Verständigungfriedens, der noch im Juni, vor der gefürch*
teten Hochsommeroffensive, erlangt werden konnte, war
versäumt, von Uebermuth und Blindheit ein Fehlergebirg,
keines Prüfers Auge sichtbar, geschichtet worden. Jeder
Bericht über die Zahl, die Rüstung und Kampfkraft der

Amerikaner wurde im Großen Hauptquartier von den
Zwilling*Göttern oder schon von den Halbgöttern Nicolais
Bartenwerffer als „Bluff" belächelt. In amtlichen Verkün*
düngen, die auch das neutrale Ausland längst auf die Spötter*
bank wies, waren die Reserven des Generals Foch so oft
angeknabbert, zernagt, vernichtet worden, daß die Verfasser
selbst ihre Märchen für Wahrheit hielten. Nun standen
diese Reserven, wo sie gebraucht wurden; und das tapfere
deutsche Fußvolk ward müde, vor unzulänglicher Artillerie
gegen die stets noch steigende Zahl von Feuerschlünden für eine
Sache zu bluten, zu fallen, der Sieg nicht mehr zu erstreiten war.
Glaubte es, wie wir in der Heimath, die Vertheidigerstellung
des Heeres sei unüberwindlich? „Eine starke Linie hinter
der anderen bis an den Rhein; sie sollen nur kommen!"
Hundertmal wars geflüstert oder gebrüllt worden. Auch
diese Wahnblase platzt: und ehe die deutsche Mannschaft
noch belgischen Boden betritt, ruft der auf seine Art große
Kriegstechniker: „Alles verloren!" Damals, in den ersten
Oktobertagen, mußte das Haupt der Regirung, statt an uner*
sprießlichen Notenwechsel die Zeit zu verzetteln, die Köpfe
der Heeresleitung (wenns nicht anders ging, durch Veröffent*
lichung ihrerDrängbriefe) zwingen, selbst vondem feindlichen
Feldherrn Waffenstillstand zu erbitten. Einen Parlamentär,
der zu solchem Zweck das Nahen der Generale Von Hinden*
burg und Ludendorff meldete, hätte Foch nicht abgewiesen.
Doch man ließ ihm fast fünf Wochen Zeit zu Ueberlegung,
zu Berathung mit den Ministern und Generalen der Verbün*
deten; und belud mit der schweren Pflicht, den Waffen*
stillstand zu sichern, dann eine Kommission, über der keines
großen Namens Weihzeichen leuchtete. Ein von Sieg ge*
krönter Feldherr, noch der Führer einer Armeegruppe wäre
anders empfangen worden als ein in den Generalsrang Ge*
hobener, den die Franzosen nur als Militärbevollmächtigten
kannten, anders als ein Staatssekretär, den sie laut der Wühl*
arbeit und Bestechung zeihen und der mit bedenkenlosem
Eifer Jahre lang überall die Sache der Kaiserlichen Re*
girung geführt hat. Diese Regirung stürzte sammt dem Kaiser*
haus und allen deutschen Dynastenburgen, die Republik

wurde begründet, verkündet; und die Kommission konnte im Lager der Feinde rufen: „Das Gebild, dem Eure Be* dingliste angepaßt war, ist nicht mehr und wir fordern Euch, die Herolde edler Menschheit und hehrer Menschlichkeit, auf, von dem Neuen Euch als Neue finden zu lassen." Sie konnte sich auch dem Auftrag entbinden, heimkehren und den sechsköpfigen Kanzler zur Wahl eines ihm, für seinen Verhandlungzweck, besser tauglichen Werkzeuges nöthigen.' Aus Francport, Berlin oder Spaa mußte das Ohr der Welt die wahrhaftige Botschaft hören: „Die Deutsche Republik ist für die Schulden, nicht für die Sündenschuld des Ewigen Bundes haftbar (der nicht bis ins achtundvierzigste Lebens* jahr gelangt ist). Das deutsche Volk will keinen der Schuld Ueberführten, wie hoch sein Sitz sei, schonen, keinem er* wiesenen Frevel Sühne versagen, doch nicht dulden, daß es um Fehl geächtet werde, den es nicht erkennen, nicht hindern konnte." Das geschah nicht. Die Kommission blieb auf ihrem Posten, unterschrieb den Vertrag und ihr Vor* mann, Staatssekretär Erzberger, ließ in der Zeitung seines Verlegers einen ihm Befreundeten und Verpflichteten auf* zählen, was (nicht etwa Wilsons Milde, sondern) die Weis* heit des behenden Schwaben erreicht habe. Die Summe mußte den Leser gewaltigdünken. Gleich danach aber vernahm er, der Feind habe nicht die winzigste Milderung gewährt, die Last der Bedingungen sei unerträglich und der deutsche General habe dem grausamen Widerpart mit dem „Urtheil der Kriegsgeschichte" gedroht. Was ist "Wahrheit? Nach erbetenem Waffenstillstand und Kapitulation klagt der Un* terlegene sehr oft über des Siegers eiskalte Grausamkeit. Wimpffen, Castelnau und Graf d'Orset, der über die Ver* handlung in Donchery berichtet hat, waren empört über Moltkes mitleidlose Härte, über Bismarcks barsche Kritik; und haben behauptet, auf durchweichter Erde, ohne Ob* dach, Nahrung, wärmende Hüllen habe Mac Mahons ge* fangenes Heer in zwei Wochen zwanzigtausend Mann, ein Viertel seines Gesammtbestandes, verloren. „Der Franzose ist edel und ritterlich. Schmeicheln Sie dem Selbstgefühl der Armee, dann wirkt die Niederlage nicht so tief ver*

bilternd ins Nationalgefühl und der Friede wird haltbar. Handeln Sie anders, dann ist der Zorn, der Haß des Krie* gers, der Groll des gekränkten Volksempfindens zu fürchten und wir stehen vor der Gefahr endlosen franko*preußischen Krieges." Wimpffen hats gesagt: und damit nicht mehr er* wirkt als gestern die Herren Erzberger und Winterfeldt. Die wußten, daß ihrem Vaterland Hartes angesonnen werde, und konnten, nach gewissenhafter Wagung jeder Möglich* keit, Ja oder Nein sagen. Dem Ja durften aber nicht immer wieder Bittbriefe, Winselepisteln an Wilson nachtröpfeln, Proteste nachhinken. Die wurden draußen kaum noch be* achtet; und lauschten wir ihnen, so ward uns, als sei Wil* heim mit Hertling, Berg und Capelle zurückgekehrt. Schade um das an all diese Noten und Aufrufe vergeudete Papier. Die Arbeit der Kommission war schwer; des Lobes würdig wird sie der Unbefangene nicht nennen, der vernimmt, daß sie nicht einmal vor der Gefahr farbiger Besatzung die Pfand* provinzen geschützt hat. Wuchs die Zahl der Proteste schon ins Dutzend oder sinds gar noch mehr? Das neue Deutsch* land ist bereit, alles vom alten verschuldete Leid auf sich za nehmen; will aber nicht thun noch gestatten, was es, ohne Vermächtnißzwang, in Scham nöthigt. Der Militaris* mus ist niedergebrochen; das Ziel der französischen So* ziaüsten, der englischen Gewerkvereine erreicht. Wann, end* lieh, ruft ihre Stimme die Völker in freundliche Menschheit? Am neunten März 1916 hat Rußland den Westmächten angezeigt, daß es ihnen die Bestimmung der deutschen Wesrgrenzen überlasse, sich aber für die Bestimmung der deutschen und austro<ungarischen Ostgrenzen die selbe Frei* heu wahre. Am elften Februar 1917 spricht Herr Doumergue in Petrograd dem Zaren Nikolai den Wunsch der Fran* zosischen Republik aus, im Friedensvertrag außer dem Elsaß ai.d l othringen das Saarbecken zu erlangen und das links* rheinische Gebiet vom Deutschen Reich abzutrennen, „da* <nii fortan der Rhein als eine strategisch sichere Grenze Frankreich vor deutschem Einfall schütze". Am vierzehnten t*b«i»i 1917 stimmt die Kaiserlich Russische Regirung den

vier Forderungen Frankreichs zu; „EIsaß*Lothringen wird
zurückgegeben. Die Grenzen zieht Frankreichs Wille; sie
strecken sich mindestens bis an die des alten Herzogthumes
Lothringen und umfassen das ganze Kohlenbecken des Saar*
bezirkes. Die übrigen linksrheinischen Gebiete werden aus
jeder politischen und wirthschaftlichen Abhängigkeit von
Deutschland gelöst. Die nicht in Frankreichs Staatsleib ein*
gefügten sollen ein selbständiger und neutraler Staat werden
und die Last französischer Besatzung tragen, bis alles im
Friedensvertrag Ausbedungene von den Feinden geleistet
worden ist." Der Wortlaut dieses Abkommens (Pokrowskijs
Briand) ist erst durch die Veröffentlichung aus den petro*
grader Geheimarchiven bekannt geworden. Im November
1918 ist Elsaß<Lothringen und das Saargebiet in Frank*
reichs Hand; wird die Besetzung des linken Rheinufers
vorbereitet und eine Liste von Friedensbedingungen ange*
kündet, deren Erfüllung, noch beim besten Willen des Be*
siegten, kaum in einem Jahrzehnt möglich würde.
Klingt es nicht, Alles, wie Kunde aus einem Mythen*
reich? Wie Botschaft aus einem Rußland, für das vorn
kühne Nordgermanen, wikingisch harte Räuberherzen kämp*
fen und dessen Schoß dennoch schlaff in Urchristensanft*
heit zurücksinkt? Gestern trotziger Uebermuth, heute auf
jedem Markt das Bekenntniß der Ohnmacht. Gestern: „Wir
stehen tief in Feindesland und die Hölle selbst kann uns
die errungenen Faustpfänder nicht entreißen." Heute: „Fort*
setzung des Kampfes ist unmöglich; nicht einmal Frankreichs
Einzelangriff vermöchten wir abzuwehren." Ein Millionen*
heer, dessen Leitung besiegt, das selbst aber nicht endgiltig
geschlagen ist, muß in Hast abziehen, kostbares Kriegsge*
räth und gefüllte Proviantspeicher hinter sich lassen. Eine
mit ungeheurem Geldaufwand bezahlte Flotte, die in Frie*
denszeit alle Reichspolitik erschwerte oder verdarb, die im
Krieg versteckt werden mußte, deren Mannschaft aber in
jedem Treffen ihren Muth und ihre Tüchtigkeit bewährt hat,
wird in die Häfen des Feindes geschleppt oder in heimi*
schem Wasserverließ entwaffnet. Nie erschautes, im Welt*
westen nirgends erträumtes Schicksal. Hätte das Deutsch*

land Wilhelms und seiner Leute so arg gesündigt, wie Herr Pichon, wie jede Franzosenzunge spricht: wärs nicht dann sogar schon der Sühne genug? Köln, Düsseldorf, Koblenz, Aachen, Trier unter der Herrschaft des Feindes, dem die Mühe gewaltsamen Einbruches erspart worden ist. Lothrin* gens Erz und die Saarkohle der deutschen Industrie ge* sperrt. Die ganze Provinz Posen, Oberschlesien, Stücke Westpreußens ungestüm von den Polen gefordert. Nord* Schleswig, bis an die Linie FlensburgsTondern, den Dänen zugesagt. Weder Kolonien noch Marine. Das Geld tief ent* werthet, die Hauptgewerbe dicht vor lähmendem Rohstoff* mangel, die breiteste Menschenschicht seit Jahren schlecht genährt und alltäglich von dem Bild naher Hungersnoth geschreckt. Die jähste, unahnbarste aller Katastrophen, von denen Geschichte zeugt. Und im Lager der Feinde wird der Rachegott angefleht, neue Strafe zu ersinnen. Züchtigung einer Nation, die aufrecht unter solches Verhängniß schreitet. Die bis in die vorletzte Kriegsstunde gehört hat, ihr sei „der Sieg nicht mehr zu entreißen". Die, in den Ketten und dem Lügendunst des Belagerungzustandes, mit dem besten Willen nicht zu ergründen vermochte, ob, wann, wo wider Völkerrecht und Kriegsbrauch gehandelt wurde; und die, als ihr Erkenntniß aufdämmerte, die Schuldigen wegstieß, die Unrechtsordnung zertrat. Sie wankt nicht. Ist ent* schlossen, ihr Leid mit der selben Inbrunst wie zuvor ihr Glück zu umarmen. Sie will, daß Deutschland lebe. Und jeder Athemzug muß, noch auf kahler Scholle, unter ent* blätterten Wipfelzweigen, fortan dieses Willens Bote sein.

„Wir haben immer das Wort ,Humanität' im Munde. Das ist eine res bipartita, eine doppelt getheilte Sache. Wo «in Staat gut sein soll, da sind zwei Hälften: die berathende, beschließende und die handelnde, ausführende. Das haben die Weisen des Alterthumes gewußt und Das wissen die erfahrenen Männer von heute. Glücklich der Staat, wo die beiden Hälften in gleicher Macht neben einander stehen! Ist oben zu viel, so ist der Sultan, ist unten zu viel, so ist die Pöbelherrschaft da. Das sind die zwei Abwege, die gräßlichen

und grauenvollen Abwege. Ich glaube an die Ewigkeit mei* nes Volkes, des großen, ehrwürdigen Volkes der Deutschen. Was der Einzelne verdient und wirkt, ist wenig: er geht in der Million der Gedanken und Gefühle, in der geistigen Ent* wickelung eines großen Volkes so mit wie ein kleines Tröpf* chen im Ozean. Ich bin der Meinung des ganzen deutschen Volkes und aller denkenden Männer, welche die Freiheit wollen, daß das Privilegium, daß die Bevorrechtung in je* der Beziehung aufhören muß, das Privilegium, das dem Adel die Erde gleichsam an die Füße gebunden hat. Nie* buhr, der Unsterbliche, hat mehrmals den Antrag, adelig zu werden, erhalten; er hat geantwortet; ‚Ich bin stolz, daß ich vom Bauerstande der Friesen entsprungen bin, die schon zur Zeit des Tacitus edelste Edelleute genannt werden.' Das war Bauerstolz. Ich selbst bin von schlechtem Bauerstand; aber wenn ich ein Gütchen hätte, wo Bäume ständen, die schon mein Urgroßvater gepflanzt hat: Das wäre mir ein Adel. Ich bin gewiß ein Republikaner, und zwar aus dem innersten Herzen; aber vor einer allgemeinen, un* geheuer großen Republik mit einem gewählten, verantwort* lichen Präsidenten an der Spitze habe ich ein Grauen: nicht, weil es an sich gefährlich wäre, sondern, weil es eine große Uniformität, eine große Gleichheit machen würde, wobei unser Volk nur verlieren könnte. Selbst in den Zeiten un* seres Unglückes konnten wir uns sagen: ‚Glücklich, daß wir in Germanien geboren sind, wo man für die ganze Welt denken, empfinden und träumen kann; denn wir sind ein idealisches Volk: und Das ist unser Glück.' Wir können keine große, allgemeine Republik haben, wir dürfen sie, nach unserer ganzen Sinnesart, Vielseitigkeit, Mannichfaltigkeit, nicht haben; aber Republiken von aller Art, wenn sie stehen können und überhaupt menschlich sind, die können wir haben und vertragen." (Ernst Moritz Arndt.) „Der Vorzug eines freien Volkes vor einem gegängelten besteht darin, daß dieses die Fehler seiner Lenker, jenes seine eigenen büßt. Bei dem Eintritt in die Freiheit strauchelt ein Volk um so leichter, je straffer die Zügel gehalten waren, je plötzlicher sie gelöst worden sind. Das Kind muß oft fallen.

bevor es laufen kann, und der klösterlich geschulte Jüng*
ling wird der tollste Student. Aber das Kind lernt gehen,
wenn es nicht zu schwach ist; der Jüngling lernt sich selbst
regiren, wenn er nicht dumm oder schlecht ist. So lernt
auch ein Volk in freier Bewegung seine Fehler kennen und
ablegen, wenn es nicht entartet ist. Höre ich aber die
Schmeicheleien, die jetzt so oft der Masse gemacht werden,
die Tugenden, die man ihr, zu ihrem eigenen Erröthen, bei*
legt, so möchte ich solche Schmeichelei nicht minder un*
würdig finden als das Knien vor dem Thron eines ge*
krönten Hauptes.' (Karl Mathy.), Wir sind hierher gesnndt,
die deutsche Einheit zu gründen; aber nicht, um große
Gebiete und zahlreiche Bevölkerungen von Deutschland
abzulösen, Gebiete, die durch Jahrhunderte deutsches Reichs*
land, die auch in den trüben Tagen des Deutschen Bundes
noch deutsches Bundesland waren. Man sagt, die alten Mauer*
werke seien darum so unzerstörbar, weil der Kalk mit Blut
gelöscht sei. Oesterreich hat sein Herzblut in den Mörtel
zum Neubau der deutschen Freiheit gemischt. Oesterreich muß
mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche.
Ich gestehe, einmal geträumt zu haben, daß der großartige
Aufschwung der deutschen Nation auch bedeutende poli*
tische Charaktere hervorrufen und hinfort nur der Hervor*
ragendstean der Spitze des deutschen Gesammtstaates stehen
werde. Das ist nur möglich durch Wahl, nicht durch Erbgang.
Hier ist freies Feld. Eine mächtige Volkserhebung muß
sich aus ihrem eigenen Geist die ihr angemessene Form
schaffen. Die Revolution und danach ein Erbkaiser: Das
ist ein Jüngling mit grauen Haaren. Schaffen Sie keinen
herrschenden Einzelstaat, stoßen Sie Oesterreich nicht ab;
Sie würden dadurch unseren Gesichtskreis verengen. Und
glauben Sie mir: Es wird über Deutschland kein Haupt
leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen
Oeles gesalbt ist!" (Ludwig Unland.),, Wir wollen die Frei*
heit als das Höchste aufstellen. Sie ist der Grund all
unserer Rechte von je her gewesen; so schon in der
ältesten Zeit. Aber neben der Freiheit hob sich eine Unfrei*
heit, eine Knechtschaft auf der einen und auf der anderen

Seite eine Erhöhung der Freiheit selbst. Als die härtere Unfreiheit sich in eine mildere auflöste und neben der härteren bestand, da entsprang auch eine Erhöhung der Freiheit in den Adel und des Adels in die fürstliche Würde. Nachdem diese Erhöhung der Unfreiheit aufgehört hat, muß auch die des Adels fallen. Ich hege die Ueberzeugung, daß unsere Fürsten bald die Selbstverleugnung haben werden, allem byzantinischen oder chinesischen Schmuck zu entsagen, zur Einfachheit unseres Alterthums zurückzukehren und an Civilisten keine Orden auszutheilen, da sie ursprünglich blos für das Heer bestimmt gewesen zu sein scheinen. Eine Er* hebung in den Adel oder aus niederem in höheren"Adel darf nicht mehr statthaft sein und alle Orden für den Civilstand sind und bleiben abgethan. Wir Deutsche sind allzu sehr ge* neigt, an dem Geringfügigen und Kleinen zu hängen, das Große uns darüber entschlüpfen zu lassen, und der Deutsche hätte das Pedantische erfunden, wenn es in der Welt uner* funden geblieben wäre. Je älter ich werde, desto demo* kratischer gesinnt bin ich." (Jakob Grimm.) „Einst suchte man den Begriff des Volkes in dessen Kern: gerade in dem Bürgerthum, dem Mittelstand, den man jetzt, nachäffend, Bourgeoisie nennt, suchte man die wahren Vertreter des Volkes; aber jetzt ist für viele Herren zweifelhaft, ob sie den Bürger, der durch Talent, Fleiß, Mäßigkeit sich ein Besitzthum erworben hat und dessen Bestreben dahin geht, sein Errungenes für seine Kinder, für seine Familie zu erhalten, ob sie solchen Bürger zum Volk rechnen sollen. Daß aber Einer, der sich nicht anstrengt, der, verschuldet oder unverschuldet, in Ungebildetheit geblieben ist und seine ganze Weisheit aus irgendeiner Phrase oder irgendeinem Lokalblättchen schöpft, zum Volke gerechnet werden müsse: Das ist den selben Herren nicht zweifelhaft." (Friedrich Bassermann.) „Wenn Sie in Deutschland die Fackel des Bürgerkrieges werfen, so wird sie nicht nur die Paläste, sondern auch die Hütten entzünden. In einer Zeit, wo die Rechts verwirrung fast stündlich zunimmt, werden Sie des Berufes einer Ver* Sammlung gedenken, die bestimmt ist, den Frieden und das Recht wieder in Deutschland einzuführen, und Sie

werden sich des Spruches erinnern, der so alt ist wie die Welt: Recht muß doch Recht bleiben." (Georg Freiherr von Vincke.) „So weit ich Deutschland und deutsche Zu* stände kenne, glaube ich, daß nichts unserem Charakter we> niger entspricht als Centralisation. Gerade die beste und glücklichste Seite unserer Anlage und Entwickelung liegt darin, daß wir niemals centralisirt haben." (Georg Waitz.) „Die Religion der Freiheit und die Begeisterung des Volkes wirken Wunder. Noch aber hat der Geist der Zeit dem deut* sehen Volke diese wunderthätige Hand nicht aufgelegt. Erst müssen die Priester der Freiheit lernen, nicht mehr Andere, sondern sich selbst zu opfern." (Wilhelm Zimmermann.) „Ich bin für die Trennung der Kirche vom Staat; aber nur unter der Bedingung, daß überhaupt Das, was man Kirche nennt, spurlos von der Erde verschwinde und sich dahin zu* rückziehe, wo es seine Heimath hat, in den Himmel. In Na* tur und Politik giebt es keine andere Entwickelung als durch Revolution. Der aus ihr hervorgegangene Zustand setzt sich fort, bis er am Marasmus seines eigenen Wesens zu Grunde geht: und dann muß eine neue Revolution einen neuen Zu* stand schaffen. Noch immer regirt die bewaffnete Minder* heit im Namen der Brutalität die friedliche Mehrheit. Unsere ganze politische Thätigkeit ist umsonst, wenn uns nicht ge* lingt, diesen Angelpunkt der Regirungsysteme von heute zu ändern und es dahin zu bringen, daß die Mehrheit wirk* lich im Geist der aus ihr entwickelten Humanität sich selbst regiren kann." (Karl Vogt.)

Mahnruf der Toten, der das Ohr der Lebenden sucht. Stimmen der Männer, die im Mai 1848 in die frankfurter Paulskirche zu Deutschlands erster Nationalversammlung zogen. Die zweite soll am sechzehnten Februar 1919 ge* wählt werden. An der Schnur eines Stimmrechtes, das dem nicht einer Partei Verschriebenen noch weniger Hoffnung läßt als das für den Reichstag gewährte. Können die Listen, die alle zu Wahl berechtigten Männer und Frauen ver* zeichnen, früh genug fertig sein? Droht nicht die Gefahr, daß die Wehrmänner, die erst nach der Weihnacht, noch später gar einen sicheren Arbeitplatz, eine feste Wohnstatt

finden, daß die hundertsechzigtausend Mann der Armee Mackensen um ihr Wahlrecht kommen? Wird dieses Recht von Elsassern, Lothringern, Polen, Dänen, die von dem Erdfriedensvertrag die Lösung aus der Deutschen Republik erhoffen, im Innersten sich schon von ihr abgekehrt haben^jhr zu Heil genützt werden? In den besetzten Gebieten bestimmt die Willkür des feindlichen Befehlshabers den Umfang und Ton des Wahlkampfes; kann der fremde Häuptling alle Flug* blätter einer ihm widrigen Partei, jede ihm lästige Zeitung, Versammlung, Werberarbeit verbieten. Trotz Alledem dürfen wir hoffen, daß die Nationalversammlung in der ersten März* woche tagt. In der letzten wird, vielleicht, offenbar, welcher Mehrheit die Regirung anzuvertrauen ist. Soll erst dann die Verhandlung über den Frieden beginnen? Das müssen wir glauben. Denn die Wahl wird auf eine (öffentlich noch nicht hörbar gewordene) Weigerung der Feinde gegründet, mit einer nicht durch Parlamentsmehrheit gestützten Re* girung zu verhandeln. Warten wir aber so lange, dann bleibt den Anderen Muße, ihre nicht überall leicht zu einen* den Interessen und Wünsche in Bündel zu raffen, fest zu verschnüren und Deutschlands Vertreter nur ad audiendum verbum in den Kongreß zuzulassen, nur vor die Frage zu stellen, ob sie den Vertrag, als ein unantastbar Ganzes, in Demuth annehmen oder dem Vormarsch der fremden Heere die Herzkammern der Heimath Öffnen wollen. Das darf nicht werden. Die Verhandlung muß früh beginnen; müßte schon im Gang sein. Wir haben eine „provisorische Re* girung". Eine preußisch*berlinische, deren Macht kaum über die Hauptstadt hinausreicht. Eine sozialdemokratische, die alle „Bürgerlichen" ausschließt, höchstens als Gehilfen und Techniker zuläßt, der aber noch nicht gelungen ist, für die von ihr geführte Sache die Internationale des Prole* tariates in Bewegung zu bringen. Wir brauchen ein neues Provisorium. Dürfen nicht, ohne Rohstoffe, Nährmittel, Handelsmöglichkeit, warten, bis das neue Parlament einer Partei oder einem Parteienklüngel das Recht zur Regirung zugesprochen hat. Wir brauchen ein Reichsdirektorium, das alle Gaue Deutschlands und alle Schöpferkräfte der Na*

tion verkörpert und das mit den Geschäftsführern der noch feindlichen Völker verhandeln kann. Ohne Mandat, ohne Auftrag (den ja auch die „Volksbeauftragten" von heute nicht haben)? Plebiszit, Wahl durch Land* und Kreistage, Stadtparlamente, Gewerbe* und Handelskammern, Gewerk* schaften, Arbeiterräthe: ein Staatsrechtslehrer oder in an* deren Zaubern Geübter fände das brauchbare Schlüpfloch. Nur geschwind! Keine Ewigkeit bringt die jetzt verzauderte Stunde zurück. JelrWr^s^Verfgesprach anfangt, desto Besser fürDeutschland. Noch hat es sich selbst, die Leistung* fähigkeit seiner Menschen, zu bieten. Das ist viel. Ist der Pakt in den Hauptzügen von Sachverständigen entworfen, gebilligt, dann mag ihn die Nationalversammlung besiegeln. Von Sachverständigen. Die fehlen auf keinem Gebiet. Werden sie gefragt, in die Aemter geholt? Schon hört man wieder die Klage, auch in dem neuen Deutschland, die gute Gesinnung, die Parteifrommheit gelte viel mehr als das Können. Ringsum regen sich Kräfte. Tausende begabter Männer und Frauen lechzen nach Mitwirkung zum Neubau des deutschen Staatshauses; rennen aber gegen einen Stachel* drahtzaun, über dessen Geflecht die Weisung dräut: „Bür* gerlichen ist „derEintritt streng verboten." Mancher Hand* arbeiter hat heute höhere Einkunft als der so rauh Abge* wehrte; bis zu dreißig Mark für fünfstündige Arbeit und noch darüber hinauf. Mancher vergißt, daß Lohnbewegung nicht Revolution, Revolution nicht Lohnbewegung ist, und läßt sich den rothen Tag zinsen. Ein schäbiger Neidhart, wers den Armen nicht gönnt. „Der Protz hat in seiner Fabrik während des Krieges das Geld gescheffelt; mag ers nun uns Arbeitern hingeben, die es ihm erwarben. Auch wenn Kupfer, Kohle, sonstwas fehlt und wir meist herum* lungern: Lohn, hoher, muß sein." Gut. Was aber wird, wenn der Kriegsgewinn, aus dem sich der Staat ein hübsches Sümmchen geholt hat, zerschmolzen ist? Noch engere Ein* schränkung des Betriebes, dessen „Umstellung" in das Be* dürfniß nach „Friedenswaare" fürs Erste doch nicht möglich ist. Wahl zwischen Arbeiterentlassungen und Fabrikschluß.

Ohne Profit, sagte Bebel, raucht kein Schornstein. Und wie soll, unter der schweren Lohnlast, selbst ein lebens* fähiger Betrieb auf dem Weltmarkt im Wettbewerb mit dem Gewerbe billiger liefernder Länder bestehen? Unter* liegt er: am Ende triffts doch immer den Arbeiter. Nur in behutsamer Pflege kann der sieche Körper deutscher Wirthschaft genesen. Von dem Ererbten, Erheiratheten, Er* arbeiteten wird uns, Allen, blutwenig bleiben; und der Bür* ger, der geschätzt und geschatzt worden ist, darf nicht ein kaltherziges Scheusal gescholten werden, weil er zu dem Proletarier spricht: „Der Lehrer, der Kleinbeamte, der Richter sogar hat in den Kriegsjahren mehr Noth gelitten als'Du und stöhnt jetzt nicht, trotzdem sich sein Himmel noch trüber um* wölkt. Auch Du wirst in dem Leid des Vaterlandes nicht die Konjunktur sehen, aus der Du auf nie zuvor erblickte Einkunfthöhe springen kannst. Die Revolution hat Dich aus der Fessel, die Dich noch drückte, erlöst und Dein Recht zu Mitrede in Staat und Fabrik geweitet. Dein Kind wird für den Kampf ums Dasein so stark wie das des Reichen gerüstet und braucht nicht Jahre lang im Rock des Königs sich der Arbeit zu entfremden. Du hast nichts als Deine fleißigen Hände und sollst sie gewiß nicht Knickern ver* miethen. Doch das Wesen, der Inhalt und Zweck der großen Umordnung war nicht, die Erlangung höheren Taglohnes". Eben so wenig die flinke Breitung der Parteimacht. Warnt Vernunft nicht vor dem Wahn, der in Handarbeit Er* graute könne die Leistung des auf Marktkenntniß, Un* ternehmererfahrung Stehenden schnell überflügeln? Nicht vor der Einpferchung in Sektenauslese? Im Drang schmerz* lichsten Erlebnisses braucht Deutschland jeden Willen und jede Kraft. Niemand darf, nicht der Einzelne noch die Partei, jetzt fragen, wo Vortheil zu raffen, wo Schade zu meiden ist. Jeden ruft die Pflicht, als Republikaner das Wohl der res publica zärtlich, als wärs ein Stück von ihm, zu um* fangen und das Gute, das sittlich Schöne zu wollen, weil es gut und schön ist. Gewähret Allen, in denen reiner Glaube lebt, Raum zu Helferversuch und prüfet nicht durch die Brille neuen Pedantenvorurtheiles ihre Ausweispapiere. Den Kreuz*

fahrern trat einst eine sarazenische Jungfrau entgegen, die in der rechten Hand einen Eimer mit Wasser, in der linken eine Pfanne mit Feuer trug. Auf die Frage, was Dieses bedeute, sprach sie: „Mit diesem Feuer, Ihr Christen, will ich Euer Paradies verbrennen und mit diesem Wasser will ich die Gluth Eurer Hölle löschen, auf daß Ihr fortan nicht von der Hoffnung auf Lohn Euch zu guter That treiben, nicht von der Furcht vor Strafe Euch von schlechter That abschrecken lasset, sondern das Gute und Edle thut, weil es gut und edel, das Schlechte, Häßliche, Böse meidet, weil es schlecht, häßlich, bös ist." Horchet, Parteien, der Lehre. Wieder neigt Ihr, Entbannte, in Selbstvergottung; und Eure Selbstsucht wird allzu menschliche Dummheit.
Deutschland, das in neuem Gewand die alte Sprache spricht, aüf wichtigem Posten die alten Wortführer duldet, wird draußen nicht verstanden. Wird wieder gefürchtet. Seine Militärmaschine ist eingestürzt. Bedroht es nun aber den Erdwesten nicht mit den Giftkeimen aus der Republik der Sowjets, der es in Grundriß und Möblirung seines Reichshauses nachstrebt? Proletarierherrschaft, Sozialisirung der Wirthschaft, am Ende des Weges Kommunismus, nicht von der sanften Sorte: nach der Einschleppung solcher Seuche kämen die Bürgergesellschaften, die, endlich, wieder in Ruhe was Gutes schmausen möchten, in Lebensgefahr. Unsinn, brummt Einer; „Rußland ist ein Erdtheil und könnte, wenn . es sich in Ordnung höbe, allen Hauptbedarf selbst decken. Deutschland braucht uns; müßte ohne die Kalorien, die wir seiner Wirthschaft spenden, vereisen. Aengstet es mit den Schrecken der Einsamkeit, mit Seesperre und Markt* wehen: und es tastet sich bald in Vernunft zurück." Was drinnen die Machthaber ersehnen, ist den Mächtigen draußen Gräuel. Deshalb ist jetzt die Klammer so eng und der Ton so rauh. Wirthschaft, Horatio! Auch morgen wird Tag. Noch muß der Glaube an Menschheit nicht sterben.
Deutschlands tapfere, geduldige, nun müde Krieger kehren heim. Ein dunkler Wagen in der berliner Stadtbahn.

Ein Jüngling, blond, mit einem Ritterkopf wie man ihn in Nordwestdeutschland manchmal über dem Bauerskittel noch sieht, lehnt da mit seinen Waffen, mit seinem Gepäck; blaß, ganz jung; sinnt vor sich hin und fragt endlich, schüch* tern, verängstet, wie er nie war, wenn rings um ihn der Tod aus tausend Schlünden nach Futter heulte: „Wie siehts denn hier aus? Ist man böse auf uns?" Das Rheinland habe sie so herzlich, mit den Zweigen immergrüner Hoff* nung empfangen.„Aber hier? Wir habens ja nicht geschafft!" In das Gedächtniß drängt sich das Wort eines jungen Kriegs* mannes aus deutscher Dichtung. „O schöner Tag, wenn endlich der Soldat ins Leben heimkehrt, in die Mensch* lichkeit, zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch!" So ists nicht geworden. Des blutigen Tages frohe Vesper, von der Schillers Jüngling spricht, ist nicht gekommen. An uns aber, an Je* den tritt, mahnend, heischend, rüttelnd, die Pflicht heran, diesen Menschen des blutigen Tages Vesper zu erhellen und ihnen, mehr noch als durch den Schmuck der Städte, der Häuser, durch den Blick des Auges, durch das Gruß* wort des Mundes zu zeigen, daß sie nicht nur willkommen sind, nein, daß unser Dank sie einhegt, sie wärmt, sie bettet in das Herz, in die heißeste Empfindensscholle Deutschlands. Jeder von Denen, die ihr Blut, ihre Nerven, ihre Gesund* heit, ein Stück ihres Lebens für eine Sache, die sie heilig dünkte, hingaben, hat vollen Anspruch auf den Dank, auf die besonders tiefe und herzliche Hochachtung all seiner Landsleute. Schmücket die Seelen dieser Menschen. Weiset und deutet ihnen die Aufgabe, die ihrer harrt. Gebet ihnen im Gefühl des Einzelnen und der Gesammtheit den Platz, der ihnen gerade jetzt, nach fruchtlosem Ringen, gebührt. Und lehret sie das ewige Deutschland, ohne das die Welt ärmer wäre, erkennen und wollen. Das sinkt nie in Ohn* macht. Die fromme Gemeinschaft seiner Kinder verbürgt ihm noch am düstersten Tag würdig freie Einheit im Geist

Zwei Briefe

Sehr geehrter Herr Harden, im vierten Heft Ihrer Zeitschrift
geben Sie den Gedanken eines der weitblickenden deutschen: *
Kaufherrn Raum, der mit bitterem Recht vor den Gefahren
warnt, die eine Neuauflage des Ermächtigungsgesetzes für die
Periode der Uebeigangswirtschaft mit sich bringen würde.
Welche Motive für diese Absicht der Neuauflgae maßgebend
waren, kann der außerhalb Stehende nicht beurteilen. Vielv
leicht war es nur die Aengstlichkeit, die, bei der Ungewiß-
heit der Friedensbedingungen, die Volksregirung noch nicht
zur Feststellung und öffentlichen Klarlegung eines Wirthschaft-
programmes gelangen ließ; vielleicht ließ auch die Fülle der
politischen Probleme, welche die neue Regirung vorfand, poch
nicht Muße zur erschöpfenden Aussprache. Doch in unserer
Zeit, die auf allen Gebieten nach Wahrheit und Klarheit ringt,,
ist ein Erforderniß der Stunde, so schnell wie möglich die
Grundsätze künftiger Wirtschaft öffentlich zu klarem Ausdruck
zu bringen.

Weder in der politischen Verwaltung noch in der wirt-
schaftlichen Verwaltung des Staates kann das Ancien Regime
dadurch die verdiente Grabesruhe finden, daß die höchsten
Spitzen von neuen Männern besetzt werden. Die vorbereitende
und die ausführende Arbeit wird' stets in den Händen der
untergeordneten Organe bleiben: zur wirklichen Durchsetzung
der als Erforderniß der Stunde erkannten Notwendigkeit wird
die zwingende Forderung deshalb dahin gehen müssen, auch
eine Reihe der Faktoren auf wirtschaftlichem Gebiet, die
als Verkörperung des Ancien Regime anzusehen sind, durch
andere Kräfte zu ersetzen.

Auf wirtschaftlichem Gebiet liegt der Schwerpunkt in
den Fragen der Finanz- und Geldfpolitik. Wo während des
Krieges das große Publikum mit diesen Fragen überhaupt in
Berührung kam, heftete sich das ganze Interesse auf die Frage
der Kriegsanleihen. In froher Spannung sah man den End-
ergebnissen der Zeichnungen entgegen und schwelgte in Selbst-
herrlichkeit, als vom einen .zum anderen Mal die Ziffern wuch-
sen. Niemals wurde die Frage gestellt, ob denn nicht ganz
naturgemäß die Höhe des Anlage suchenden Kapitals bedangt
wird durch die Höhe der dem Kapitalmarkt zufließendien Be*
. träge; oder, in anderen Worten: ob denn, nachdem die staat-
lichen Ausgaben von Halbjahr zu Halbjahr erheblich1 wuchsen,

das ungefähr prozentual gleichartige Anwachsen der Zeichnungergebnisse nicht eine wirtschaftliche Nothwendigkeit war. Man stelle sich vor, daß das Publikum überhaupt keine Kriegsanleihe genommen hätte: da hätte man ja künstliche Anleihen erfinden müssen, um die Kapitalien, die von Halbjahr zu Halbjahr frei wurden und nach zinsender Anlage heischten, aufnehmen zu können. Fraglich konnte überhaupt niemals werden, ob das Reich die zur Kriegsführung nötigen Mittel findet. Fraglich konnte nur bleiben, in welchem Maße kurzfristige Kredite von langfristigen abgelöst werden könnten. In Deutschland ist die Ablösung durch langfristige Kredite gelungen. Ob die Reklamethätigkeit der Reichsbank oder ob Pflichtgefühl und Hingabe des Volkes diesen Erfolg herbeiführten, läßt sich nicht mit der Gewißheit entscheiden, wie sie aus den Huldigungtelegrammen an den Reichsbankpräsidenten und den Schatzsekretär hervorleuchtete.

Umgekehrt: man muß auch die offene Wahrheit ertragen können, daß es keineswegs den bisher in Deutschland geltenden Meinungen von gesunder Finanzpolitik entspricht, wenn in weitem Umfang der Gedanke propagirt ward, Werthpapiere durch Lombardirung anderer Werthpapiere zu kaufen. Wenn in ruhigen Zeiten eine Bank einem Kunden eine Hypothek oder andere Werthpapiere belieh, damit er sich auf Grund des erhaltenen Kredites andere Werthpapiere kaufen konnte, so bezeichnete die ernsthafte Finanzpresse Dies mit Recht als einen „Finanzkredit", als einen Kredit, der gesundem Finanzgrundsatz widerspricht, weil die von der Summe der Einzelwirtschaften erworbenen Werthpapiere niemals höher sein sollen als die Summe der thatsächlich zum Erwerb von Werthpapieren freien Kapitalien: ein schroffer Gegensatz zu dem einstigen Schlagwort des Reichsbankpräsidenten von „Erhöhung der Liquidität der Banken". Ob und wie weit die in Folge der Reklame künstlich erfolgten Zeichnungen eine Verbesserung der Placirung bedeuten, kann erst die Zukunft lehren: daß nicht nur Großstädte, die auf der einen Seite hohe Anleihesummen zeichneten und auf der anderen Seite während des Krieges noch viel höhere Schulden machen mußten, sondern auch manche Privatwirthschaften genöthigt sein werden, Kriegsanleihe abzustoßen zur Mobilisirung des im Frieden benöthigten Betriebskapitals, ist offenes Geheimniß.

Einen nicht geringen Theil der Schuld an der unverkennbaren Zaghaftigkeit des Publikums gegenüber dem Kriegs-

anleihemarkt liegt auf der Stelle, die den Börsenmarkt Tdier Kriegsanleihe zu überwachen hatte. Es ist ein in der ganzen Finanzwelt als unumstößlich anerkanntes Grundgesetz, daß ein Markt, besonders wenn er periodische große neue Effektenmengen unterbringen soll, von einer Hand geführt sein muß, die stets bereit ist, angemessene Beträge von Denen aufzunehmen, die verkaufen wollen oder müssen. Selbstverständlich: je größer das schwimmende Material, desto offener muß die aufnehmende Hand sein; mindestens muß die Bereitwilligkeit zur Aufnahme mit der Höhe des umlaufenden Materials prozentual stetig bleiben. Bei uns aber wurde die an sich schon geringe Summe, welche die Reichsbank täglich aufzunehmen sich anfangs bereit erklärte, dauernd herabgesetzt; wurden auch noch Vorschriften hinzugefügt, die klar erkennen ließen, daß die Reichsbank seit der Emission der ersten Kriegsanleihe bestrebt ist, selbst die absolute Ziffer des aufzunehmenden Materials herabzusetzen, während seit jener Zeit die Summe des schwimmenden Materials sich ungefähr /um das Fünfzehnfache vermehrte. Natürlich wurde genau das Umgekehrte des erstrebten Zweckes erreicht. Das Bewußtsein, sein Material immer anbringen zu können, hätte unendlich viele Verkäufer aus dem Markt zurückgehalten, die unter den jetzigen Umständen auf möglichst frühzeitigen Verkauf sehen müssen, da sie ja die besten Beweise dafür ins Feld führen können, daß die Bereitwilligkeit zur Aufnahme dieser Papiere von Tag zu Tag schwand.

Aus solcher falschen Erfassung der prinzipiellen Frage konnten natürlich auf dem Feld der praktischen Bethätigung nur falsche Maßnahmen erwachsen: und hier war wieder das Unglück, daß Alles auf dem Weg der Bundesrathsverordnung erfolgen konnte, ohne daß der Reichstag und die sich dort geltend machenden Stimmen des Wirthschaftlebens gehört werden mußten. Die Städte hatten während des Krieges besonders hohe Ausgaben, zum größten Theil in Folge der ihnen obliegenden Kriegsunterstützungpflicht, von der ein Theil vom Staat nachträglich zu ersetzen ist. Nur ein einziges Mal wurde inzwischen ein Theilbetrag dieses vom Staat zu leistenden Ersatzes den Städten überwiesen. Der Haupttheil des Defizits jedoch, der ohnehin durch reguläre Einnahmen nicht zu beschaffen ist und deshalb von vorn herein auf den Anleiheweg gewiesen war, konnte auf diesem Weg nicht beschafft werden, weil es einfach verboten wurde. Keine Stadt durfte während

des Krieges im Innland eine Anleihe aufnehmen, weil der Kapitalmarkt für die Kriegsanleihe frei bleiben sollte. Die Folge, die gewollte Folge war, daß die Städte sich an die Darlehenskassen, an Banken und, in Schuldscheinform', an Private wenden mußten. Niemals haben die Reichsbank und das Reichsschatzamt erkannt, daß die Beschreitung dieser Wege genau so sehr den Kapitalmarkt in Anspruch nehmen müsse wie die Ausgabe einer Anleihe. Niemand wird doch behaupten wollen, daß die Darlehns+kassen neues Kapital schüfen. Die Banken mußten, so weit ihre Mittel durch die Darlehenshingabe an die Städte festgelegt waren, ihren Bestand an Kriegsanleihe, Schatzanweisungen oder Schatzscheinen entsprechend niedriger halten: und den Privatkapitalisten, die Staatsschuldscheine erwarben, ging es eben so. Der Reklameklang der hohen Milliardenziffern der Kriegsanleihe-Ergebnisse konnte und durfte niemals darüber hinwegtäuschen, daß er nur durch eine künstliche Verkennung der Sachlage hervorgezaubert war. Aehnlich erging es den Kapitalbedürfnissen der großen Gesellschaften. Zuerst der leise Druck der Reichsbank: Kapitalserhöhungen sollten nicht ohne ihre Zustimmung durchgeführt werden. Eine neue Strafpolizei: Jedem, der gegen den hohen Wunsch der Reichsbank verstieß, wurde das ReichsbankjOiro-Konto gesperrt: neben "tten ordentlichen Gerichten und den Militärgerichten also als dritter Richterstuhl: das hohe Reichsbank-Direktorium. Da dieser Zustand, daß die Mißachtung eines Wunsches der Reichsbank einer Polizeistrafe untersteht, sich nicht aufrechterhalten ließ, erschienen im Jahre 1917 Bundesrathsverordnungen (auf Grund des Ermächtigungsgesetzes), die einen Theil der Lücken verstopften. Auch hier litt die Motivirung unter der falschen Erfassung des volkswirtschaftlichen Vorganges und führte deshalb zum Gegentheil des Gewollten. Wenn man den Städten zur Pflicht machte, ungeheure Zahlungen außerhalb des ordentlichen Budgets zu leisten, so mußte man ihnen die Möglichkeit geben, die Gelder zur, Leistung dieser Zahlungen sieh zu beschaffen. Da sie sich nach Möglichkeit der Gefahr entziehen wollten, die Darlehenskassen in Anspruch zu nehmen, weil sie nach Kriegsende sonst alle zugleich zur Konsolidirung ihrer Schulden schreiten müßten, so wählten- sie neben Bankkrediten den Weg der Begebung von Schuldscheinen bei Privatkapitalisten. Die Reichsbank sah natürlich auch Dies nicht gern; aber es war der einzige Weg, auf dem der Druck sich Luft machen konnte und mußte.

Die Bundesrathsverordnung, welche die Kapitalserhöhungen

und Neugründungen unter die Genehmigungpflicht der Landesbehörden (Handelsministerium des Bundesstaates, das jedoch nur in Eintracht mit der Reichsbank entschied) stellten, beruhte auf dem selben Trugschluß. Ein Industrie-Unternehmen, das „kriegswichtige" Produkte herstellte, brauchte für Neuanlagen 20 Millionen Mark: konnte es sie nicht durch Ausgabe neuer Aktien erhalten, so mußte es den Weg der Bankschulden oder der Aufnahme bei Privatkapitalisten wählen. Was die Reichsbank verhindern wollte, war die Entziehung von Kapitalbetragen aus dem Kapitalmarkt; diese Entziehung erfolgt durch die Thatsache der Investirung, sei es in Fabrikbauten, in Maschinen, oder wie immer: die Thatsache der Investirung war bedingt durch die Kriegswirthschaft selbst. Nur für*' „kriegswichtige" Zwecke (konnte sie erfolgen. Für andere Zwecke wurde ja das Material gar nicht freigegeben. War die Investirung aber „kriegswichtig", so wurden die für sie benöthigten Mittel dem1 Kapitalmarkt eben entzogen, auch wenn man die Kapitalserhöhung nicht genehmigte. Die falsche Logik des Motivs führte zu den tollsten Sprüngen. Ein Betrieb in der linken Rheingegend brauchte für seine Neuanlagen 1,5 Millionen Mark. Man genehmigte die Kapitalserhöhung in Höhe dieses Betrages unter der Bedingung, daß nur 40 Prozent des Nominalbetrages einbezahlt* und dieser Betrag auch noch in Kriegsanleihe gezeichnet wurde; der Rest durfte während des Krieges nicht einberufen werden. Bei der Fusion Hösch mit der Grube Leopold verweigerte man die Kapitalserhöhung, obwohl sie ja nur einen Umtausch mit sich bringen konnte und sollte von Kuxen in Aktien, also ohne irgendwelche Berührung des Kapitalmarktes. Bei dem berüchtigten Fall der Daimler-Gesellschaft erhitzte man sich gegen die Ausgabe von 24 Millionen Mark Aktien zu 100 Prozent und wünschte lieber die Ausgabe von acht Millionen Mark Aktien zu 300 Prozent, obgleich Beides zu genau dem selben Ergebniß führen mußte. Ohne es offen einzugestehen, mißbrauchte man hier die Flagge des Schutzes des Kapitalmarktes zur Erzielung eines anderen Zweckes. Man wollte die angebliche Börsenspekulation eindämmen. Zwar hat man die Erhöhung des Lohn-Niveaus, die Erhöhung aller anderen Preise als Kriegsfolge mit in den Kauf nehmen müssen; aber die dadurch naturnothwendig hervorgerufene Erhöhung des Preises der Aktiven, die im Eigenthum von Aktiengesellschaften standen, wollte man mit Gewalt hemmen oder verbieten. Es ist eigenartig, daß die Kapitalserhöhungen und Neugründungen im ersten Halbjahr 1918, im

ersten der Herrschaft der Bundesrathsverordnung, dennoch höher war als die Ziffer des vorangegangenen Semesters, obwohl im zweiten Halbjahr 1917 noch viele Gesellschaften die Ausführung ihrer Pläne beeilten, um der Bundesrathsverordnung zu entrinnen. Aber bei dem1 Kampf gegen die angebliche Spekulation vergaß man das Grundgesetz, daß jede Waare (auch Werthpapiere sind eine Waare) um so höher im Preis steigt, je knapper der Vorrath wird.

Auf diesem Gebiet des Kampfes gegen die Börse wetteiferten das Reichsbank-Direktorium und das Preußische Handelsministerium in geistvollster Weise. Das Verbot der Veröffentlichung der Kursliste, gegen das nach und nach Banken und Publikum sich wandten, wurde aufrecht erhalten; der Terminhandel, die einzige Möglichkeit des Schutzes gegen Ueberraschungen, wurde aufrecht erhalten; die ganz überlebte Einrichtung des Einheitkurses, die zu den tollsten Kurssprüngen führen muß, blieb bestehen. Als dann schließlich bei Ausbruch der Krisis die üblen Folgen klar zu Tage traten und mit stärkstem Nachdruck nochmals die Aufhebung der thörichten Bestimmungen verlangt wurde, da hatte der dem Handelsministerium unterstellte Staatskommissar der berliner Börse kein anderes Linderungmittel als das Verbot, nach zwei Uhr noch Börsengeschäfte abzuschließen.

Wie sehr sklavischer Geist auch, freie Menschen zu Sklaven macht, zeigte sich in der Finanzpresse: sie, die früher eigene Gedanken den offiziellen Tendenzen gegenüberstellte, verirrte sich vollständig in das Fahrwasser der offiziellen Reichsbank-Logik. Das Kapitel der Daimler-Gesellschaft wurde allwöchentlich aufgeblättert und immer wieder auf die Riesengewinne der Aktionäre hingewiesen, deren Dividende von 8 auf 35 Prozent gestiegen war. Wirklich: auf das Kapital von! 8 Millionen Mark, das bisher allein Dividende bezog, war diese als Dividende ausgeschüttete Summe von 0,64 auf 2,8 Millionen Mark gestiegen. Aber niemals, in keiner Zeile wurde darauf hingewiesen, daß in der selben Periode, in der die Aktionäre nicht ganz 7 Millionen Mark empfangen hatten, die Daimler-Gesellschaft an Kriegsgewinnsteuer ungefähr 45 Millionen Mark abgeführt hatte. Man spielte gern den westeuropäisch Ueberlegenen und sah verächtlich herab auf den russischen Bolschewismus; aber man peitschte die Leidenschaft gegen die angeblich unterschlagenen Kriegsgewinne auf, ohne darauf hinzuweisen, daß der Staat das Vielfache der Aktionärbezüge stets empfangen hatte.

In welchem Maß die rechtzeitige Behandlung der Fragen

der Valuta und der Valutakredite von den führenden Instanzen der deutschen Finanzplitik veorabsäumt wurde, ist genugsam bekannt. Als die Bereitwilligkeit zur Kredithingabe av»ch schrankenlos schien, war man zu stolz: Deutschland brauche keine Kredite vom Ausland. Selbst die größten Anerbieten aus den Vereinigten Staaten wurden in der ersten Zeh ihrer Neutralität von uns stolz abgewiesen. Man suchte sie erst, als sie nur schwer, unter halten Bedingungen, oft in kleinen Beträgen oder nur gegen Kompensationen noch gewährt wurden.

Ein anderes Kapitel: die Frage des bargeldlosen Verkehrs. Noch immer haben sich die führenden Stellen nicht zu der Erkenntniß durchgerungen, daß ein himmelweiter Unterschied besteht zwischen „Geld" und „Geldzeichen". Noch immer hat man in der Praxis nicht anerkannt, daß in finanzpolitischem Sinn es ja keinen Unterschied macht, ob Zahlungen in Noten oder in Checkform erfolgen. Noch immer hat man nicht anerkannt, daß der bargeldlose Verkehr Gänge erspart, nicht Geld. Während der ganzen Kriegsdauer aber wurde die Förderung des bargeldlosen Verkehrs als eine patriotische That gepriesen, obwohl in unendlich vielen Fällen die Ersparnisse an Gängen beim Notengebrauch größer gewesen wären als beim Checkgebrauch. Diese offizielle Rangerhöhung zur patriotischen That, ausschließlich verursacht durch die Verkennung des Wesens des bargeldlosen Verkehrs, ist ein typischer Beweis für die Unmöglichkeit, sich an maßgebender Stelle in die wirklichen Zusammenhänge der Volkswirthschaft hineinzudenken. Gewiß: ein von bureaukratischem Geist nicht angekränkeltes System eines bargeldlosen Zahlungverkehrs (also ein Postchecksystem in idealer Gestalt) bedeutet einen volkswirtschaftlich erheblichen Fortschritt; aber von einer patriotischen That kann beim1 besten Willen nicht die Rede sein.

Der selbe Mangel sachlich logischen Urtheils über diese Frage leuchtete häufig aus den amtlichen Kommentaren zu den Reichsbankausweisen, die über die Zunahme des Umlaufes an Noten und Darlehenskassenscheinen klagten. Allerdings: wenn man die Zunahme des heimathlichen Bedarfs an Zahlungmitteln anerkennen muß, entschwindet die Möglichkeit, die gleichartigen Vorgänge bei den Feinden als ein Symptom wirtschaftlichen Unterganges zu brandmarken; aber welchen Werth hatte es, aus solchen (an ihrem logischen Zusammenhang verkannten) Symptomen auf die finanzpolitische Lage unserer Feinde Folgerungen zu ziehen, die immer schief sein mußten, weil sie auf schiefen Voraussetzungen beruhten? Völlige Verkennung der logischen

Zusammenhänge war es, nach jedem Zuwachs des Notenumlaufes über Mangel an patriotischem Gefühl zu klagen, anstatt die Ursache des dauernden Mehrbedarfes in der steten Steigerung der Preise, in der Steigerung der Staatsaufträge, der dadurch bedingten Lohnerhöhung, in der steten Erweiterung des Umlaufgebietes durch die in drei Erdtheile verstreuten deutschen Truppen zu suchen. Man verdammte fast den Notenumlauf, man glaubte mit unbedingter Gewißheit an den endlichen Sieg der bargeldlosen Abwickelung und mißachtete deshalb die Zeichen der Zeit, die für den stets vorzusorgenden Augenblick der Noth und der Gefahr unbedingt mit einem gewaltigen Anschwellen des Notenbedarfes hätte rechnen müssen.: so, nur so geschah es, daß man dem Notenbedarf vom September bis Oktober 1918 völlig ungerüstet gegenüberstand. Was hätte es geschadet, wenn man in den Zeiten der Ruhe der Gefahrperiode vorgebaut hätte? Durfte überhaupt der Fall eintreten, daß das große Publikum reguläre Käufe dringend notwendiger Lebensmittel und. Gebrauchsgegenstände unterlassen mußte, weil ihm die Geldzeichen zur Zahlung fehlten? Nein, gerade weil man Jahre lang dem Laienpublikum in allen Tonarten gepredigt hatte, jedes Verlangen nach einer Note sei eine Minderung des Staatsvermögens, gerade deshalb hat das Publikum im Augenblick der Gefahr, als es retten wollte, was ihm rettbar schien, sich auf die Noten gestürzt.

Jetzt gilt es, nach Möglichkeit die gemachten Fehler auszutilgen, das Versäumte nachzuholen. Den Kriegsanleihen muß ihr natürlicher Markt wiedergegeben werden. Wo es möglich ist, etwa durch Hereinnahme an Zahlungstatt bei staatlichen Verkäufen, muß dem Kurs ein innerer Halt gegeben' werden. Der Grundsatz, daß die Häufung von Schuld auf Schuld ungesund ist, daß es dem Prinzip gesunder Finanzwirthschaft widerspricht, auf dem Lombardweg sich Effekten zu kaufen, muß zur öffentlichen Geltung und Durchführung gebracht werden. Den Kommunen und Kreisen muß man den Kapitalmarkt freigeben, wobei allerdings, um die Folgen des Versäumten nicht so schroff hervortreten zu lassen, ein harmonisches Vorgehen der Kapitalsuchenden herbeigeführt werden muß. Der finanziellen Anpassung der industriellen Unternehmungen muß die nöthige Marktfreiheit zurückgegeben und, wie auf allen Gebieten, auch im Effektenhandel die Verschweigung der Wahrheit, das Verbot der Kurs-Listen, durch volle, schrankenlose Offenheit ersetzt werden.

Frankfurt a. M. Dr. N. E. Weill.

Sehr geehrter Herr, ,
Ich, ein Unbekannter, will es ruhig' aussprechen: Wir brauchen den Frieden, Damit unsere Kinder wieder lachen lernen. Damit unsere Frauen wieder Hausfrauen werden, mit innerer Würde. Damit unsere Männer wieder Männer werden, mit innerer Ehre.
Und wir brauchen den Frieden, der kommen wird, damit wir endlich, nach dreißig Jahren der Irre, wieder zu uns selbst zurückfinden, wieder wahre Männer werden, nachdem wir ein Menschenalter hin uns bemüht haben, Narren und Affen zu werden.
Dreißig Jahre hat ein Bismarck die Deutschen erzogen, zu Deutschen erzogen ein tapferes, innerlich starkes, nach außen angesehenes Volk. Ein Menschenalter (und welch reiches!) hat er seinem Volk geopfert, ein treuer Freund eines edlen, beschei-denen Herrn, seines Kaisers. Eines jener Herrscher, die nicht „Handlanger" brauchen, können, sondern sich bescheiden der besseren Einsicht Anderer unterordnen und doch immer die wahren Herren bleiben.
Inzwischen ist ein weiteres Menschenalter vergangen, dessen Resultat die letzten Tage brachten, das Zeitalter, das völlig für uns mit der Gestalt Wilhelms «des Zweiten ausgefüllt ist. Und wir haben uns, allen, Wannern zumi Trotz, redlich bemüht, das große Erbe nutzlos zu verthun, das uns überkommen ist.
Völlig bankerot sind wir geworden; und fassen uns an den Kopf: wo denn all das Erbe hingegangen ist.
Denn es ist nicht wahr, daß der Kaiser allein die Schuld trägt. Das ganze Volk ist schuldig, das all die dreißig Jahre nicht nur geschwiegen hat, wenn einer der Tüchtigen nach dem anderen, die mahnend und warnend ihre Stimme erhoben, den. ,',Staub von den Füßen schütteln mußte", sondern das jeder Geste, und war sie noch so thöricht, zujubelte, das jede Barttracht nachahmte, nicht nur „Hoch", sondern stets dreimal „Hurra" mit dem Ton auf der letzten Silbe geschrien hat, wenn ein kaiserlicher Toast und eine kaiserliche Unbesonnenheit uns vor aller Welt blamirte. Denn draußen, wo man nüchterner dachte, konnte man nicht verstehen, daß der neue Herr nichts Besseres zu thun habe. Man hielt uns, selbst bis in die jüngste Zeit hinein, für viel klüger, als wir in Wirklichkeit waren.
Die fremden Monarchen und Staatshäupter verstanden uns nicht. Sie konnten sich nicht denken, daß der Chef eines großen Hauses nur zu seinem Vergnügen die fremden Geschäftsfreunde

besuche, sie wurden mißtrauisch, wenn der hohe Herr sich persönlich zu ihnen bemühte, sie wurden enttäuscht, wenn nach großer Ansage der hohe Besuch ihnen für all die Kosten des Empfanges nichts weiter gebracht hatte als Phrasen und höfliche Redensarten, die brieflich eben so gut zu erledigen waren. Das war der Anfang. Und dann kamen die großen Ueberraschungen. Wilhelm der Zweite und wir braven Deutschen immer mit hielten die ganze Welt mit Reden in Athem. Die Reichskanzler sahen ihre Zeit damit ausgefüllt, die kaiserlichen Reden und Thaten umzudeutein und kamen nicht zum Regiren. Das besorgte das Geheime Kabinet. Und die militärisch erzogenen Deutschen freuten sich über die „Schneidigkeit"; denn nicht Verstand war Trumpf im neuen Deutschen Reich, sondern Schneidigkeit und Korrektheit.

Wir waren einst das Volk der Dichter und Denker; wir sind das Volk der Redensart und der aufgeblasenen Phrase geworden. Einst schrieben wir Bücher und auch geistvolle Briefe; jetzt hielten wir tönende Tischreden. Unsere Beamten wurden allzu oft Streber und Kleber, die nicht Bildung und Verstand förderte, sondern Patriotismus der gangbaren Sorte und korrektes Corpsstudententhum. Der Reservelieutenant wurde wichtiger als Wissen und Können. Die Ideale verschwanden, das von oben her ertönende geistlose Kommando unterdrückte jede innere Freiheit. Nicht das gute, wahre Werk, sondern die Anerkennung durch Titel und Orden wurde das Wesentlichste. So entstand die Siegesallee und der berliner Dutzendstil, von dem wir uns in hundert Jahren nicht erholen werden.

Von unserer Rechtspflege spricht der Fall Eulenburg, der ja wohl heute noch nicht erledigt ist. Und wir entrüsten uns, weil der Mörder des Sozialistenführers Jaures noch nicht abgeurtheilt wurde. Unabsetzbar war der Richter zwar, aber Carriere machen konnte er nur, wenn er nach oben schielte.

Unsere Schulen waren die besten der Welt. Aber der Lehrer wurde im Nebenberuf Reservelieutenant und nicht wahre Liebe zum Vaterland, zu allem Guten und Edlen, suchte er in unsere Jugend einzupflanzen, sondern Patriotismus und Loyalität. Hurrageschrei statt Ehrfurcht und Gehorsam. Glauben wurde gelehrt, nicht denken. Aber wir waren das allein edle Volk, beliebt bei Göttern und Menschen. Draußen im Ausland hörte man es anders.

Viele haben sich bei Kriegsausbruch an den Kopf gefaßt und gefragt, weshalb wir denn gar keine Freunde haben. Man

habe doch Niemandem was zu Leide gethan. Jawohl. Aber auch Niemandem zu Liebe. Hochmüthig waren wir geworden, eitel auf das stolze Erbe der Väter, das geeinte Reich, und unseren Hochmuth nannten wir Stolz und hielten ihn dafür; wir wurden zu schnell reich, wurden Parvenus, die Erben Goethes und Bismarcks. i

Und als dann der große Krieg kam, auch da besannen wir uns noch nicht auf uns selbst. Von Begeisterung getragen, machten die Erwählten des Volkes sogleich die größte Dummheit, die möglich war. Auf dem Umweg über den Bundesrath gaben sie alle Gewalt, die ihnen nach der Verfassung zustand (zu viel war es nicht) für die Episode des Krieges (ein Dauerzustand kam ja nicht in Frage) in die Hände von zwanzig Generalkommandirenden, kleinen Königen, die über Nacht entstanden und nichts, aber auch gar nichts Königliches mitbrachten. Und nun wurde erst recht nicht regirt, sondern nur noch kommandirt. Und wie es so geht: Pen bald selbst empfundenen Mangel an Wissen und Kenntnissen, an Uebersicht und Verstand ersetzte man durch möglichste .?.chroffheit. Sic volo, sie jubeo. Und die Civilgewalt, die doch wenigstens nie ganz den Zusammenhang mit den lebendigen Kräften des Volkes verloren hatte, schaltete sich in rührender Bescheidenheit selbst aus. Feldwebel wurde Trumpf in allen deutschen Landen, bis tief in den Süden hinein.

Ein Sturzregen von Gesetzlein ergoß sich über die Lande. Alles wurde improvisirt. Der dümmste Assessorismus, gepaart mit militärischem Rang ohne Würde, wurde auf den wehrlosen Civilmichel losgelassen. Wo sich ein Loch zeigte, flugs wurde es mit Verordnungpapier verklebt, größere Risse durch Heftpflaster von allmächtigen Kriegsgesellschaften nach unbewährtem Rezept verpappt. Dem Handel und Wandel ging dabei die Luft aus und die Lust. Aber was verschlug Das: wo der ehrliche Handel sich ausschaltete, schaltete sich der viel bequemere und gefügigere Schieber gern ein. Man rationirte und paragraphirte Alles, man „erfaßte" alles Mögliche und Unmögliche; nur: der Erfolg blieb aus, allen schönen Theorien zum Trotz. Alles drängte sich auf Hintertreppen, der im Dunkel „schleichende" Handel entstand, Alles war da und Alles fehlte.

Man sah schließlich selbst oben ein, daß es nicht gut sei, sondern schlecht; aber als Jurist und Offizier war man doch zu stolz, seine eigene Dummheit einzugestehen. Und weil es in der Gegenwart schlecht war, langte man nach der Zukunft

und zu rechter Zeit stellte sich ein Wort ein: man suchte seine Dummheit zu verewigen und erfand die „Uebergangswirthschaft". Ohne überhaupt eine Ahnung zu haben, wann, wie und unter welchen äußeren und inneren Umständen der Uebergang kommen werde.

Wenn unsere Umwälzung nur einen Schimmer von Vernunft zeigen will, so sei die erste That die Aufhebung und Annullirung alles Dessen, was seit Kriegsausbruch an Gesetzen *ind Verordnungen, zugeschnitten auf eine Episode, unhaltbar für so lange Zeiten, sich über uns ergossen hat; aber ausnähmelos, ohne Hinterthüren, ohne Beschönigung, ohne Milderung. Aufhebung aller Kriegsgebilde und Kriegsgesellschaften, aller Monopole und Zwangsorganisationen. Und dann gehe die neue Regirung vor gegen den Feldwebelgeist, der so herrlich sich in diesen Kriegsjahren ausbreitete, korrumpirt und korrumpirend, und der viel schlimmer wuchert in allen Aemtern und Stellen, im Verkehr und Handel, oben -und unten, als je in den schönsten Zeiten des seligen Zarismus. Im Militär bricht sich ja schon immer die Macht des Generals beim Feldwebel; ist es nichts Neues. Jetzt ist aber auch glücklich im Civilleben durch die Ueberspannung der wirtschaftlichen Verordnungen eine Bestechlichkeit eingerissen, die alle Begriffe verwirrt. Und was «las Schlimmste ist: sie wird 1auch von rechtlich empfindenden Menschen stumm geduldet.

Die neuen Männer werden von den alten Gegnern als „Radikale" verschrien; gut, so seien sie es in Wahrheit und roden radikal Alles aus, was die alten Regirungen in vier Jahren gesündigt haben. Gehet daran mit fröhlichem Gemüth und durchleuchtet all das Dunkle, d|as uns mit kleinlichen Chicane verfolgt, das Volk geärgert und verärgert hat. Gebet all das Brot, das im Lande ist, und erwürget dadurch den Schleichhandel, der nur von der Kargheit dler Zutheilung lebt und gedeiht. Und gebet nach alter Regirungregel nicht nur „panem", sondern auch ,,circenses": lasset das Volk wieder froh werden und1 frei von ödem Gendarmen- und Polizeigeist. Lasset nach arbeitreicher Woche das Fabrikmädchen ruhig und offen zum Tanz gehen, nicht heimlich und verstohlen. Lasset mündige Mähner, auch die im bunten Rock, ohne Zapfenstreich und Feierabend ruhig ihr Glas gutes Bier trinken, selbst auf die Gefahr hin, daß mal ein zwanzigjähriger Lieutenant von einem fünfzigjährigen Landsturmmann nicht genügend honorirt wird. Mögen endlich die militärischen Stellen, von all

I
Dem entlastet werden, was sie doch nicht verstellen, und der
inili ansche Absolutismus verschwinden, woher er gekommen ist.
Und Ihr, deutscher Adel, besinnet Euch auf Eure Väter,
die Werth darauf legten, wahre Edelleute zu sein. Nicht in
der Vertheidigung veralteter Vorrechte, nicht in liebediene-
rischem Gehorsam vor den Mächtigeren, nicht in subalternem
Beamtendünkel, sondern in freier Kulturarbeit für die All-
gemeinheit. Stemmet Euch nicht in thörichtem Dünkel gegen
das Neue, das mit oder ohne Euch heraufkommen mußte. Und
wenn Hunderttausende landhungerig zurückkehren aus dem
Schlamm der flandrischen Gräben, so sperret Euch nicht gegen
das alte Menschengesetz, daß freie Menschen nur auf freier Erde
gedeihen können, sondern gebt von dem Ueberfluß heimischen
Grundes ab, was noththut, damit es Euch nicht genommen
werde. Ihr wißt ja: es würde Euch genommen.
Und Ihr, die zweite Generation der Fabrikherren, denket
daran, daß Eure Väter einst klein angefangen haben, und ver-t
sperrt den Strebenden nicht die Bahn, drückt Eure Beamten,
Eure Techniker, Eure Chemiker, vor Allem Eure Arbeiter nicht
zu Kulis herab. Nur wo freie Kräfte walten, kann das deutsche
iWirthschaftleben sich neu gestalten, nur die am Besten behan-
delten und bezahlten Arbeiter bringen Euch das Meiste ein.
Und glaubet nicht an die allein sdigrnachenden Trusts und Syn-
dikate, die Euch die Juristen einreden und die den Nachwuchs
fernhalten, den Wettbewerb ausschalten und am Ende sich
gegen Eure eigenen Interessen und die Eurer Arbeiter richten.
Glaubet nicht an Theorien, sondern an die allein lebendige
und Leben bringende Praxis.
Auch schwere Zeiten, selbst demüthigende wie die von
heute, muß ein reifes Volk ertragen |können. Die lange Friedens-
zeit, der steigende Wohlstand hatte uns verwöhnt undf hoch-
Imüthig gemacht und der Krieg hat uns nicht gebessert
Denn ging es ums gut, so höhnten wir die Feinde. Aber auch
diese bösen Zeiten werden vergehen. Ein neues Geschlecht wird
von draußen heimkehren, anders, als es hinauszog, mit an-
deren Wünschen und anderen Forderungen. Mögen dann die
rechten Männer da sein, die das Verständnis für die neuen Be-
griffe haben, und nicht denken, daß mit wenig Weishdt regirt
werden könne. Die Besten werden nöthig sein, um die neue Ord-
nung zu richten; nur die besten werden gut genug sein.
Hamburg. Ludwig Ollendorff.
(Beide Briefe wurden vor der Revolution geschrieben).
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag de»
Zukunft in Berlin. — Druck von Faß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

•Autoritäten
lagert:
Da6 7/LiötAmötramenL
F*. *.
Bringt in. jedzSffleim,
ecäle,/7fäidL&
majinigfarfidter-Ai't.
örammofiAcn.
SpeziaOaiatTt
31re4&ut,GaHenAb:47
0>£n.a.M.Sofuuttl5Q
7)usse£djorf!Äärni£)aßke 78
Abel.£o£itm6bafie.40
TSirnBtrg.MnigsbtU-

Nr. 9
7. Dezember 1918
Die Zukunft.

BILLIGE BUCHER
.- Photosraanltches Atelier:
Vergrößerungen nach eingesandt
Bildern in ktinstl. An:
Restatiflagen - Antiquarische WerKe
Heine Eroberung des
Nordpols
v. Frederick A. Cook, aus
d. Englischen, m. 56 Bild,
i. Orig. , Pappband » rn
früher 10— jetzt 0»««
Der vielumstritt. Bericht
d.ein.d.beid.Polea*decker.
Jos. Vict. t. Scheffel
Ekkehard - Der Trompeter
T. Säkkingen ■ Lieder. Mit
biographisch. Einleitung,
in Original ■ Halb- n rn
leinen-Band . . . O,0U
Scheffels romantische
Dichtungen, die immer
wieder d. Leser gefangen
nehmen, werden hier im
neuen Gewände dargebot.
4000 Km im Ballon
von Herbert Silberer. Mit
28 Aufh. vom Ballon aus.
Orig.-GanzL-Band, . «r
früher 8,40 jetzt . 4,Zfl
29 Fahrberichte t. Reisen
im Freiballon, jenem poe-
sievollst all. L'uftvehikel.
Die gute alte Zeit
50 Zeichnungen von Karl
Spitzweg m. Einleitung v.
Herrn. Uhde-Barnays. Im
Orig.-Gesch.-Einbd. * gr
früher 6,— jetzt. . 4,Z0
Eine prächtige Sammlung
von Zeichnungen dieses
gemütvollsten der Alt-
Münchener Künstler.
Hugo v. Habermann
Eine Monographie v. Fritz
v. Ostini, m. 70 Bildern. In
Orig.-Halbleinenb. in nn
früher 24,— jetzt 1Z,UU
Das Gesamtbild d. Lebens-
werkes des berühmten Ma-
lers der eleganten Frau.
LyriK d. Renaissance
Orig.-Uebertragungen aus
d. Italienischen, Französi-
schen, Spanischen, Portu-
giesischen u. Englischen
v. Agnes Ganzenmüller. In
färb. Orig. ■ Umschl. a OC
früher 8,— jetzt . . 0,03
Eine prächt., zweifarb. ge-
druckte Anthologie all. be-
deut. Dicht. cLRenaissance.
Spanische u. Italie-
nische Novellen
Die lehrreich. Erzählung,
u. Liebesgesch. der Donna
Maria de Zayes u. Solo-
meyer. Aus d. Spanischen
v. Clemens Brentano. 2Bde.
Num. Druck. Prächt, färb.
Pappeinb.a.d.Werk ir nn
C.Sonntagjr.u.Lyon 18,ÜU
Tausend u. eine Nacht
Arabische Erzählung. Zum
ersten Male aus d. Urtext
vollständig übertragen v.
Prof. Dr. Gustav Weil, m.
Ober 700 Illustr. 4 Bände
in 2 geb. 1610 S. In färb.
Orig.-Gesch.-Einb. «i cn
früher SO,— jetzt Z4,0U
Die vollständigste u. dabei
billigste Ausg. d. berühmt.
Märchen-SammL d. Welt.
Herzog Ernst von
Sachs.« Coburg« Goth a
Aus meinem Leben u. aus
meiner Zeit Lebens-Eriu

nerungen in 3 Bänden
1811 S. In schönen Ganz*
leinenBänden rn
früher 48,50 jetzt ZZ,3U
TKo/^H^r> Q-f/^PT-n sämtl. Werke, neue Ausgabe in 3 Bänden ig nn
1 IieOClOI Ol tJI X 1 1 1767 Seit. Geschmackv. Geschenkbände 10, UU
KlassiKer
Gutgedruckte Ausgaben in Frledens-
Austtattung und Geschenk-Einbänden.
Franz von Gaudy
Ausgewählte Werke in % Banden,
1566 Seiten, Ganzleinen-Band n cn
Früher 4,— jetzt Z,0U
E. T. A. Hoffmann
Ausgewählte Werke, 3 Bände in 2 ge-
bund. Prachtbänden, Ganzlein, in nn
Geschenk-Bände, ob. Goldschn. 10,UU
Theodor Hörner
Werke in 2 Bänden, 826 Seiten a an
in Ganzleinen OjOU
Theodor Hörner
Werke in 2 Bänden, Jubiläums-Ausgabe
mit Lebensbild undAbbildungen, * cn
926Seit In Halbleinen-Band geb. 4,0U
August von Platen
Werke in 2 Bänden, 86S Seiten a an
in Ganzleinen-Band
Arthur Schopenhauer
Sämtliche Werke. Genaue Textansgabe
mit biogr. Einleitung, 8 Bände a nn
in 4 gebunden. Ganzleinen. , Z,UU
Jos. Victor von Scheffel
Werke in 2 Bänden, geschmack- « nn
volle Geschenk-Einbände. . . 4,UU
William ShaKespeare
Sämtliche dramatWerke mitbiognraph.
Einleitung in 4 geschmackvollen n nn
Geschenk-Einbänden 0,UU
Karl SimmrocK
Werke, kleine Auswahl, mit biograph.
Einleitung. 7 Bände in 2 ge«
bunden. Ganzleinenbände .
8,00
Welt-Romane
Die berühmtesten Romane aller Literaturen
der Welt In guter Übertragung. Jedes Werk
ln gemackvollem Gseohenk-Einband.
Alexis, DieHosen d.Herrnv.Bredow
Boccaccio, Das Dekameron
Brachvogel, Friedemann Bach
Bulwer, Rienzi
Bulwer, Die letzt. Tage v. Pompeji
Casanovas Abenteuer
Cooper, Der rote Freibeuter
Dickens, David Copperfield
DostojewsKi.Raskolnikows Schuld
und Sühne
Dumas, Die Dame mit d. Camelien
Dumas, Die drei Musketiere
Dumas, Zwanzig Jahre nachher
Dumas, Die Millionenbraut
Dumas, Der Herr der Welt
GerstacKer, Die Fluftpiraten dos
Mississippi
GerstacKer, Die Regulatoren in
Arkansas
HacKländer.DerletzteBombardier
Hugo, Die Elenden
LagerlBf, Gösta Berling
Murier, Zigeunerleben
Retcliffe, Putbla
S a eher Masoch, Die Damen im Pelz
SienKiewlcz, Mit Feuer u. Schwert
SienKiewicz. Sintflut
Sue, Der ewige Jude
Tolstoy, Auferstehung
Tolstoy, Die Kreuzersonate
Wallace, Ben Hur
Wilde, Das Bildnis des Dorian Gray
Zola, Zum Paradies der Damen
Jeder!
Band
2,8S
Kauf Raus des Westens
BERLIN W50,
Tanentzlen - Straft* n/24.
Versand-Abteil

Berlin, den 14. Dezember 1418
An die Feinde
\ m fünften Januar 1918 sprach Premierminister Lloyd George vor den Vertretern der Gewerkschaften Grund* sätze aus, deren Wiederholung jetzt noth wendig wird. „Ueber das Wesen unserer Kriegsziele und Friedensbedingungen ist, zu meiner Freude, die ganze Nation einig. Ich darf also behaupten, daß die Worte, die ich zu Ihnen sprechen werde und die der Erdkreis hören wird, den Willen der Nation, des britischen Gesammtreiches ausdrücken. Miß* verständniß muß weichen. Wofür kämpfen wir? Wir führen nicht einen Angriffskrieg gegen das deutsche Volk. Das ist von seiner Regirung in den Glauben überredet worden, es müsse seine gerechte Sache gegen einen Bund neidischer Nebenbuhler vertheidigen, die Deutschland zertrümmern wollen. Das ist nicht wahr. Niemals plante Britaniens Regirung, die Einheit der deutschen Stämme aufzulösen, ihren Staat, ihre Länder zu zerstücken. Deutschland hat sich in der Welt eine große Stellung erworben, die wir weder bestreiten noch vernichten wollen. Wider unseren Willen, unbereitet zu so gewaltigem Ringen, sind wir ge* zwungen worden, unser Recht, das öffentliche Recht Europas und feierlich beschworene Vertragspflicht, die Deutschlands Euß beim Einbruch in Belgien zertrat, zu vertheidigen. Wir standen vor der Wahl, in den Krieg einzugreifen oder als

Zuschauer di« Niederlage Europas, den Triumph roher Ge*
wart über öffentliches Rech* und internationale Gerechtig*
keit zu sehen. Nur die Erkenntnifl dieser ungeheuren Ver*
antwortlickeit hat den Entschluß des Britenvolkes bestimmt.
Wir wollen, daß Deutschland auf den Plan militärischer
Erdbeherrschung verzichte und all seine Kräfte den großen
Aufgaben weihe, aus denen der Welt Wohlthat werden kann.
Wenn Deutschland sich eine aufrichtig demokratische Ver*
fassung gäbe, wäre uns diese Thatsache der stärkste Beweis für
den Verzicht auf militaristische Herrschsucht; und der Ab*
schluß eines im weitesten Wortsinn demokratischen Friedens
mit diesem Reich würde dadurch sehr erleichtert. Doch^die
Entscheidung dieser Sache steht nur dem deutschen Volk zu.
Die formale Zustimmung zu dem Satz ,Weder Annexion
noch Kriegskostenersatz' und zu dem Gedanken nationalen
Sefbstbestimmungrechtes kann nkht nützen. Die Central*
machte müssen der Lage, der wichtigsten Thatsachen be*
wüßt werden, ehe wir in Verhandlung mit ihnen eintreten.
Weit hinter uns liegen die Tage des Wiener Kongresses. Der
Willkür eines Verhändlerhaufleins, das mit Beredsamkeit
und Intrigue einem Herrscherhaus oder VoUc Vortheil zu
erlisten sucht, darf die Zukunft [europäischer Civilisation
niemals wieder überlassen sein. Die Ordnung des neuen
Europa muß auf vernünftige Gerechtigkeit gegründet wer*
den; nur dann ist ihr Dauer verbürgt. Das Regifen in
Eintracht mit den Regirten muß drum die Richtschnur für
alle Gebietsordnung sein, die aus dem Krieg hervorgeht,
leder Vertrag muß heilig und jede Nation, wie schwer es
ihr auch werde, bereit sein, für ihre Unterschrift einzu*
treten. Sonst sind Verträge nicht das Papier werth, auf dem
sie stehen. Belgien (Das war und bleibt stets unsere erste
Forderung) muß in seinem ganzen Umfang, politisch und
wirthschafrlich, wiederhergestellt und von allem tilgbaren
Verlust entschädigt werden. Das ist nicht die Forderung
eines Tributes, wie Deutschland ihn 1871 von Frankreich
erzwang; nicht die Sucht, die Kosten einer Kriegspartei der
anderen aufzubürden. Die grobe Verletzung des öffent*
richen Eüropäerrechtes muß gesühnt und, wo es irgend noch

möglich ist, unschädlich gemacht werden: sonst ist auf Frie*
den nicht zuhorten. Wiederherstellung schließt Anerkennung
des dazu zwingenden Rechtes in sich. Wenn die Miß*
achtung internationalen Rechtes und der dadurch bewirkte
Schade nicht durch Geldstrafe gesühnt wird, kann dieses
Recht überhaupt niemals wirksam werden. Auch Serbien
und Montenegro, die verheerten Gebiete Frankreichs, Italiens,
Rumäniens müssen wiederhergestellt werden; die Zurück*
ziehung aller fremden Truppen und die Entschädigung von
rechtwidrig erlittenem Verlust sind die Vorbedingungen
jeden haltbaren Friedens. Treu, bis in den Tod treu wollen
wir auch zu der französischen Demokratie stehen, wenn
sie die Wiedererwägung des großen Unrechtes fordert, das
geschah, als 187] zwei Provinzen aus Frankreichs Flanke
gerissen und, ohne einen Blick auf die Wünsche ihrer Be*
wohner, dem Deutschen Reich einverleibt wurden. EinHalb*
Jahrhundert lang hat dieses Geschwür den Frieden Europa*
vergiftet; und ehe es völlig verheilt ist, kann der Erdtheil nicht
wieder gesunden. Mit grellerer Deutlichkeit als durch dieses
Beispiel kann wohl nicht bewiesen werden, wie schlimm sich
der böse Wahnsinn rächt, der die Gunst militärischen Zufalls*
erfolges zu Verletzung internationalenRechtes mißbraucht. Ein
freies Polen, dem alle dazu willigen echt polnischen Volks*
theile einzufügen sind, scheint mir auch für die Sicherung
und die Ruhe Westeuropas unentbehrlich. Ueber die deut*
schen Kolonien hat, wie ich oft gesagt habe, die Konferenz
zu verfügen, deren Beschlüsse im Wesentlichen von den
Wünschen und Interessen der Ureinwohner zu bestimmen
sein werden. Sie wird auch für die Entschädigung von
rechtwidrig erlittenem Verlust zu sorgen haben; und un*
serer Seemannschaft gedenken müssen, die für die gemein*
same Sache der Freiheit so viel that und so viel duldete.
Wir müssen wünschen, müssen sogar fordern, daß die nach
Kriegsschluß zu stiftende Ordnung nicht den Keim neuen
Krieges enthalte. Die Gebietsfragen und alle anderen mö*
gen noch so weise beantwortet werden: Stoff zu internatio*
nalem Streit bliebe doch immer. Nach dem Krieg wird die
Wirthschaftlage Europa« sehr unbequem sein. Ueberall wird

es, nach dem ungeheuren Kraftaufwand,, an Rohstoffen feh* len. Je länger der Krieg, desto größer diese Noth; und die Länder, die Rohstoffe hervorbringen, werden, natürlich, zuerst für sich und für ihre Freunde sorgen. Auch wird die neue Ordnung nicht die Umstände überdauern, denen sie angepaßt wird. Und so lange neuer Völkerstreit noch möglich ist, müssen alle Völker sich dazu rüsten. Die drückende Rüstungbürde, der Wehrpflichtzwang, die wahn* witzige Vergeudung von Kraft und Vermögen an Kriegs* bereitung: so häßlicher Flecke muß unsere Civilisation sich schämen. Deshalb muß, nach unserer Ueberzeugung, alles Erdenkliche zur Schaffung eines internationalen Organismus versucht werden, der Völkerstreit schlichtet. Dem also, der uns fragt, wofür wir kämpfen, antworten wir heute, wie so oft schon: Für gerechten und dauernden Frieden. Ehe die* ser Friede in Sicht kommt, müssen, wie uns scheint, drei Bedingungen erfüllt sein. Erste: Anerkennung der Heilig* keit jedes Vertrages. Zweite: Die Grundlage der Gebiets* Ordnung muß überall das Selbstbestimmungrecht der Völ* ker, die Eintracht von Regirern und Regirten sein. Dritte: Ein internationaler Organismus, der die Rüstunglast und die Kriegsmöglichkeit mindert, muß geschaffen werden. Unter diesen Bedingungen wird das Britische Reich gern Frieden schließen. Um die Annahme dieser Bedingungen zu sichern, sind die Völker dieses Reiches zu noch größerem Opfer bereit, als sie bis heute schon brachten."

Drei Tage danach lauschte der Kongreß der Vereinig* ten Staaten von Amerika einer neuen Botschaft des Präsi* denten Wilson. „Kein Staatsmann, in dem auch nur das geringste Bewußtsein der Verantwortlichkeit lebt, könnte für eines Augenblickes Dauer die fürchterliche Vergeudung von Blut und Gut verlängern, wenn er nicht gewiß wäre, daß solches Lebensopfer für das wahre Leben der Menschen* gesellschaft unentbehrlich ist und von seine m Volk als eben so unvermeidliche Gerechtigkeitpflicht empfunden wird. Wir wünschenjjund fordern, daß vom Beginn der Friedenserörterung an volle Offenheit und Oeffentiichkeit herrsche und'fortan Geheimabkommen irgendwelcher Art

nicht mehr geduldet werde. Wk die Zeit des Erobeins und der Gebietsdehnung, so liegt auch die geheimer Ver* träge hinter uns; solche Verträge, die einzelnen Regirungen Sondervortheil sichern sollten, konnten plötzlich, wider alles Erwarten, den Erdfrieden gefährden. Daß diese Zeit entschwunden ist, muß, als eine beglückende Thatsache, jedem öffentlich wirkenden Mann klar geworden sein, der nicht im Gedankenkreis abgestorbener Tage lebt. Jede Nation darf fortan jede mit der Gerechtigkeit und dem Erdfrieden vereinbare Absicht offen ankünden und sich stets zu den Zielen bekennen, die ihrem Streben nothwendig und mit Menschheitrecht vereinbar scheinen. Wir sind in den Krieg eingetreten, weil das Recht verletzt, unser eigenes Leben dadurch schmerzhaft berührt worden war und unerträglich geworden wäre, wenn das Unrecht nicht gesühnt, die Welt nicht vor Rückfall gesichert würde. Wir erwarten und ver* langen von diesem Krieg nicht irgendwelchen Sondervor* theil. Wir verlangen nur: Weltordnung, die das freie Leben der Völker schirmt und jedem Volk, nicht nur unserem, das Recht verbürgt, sein Leben nach ungehemmtem Er* messen einzurichten, jedem da? gerechte Wohlwollen der anderen sichert, jedes vor eigennützigem Angriff undUeber* wältigung schützt. Dahin müssen alle Völker streben; dahin weist aller Interesse. Uns wenigstens ist durchaus klar, daß wir gerechter Behandlung nur sicher sein dürfen, wenn sie allen Völkern gesichert ist. |Unser Programm fordert Weltfrieden; und kein anderes dünkt uns heute noch möglich. 1. Alle Friedenserörterung muß öffentlich, jeder Frie* densvertrag öffentlich nachprüfbar sein; internationale Ge* heimabkommen soll es nicht mehr geben und die Diplo* matie ihr Geschäft vor Aller Auge treiben. 2. Ungeschmä* lerte Freiheit der Seeschiffahrt(außer in Territorialgewässern) in Friedens* und Knegszeit; gesperrt ist ihr nur die See, die durch internationalen Beschluß, zu Sicherung internatio naler Uebereinkunft, Allen verschlossen ist. 3. Fall aller entbehrlichen Wirthschaf t schrank en: Gleichheit der Handels? bedingungen für alle Völker, die Frieden wollen und zu seiner Wahrjang bereit sind. 4. Bürgschaft für gleiche Min*

derung der Wehrmacht bis auf den niedrigsten Rüstung'
stand, der die innere Ordnung der Staaten sichert. 5. Auf*
richtige und vollkommen unparteiische Schlichtung alten
Streites um Kolonien; As unerschütterliche Grundlage aller
Entscheidung über Hoheitrechte das Bewußtsein, daß die
Rechte der Ureinwohner das selbe Gewicht haben wie die
der Regirung, deren Souverainetät abgegrenrt werden soll.
6. Räumung des Rußland gehörigen Landes; allen Ruß*
land berührenden Fragen ist die Antwort zu suchen, die
diesem Reich Unabhängigkeit, freie Entwicklung und
Wahl seiner nationalen Einrichtung, freie und gedeih*
licche Gemeinschaftarbeit mit den anderen Völkern der
Erde sichert. Rußland muß freundlicher Aufnahme
in die Gesellschaft der freien Völker gewiß sein,
selbst sich die Gesetze geben, die es wünscht, und stets
Beistand finden, wenn es ihn ersehnt. Die Behandlung, die
im Lauf der nächsten Monate dem Russenvolk von den
Brudervölkern gewährt wird, muß den guten Willen dieser
Völker und ihr selbstloses Verständniß für Rußlands Nöthe
erweisen: und damit eine Probe für das später von ihnen
=u Erwartende sein. 7. Der ganze Erdball ist in der Ueber*
zeugung einig, daß Belgien geräumt, Wiederhergestellt werden
und in seinen souverainen Rechten so unangetastet bleiben
muß wie jedes freie Volk, das sich solcher Rechte erfreut.
Keine andere Einzelhandlung vermag so viel wie diese zur
Erneuung des Völkervertrauens auf die Haltbarkeit der Ge>
setze, die nach dem Willen der Völker den internationalen
Verkehr regeln sollen. Alles Völkerrecht wäre ohne solche
Heilwirkung für immer entkräftet. 8. Frankreichs Land
muß frei und dessen verheerter Theil wiederaufgebaut
werden. Damit, im Interesse aller Völker, der Friede ge*
sichert sei, muß das Unrecht, das Preußen 1871 that, als
es den Franzosen Elsaß'Lothringen nahm, und das fast ein
Halbjahrhundert lang diesen Frieden gefährdete, in Ordnung
gebracht werden. 9, Die deutlich erkennbare Linie des
nationalen Besitzstandes muß Italiens Grenzen bestimmen.
10. OesterreichsUngarn, dem wir in der Nationengesellschaft
einen geschützten Platz sichern wollen, muß, so schnell.

wie es irgend kann, seinen Völkern die Gewißheit freier Entwicklung verbürgen. LI, Räumung und Wiederher* Stellung Rumäniens, Serbiens, Montenegros. Serbien erhält freien und sicheren Ausgang ins Meer. In freundlicher Aussprache sollen, auf dem festen Boden historischer Ueber* lieferung, die Balkanstaaten sich über Verwandtschaft und Nationalbedürfniß verständigen; allen ist der Gebietsstand, die politische und wirtschaftliche (Unabhängigkeit inter* national zu verbürgen. Auch zu dieser Verständigung soll der Rath der Nationen mitwirken. 12. Sicherung der Os* manensouverainetät über alle türkischen Reichstheile; aber auch Sicherung des selbstständigen Lebens und ganz un* belästigter Entwicklung für die nicht türkischen Völker, die bisher unter Osmanenherrschaft standen. Allen Schiffen und dem Handel aller Völker sind, unter internationaler Bürgschaft, die Dardanellen stets offen. 13. Das freie Polen* reich muß alle von unbestreitbarer Polenmehrheit bewohnten Gebiete umfassen, freien Ausgang ins Meer haben und durch internationale Bürgschaft in seinem Landbesitzstand und seiner Wirthschaftfreiheit geschützt sein. 14. Ein Völkerbund muß, in klaren Vertragsvorschriften, großen und kleinen Völkern unantastbaren Besitzstand und politische Freiheit durch Gemeinbürgschaft sichern.

Im Hinblick auf diese wesentlichen Versuche zu Un* rechtssühnung und Rechtssicherung fühlen wir uns als schüchterne Gefährten aller gegen die Imperialisten vereinten Völker und Regirungen. Sonderinteressen können uns nicht spalten, verschiedene Meinungen über die Ziele uns nicht trennen. Bis ans Ende sind wir geeint; und werden kämpfen, bis die Abkommen und Verträge erlangt sind, die uns noth* wendig scheinen. Nur, weil wir die Herrschaft des Rechtes und einen haltbaren Frieden wollen und weil gerechter Friede unerreichbar ist, wenn nicht die Hauptursachen des Krieges auf dem von unserem Programm vorgezeichneten Weg fortgeräumt werden. Wir hegen keine Eifersucht auf Deutschlands Größe; und durch unser Programm würde sie nicht verkleinert. Wir neiden ihm weder Wissenschaft* liche Erfolge und Ehren noch irgendein Unternehmen,

das seinem Namen Klang und Glanz erwart). Wir wollen es nicht kränken noch seine Macht, seinen Einfluß da schmälern, wo sie berechtigt sind. Will es sich durch gerechte Verträge uns und anderen friedlichen Völkern zu aufrichtiger Achtung der Gesetze und nationalen Anstand«* pflichten gesellen, so denken wir nicht daran, es mit der Waffe oder mit feindseliger Wirthschaftvereinbarung zu bekämpfen. Wir wünschen nur, daß es auf seinem Platz in der Welt, in der neuen Welt unserer Tage, anderen Völkern gleiches Recht gewähre. Fern ist uns das Erdreisten, ihm Umsturz oder Umbildung seiner Inneneinrichtung auf* zuzwingen. Offen aber müssen wir aussprechen: Vorbe* dingniß jeder vernünftigen Friedenserörterung ist Klarheit darüber, ob hinter seinen Wortführern die Reichtagsmehr* hert steht, ob die Militärpartei und die Schaar, in der noch die Hoffnung auf Weltbeherrschung lebt. Ich habe nun wohl so unzweideutig klar gesprochen, daß für Zweifel und Frage nicht der winzigste Raum mehr bleibt. Das ganze Programm, das ich verkündete, rankt sich um den einen Grundsatz: Allen Völkern, starken und schwachen, allen Stämmen, großen und kleinen, gleiches Recht, in gesicherter Freiheit so zu leben, wie ihnen beliebt. Der Bau inter* nationalen Rechtes kann weder ganz noch in irgendeinem Theil standhaft dauern, wenn ihn nicht dieser Grundsatz als Grundmauer stützt. In diesem gewaltigsten, in diesem letzten Krieg für die Freiheit des Menschengeschlechtes ist der Gipfelpunkt sittlichen Empfindens erklommen. Unsere Kraft, unser reiner Wille, die Lauterkeit unserer Hingebung und ihres Zweckes muß nun die Probe bestehen."

Aus Wilsons Rede vom elften Februar 1918: „Die Vereinigten Staaten wollen sich nicht in Europas Ange* llegeriheit einmischen noch gar in europäischem Gebiet* streit das Amt eines Schiedsrichters an sich reißen. Sie würden sich des Versuches schämen, irgendwo aus Schwach* heit Nutzen zu ziehen und innere Unordnung zu miß* brauchen, um ihren Willen einem anderen Volk aufzu* drängen. Der Krieg ist entstanden, weil den kleinen Völkern, den machtlosen Volkssplittern die Einigung nicht gegönnt,

das Selbstbestimmungrecht, nach dem sie ihr Leben ge* stalten wollten, verwehrt wurde. Das darf nicht wieder sein; und die Verträge, die solchen Mißstandes Wieder* kehr hindern, müssen auf die Bürgschaft aller Völker ge* stützt sein, die um jeden Preis die Gerechtigkeit, als ein heiliges Gut, schützen wollen. Oeffentlicher Vergleich und Austausch von Meinungen scheint mir da nützlich, wo die Staaten über vier Hauptsätze einig geworden sind. Erstens: Jeder Theil des Vertrages, den wir erstreben, muß auf dem festen i Grund der Gerechtigkeit ruhen und für den bestimmten Einzelfall den Interessenausgleich schaffen, von dem die längste Friedensdauer zu hoffen ist. Zweitens: Völker und Landstücke sind nicht Marktwaare und Zahl* mittel der Monarchen; sind nicht, wie Brettspielsteine, her* umzuschieben, nicht aus einer Staatshoheit in die andere zu stoßen, auch nicht unter dem Vorwand, dadurch werde das Gleichgewicht der Kräfte gesichert: denn dieses Spielchen Erwachsener ist für| alle Zeit nun in Verruf. Drittens: Die Antwort auf Fragen nach der bestrittenen Staatzu* ständigkeit eines Gebietes darf nur von dem Willen der darin heimischen Volksmehrheit, nicht von der Vortheil* sucht einer Regirung, gegeben noch von zwei daran in* teressirten Staaten, ohne Wägung der Volkswünsche, ver* einbart werden. Viertens: Wo die berechtigte Forderung einer Nation irgendwie annehmbar ist, werde ihr Erfüllung; aber auch vorbedacht, ob dadurch nicht neuer Streitsame ausgestreut oder alten Haders Leben verlängert würde: denn immer und überall befiehlt die wichtigste Pflicht, die Ruhe Europas und damit der Erde zu wahren. Auf solcher Grundlage können wir den Friedensschluß erörtern. Wenn mein Blick nicht trügt, wird die gebieterische Nothwendig* keit unserer Grundsätze schon überall anerkannt und nur von den Wortführern der deutschen Militaristen und An* nexionisten noch bestritten. Nirgendwo anders haben die Stimmen der Gegner Kraft und Gewicht. Wird nicht neue Weltordnung, herrscht die alte friedlos und freudlos fort, dann ist das Menschenleben unerträglich und alles Hoffen auf Menschheitentwickelung verdorrt."

Im April sagt, in Baltimore, der Präsident: „Bei der Schlußabrechnung wollen wir dem deutschen Volk eben so gerecht werden, dem Deutschen Reich eben so reinliches Handeln zeigen wie jedem anderen Volk und Staat. Denn das Endurtheil kann als gerecht nur gelten, wenn es nicht nach verschiedenem Maß den Völkern das Recht zumißt."
In Mount Vernon, am vierten Juli: „Ehe auf unserer Erde je wieder Friede herrschen kann, müssen die Feinde sich zu den Zielen bekannt haben, für die heute die Völker der Welt kämpfen. Erstes Ziel: Jede Willkürgewalt, die, allein, heimlich, aus freiem Entschluß, den Frieden zu stören ver* mochte, muß, wo sie auch walte, zerstört oder, wenn völlige Zerstörung noch nicht zu erlangen ist, außer Stand gesetzt werden, durch Uebermacht Schaden zu stiften. Zweites Ziel: Fragen des Gebietsbesitzes, nationalen Hoheitrechtes, poli* tischer Beziehungen und wirtschaftlicher Verträge müssen so beantwortet werden, wie die am Nächsten davon berühr* ten Völker in Freiheit beschließen, nicht so, wie Interesse oder Selbstsucht eines anderen Volkes oder Staates wünscht, dem die Erfüllung dieser Wünsche nur den Einfluß in fremde Länder verbreitern oder in Vorherrschaft helfen soll. Drittes Ziel: Alle Nationen müssen sich in den Beschluß einen, in ihrem Handeln gegen einander fortan sich überall von dem selben Grundsatz der Ehre und treuer Gesetzeswah* rung leiten zu lassen, der in allen modernen Staaten die Bürger, als Individuen, in ihrem Verkehr unter einander leitet; und das von den Völkern zu wahrende Gesetz muß die ganze civilisirte Gesellschaft binden. Jede Zusage und jeder Vertrag muß so ehrfürchtig wie ein Glaubens* artikel gehalten, kein Komplot, keine Sonderverschwörung darf angezettelt, von fremder Eigensucht kein Schade, unge. sühnt. Anderen gethan werden; auf dem aus edlem Stein gefüg* ten Grund allgemeiner Rechtsachtung soll sich, unter festem Dach, das Gebäude allgemeinen Vertauens erheben. Viertes Ziel: Der Friede muß so organisirt werden, daß die geeinte Macht der freien Völker jede Rechtsschmälerung hindern kann; und ein Gerichtshof wahrhaft Oeffentlicher Meinung muß die Achtung des Friedens und der Gerechtigkeit sichern.

<nuß seinen Sprüchen überall Gehorsam erwirken, jede
Wandlung internationalen Wesens, über die sich die un*
mittelbar davon berührten Völker nicht selbst, in Freund»
schaft, verständigen können, prüfen und, wenn sie ihm ge*
recht scheint, bestätigen. Die Gesammtheit dieser großen
Ziele läßt sich in den einen Satz fassen: Wir erstreben die
Herrschaft des für Staaten, Nationen, Einzelne gleichen Sitt*
lichkeitgesetzes, des vom freien Willen der Regirten anerkann*
ten, von der organisirten Menschheitmeinung verbürgten
Rechtes." InNewYork.am siebenundzwanzigsten September:
..Die Regirungen der Centraireiche haben, durch ihr Han*
dein gegen uns und durch ihr Verhandeln in Brest*Litowsk
und Bukarest, erwiesen, daß Ehre ihnen nichts gilt und
daß sie nicht nach Gerechtigkeit streben. Mit ihnen, die
keinen Vertrag halten, nur auf Gewalt bauen, nur dem Radi
der Selbstsucht folgen, können wir niemals .einig werden*.
Ihr Denken und ihre Vertragssprache sind nicht unsere. Und
das deutsche Volk muß jetzt verstehen, daß wir nicht dem
Wort Derer trauen können, die uns diesen Krieg aufge*
zwungen haben. Die Regirung der Vereinigten Staaten meint,
daß über fünf Punkte Einigkeit erzielt sein muß, ehe der
Friede geschlossen und zugleich der Völkerbund gestiftet
werden kann. Erstens: Unparteiische Gerechtigkeit muß
walten; sie darf nicht von dem Wunsch, hier mehr, dort
weniger gerecht zu sein, gehemmt werden, darf nicht Unter*
Scheidung, Begünstigung, Abstufung kennen, sondern muß
jedem in den Friedensbund zugelassenen Volk gleiches
Recht gewähren. Zweitens: Das Sonderinteresse irgend'
einer einzelnen Nation oder Gruppe darf, wenn es nicht
mit dem Gesammtinteresse vereinbar ist, niemals die Grund*
läge eines Vertragstheiles werden. Drittens: In der Familien*
gemeinschaft des Völkerbundes sind Sonderbündnisse, Son*
derverträge und ähnliche Abkommen unmöglich. Viertens:
,Iri diesem Bunde darf auch der wirtschaftliche Verkehr
nicht von selbstsüchtigem Gezettel bestimmt werden; Boy*
kort und Aussperrung [in irgendwelcher Form sind uner*
laubt; nur die Gesammtmacht des Völkerbundes darf, wenn
es zu Wahrung der Disziplin, zu Aufsicht oder Strafe nöthig

ist, die Wirthschaft eines Staates oder einer Gruppe vots- den Weltmärkten ausschließen. Fünftens: Alle internatio*» naien Verträge und Abkommen müssen, welcher Art sie auch seien, ohne Verschweigung einzelner Theile veröffent* licht werden. Dieser Krieg ist einer der Völker, nicht der Staatsmänner. Immer tiefer sind die nationalen Ziele in den Hintergrund gerückt, immer heller von dem gemeinsamen Ziel der aufgeklärten Menschheit überleuchtet worden. Die Volks* massen, die schlichten Menschen des Alltages wollen nicht hören, was ihnen, in der Sprache von Staatsmännern, über Gebietsabgrenzung und Machtordnung gesagt wird; sie ei* sehnen das Licht weitblickender Gerechtigkeit, friedsam« Liebe und das Wort, das ihnen die Befreiung bedrückter, verzweifelnder Männer uncj Frauen, geknechteter Völker an* kündet. Nur in dieses Sehnens Stillung könnten sie den Preis erkennen, der die Mühe und das Leid eines die Well verwüstenden Krieges würdig belohnt"

Nach Deutschlands Kapitulation hat, im Staate Texas,, der Amerikanische Arbeiterbund eine Forderungliste, ver* kündet, deren Hauptsätze lauten: „Ein Bund freier Völker soll in seinem Bereich die Grundsätze der Gerechtigkeit wahren und verhüten, daß Politik und Wirthschaft irgend* eines Volkes begünstigt, irgendeines eingeengt oder gelähmt werde. Nirgends darf Rachsucht sich auswirken; nur gegen erwiesenes Unrecht sind Strafmittel und Repressalien er* laubt. Das Recht jeder Nation, noch der kleinsten, muß geachtet und jede vor dem Zwang bewahrt werden, unter ihr widriger Herrschaft zu leben. Grenzverschiebungen sind nur gestattet, wenn sie der Wohlfahrt der davon betroffenen Völker und der Festigung des Gemeinschaftfriedens dienen. Die Arbeit des Menschen ist nicht Waare, nicht Handels* gegenstand. Die Freiheit der Rede und Schrift, das Recht, sich zu versammeln und Vereine zu gründen, darf nirgends eingeschränkt werden. Güter, die von Kindern unter sech* zehn Jahren hergestellt sind, werden nicht in den internatio* nalen Handelsverkehr zugelassen. Die Arbeitzeit eines Tages darf nicht länger als achtStunden währen." Diesem Programm hat Präsident Wilson öffentlich zugestimmt.

Im April 1916 ließ ich (in einem Heft, dessen Umlauf verboten wurde) den Präsidenteh der Vereinigten Staaten von Amerika sprechen: „Die Neutralen sind noch vereint zu schwach, um durch ihr Gewicht eine Wägschale senken zu können. Der Papst, dessen seelischen Heerbann nur der Thor unterschätzt, ist ohne körperlich wirkende, körperlich greifbare Gewalt und, als Oberhaupt der Kirche, die in beiden Lagern wimmelnden Anhang hat, im Willen zum Handeln gelähmt. Nicht von verglühendem Licht wird das Dickicht hell: nur von der Gluth junger Kraft, die den Gipfel ihrer Wachsthumsmöglichkeit noch nicht erreicht hat. Für hunderttausend Keime und Körner, die Europäergeist und Europäerfteiß in unseren Boden säte, haben wir zu danken. Und hätten würdig gedankt, wenn Europa durch unseren Rath gerettet würde. Der kann nur nützen, wenn er aus leidenschaftlichem Drang nach Gerechtigkeit kommt und mit der Zunge des rückhaltlos Aufrichtigen redet. Schmerzende Wahrheit muß gesagt, doch soll Niemand gekränkt werden. Europa ist in diesen Krieg gestrauchelt, wie ein Kind, dem die dünne Eishaut tragfähig schien, in reißendes Wasser. Braucht es nicht einen kräftigen Arm, dets aus der Strömung hebt? LTnd diesen Arm hinzu* strecken, befiehlt uns Pflicht um so lauter, je näher die Gefahr rückt, daß auch uns die Schicksalsströmung in ihren Wirbel niederlecke. Noch sind wir neutral; nicht ohne Basalte nur: auch ohne das Vorurtheil, das aus Einheit* bewußtsein der Rasse wie Schlingkraut aufschießt. Wer unsere Menschen betrachtet hat, fand in Gestalt und Antlitz die Spur aller Stämme aus Alter Welt; die Wesenszüge des Briten und des Romanen, des Kelten und des Deutschen, der Skandinaven und der Iberer. Wer mit dem Blick die Oberfläche durchdrungen und das Staunen darüber verlernt hat, daß er Donnerstag neben einer Spanierin, Freitag neben einer Schottin saß, die, Beide, in Amerika, von Amen* kanern gezeugt und geboren waren, Der wird bald auch in unserem Wesensschrein die Ideologismen und Idealismen aller Völker, oft wirr durcheinandergeworfen, finden. Wir sind Erben, die Ahnen sein möchten. Nicht mehr {trotz

dem albernen Zerrbild, das der Neid täglich malt) als an*
dere emsig raffende, häufende Völker auf münzbaren Gewinn
erpicht; nur, weil nirgends bei uns, nach dem Wort des
deutschen Dichters, unnütze Erinnerungen und verfallene
Schlösser sind, eher als die Hüter solcher Horte geneigt,
im Besitz den Werth schöpfer, mindestens den Werthmesser
zu sehen. Könnte es anders sein, da wir weder Fürsten*
gewalt noch Lehnsmannschaft, weder Kriegerkaste noch Adel
haben und der flinke Kopf des Bengels, der feuchte Zeitungen
ausschrie, den Kindern Paläste gebaut, wüste Abladeplätzie
in prangende Gärten gewandelt hat, die noch den Herrn
von Versailles entzücken müßten? Fern bleibe stets uns
die kindische Grille, Europa in unser Ebenbild umschaffen
zu wollen. Fern der übermüthige Wunsch, in das Schicksal
eines Erdtheiles, der so lange der Erde Gesetz, der Mensch*
heitgeschkhte Inhalt und Form gab, mit der Frechheit ehr?
furchtlos Thatlüsterner einzugreifen. Das Feld, auf dem
wir gebieten und von dem wir ernten dürfen, liegt zwischen
dem Cap Lincoln und dem Cap Hoorn: und hat Raum
für alles von Kind und Kindeskind je zu gebärende Volk.
Das Heil und das Weh beider Welten aber, der alten und der
neuen, ist durch feine Nervenstränge so fest verknotet, daß
völligeTrennung kaum noch denkbar, das Versiechen der eines
ohne tiefe Schwächung der anderen nicht mehr vorstellbar
ist. Wenn Ihr verarmet, scheinen wir reicher: und härten
doch einen Born und einen Markt, den reichsten Geistes*
schacht und die beste Kundschaft zu betrauern. Schönheit*
sehnen und Selbstsucht vermählen sich: und ihrer Ehe ent*
bindet sich der Wunsch, daß Euch Gesundheit, die dem
Logosmenschen Vernunft heißt, wiederkehre. Und über dk
Wiege bückt sich der Stolz und heischt, endlichen unzwei*
deutig klaren Worten, die ungeschmälerte Wahrung unserer
Rechte. Allzu lange sind sie mißachtetest Mißachtung von
uns auf Papier gebucht, nicht, als grober Unglimpf, mit
unserer Waffe geahndet worden. WirTsind ein^starkes und
freies Volk, das nur mit unangekränkelter Selbstachtung
fortleben kann; und sind Vormacht und Stimme aller noch
nicht in Euren Krieg gezwungenen Völker. |Die Vereinigten

Staaten (nicht von Amerika. Nord und Süd, nur, sondern) der Weißenwelt, die raschen Frieden wollen. Weil sie nicht länger thatlos zuschauen, nicht abermals Monde an Ver* handlung mit diesem, mit jenem Lager vertrödeln, ihre gegen fremde Wortspielmarken eintauschen könnten. Weil sie sich jn den blutigen Reigen gesellen, den Krieg mitführen müßten, um nicht durch die Duldung fortwährenden Krieges an Ehre und Vermögen morsch zu werden. Das empfinden die Schüchternsten; ,dürfen aber nicht wagen, es auszusprechen. "Wir müssen Friedensstifter oder, auf unsere Art, Mitkämpfer werden. Und die Stunde, die den Entschluß fordert, hat geschlagen. Stellet Eure Europäeruhr, wie Ihr wollt, dehnet oder kürzet den Tag, lasset Euch von Fanten und Wichten die Mär von unserer Ohnmacht, unserem Maulheldenthum, das sich unters Schwert ducken werde, einlullen: kein Stahl meißelt diese Stunde aus dem Leib Eures Schicksals.
Noch sind wir neutral. Das wird in Europa heftig bestritten. In beiden Lagern. In beiden wird, durch Schmäh* artikel und Karikaturen, die selbst der von Pedanterei und Geckerei durchaus freie Freund kräftiger Satire nur mit Ekelsregung betrachten kann, versucht, den Präsidenten der Vereinigten Staaten, als einen lächerlichen und verächtlichen Tölpel, in der Oeffentlichen Meinung herabzusetzen. Solcher Unglimpf ist von viel Größeren schweigend durch Jahr* zehnte getragen worden. Millionen meiner Mitbürger haben mir die Führung des Staatsgeschäftes anvertraut. Wünschten sie, dieses Amt in die Hände eines Mannes zu legen, in dem die hemmungkose Tollkühnheit eines Reiterobersten oder Tauchbootkommandanten jedes Bedenken entkräftet, dann hätten sie nicht einen Gelehrten erwählt. Wie mir Ge* wissen befiehlt: so nur kann ich des hohen Amtes walten; nicht, um durch Raschheit zu blenden, auf unsicherer That* bestandsgrundlage Entschlüsse überstürzen. Neun Zehntel, mindestens, unserer Bürger wünschen, mit allen Völkern in Freundschaft zu leben; dieser Wunsch muß mir Riccht-schnür sein, so lange die Ehre oder ein Lebensinteresse un* se*es Landes sich nickt dawider aufbäumt. Hat zürnender Volksempfinden die straffe Schnur nun zerrissen?

Die Westmächte beschuldigen uns jämmerlich schwacher Duldung deutschen Völkerrechtsbruches und höhnen uns. weil wir auf die Tötung amerikanischer Bürger in höflichen Noten antworten und uns durch Auskunftzusage und andere Ausrede hinhalten lassen. Nach ihrer Meinung mußten wir Belgiens Neutralität, deren Mitbürge wir sind, ver* theidigen und das schwer erworbene Gut der (Zivilisation mit hörbar mahnendem Wort und, wenns nöthig wurde, auch mit der Waffe schützen. Deutschland und Oesterreich* Ungarn schelten uns, weil ihren Feinden aus amerikanischen Fabriken Waffen und Munition geliefert wurden und weil wir, nach ihrem Glauben ohne irgendein Recht, ihrer Kriegs* führungHemmniß bereiten; weil wir (so, ungefähr, lautet die Formel) ,uns in Dinge einmischen, die uns gar nicht angehen.' Solche Doppelanklage ist das Loos aller in unbefangene Gerechtigkeit Strebenden. In der langen Kriegszeit hat die Regirung der Vereinigten Staaten nicht den winzigstet* Schritt gethan, den ein klarer Kopf als einen Verstoß, auch nur den sachtesten, gegen die Neutralenpflicht deuten konnte. Großbritanien führt einen Wirthschaftkrieg gegen Deutschland, sperrt ihm die Zufuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen und sagt: .Diese Kriegsform ist nicht nur er* laubt und von Alters her bis in die neuste Zeit, gegen be* lagerte Städte und Länder, gebräuchlich, sondern auch die dem Empfinden unserer Tage erträglichste. Wir leben auf einer Insel, sind kein Volk von Landkriegern, wollen, daß Staatenstreit durch Schiedsspruch geschlichtet werde, und können ein wildes Thier, das wüthend gegen uns anrennt, nicht mit dem Schwert, nur durch Ermattung bändigen. Wenn ihm die Lebensmöglichkeit schwindet, wird die Wuth vernünftiger Wägung der Wirklichkeit weichen. Wer unser Thun als ein ruchloses dem ritterlichen Waffengang'gegen* überstellt, ist blind oder ein Lügner. Der Krieg von heute, der Belagerungsgeschoß gröbsten Kalibers in Hagelsdichte auf Menschen niederprasseln läßt, der mit Flatterminen, Stickgas, Flammenwurf, Spreng* und Giftstoff, Trug und Tücke jeglicher Art arbeitet, hat mit Ritterkampf, hat auch mit den auf Fußvolk. Reiter, Feldgeschütz beschränkten

Kriegen des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr die schmal* ste Gemeinschaft Dem Feind die Augen oder die Lunge auszubrennen, unbefestigte Städte und Dörfer aus der Luft zu beschießen, aus Wasserstiefe den Bauch wehrloser Schiffe, die Menschen oder Waaren befördern, zu schlitzen und mit Luftbomiben und Torpedos Weiber und Kinder, Greise und Sieche zu töten oder zu verstümmeln: ists etwa ritterlicher als unser Versuch, dem Feinde die Gelegenheit zu Einkauf und Verkauf zu sperren und ihn zur Einstellung seines Gra* natenfeuers zu zwingen? Seine Hafenstädte zu beschießen, wäre nicht humaner; und zweckwidrig: denn Schiffsgeschütz ist gegen starke Küstenbefestigung unwirksam. Unsere Blockade ist ,effektiv': denn sie hat den ,Effekt*, daß die deutsche Flagge von den Meeren verschwunden ist und ohne unsere Erlaubniß kein Schiff durch den Kanal und die Nord* see gelangt. Diese Thatsache wird durch kecke Streiche «inzelner tüchtigen Kerle, wie jede Korsarenzeit sie gekannt und in der Literatur aufbewahrt hat, nicht zerfeilt. Auch die Unwirksamkeit einer Landsperre würde nicht dadurch erwiesen, daß eine kühne Patrouille sich durch eine Lücke geklemmt und vielleicht gar den Rückweg ermöglicht hat. Auf dem Meer ists, unter Vermummung und täuschender Flagge, jetzt um so leichter erlangbar, je weniger noch an deutsche Seefahrt gedacht wird. Und abermals fragen wir: Ist der Versuch, in einer Larve, mit erkünsteltem Schorn* stein, verschminktem Bord, falscher Flagge sich an einen Kauffahrer heranzuschleichen, ihm durch Feuerandrohung Mannschaft und Waare abzunehmen und ihn danach zu versenken, ritterlicher als unser unblutiger Wirthschaftkrieg? Um solche Sperre, mit der es stets gerechnet hat, brechen zu können: nur zu diesem Zweck hat Deutschland (das die Absicht, uns anzugreifen, ja leugnet) seine Flotte gebaut. Deren Aufgabe war, wie jedes Eingesperrten, sich gegen den Einsperrer, der sein Ziel erreicht und keinen Grund hat, sich noch zu rühren, mit aller Wucht zu wenden und ihn, wenn sies vermag, zu überwältigen. So ists von den Schöpfern der Flotte verheißen worden. Der Unterseekrieg gegen wehrlose Handelsschiffe wird vom Völkerrecht nicht

erlaubt und widerspricht der Urforderung gesitteter Mensch» heit, den Kampf Bewehrter gegen Ungerüstete zu ächten. Dieser Krieg erhält auch durch unseren von schlimmer Er* fahrung bewirkten Entschluß, Handelsschiffe zu bewaffnen, keinen Rechtsgrund. Ein Handelsschiff wird ein Tauchboot nur angreifen, wenn ihm über dessen Absicht auf Angriff kein Zweifel mehr bleibt; sonst ist die Scheu vor der über* legenen Waffe ein genügendes Hemmniß. Den Waffnung* beschluß faßten wir, als uns viele Kauffahrer von Unter* seebooten vernichtet worden waren. Wenn in einer Straße schon mancher Bewohner eines bestimmten Hauses im Dun^ kel getötet wurde und die Ueberlebenden deshalb nur noch mit einem Revolver ausgehen: darf die verborgene Mörder* schaar dann sagen, diesen Bewaffneten abzuschießen, sei, weil er sie angreifen konnte, ihr gutes Recht gewesen?1 Das darf sie nicht. Und wir Amerikaner, die, trotz (oder wegen) der Verwandtschaft, immer, mißtrauisch, auf derWacht gegen englische Ueberhebung sind, haben an Englands Dar? stellung höchstens den Begriff ,effektiver Blockade' zu be* mängeln. Viel mehr aber an Englands Handeln. Daß es unseren Waarenverkehr mit Europa abschnürt und sich ein Recht auf Durchsuchung und Beschlagnahme anmaßt, hätten wir längst geahndet, wenn uns Deutschland nicht, durch die Tötung amerikanischer Menschen, immer wieder, tiefer fühlbaren Tort angethan hätte. Lauter als Kaufmannsverlust schreit der Schmerz Verwitweter, Verwaister, trauernder El* tern gen Himmel. Dennoch: die Art, wie England seine Sperrgewalt anwendet, ist unvereinbar mit Völkerrecht. Das ist nicht eine kraftlose Buchstabensammlung, nicht für die Zeit ersonnen, in der die Völker friedlich neben ein* ander hausen, und wird nicht durch die Erfindung neuer Kriegsmittel durchlöchert. ,Unter den Waffen schweigen zwar die Gesetze, aber nur die des Verkehrs und die im Frie* den auch von fremden Gerichten anwendbaren; nicht dieewi* gen, für jede Zeit geltenden Gesetze. Die Möglichkeit, unter Gewalt zu leiden, giebt einem Staat niemals das Recht, selbst Gewalt anzuwenden.' Diese Sätze des Niederländers Hugo Grotius sind Säulen, auf denen unsere Ueberzeugung fest ruht

Wir sind ohne Schuld an dem Ausbruch des Krieges und
können aus ihm nichts gewinnen. Daß unter seiner Schreckens*
herrschaft unsere Ausfuhr und Einfuhr schrumpft, nehmen
wir hin; nicht, daß sie völlig gehindert, unser Baumwollmarkt
verwüstet, dem Ackerbau das Kali, dem Gewerbe der Theer*
farbstoff von Willkür entzogen werde. Noch weniger, daß
unseren Bürgern auf Wegen, die zu benutzen ihr Recht ist,
von Menschen Lebensgefahr bereitet werde. Solche Wege
sind die großen Wasserstraßen zwischen den Erdtheilen.
Hauptstrecken solcher Wege durch einfache, einseitige Ver*
kündung als ‚Kriegsgebiet' abzuschließen und Jeden, der
sich hineinwagt, zu berauben, zu töten, ist Keinem, nicht vom
Wortlaut noch vom Geist irgendeines Völkerrechtes, gestat*
tet; ist Rechtsfiktion, Rechtsanmaßung, der wir uns nicht beu*
gen. Und die wir um so weniger erwarten durften, als wir
den Gesammtverkehr mit Europa, der ein Dutzend mächtiger
Rhedereien reichlich nährt und Zehntausenden, Angestellten,
Lieferanten, Aktionären, das Leben fristet, weitherzig bisher
europäischem Betrieb überließen. Weil England nicht Wei*
zen, Fleisch, Gewebe, Kupfer, Stahl, Sprengstoff, Petroleum,
Fette erhalten soll und Englands Feind kein vom Völkerrecht
zugelassenes, weithin erkennbares und warnendes Mittel hat,
die Zufuhr dieser Güter zu hindern, darf ein in die Meerestiefe
Verkrochener jedes solcher Ladung verdächtige Schiff sammt
Mannschaft und Fahrgästen zerstören? Eben so triftiges,
eben so brüchiges Recht würde gestatten, morgen unserer
Welt anzukünden, Spanien sei, weil Frankreich, Schweden,
weilRußland von dort her Waarenbeziehen könne,als Kriegs*
gebiet zu betrachten und deutschen Luftkämpfern erlaubt, auf
jeden Eisenbahnzug, den sie in diesen Ländern erspähen, Bom*
ben zu werfen: weil jeder verdächtig sei, etwas der Wirth*
schaft oder gar der Kriegsführung Frankreichs und Rußlands
Nützliches zu befördern. Der Unterseekrieg verletzt kein
staatliches Hoheitrecht; Tag vor Tag aber Menschen* und
Völkerrecht. Er muß sie verletzen, wenn er nicht auf Kriegs*
schiffe beschränkt wird. Denn da ein, leider, noch giltiger
Brauch die Führung falscher Flaggen erlaubt, kann jedes unter
neutraler Flagge fahrende Schiff ein dem Feind gehörendes

sein; ob ein Kauffahrer irgendwo zwei oder drei Kanonen hat, ist vom Tauchboot aus nicht zu erkennen; und die von diesen Booten ins Meer gestreuten Minen fragen nicht, ob sie ein feindliches oder ein neutrales Schiff in Trümmer zer, schleudern. Deshalb ist das Versprechen, neutrale und warfen* lose Schiffe zu schonen, zu warnen, anzurufen, vor dem Brandschuß Mannschaft und Gäste zu retten, unhaltbar. Darum aber dreht sich, seit dem grausen Ende der ‚Lusi* tania', der Zwist. Er ist zwiefach vergiftet worden. Manche Fabriken unserer Staaten haben den Briten, Franzosen, Russen Geschütze, Geschosse, Kriegsgeräth aller Art geliefert. Das zu thun, war ihr Recht; und nicht ihre Schuld, daß Deutsch* land, dessen Kundschaft ihnen eben so lieb gewesen wäre, ihnen, der Seesperre wegen, nichts abkaufen konnte. Die deutsche Industrie hat in allen Kriegen neuer Zeit, trotz der Neutralität des Reiches, einer Partei, manchmal auch beiden Parteien, Waffen und Munition geliefert; thäte sies nicht, dann (sprach die berliner Regirung) müßte ihre Leistung* fähigkeit rasch sinken. Was ihr, ohne Schranke, erlaubt war, kann dem Gewerbe Amerikas nicht verboten sein. Die Masse des Gelieferten ist ins Ungeheure übertrieben und alles in Südamerika und im englischen Kanada Erzeugte auf unsere Rechnung gesetzt worden. Das durchaus private Lieferge* schäft, dessen Umfang längst kaum noch der Rede werth ist, wäre vom Staat nur durch ein Ausfuhrverbot zu hindern gewesen. Solches Verbot vom Kongreß zu fordern, habe ich abgelehnt; nicht nur, weil ich gewiß war, daß ers weigern werde. Wir wollen nicht, daß jeder Staat gezwungen sei, schon in Friedenszeit Warfen zu häufen: denn die Häufung ist zugleich Versuchung, die Entscheidung jeden Streites durch Krieg zu ertrachten. Wir wollen nicht, daß der bis an die Zähne Gerüstete dem schlecht Bewaffneten, dem die neutralen Länder sich verschließen, seinen Willen aufzuzwingen vermöge: denn unser Hofen ersehnt Wei* tung des Schiedsgerichtsstandes und organisirten Frieden, nicht fleißig und kunstvoll organisirte Gewalt. Wir wollen nicht einen Rechtszustand, der uns, wenn wir in Krieg genöihjgt worden wären, hindern müßte, aus neutralen

Landern die "Waffen einzukaufen, die uns, friedlichen Fannern, Händlern, Gelehrten, Künstlern, fehlen. England, das seit hundert Jahren auf ^Landkrieg europäischen Maßes nicht mehr vorbereitet ist, in einem Kampf, den es nicht zum Zweck irgendwelcher Gebietsvergrößerung führt, in der schweren Anfangszeit ohne Waffe zu lassen, wäre uns wider die Natur des freien, friedfertigen Amerikaners, aber auch wider den Geist moderner Menschheit gewesen. Die Kauf* leute, Industriellen und Regenten der Vereinigten Staaten handelten in sicherem, von keinem Zweifel antastbaren Recht- Dessen Nützung brachte ihnen aber den bitteren Groll der Deutschen ein. Auch der ins Haus unserer Freistaaten freund* lich aufgenommenen. Aus deren Irrthum entstand die zweite Vergiftung. Mancher von ihnen glaubte, ein seinem Vater* land angethanes Unrecht an der neuen Heimath rächen zu müssen und unsere Staatsbezirke zerklüften zu dürfen. Die Beweise, auch der Begünstigung so sträflichen Thuns, liegen in unseren Archiven. Wir hatten dem Deutschen Reich nicht Unrecht gethan; und fordern von jedem Zugewanderten, daß er die Gesetze der Staaten sorglich achte. Weshalb kam er? Doch wohl, weil in irgendeiner Stunde seines Le* bens der Rechtszustand und die Erwerbsmöglichkeit unseres Landes ihm günstiger als seines schien. Wollte er mit jeder Faser und Fiber Deutscher oder Ire bleiben, unter allen Um* ständen sich thätig für sein Geburtland einsetzen, dann mußte er daheim ausharren, die Ungunst des Lebens erdulden und zu Besserung des politischen und sozialen Wesens mit* arbeiten. Aus unserem Lande das Schmackhafte wegnaschen und im ersten Sturm sich dann als wüthenden Deutschen, grimmen Iren geberden: Das wäre unerträglicheZumuthung. Beispiele aus dem Geschehenen würden die Flamme schüren, die ich gern verglimmen sähe. Deshalb will ich nur fragen: Hätte Deutschland gestattet, daß während des mandschuri* schen Krieges Japans Agenten die preußischen Polen be* * arbeiteten, um durch deren Auf rührerhaltung, durch Wühle* rei und Gefährdung von Waffenfabriken das Deutsche Reich zur Abkehr von Rußland einzuschüchtern? Und: Ist unser Rechtsanspruch nicht in jeder Stunde dem deutschen gleich?

Ich begreife, daß einem in Lebensgefahr fechtenden Volk so kühle Wägung der Wirklichkeitwerthe schwer wird; daß es im Drang vergißt, wie oft es selbst den Feind seiner Freunde mit Waffen und Munition versorgt hat. Doch ich muß von Deutschland fordern, daß es jede Gemeinschaft mit unklugen Patrioten, wie stark auch sein Gefühlspuls für sie schlage, öffentlich löse, die, als Gäste oder als zugelassene Bürger der Vereinigten Staaten, das Gastrecht mißbrauchen oder den Bürgerfrieden unterwühlen; und dadurch dem Deutschen Reich hier nicht nützen: nur gründlich schaden. Daß sie diesem Reich den Sieg wünschen, ihm durch Wohl* thätigkeit helfen, verargt ihnen kein ernsthafter Mensch. Kein seinem Vaterland treuer kann ihnen aber gestatten, ihr Dreis farbentuch über unser Sternenbanner zu hissen, Gegenstände unserer inneren Politik zu Werkzeug ihres Deutschthums* strebens zu machen und ihre Wählerstimme, das Geschenk der zweiten Heimath, an die Bedingung zu knüpfen, daß der Erwählw eich zur Förderung der deutschen Sache verpflichte. Ich muß, zweitens, von Deutschland fordern, daß es ohne Umschweif ausspreche, wie es unser Volksrecht fortan wahren, das Leben und die Habe amerikanischer Bürger fortan schützen wolle. Schützen könne: denn nicht länger darf die Frage, ob zwischen zwei großen, ihrer Zukunft gewissen Völkern Freundschaft oder Feindschaft sein solle, an der Wimper und den Nerven eines jungen Tauchbootkomman* danten hängen, der seinem Vaterland Nützliches leisten, seinen Namen der deutschen Eiche einkerben möchte und in dessen Ohr nur die Gewissenslosung klingt: Herunter, was ich irgend packen kannl Die listige Kühnheit solcher Männer muß Jeder bewundern. Ihre Boote aber haben im Völker* recht noch keinen festeren Stand, als die Korsarenkähne hatten, die in den zwanzig Jahren des anglo*französischen Krieges, insbesondere während der Kontinentalsperre gegei. England, heimlich aus kleinen Häfen Flanderns, der Normandie und Bretagne schlüpften und den Briten in jedem Jahr fünf* hundert Handelsschiffe raubten. Noch heute, hundert Jahre nach Napoleons Korsarenkrieg, haben wir zwar, trotz den Konferenzen im Haag (1907) und in Londen (1909),

kein international giltiges Seerecht unter dem Schirm einer sühnenden Vollzugsgewalt. Doch die Gebote anerkannter Sittlichkeit, die, zum Beispiel, nicht das Recht giebt, der Ret* tung des eigenen Kindes zehn fremde Leben zu opfern, und -die im Unterseekrieg bis jetzt gesammelte Erfahrung weisen den Weg in Einvernehmen, das beiden Reichen Bewegung* freiheit läßt. Nachgiebigkeit wäre nicht hüben, nicht drüben Schwäche; nur der Ausdruck des redlichen Wunsches, zwei Völkern, die kein unaustilgbarer Grund in Feindschaft nöthigt, die Gewißheit freundlichen Verkehres zu wahren. Die Hoffnung, ein Volk von der Tapferkeit und Kraft des deutschen durch Drohrede zu ängstigen, wäre thöricht und -eitel. Obendrein weiß es, wissen die Leiter seines Reichs* geschäftes, welche Folgen der Bruch haben müßte. Unser ganzer Erdtheil, Nord und Süd, würde, nicht nur für die Kriegszeit, dem Deutschen Reich verfeindet. Das verlöre alle Schiffe, die in amerikanischen Häfen liegen, und müßte mit ihnen als mit beträchtlichem Zuwachs der Feindes* tonnage rechnen. Holland und Skandinavien könnten auf Seezufuhr kaum noch hoffen: also, um nicht in Noth zu gerathen, von Waarenvorrath, Viehbestand, Ernteertrag nichts mehr an Fremde abgeben. Ob so hoher Preis die Ent* kräftung Englands (durch Mangel an Nahrung und Schiffs* raum) erkaufen könnte, hat Deutschland nach dem Ergebniß des napoleonischen Sperrkrieges und nach der Leistung* fähigkeit eines Bundes, dem auch Amerika,mit seinem Kapital und seiner Wirthschaftmacht, sich angeknüpft hätte, allein zu prüfen. Daß des Krieges Ende dann, weil auch der schon arg Geschwächte die Wirkung unserer Hilfe abwarten würde, ins Unabsehliche schwände, ist gewiß. Und nicht minder, daß von dieser Stunde an auch wir im Inneren nur eine Front hätten. Die Abstammung, von Deutschen, Iren, Oesterreichern, Ungarn, wäre fürs Erste vergessen, jeder Amerikaner den Sternen und Streifen verlobt; und der gestern im Gefühl Abtrünnige morgen, wie Plechanow, Guesde, Legien, ein von Eifershitze dampfender Patriot."

Wer, unter steter Bedrohung seiner Lebensarbeit, diese Sätze schrieb, hat wohl erwiesen, daß er die Gefahr, auch die der Deutschenseele mit Pestgift nahende, früh sah, in sich den Willen zu Gerechtigkeit nicht verdorren ließ und nicht zu den Vielzuvielen gehört, die jetzt alltäglich über die Grenze kreischen: „Wir haben immer gewarnt und nie* mals ein anderes Ende erwartet!" Noch, wenn es nicht lügt, nützt solches Stöhnen eben so wenig wie das Ge* schluchz Dessen, der Deutschlands Sterbekleid vor der Welt schwenkt. Der Krieg kam nicht aus Nothwendigkeit. Keine Macht (dagegen zeugt auch das Ergebniß des Prozesses Suchomlinow nicht) hat ihn im Sommer 1914 gewollt; und plante für künftige Tage eine Macht Krieg, so befahl jedem Staatsmann die höchste Pflicht, alles von politischen Mitteln zur Vereitelung dieses Planes Erhoffbare zu thun. Unter Thronhimmeln schlaffe Herzen, in Kanzleien kleine Zufalls* günstlinge: der stählerne Hammer des Militaristenwillens, den die Entscheidung unaufschiebbar dünkte, zerschlug alle Gewissensbremsen. Franz Joseph fürchtete, dem schon grol* lenden Adel beider Reichshälften als ein Greis zu gelten, der, weil er nicht mehr Feldherrnruhm heimsen könne, nofh* wendigem Krieg ausbiegt. Wilhelm hatte schon in Kono* pischt (denken die zu Aktenprüfung Berufenen dran?), als er mit den Häuptern des Heeres und der Flotte Franz Ferdi* nand besuchte, mit Feuer gespielt; in derKrisis der letzten Juli* tage bäumte sein Theatertemperament sich dann heftig wider den Ruf des Schwätzers und Weichlings, „der imletzten Augen* blick doch zu feig ist, die Mobilmachung zu unterschreiben." Mit schwindligem Gewissen rafft er sich in den Entschluß zu doppelter Kriegserklärung; möchte flink nun den for* schen Haudegen mimen, findet aber nur das würdelose Wort: „Jetzt wollen wir sie dreschen"; und seilt sich mit allen Rumpfgliedern an Lüge. „Eine längst gegen Deutschland verschworene Räuberbande hat uns ruchlos überfallen, will uns aushungern, das Reich in Trümmer schlagen und hat dessen Grenzfrieden schon verletzt. Uns bleibt keine Wahl, darf im Drang pressender Noth kein Alltagsgebot hem* men." Das ist dem deutschen Volk von tausend Zungen

gesagt worden: damit es nicht für Niederlage den Kaiser
verantwortlich mache. Eine Regirung, sprach Bismarck, „hat
nicht das Recht, das Volk, dessen Schicksal ihm anvertraut
ist, gegen erdrückende Uebermacht ohne Noth ins Feld zu
führen." Britanien war ohne Landheer, Rußland ohne zu*
längliche Rüstung, noch also nicht „erdrückende Ueber*
macht"; schon aber wurde, für alle Fälle, die „Noth" er*
logen. Das deutsche Volk nahm Alles, gläubig, als lautere
Wahrheit hin. Stand auf der Ueberzeugung, daß es gegen
tückische, alles Völkerrecht brechende, alle Sittlichkeit schän*
dende Horden in Nothwehr fechte und sich selbst den
Untergang bereite, wenn es vor der Anwendung irgendeines
wirksamen Kriegsmittels zaudere. Kein mahnendes, Lüge
und Irrthum widerlegendes Wort durfte in den Gehörgang
der Nation dringen. „Schuld oder Unschuld: wir sind nun
einmal drin. Durchhalten! Sonst ist Alles verloren. Meinen
Sie etwa, die Feinde würden in Deutschland glimpflicher
hausen als wir in Belgien, Frankreich, Serbien, Rußland, in
der Luft, unter See? Ohne den höchsten Aufwand von
Zorn und Haß schaffen wirs nicht. Lesen Sie Schiller: Der
Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen." Seinem
Schrecken ist, vielleicht, nur auf Papier, nicht in rauher
Wirklichkeit eine Schranke gesetzt. Seufzend verkroch Man*
cher sich in diesen Glauben. Erinnerte sich, daß in Reims>
1870, der als Feldherr der Unionisten bewährte amerika*
nische General Sheridan am Tisch des Deutschen Bundes*
kanzlers gesagt hat, die richtige Strategie müsse in Feindes*
land alle Bewohner quälen und peinigen, „bis ihnen nichts
bleibe als die Augen, um den Krieg zu beweinen, und sie
ihre Regirung anflehen, Frieden zu schließen". Und je
schriller das Grausgerücht gellte, je tiefer draußen ringsum
Wuth und Rachsucht sich einwurzelten, desto schwerer
wurde die Mahnerpflicht. Wich von dem Krieger, von seinen
Eltern und Kindern der Glaube, daß Noth den Kampf be*
fahl und jeder Tropfen deutschen Blutes für die gerechte
Sache floß, dann morschte des Reiches Grundgebälk. Trüge
Deine Seele die Last solcher Verantwortlichkeit? Bist Du
unfehlbaren Urtheiles gewiß? Noch sind nicht alle Archive

aufgethan, nicht die Geheimakten der Kabinete geprüft. Keiner wägt im Hagel von Schuld* und Unschuldbeweisen die Schlossen. In Sintfluth verhallt die Stimme des Rechtes. Weil sie verhallte, ward Sintfluth. Schändliches ist ge* schehen; in Heimath und Fremde, in friedlichen und neu* tralen Ländern alles Handeln und Zetteln von dem Wahn bestimmt worden, der Endsieg sei gewiß und werde jedes ihm dienstbar gemachte Mittel heiligen. Daß dieser Sieg unerringbar sei, durfte nicht gesagt, nicht mit dem behut* samsten Wörtchen angedeutet werden. „Er ist uns nicht mehr zu entreißen": Tag vor Tag hörten und lasen es die Deutschen. Die sind in Ordnung, Unterordnung gewöhnt, ihrer Sache, groß oder klein, fast immer durch ernste Ar* beit mächtig geworden und stets bereit, den Muth der Physis wie das Weihzeichen sittlichen Werthes zu bewun* dem. Daß Einer tapfer und doch ein Lügner sein könne, will ihnen nicht in den Sinn. Auch nicht, als die Blüthe des Sieghoffens abgewelkt, das Heer Woch»n, Monate lang rückwärts gedrängt, in die jähste, verderblichste Kapitu* lation aller Geschichte geworfen worden ist. „Die Obersten, Gekrönte und Prinzen, taugten nicht und am Anfang ists wohl nicht mit rechten Dingen zugegangen." Viel mehr wird nicht hörbar; kein Aufschrei wilden Zornes. Der schallt nur aus dem Lager der triumphirenden Feinde herüber. Da wird gerechnet; wächst aus einem Sündengebirg eine Ziffern* säule himmelan. Einundfünfzig Monate Gewaltherrschaft in Belgien, dessen Verwaltungeinheit getrennt, dem die Roh* stoffe, Maschinen, Waaren aller Art, drei Milliarden allein in Bargeld und Banknoten genommen wurden; Rechtsbruch, Arbeitzwang, Menschenverschleppung, in der letzten Stunde noch Zerstörung von Industriestätten und Plünderung der Hauptstädte. Verwüstung Nordfrankreichs; Kathedralen, Burgen, Denkmale, Hütten, Fabriken, Obstpflanzungen. Luftangriff, den Recht und Brauch nicht gestatte. Passagier* dampfer und Lazaretschiffe versenkt. Geheimpakte mit Iren und Vlamen. Einschleppung von Sprengstoffen, Bazillen, Brandzündern in neutrale Länder. Ueberall Bestechung, Trug, Diebstahl, Raub, stille oder laute Rechtsbeugung.

Um jede Anklage ein Zeugengewimmel. Unter verglühen*
der Sonne das vom Blut des armenischen Volkes gedüngte
Feld. Und auf dem Rund der Erde kaum eine Stimme für
Deutschland. In den Jahren seiner Kraft, die auf Schwächere
wie Drohung wirkte, fand es Gefährten, Gehilfen. Seit es
schwach wurde, haben die Gefährten sich von ihm gekehrt
und manche Gehilfen in den Schmähchor eingestimmt. Schallt
aus ihm der empörte Wille zum Recht? Nur vor unserer
Schranke, spricht der Feind, wird Gewißheit.
Wieder hat Deutschlands Volk nicht gewußt, was wurde.
Und wieder wird seine Unwissenheit in tückische Schuld
umgedeutet. Auf meiner Erde, denkt es, sind alle Herrscher*
häuser nun leer. „Ist Demokratie. Keine Willkürgewalt
kann hier fortan heimlich die Störung des Erdfriedens vor*
bereiten. Die Fetinde müssen zufrieden, können selig sein.
Alle,Punkte'des Präsidenten Wilson haben wir angenommen,
lassen uns von Sozialdemokraten regiren, Bundesrath, Reichs*
tag, Verfassungen, Landtage, sogar die Militärmacht ent*
kräften und sind auf ein Leben in ärmlicher Enge gefaßt.
Schön ist die Heimath jetzt nicht. Den'in Zucht gewöhnten
Kriegern werden die Waffen genommen; und allerlei Volk,
dessen Trachten undurchsichtig ist, wälzt sich mit Hand*
granaten, Maschinengewehren und anderen Schußwaffen
lärmsüchtig über Straßen und Markt. Die besten Beamten
klagen über das Mißtrauen der Arbeiter* und Soldaten*Räthe,
über störenden Eindrang in jeden Winkel des Amtsbezirkes,
die von Knauserei fernsten Unternehmer über Lohnforderung,
die kein Gewerbe auch nur durch Monate tragen könne. Dazu
an allen Ecken Zank und Stank, Verdacht und Haftgefahr. Die
Nahrung noch knapper als in der Kriegszeit und der Schleich*
handel, der jede Geldstrafe auf den Kunden ablud, von der
Standgerichtsdrohung eingeschüchtert. Doch aller Anfang ist
schwer und die Uebergangswirrniß konnte noch schlimmer
werden. Wir sind nicht in Rußland. Von seiner Lohnhöhe
läßt der deutsche Arbeiter sich nicht in Generalstrike locken;
und der Gewerkschaftdrill lehrt ihn, daß Enteignungver*
suche ihm heute, weil die Wirthschaft kaum noch athmet,
nur schädlich würden. Gab Angst je guten Rath? Deutsch*

land, sagte neulich die von Poesie angehauchte Frau Stadt* rath, gleicht dem Vogel Phoenix, der sich aus dem rothen, unter dem Baum der Erkenntniß vom Flammenschwert des Cherubs entzündeten Ei durch die Rosenhecke himmelwärts hebt und mit seinem Lied selbst verwöhnte Englein ent* zückt. Wunderhübsch; nicht wahr? Bald sind wir wieder in Ordnung; und einigen uns auf der Friedenskonferenz glatt mit den Feinden des verstorbenen Reiches." Deren Auge sieht anders. „Die geistlos plumpe Kopie russischer Unrechtsordnung ist nicht auf der Höhe der deutschen Schlauheit, die uns drei Jahre lang die Kriegshölle so heiß gemacht hat; ist ein neuer Kniff, der uns täuschen soll. Sie haben noch sechs oder acht Millionen Mann unter Waffen, können das verlorene Schwergeschütz in der Stille ersetzen und die erfrischte, reformirte Mannschaft dann mit dem Ruf anfeuern, der Boden des Vaterlandes sei zu vertheidigen. Wir hätten unsere Sozialisten auf dem Hals, die fragen würden, ob das Heer etwa zu Eroberung mißbraucht wer* den solle. Den Kaiser und seine Konsorten haben die Boches weggejagt, weil der verheißene Sieg noch nicht zu haben war. \n ihre .Revolution' aber glauben nur Kinder. So locker waren die Mauern dieses Reiches nicht, daß ein Windstößchen sie umwerfen konnte. Nirgends ist eine Bastille erstürmt, ernster Widerstand auch nur versucht wor* den. Ein Marine* oder Militärstrike, der entweder von Ad* miralen und Generalen bestellt oder durch Fochs Hiebe bewirkt war, wird für eine deutsche Revolution ausgegeben. Berliner Schundwaare. Von dem alten Feldmarschall bis zum jüngsten Gesandtschaftsekretär prinzlichen Geblütes bietet Alles sich der neuen Regirung zu Dienst an; im preußischen Deutschland einer Regirung, in der vorgestern des Hoch* verrathes Beschuldigte sitzen! Vorn. Denn hinten ists noch genau wie im Sommer deutscher Glorie; die alten Beamten bei der alten Arbeit und kein Gesandtensitz, kein Propaganda* thurm gesäubert. Vorn? Hindenburg und Haase, Erzberger und Ledebour, Solf und Kautsky: so siehts nach der über* laut gepriesenen Revolution aus. Wer dieser buntscheckigen Firma Kredit gäbe, müßte, als Verschwender, entmündigt werden. Die Amtssprache ist unverändert; prahlt, noch im*

mer, das Heer sei ,nicht besiegt', und flennt nur, uns ein* zulullen, über nahende Hungersnoth. Woher soll sie nahen, da der Ernteertrag, wenn der Krieg weiterging, doch bis tief in den Frühling reichen mußte? Von Reue, von dem Versuch, durch schroffe Trennung von den Schuldigen sich zu entlasten, ist nichts merkbar; kann auch nicht, da so viele Mitschuldige Geschäftstheilhaber sind. Die haben getobt, als die Bayern einen Bericht ihres berliner Gesandten ver* öffentlichten, und, ganz im Ton der Kaiserlichen, gezetert, solche Enthüllung nütze nur dem Feind. Abgekartetes Spiel. Wo die politische Gewalt einem aus Handarbeitern und Soldaten gebildeten Vollzugsrath zusteht, ist nicht Demo* kratie; nicht republikanische Gleichheit, wo der Bürger nur in den Commisrang klettern darf; und das Selbstbestim* mungrecht der Völker ein hohles Wort, wo die Vertreter einer Gesellschaftklasse, ohne den Volkswillen erfragt zu haben, selbstherrisch regiren. Eine Staatskomoedie, hinter deren Coulissen irgendwas Arges bereitet wird. Ists aber, -wider Vernunft und Erfahrung, Ernst: desto übler. Nicht einen Tag dürften wir als Zuschauer verlieren. KeineCentral* regirung; die in Berlin nur ein Schemen. Jeder Sowjet giebt die Gesetze, die ihm bequem sind; jeder kann sich eine Garde miethen, Geschütz und Fanzerautomobile kaufen. Hier Plünderung, dort Kommunistenputsch. Darüber, dazwischen, darunter der Rückstrom eines aufgelösten Heeres. Die Folgen müßten sein wie in Rußland: Reichszerfall, Zer^ rüttung des Volkswohlstandes (auf den wir für den Auf* bau Belgiens und Nordfrankreichs rechnen) und Gefährdung der Nachbarschaft. Mit solchem Gebild ist Friedensschluß unmöglich; er trüge uns die Seuche ins Land. Ists darauf abgesehen? Soll Kommunismus vollenden, was Militarismus begann? Deshalb der Sturz von Allmachtgespreiz in Ohn* machtgewinsel? Wir scheuen die neue Falle. Härtet jede Bedingung; sorget, daß die Liste nicht kürzer sei als das Ver* zeichniß strafbarer Thaten; und horchet, Wächter, am Thor."

Der Irrthum der Heimath, das Mißtrauen der Feinde wäre nicht so hoch aufgewuchert, wenn die Männer, die sich ins Regentenamt zu heben wagten, den Befehl der wich* tigsten Pflicht gehört hätten. In fast allen ist reiner Wille

und tüchtiger Verstand. Aber Jahrzehnte lang war Partei ihre Welt, Dialektik ihr Werkzeug; und nun ist, auf nie, auch nicht im Traum je erklommener Höhe, ihr Ohr vom wirren Hall des Sektenhaders getäubt. Ob dieser Tribun jenen haßt, nur knirschend neben sich duldet, ob heute Hinz, morgen Kunz von Redetennen und Wiesen mehr An* hang pflückt, Gottlieb den Veitel Verräther schilt, Veite! den Gottlieb verhaften möchte, verhaften läßt oder Beide sich in den Entschluß zu anderem Haftbefehl einen: in ruhiger Zeit mag es selbst Ernsthafte beträchtlich dünken. Viel beträchtlicher, ob, wann, wo, wie aus Einzelbesitz Gemeineigenthum werden könne. In unserer Schicksals* stunde hat all das Getratsch für Deutschland eines Pfeffer* lings Werth. Traurig genug, daß die Zeitung voll davon ist, die Schwaden weithin verbreitet und den Glauben, auch in Wohlwollenden, nährt, wir seien in Anarchie abgestürzt und Aufzüge, Umzüge mit Maschinengewehren, Granaten* werfern, Flammenspritzern uns schon Alltagsspektakel. (Der Schleichhandel mit Lebensmitteln kann mit dem Tod ge* straft werden. Ist der mit Tötungmitteln weniger gefähr* lich?) Ränkespiel, Verdaihtgebündel, Gelegenheitschießerei wachsen in Wichtigkeit, weil daraus geschlossen wird: Die Regirung, „der Rath der Volksbeauftragten", ist in sich uneinig, zerwetzt sich in Hauskampf und erkühnt sich nicht bis in das Verbot, Kriegsgeräth auf offenen Straßen zu miß* brauchen. Trotzdem der Feind auf deutscher Erde steht und gern den Vormarsch begönne, den der Waffenstillstand ihm gewehrt hat. Amerikaner, Belgier, Briten, Franzosen am Rhein. Dessen linkem Ufer zum ersten Mal wieder die Gefahr dauernder Fremdherrschaft droht. Der Elsaß, Lothringen, das Saarbecken in Frankreichs Hand, die so derb zugreift und die Verwaltungmasse in neue Form knetet, als wären die entrissenen Provinzen der Franzö* sischen Republik schon wieder eingefügt. Die ganze Pro* vinz Posen, Stücke Westpreußens, das oberschlesische Industriegebiet von den Polen begehrt; nicht nur die Be* zirke, deren Mehrheit in freier Abstimmung sich dem Weißen Adler zuwendet. Deutschlands Volk hungert und wird mor* gen frieren. Kleider und Stiefel fehlen. Den von der Lohn*

last bedrückten Hauptgewerben die zu Arbeit nöthigen Stoffe. In solcher Noth sind vier Wochen vergeudet wor. den. Nicht etwa an Weihung und Vergeistigung des durch die Revolution uns erworbenen Gutes. Der Freiheit war im Haus des ihr vermählten Volkes keine Flitterwoche ge* gönnt und nirgends sah sie nach ihrer Einkehr so selten den Dankblick eines froh leuchtenden Auges. Lohnkampf, Bürgerächtung, Drohrede, Gezänk, Verdächtigung, Widerruf: damit und mit nützlich nüchternem Ordnergeschäft waren die Wochen gefüllt, die offener Aussprache mit dem Feind gehören mußten. Dem, hofften wir, wird, ehe er Beschlüsse faßt, von den Konsuln der Republik gesagt und bewiesen sein, was in Deutschland ist und werden will; wie drinnen die Fehlschätzung des Vermögens, draußen die Urtheilswirrniß entstand. „Keinen strafbarer Schuld Ueberführten oder von glaubhaftemZeugnißBezichtigten wollen wir,diejede Gemein* schaft mit Rechtsbrechern ablehnen, dem Spruch des Völker* gerichtes entziehen. Wollt Ihr dieses Gericht, dann müßt Ihr auch den Völkerbund wollen. Der wäre gefährdet, wenn der Sie* gesrausch, die Hybris Euch in den Wunsch einnebelt, Deutsch* lands Selbstentehrung zu erzwingen. Dann würden die jetzt geduckten Militaristen sofort wieder das Haupt heben, uns als die leichtgläubigen Opfer glatter Heuchelrede verschreien und die Menge zu Sturmlauf gegen die Schanzen der Demo* kratie aufrufen. Fordert drum nicht, was unvernünftig, der Würde freien Volksthumes unerträglich ist; und bestimmet in Verein mit uns, wie unser Recht zu Verhandlung unan* fechtbar zu verbürgen wäre." Noch kam keine Meldung von solchem Gespräch. Manche aber, die neuen Eingriff in den jungen Haushalt deutscher Freiheit androhte. Wer bewacht ihn? Der sechsköpfige Kanzler? Der Vollzugs* ausschuß der Arbeiter* und Soldaten*Räthe? Und was wird, wenn der Feind ihnen, öffentlich, das Mandat abspricht? Seit dem ersten Warnzeichen wars zu erwarten. Ich weiß nicht, ob das Gerücht heute schon Wahrheit bringt; glaubte aber, für diesmal mich in die Auffrischung von Urkunden, Gedächtnißstoff, Stimmungresten bescheiden, un* mittelbare Anrede der Feinde aufschieben zu müssen. Zu den Herren der Hauptstadt, des ganzen Reiches könnte
•

Selbstbewußtsein nicht sprechen wie zu den Rheinwachtern. Kein Vertrag giebt ihnen das Recht, vorzurücken und einen Regirungwandel zu heischen. Kommen sie dennoch, so treibt sie der Doppelwunsch, die deutsche Wirthschaft, die ihnen zinsen soll, nicht von Pfuscherhast entwerthen zu lassen und dem deutschen Volk deutlich zu zeigen, daß es sich auf Gnade und Ungnade ergeben hat. Rechts die Liste der zu sühnenden Thaten, links die Rechnung. Was Ge* rechtigkeit verlangt, wird geschehen. Grenzverschiebung ist in neuer Welt zu verschmerzen; die Grenze der Nation, ihrer Politik und Kultur braucht nicht die ihrer Wirthschaft zu bleiben. Wird aber neue Welt? Nicht aus dem Schutt der Zwingburgen, in denen das Racherecht sich sadisch an den Qualen der Sünder ergötzte. „Wir wollen, daß Deutschland auf den Plan militärischer Erdbeherrschung verzichte und all seine Kräfte den großen Aufgaben weihe, aus denen der ganzen Welt Wohlthat werden kann." Ehe das Jahr, an dessen Eingang Britaniens Premier* minister diesen Satz sprach, verschollen ist, hat Deutschland sich in eine Republik umgewandelt, die dem Militarismus nicht den schmalsten Unterstand läßt; es dürfte also den „im weitesten Wortsinn demokratischen Frieden" fordern, den Herr Lloyd George ihm verhieß, als die Liste deutscher Feldfrevel schon fast so lang war, wie sie heute ist. Prä* sident Wilson wird in Paris die Nachträge lesen, in der Picardie, der Champagne, in Belgien die Spur der Kriegs* gräuel sehen und die Hauptzeugen hören. Das entkräftete Deutschland, dessen darbende Weiber und Kinder erblicktder Mann nicht, dessen Heimath Alles, was uns fehlt, zu ver* geben hat: Rohstoffe, Nährmittel, Geld. Aber sein Recht ist Gottheit, nicht Götze. Seine Weltordnung könnte nicht werden, wenn an einem in der alten Erwachsenen, nur an Diesem, Sünde bis ins siebente Glied gerächt würde. Prä* sident Wilson steht vor der Stunde, die ihn auf einen Horeb hebt oder zu Schönrednern in Dunst hinabstößt. Und er weiß, daß in die Menschheit nur die Lehre eingewirkt hat, die von der Lebensthat des Lehrers bestätigt war.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Faß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Berlin, den 2I./28. Dezember 1918

Einzug

^VTieder wehen von Dächern und Baikonen der Haupt* stadt die Fahnen. Die des nach kurzer Lebensdauer zerstückten Reiches, die gestern geächtet, von blutrothen Flaggen und Wimpeln für immer verdrängt schienen. Wieder Schwarz*Weiß*Roth. Hundertmal sahen wir seit dem August 1914 diese Fahne flattern und schweben. In Sonnengluth und über Schnee; in Lenzwind und Herbststurm. Die Ober* befehlshaber, die vor dem Krieg in irgendeinem Naumburg oder Hildesheim mit knappem Ruhesold eng gehaust hatten und nun, oft wohlig fern von der nicht stets einer Baucis ähnelnden Gefährtin, mit nie erträumter Einkunft den Herr* gott spielten, geboten schlichtweg: „Alle Schulen geschlossen. Fahnen heraus!" Dann wußte der Bürger, wußte der Prole* tarier (in dessen Wohnbezirken das deutsche Dreifarbentuch nicht etwa rarer, der Patter johtenstolz nicht stiller als im Stadt* westen war), daß abermals gesiegt worden sei. Dann schwoll die Hoffnung in Jubelsfluth. „Freudlos in der Freude Fülle, ungesellig und allein, wandelte Kassandra stille in Apollos Lorberhain. ‚Feste seh' ich froh bereiten, doch im ahnung* vollen Geist hör' ich schon des Gottes Schreiten, der sie jammervoll zerreißt. Dein Orakel zu verkünden, warum warfest Du mich hin in die Stadt der ewig Blinden mit dem aufgeschlossenen Sinn? Warum gabst Du mir, zu

sehen, was ich doch nicht wenden kann? Das Verhängte muß geschehen, das Gefürchtete muß nahn." Erräth Feind* schaft, deren Wuth jetzt doch gedämpft sein könnte, die Qual der Ungeblendeten, die stumm, mit gesenktem Lid, Jahre lang durch dieses Gepräng schritten und ringsum die Frage hörten oder ihr Kitzeln, ihr Kratzen fühlten, ob sie denn des Sieges sich gar nicht ein Bischen freuten? Das^ Deutschland einsperrende Gitter war fest, das Gesträhn der Stacheldrähte so dicht, daß kaum je ein Wahrheitflöckchen sich durchschmuggeln konnte. Nirgends eine Niederlage, nie auch nur Bericht von einem Weichen des deutschen Heeres- Als ich, zuerst, den Septemberrückzug von derMarne erwähnt hatte (der, weil er den Briten Zeit zu Waffnung gewährte, den Krieg entschied), kamen aus Heimath und Frontgebiet Rügebriefe: wie ein sonst Gescheiter auf diesen Franzosen* schwindel hereinfallen könne; die Operation an der Marne sei „plangemäß ausgeführt worden". Alles ging plangemäß. Jede Räumung einer Stadt, jede „Ablösung vom Feind". Der hatte immer schwere Verluste. Nie einen Sieg. Wer zweifelt, untergräbt den Glauben an unsere gerechte Sache, fällt unserem Heer in den Rücken und muß als Landes* verräther gerichtet oder, wenigstens, in Schutzhaft genom* men werden. Tausende sitzen, Zehntausende; ohne Verhör, bei unzulänglicher Kost: weil sie am Telephon oder in Briefen nicht bei der Fahnenstange geblieben sind, eine feindliche oder als feindlich geltende Zeitung, meist ohne ihr Zufhun, erhielten, denunzirt wurden und einen als Kriegsgerichts* rath verkleideten Assessor oder Rechtsanwalt die Haft höchste Staatsnothwendigkeit dünkte. Der Einbruch in Belgien, die Versenkung der „Lusitania", das Armeniergemetzel, die ^reiche U*Boot*Beute", der im besetzten Gebiet über Habe und Wirthschaftertrag herrschende Grundsatz, zuerst sei für das Besatzungheer, dann für dessen Heimath, zuletzt für das Bedürfniß des eroberten Landes zu sorgen: Alles in schönster Ordnung. Ein Fuder „neutraler" Preßstimmen be*-stätigt alltäglich, daß jeder Unbefangene so denke. Her*-kunft und Gewicht dieser Stimmen und anderer Propaganda* frucht zu prüfen, ist verboten. Was nicht? Ein Artikel, wie

ihn der feine Philister Freytag aus dem Feld 1870 über das ^Retten und Rollen" schrieb, dränge niemals ans Licht. Und doch kommt von Ost und West die Klage, daß Nährmittel, Kleider, Stiefel, Schmuckgeräth, Spitzen, Stoffe, Bilder, Wand* behang in großen Kisten und Koffern heimwärts spedirt werden. Daß Belgiern und Polen jeder Motor, jede brauch* bare Maschine, jedes Kupferstückchen, aus den Matratzen sogar die Wolle genommen worden sei. Lothringische Tafel* tücher habe man gefärbt und als Frauenkleidstoff verkauft. In einem Sarg, der den Leib eines Bahnhofskommandanten bergen sollte, nicht Erdenrest, nur Silbergeräth und Damen* stiefel gefunden. Im Dunstkreis mancher Etape blühe der Schieberhandel. Was ist Wahrheit? „Jedes Wort vom Feind erlogen. Wir kommen als Befreier und unsere Verwaltung ist Wohlthat; wird als solche auch überall von dem ge* sunden Sinn der Bevölkerung anerkannt. Oeffentliche Er* örterung darf nicht gestattet werden. Brächte nur den Fein* den Gewinn. Ist denn nicht genug, daß wir siegen? Fahnen heraus!" Zuletzt wehten sie im kalten Stoppel winde des Se* dantages. An Säulen und Mauern klebten große Bogen, aus denen der verehrte Führer des Feldheeres zum Volk sprach. „Der Feind weiß, daß Deutschland und seine Verbündeten mit den Waffen allein nicht zu besiegen sind. Der Feind weiß, daß der Geist, der unserer Truppe und unserem Volk innewohnt, uns unbesiegbar macht. Vergebens ringt der Feind um Waffensieg. Kleinmüthige schüchtert er ein. .Euer Kampf ist aussichtlos. Amerika wird Euch den Garaus machen. Eure U*Boote taugen nichts. Wir bauen mehr Schiffe, als sie versenken. Euer Handel ist vernichtet. Wir sperren Euch nach dem Krieg die Rohstoffe ab; dann muß Deutsch* lands Industrie verhungern. Eure Kolonien seht Ihr niemals wieder.' So klingt es aus seinen Flugblättern; bald Lockung, bald Drohung. Wie steht es in Wirklichkeit? Wir haben im Osten den Frieden erzwungen und sind stark genug, es auch im Westen zu thun, trotz den Amerikanern. Wieder Anderen sagt der Feind: ‚Eure Regirungform ist falsch! Kämpfet gegen die Hohenzollern, gegen den Kapitalismus, helft uns, der Entente, Euch eine bessere Staatsform zu geben.'

Der Feind weiß genau, welche Stärke unserem Staat und unserem Kaiserreich innewohnt: aber gerade eben deshalb bekämpft er sie. Auch die Bundestreue zu unseren Verbün* deten will er erschüttern. Er kennt nicht deutsche Art und deutsches Manneswort, j Er selbst opfert seine Verbündeten. Wer Englands Verbündeter ist, stirbt daran. Es ist unsere Stärke, aber auch unsere Schwäche,* daß wir auch im Krieg jede Meinung ungehindert zu Wort kommen lassen." Feld* marschall Von Hindenburg, dessen Name unter dem langen Warnzettel steht, ist dem Inhalt wohl eben so frema wie anderer Losung aus dem Großen Hauptquartier. Denn Jedem, der dort Heimische fragte, wurde stets die selbe Antwort. „Ein wackerer Mann und tüchtiger General. An Tannenberg, einer im Generalstab sehr oft gestellten Schulaufgabe, war er noch betheiligt. Später kaum anders als der alte Wilhelm 1866 und 70 an Moltkes Strategie; durch Zustimmung oder Bedenkensandeutung. Ludendorff macht Alles. Als ihn, in der Aera Falkenhayn, der Kaiser zu Linsingen versetzt hatte, erbat der Oberbefehlshaber im Osten seinen Abschied und nahm erst nach Ludendorffs Wiederkehr das Gesuch zurück. Er kann ohne diesen Stabschef nichts machen. Das wußte Wilhelm: und wollte dem Lästigen durch die Wegnahme des unersetzlichen Mannes die Sonne des Welt* ruhmes verhängen. .Soll man beim Einzug durchs Branden* burgerThor mir entgegenbrüllen: Hindenburg?' Das war ein* mal. In der Zeit, wo die Kaiserliche Hoheit,Papas Futter neid bespöttelte. Mit dem Alten hat S. M. sich dann abgefunden; um so wüster aber vor den Getreusten den Generalquartier* meister heruntergemacht. Der war von Anfang an der eigent* liche Generalstabschef und Heerführer; nur er. Aber wir brauchten fürs Volk den Namen und Nimbus Hindenburgs." Und hielten für unser heiliges Recht, die Vergottung eines Generals zu fördern, dessen Ruhm der Hirnleistung eines An* deren entsprossen war; vor dem Altar eines von Menschen* witz erschaffenen Gottes ein ganzes Volk in Andacht zu schaaren. Vorbei? Noch ragt, nicht nur Fremden zu Hohn, auf dem Königsplatz, in der Republik, das hölzerne Götzen* bild. Noch wird dem Jüngeren alle Schuld, dem Aelteren al le Ehre zugeschrieben. Ob dieses Urtheil gerecht ist, lehrt einst,

vielleicht, die letzte Kriegsgeschichte. Der von ihm Begünstigte
sitzt nun, wo nach Deutschlands Sieg Louis Napoleon saß.
Auf dem Gipfel der Glorie ließen Bewunderer ihn sprechen,
seit der Kadettenzeit habe er nie mehr ein nicht militari*
sches Buch gelesen; und: der Krieg bekomme ihm wie eine
Badekur. Das schmeckte dem Gaumen. Jetzt: Wir lassen jede
Meinung ungehindert zu Wort kommen; der Feind weiß, daß
wir unbesiegbar sind, sucht sich durch Lügen zu retten, wird
bald aber spüren, daß wir auch im Westen stark genug sind,
den Frieden zu erzwingen. Der Name ist Bürgschaft. Das
Warnblatt wird am zweiten September veröffentlicht; drei
Wochen nach dem schwärzesten Augusttag. Der hatte alle
Binden zerrissen, in die Erkenntniß unvermeidlicher Nieder*
lage gezwungen und, endlich, den Ruf nach schleunigem Frie*
densschluß über die Lippe gelockt. Fürs Volk aber brauchen
„wir" den Ausdruck unbedingter Siegesgewißheit. Für das
Volk, das Wahrheit nicht fordern, über seinem Haupt die
Wetterwolke nicht sehen darf und die neunte Kriegsanleihe
zeichnen soll, brauchen wir die Fahne. Und die Gehorsam*
sten haben sie, zu Erinnerung, gehißt.
Schwer hängt sie heute; oder liegt, wie auf dem Wasch*
faßrand ein unausgewrungenes Laken, auf dem Schaft. Ein*
zug heimkehrender Truppen; der dritte, vierte schon. Fast
jeder verregnet. In diesem Dezember weint selbst der Him*
mel sich mal gründlich aus, sagt Eine. Einer: 71 sei der Ein*
zugstag so heiß gewesen, daß Verschmachtende aus dem Glied
liefen und ihren Durst aus der Gießkanne der Straßensprenger
löschten. Heute brauchen sie nur den Bart zu belecken. Ge*
kicher; unbehaglich wie Schüttelfrost. Da sind sie. Unter auf*
geweichten Papierguirlanden, deren Farbstoff vertropft (und
dieWilhelm erdachthaben könnte) stampft es heran. In nassen
Röcken und Stiefeln. Auf abgetriebenen, lange wohl nicht
mehr gestriegelten Gäulen, deren überlanges Fellhaar trieft. An
der Brust, hier auch am Halfter ein Sträußchen,^dessen Blu*
men unter der Wasserslast die Köpfe senken. Hurra! Schreit
man denn noch so? Gilts nicht schon dieser Ruf am Ende
als Kennwort der Gegenrevolution? Tücher wehen; unter
dem Schirm: damit sie nicht allzu naß werden. Aengst*
licche Neugier guckt aus dem Auge der Mannschaft. Zu

Haus oder der Heimath doch ganz nah; heißt sie uns aber, mit denen nicht Sieg einzieht, willkommen? Die Gaffer* schaar fühlt die Frage; und antwortet mit dem Versuch, sich in eine Schützenfeststimmung aufzumuntern. Die Offiziere achten des Treibens nicht. Scheinen starr in harten Pflicht* befehl eingeurnt. Auf diesen Straßen hat man ihren Kame* raden gestern die Waffen genommen, Achselstücke und an* dere Rangzeichen abgerissen. Tapferen Kerlen, die Jahre lang in Lebensgefahr noch für die Truppe gesorgt, mit ihr ge* litten, geblutet' hatten und nun entwürdet, vervehmt wurden, weil auch in ihren Reihen Feiglinge, Schinder, Maulhelden, Schlemmer ertappt, gefaßt worden waren. Alle sind deshalb verdammt. Und was wird morgen? Hunderttausend werden um Arbeit in Bürgerberuf werben, für den sie nicht bereitet sind. ^Repräsentanten", denen Technik und Betrieb fremd sind, wirds in dem verarmten Deutschland kaum noch geben. Ob der Staat den verabschiedeten Offizieren den kargen Ruhesold fortzahlen kann, ihn nicht wenigstens kürzen muß, bleibt fürs Erste ungewiß. Hinter dem Jugendtraum droht grauer Alltag. Wäre nur dieses Jammerfest erst vorüber! Keine Polizei, deren Befehl die Menge in Spaliere einhegt. Frauen, Mädchen, Kinder auf Geschütz, Wagen, in Krie* gersarm eingehängt; und ein Gesprenkel von Blusen, Män* teln, Bürgerkleid aller Art mitten im paradirenden Zug. Der schlängelt sich hier durch Gedräng, löst sich auf leerem Damm in bequeme Breite und wird dort zum Gänsemarsch, weil nur je ein Mann, nach Hin und Her, Hott und Hüh ein Wagen sich durchzuklemmen vermag. Redner. Die Zunge springt, mit der Geschwindheit des Furchtsamen, über Klippen. „Das sinnlose Massengemetzel ist zu Ende." Das wars wohl; mußte man aber, nach solcher Qual, so gräß* lichem Leiderlebniß, gerade in dieser Stunde vor unserem Ohr es so nennen? Mit derb geknoteter Wortpeitsche dem Bewußtsein einstriemen, was schmerzhaft schon unter dessen Schwelle brennt: daß alles Mühen ertraglos blieb? „Ihr seid nicht besiegt worden." Sehr freundlich. Wir nicht. Nir* gends war je höhere Leistung von Mannschaft und Unter* führern. Besiegt aber wurde die Oberste Heeresleitung, besiegt von klügerer, nüchternerer Rechnung mit Zeitwerth

<
nmd Nervenkraft; und daraus ist Niederlage geworden, wie Oeschichte noch keine berichtet hat. Wozu Das verschwei* gen? Die Welt weiß es und in diesem Einzugspantomimus -selbst spricht jede Bewegung, jede Geberde davon. Blößung •der Häupter zu stummem Gruß hätte uns besser getröstet als Juchhe und Schönschwatz, der das Wort „geschlagen", das •durch jedes Herz bebende, scheu und feig umschleicht. Durch Spießruthen gehts. Und morgen ist wieder Trauerweide.
„Mit Mann und Roß und Wagen: so hat sie Gott geschlagen." Zerbeultes Lastfuhrwerk, leichte Plan wägeichen, .Zweiräderkarren; zwischen struppigen Gäulen aller Rassen «in paar kurzstämmige, wohlgenährte Belgierpferde, danach wieder hagere, fahle Rosse, an deren dürre Rippen das K,nochenbein der Reiter aus Johannis Apokalypse klappern könnte. Müde Menschen in vertragenem, durchnäßtem Ge* wand. Der pafft sich aus seiner Pfeife ein Qualmgebirg. Dieser pfeift sich ein Stück und scheint, über die schmutzige, 'ungepflegte Stadt, die mit tausend Plakatbleibseln beklebten Mauern und Zäune hinweg, in Traumferne zu schauen. Einem Schlafenden entgleiten die Zügel und sein dickes Pferdchen, dem sie den Hals preßten, wiehert froh auf. War diese Elendsausstellung nöthig? Das alte Reich ist gestorben. Ueberlebt die Fahne, das Kleid, den Leib, das Symbol die Wesenheit, als deren Sinnbild es galt? Der Einfältigste hofft, daß Revolution Götter entthrone. Unsere Revolution ließ alle Götzen sogar, die nicht selbst weg* liefen, in Weihglanz; klopft keinen Heiligen Rock auf hellem Markt aus und hütet, wie ehrwürdiges Gut, die Schlüssel 2U den Reliquienschreinen. „Und hebt die Herzen himmelan *ind himmelan die Hände und schwöret Alle, Mann vor Mann: Die Knechtschaft hat ein Ende!" Schon der Luft wirbel solcher Dutzendverse bliese das in jeder Menschenbrust glimmende Götterfünkchen zur Flamme an. Unsere Reichsverweser sind nüchterne Leute; allzu nüchterne (und deshalb dem Minister* Präsidenten Bayerns, Herrn Eisner, gram, der immer ein musi* -scher Mensch war, unter dessen Igelstacheln nach Nothstands* wintern jetzt das Herz eines Zärtlichen aufgeblüht ist und der Volk und Staat in den Klang und Duft eines auch Ferne anlockenden Frühlings hinzureißen vermochte). Das

Geistige, meinen die berliner Gewalthaber, findet sich und Phantasie entspannt die Muskeln, die zu Klassenkampf straff sein müssen. In allen Kirchen weltlicher Gottesdienst vor den von allen Truppentheilen abgeordneten Kriegern; nach dankbarem Gruß an die Toten den Lebenden festes Ge* löbniß. Im Weißen Saal, im Neuen Palais, in Schlössern und Parlamenten entwölke, entrunzle Musik finstere, ver* wilderte Seelen. Soldaten, Bürger, Lohnarbeiter, Arm und Reich für zwei, drei Stunden in buntem Gemisch, zu un* geschleußtem Empfindensaustausch. Nein. „Wäre Futter für die schon verhungernde Hoffnung des Kapitalismus. Dem aber gebührt nun der Daumen aufs Auge und das Knie auf die Brust." Einzug muß sein. Reizt am ersten Tag die nur in Außenkultur Erzogenen zu quälendem Vergleich von Einst und Jetzt. Und beleidigt, wenn das Geträpfel fort* währt, durch den Anblick gleichgiltiger Stumpfheit die Schaar, deren Mühensaufwand belohnt werden sollte. Schlug sie ein Gott? Die uralte Hiobfrage blinzelt uns an. „Wenn ein Land an mir sündigt, so will ich meine Hand darüber hin recken, ihm das Brot nehmen,Theuerung schicken, durch Hunger Menschen und Vieh bis zu Tod entkräften und den Gerechtesten selbst, Noah, Daniel und Hiob, die eigene Seele nur, nimmermehr Söhne und Töchter retten." Wird durch Unglück, durch „Heimsuchung" die Schuld des in Dunkel Gehüllten bewiesen? Eliphas spricht: „Nie sah ich Unschuldige umkommen, doch immer Unglück ernten, die es gesät hatten. Der Gottlose brüste sich wie ein fetter Wanst: er wird nicht lange reich bleiben, stets, auf der Suche nach Brot, in zerstörten Städten wohnen und sein eitler Dünkel wird betrogen werden." Bildad: „Richtet Gott un* recht und hat der Allmächtige je das Recht krummgebogen? Des Gottlosen Habe wird Hunger sein, Unglück bei jedem Schritt ihm anhangen und in seiner Hütte das Licht ver* löschen." Elihu: „Gott beugt das Recht nicht, verdammt Keinen, der ohne Schuld ist, sondern mißt Jeglichem nach seinem Thun." Wiederum Eliphas: „Prächtig saßest Du auf den Zinnen der Gewalt, Deine Willkür entriß dem Bruder ein Pfand und trachtete, noch dem Nackten ein Kleid auszu*

ziehen: drum schnüren nun Dich die Stricke der Noth." Aus
des Gewitters schreckender Lohe aber ruft der Herr: „Will
unverständiges Wort den Sinn des Schicksals ergründen oder
das Auge, das die Erdschöpfung nicht sah, das Maß ihrer
Satzung nachmessen? Wie in Windeln habe ich das Meer,
da es wie aus Mutterleib einst ausbrach, in Finsterniß eins
gewickelt, mit Thüren und Riegeln es gehemmt und ge*
sprochen: Bis hierher sollst Du kommen und nicht weiter;
hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen! Und mit dem
Allmächtigen will eines Menschenkindes Hader rechten?"
Leset in dieser bangen Weihnacht das Buch Hiob, das un*
sterbliche Gedicht von dem gottesfürchtig Schlichten, der
das Böse mied und dennoch mit Noth und Aussatz heim*
gesucht wurde. „Müssen wir nicht, wie das Gute, auch das
Schlimme von Gott geduldig hinnehmen? Der Herr hats
gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn
sei gelobt." Danach hat er klagen und hadern, seinen reinen
Wandel preisen, dem Tag seines Unglückes fluchen gelernt.
Da er aber die schwere Prüfung bestand, sah er seine Heerden,
Rinder und Schafe, Kamele und Eselinnen, verdoppelt, hörte
im Haus wieder das Lachen von Söhnen und Töchtern „und
war herrlicher denn Alle im Morgenland". Leset. Hier ist
nicht des Rachegottes düster glühender Dunstkreis, waltet nicht
Vergeltung. Dieses Buch lehrt schmerzendes Schicksal lieben.
Schlug uns ein Gott? Nicht einer, der nur von außen
stieß; und der im Innersten, Allerheiligsten wirkende läßt
Spruchverhängniß und Urtheilsgründe nicht im Schmutz
der Straße erforschen. Unter Gerassel spritzt er braun auf.
Der letzte Wagen? Hinter dem grauen Kutscher räkelt sich
ein Matrose auf Kisten; strandgelber Ueberrock, rothePapier*
nelke im Knopfloch, zwischen die Zahnreihen den Pfeifen*
stiel, zwischen die Kniescheiben den Spazirstock geklemmt.
„Fehlt man blos 'nMonokel. Mit 'ner rothen Wickelgamasche
um den Arm könnte der Bengel in jedemReichsamt denOber*
aufseher spielen. Die neue Freiheit! Wer noch nich die Nase
voll hat, muß im März auf die Rieselfelder. Jetzt is ja klar,
daß die russische Judenschaft den ganzen Kitt bezahlt hat.
Kein Wunder also, daß auch bei uns die Sorte wimmelt.

Hirsch und Haase, Landsberg und Bernstein, Eisner und Schiffer, Cohn und Cohen, Wurm und Rosenfeld, Simon und Spiro, Jaffe und Joffe. Der hat aus dem russischen Staatsschatz die Millionen spendirt und rühmt sich, er habe die Revolution gemacht. ‚Sensationelle Enthüllung': brüll* ten sie. Wenn Das nich zu Gegenrevolution reizt, kommt nie eine. Wieder Schtreik und keine Zeitung? Na, denn nich, lieber Jenosse. Mir riechen Mutterns Kohlrüben darum nicht schlechter; ich brenne nich drauf, zu lesen, wie die A* und S*Räthe wieder krakehlt haben; ob Der Schandmal, Jener Volksverräther geschimpft worden ist, zehn oder dreißig Schildhalter Forderungen ins Hohe Haus trugen. Pellt den Soldaten den Graukittel ab, reklamirt sie nicht mehr als Un* abkömmliche: und auch sie sind wieder Arbeiter und die Räthetitel sparen den zweiten Bindestrich. Wenig Kartoffeln und so schlecht, daß früher kein Schwein sich ihrer erbarmt hätte; Fett is nich, Brot allerhöchstens noch für zehn Wochen, Fleisch war einmal; mit Jas wird, weil nie Kohle 'rankommt, geknausert; und wer Bahn fahren will, braucht'n B*Zugs* schein. Dabei wird Film jekurbelt, bis in die Pechhütte je* tanzt, bis übermorgen die Vergesellschaftung aller Großbe* triebe vorbereitet, für Butter achtunddreißig, für'ne Weih* nachtpuppe fünfundsiebzig Mark angelegt. Und Jerede!"

. . . Der von den nutzlosen, sinnlosen Geräuschen der Wehwochen schlissig gewordene Denkfaden zerreißt. „Schon am neunzehnten Januar wird also die Nationalversammlung gewählt. Von der Entente werden wir, außer den englischen Offizieren im Esplanade, nun wohl nichts sehen. Was Die gedacht haben mögen, als sie, stockernst, den Einzug be* trachteten!" Vierter Advent: und noch keine Weihung, noch nirgends ein leuchtender Blick. Ist Das die erhoffte neue Welt? Das Röcheln der alten höret Ihr und Ekel wendet Euer Antlitz von den schmierigen Fetzen, in deren Schmach sie verreckt. Anderer Einzug naht. Rettet den Glauben durch die dunkelste deutscheWeihnacht. Von j eder Höhe hallt Klage* geheul. Doch die Kinder des Volkes sind aus Feindesland heimgekehrt. Und bald ruft der Stundenschlag ins Gedächt* niß, daß einmal schon aus Stallgeblök sich Gottheit entband.

Deutsches Grundrecht
Grundrechte des deutschen Volkes
(deren zweite! Lesung die frankfurter Nationalversammlung in der letzten Dezemberwoche des Jahres 1848 begann)
Dem deutschen Volk sollen die nachstehenden Grundrechte verbürgt sein. Sie sollen den Verfassungen der deutschen Einzei-staaten zur Norm dienen und keine Verfassung oder Gesetzgebung eines Einzelstaates soll sie je aufheben oder beschränken können.,
Artikel I.
§ 1.
Das deutsche Volk besteht aus den Angehörigen der Staaten, welche das Deutsche Reich bilden.
§ 2.
Jeder Deutsche hat das deutsche Reichsbürgerrech't. Die ihm kraft dessen zustehenden Rechte kann er in jedem deutschen Lande ausüben. Ueber das Recht, zur deutschen Reichsversammlung zu wählen, verfügt das Reichswahlgesetz.
§ 3.
jeder Deutsche hat das Recht, an jedem Orte des Reichsgebietes seinen Aufenthalt und Wohnsitz zu nehmen, Liegenschaften jeder Art zu erwerben und darüber zu verfügen, jeden Nahrungzweig zu betreiben, das Gemeindebürgerrecht zu gewinnen.
Die Bedingungen für den Aufenthalt und Wohnsitz werden idurch ein Heimathgesetz, jene für den Gewerbebetrieb durch eine Gewerbeordnung für ganz Deutschland von der Reichsgewalt festgesetzt.
§ 4.
Kein deutscher Staat darf zwischen seinen Angehörigen uni anderen Deutschen einen' Unterschied im bürgerlichen, peinlichen und Prozeßrecht machen, welcher die ihm. nicht Angehörigen ak Ausländer zurücksetzt.
§ 5.
Die Strafe des bürgerlichen Todes soll nicht stattfinden und da, •wo sie bereits ausgesprochen ist, in ihren Wirkungen aufhören, s* 'weit nicht hierdurch erworbene Privatrechte verletzt werden.
§ 6.
Die Auswanderungfreiheit ist ivon Staates wegen nicht be-schränkt; Abzugsgelder dürfen nicht erhoben werden.
Artikel II.
§ 7.
Vor dem Gesetz gilt kein Unterschied der Stände. Der Adel als Stand ist aufgehoben. Alle Standesvorrechte sind abgeschafft. Die Deutschen sind vor dem Gesetz gleich. Alle Titel, insoweit sie nicht mit einem Amt verbunden sind, sind aufgehoben und dürfen hie wieder eingeführt werden. Kein Staatsangehöriger darf von einem

(auswärtigen Staat einen Orden annehmen. Die öffentlichen Aemter sind für alle Befähigten gleich zugänglich.
Die Wehrpflicht ist für Alle gleich; Stellvertretung findet dabei nicht Statt.

Artikel III.

§ 8.

Die Freiheit der Person ist unverletzlich.
Die Verhaftung einer Person soll1, außer im Fall der Ergreifung kuf frischer That, nur geschehen , in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehls. Dieser Befehl muß im Augenblick »ier Verhaftung oder innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden dem Verhafteten zugestellt werden.
Die Polizeibehörde muß Jeden, den sie in Verwahrung genommen hat, im Lauf des folgenden Tages entweder freilassen oder der richterlichen Behörde übergeben. Jeder Angeschuldigte soll gegen Stellung einer vom Gericht zu bestimmenden Kaution oder Bürgschaft aus der Haft entlassen werden, sofern nicht dringende Anzeigen* eines schweren peinlichen Verbrechens gegen ihn vorliegen. Im Fall einer widerrechtlich verfügten oder verlängerten Gefangenschaft ist der Schuldige und nöthigen Falls der Staat dem Verletzten zur Genugtuung und Entschädigung verpflichtet.

§ °-

Die Todesstrafe, ausgenommen wo das Kriegsrecht sie vorschreibt oder das Seerecht im Fall von Meutereien sie zuläßt, sowie die Strafen des Prangers, der Brandmarkung und der körperlichen Züchtigung sind abgeschafft.

§ 10.

Die Wohnung ist unverletzlich. Eine Haussuchung ist nur zulässig: 1. in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehls, welcher sofort oder innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden dem Betheiligten zugestellt werden soll; 2. im Fall der Verfolgung auf frischer That durch den gesetzlich berechtigten Beamten; 3. in den Fällen und Formen, in welchen sie das Gesetz ausnahmweise bestimmten Beamten auch ohne richterlichen Befehl gestatjtet.
Die Haussuchung muß, wenn thunlich, mit Zuziehung von Hausgenossen' erfolgen. Die Unverletzlichkeit der Wohnung ist kein Hinderniß der Verhaftung eines gerichtlich Verfolgten.

§ 11-

Die Beschlagnahme von Briefen und Papieren darf, außer bei einer Verhaftung oder Haussuchung, nur in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehls vorgenommen werden, welcher sofort oder innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden dem Betheiligten zugestellt werden soll.

§ 12. *

Das Briefgeheimniß ist verbürgt Die bei strafgerichtlicheri Untersuchungen und in Kriegsfällen nothwendigen Beschränkungerj sind durch Gesetzgebung festzustellen.

Artikel IV.
§ 13-
Jeder Deutsche hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und 'bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Preßfreiheit •*darf unter keinen Umständen und in keiner Weise durch vorbeugende .Maßregeln, namentlich Censur, Konzessionen, Sicherheitbestellungen, Staatsauflagen. Beschränkungen der Druckereien oder des Buchhandels, Posherbote oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden. Ueber Preßvergehen, welche von Amtes wegen verfolgt werden, wird durch Schwurgerichte geurtheilt. Ein Preßgesetz wird vom Reich erlassen werden.
Artikel V.
§ 14.
Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Ueberzeugung zu offenbaren.
§ 15.
Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Uebung seiner Religion. Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, sind nach det.i Gesetze zu bestrafen.
§ 16.
Durch das religiöse Bekenntniß wird der Genuß der bürgerlichen *und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. De. staatsbürgerlichen Pflichten darf es keinen Abbruch thun.
§ 17.
Jede Religiongesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen. Keine Religiongesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat; es besteht fernerhin keine Staatskirche. Neue Reiigiongesellschaften dürfen sich bilden; einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht.
§ 18.
Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden.
§ 19.
Die Formel des Eides soll künftig lauten: „So wahr mir Gott helfe!"
§ 20.
Die bürgerliche Giltigkcit der Ehe ist nur von der Vollziehung 'des Civilaktes abhängig; die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Civilaktes stattfinden. Die Religionverschiedenheit ist kein bürgerliches Ehehinderniß.
§ 21.
Die Standesbücher werden von den bürgerlichen Behörden geführt.
Artikel VI.
§ 22.
Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.

§ 23.
Das Unterrichts- und Erziehungwesen steht unter der Oberaufsicht des Staates und ist, abgesehen vom Religionunterricht, der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben.
§ 24.
Unterricht- und Erziehunganstalten zu gründen, zu feiten und an Solchen Unterricht zu ertheilen, steht jedem Deutschen frei, wenn er seine Befähigung der Staatsbehörde nachgewiesen hat. Der häusliche Unterricht unterliegt keiner Beschränkung.
§ 25.
Für die Bildung der deutschen Jugend soll durch öffentliche Schulen überall genügend gesorgt werden. Eltern oder deren Stellvertreter dürfen ihre Kinder oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen;, welcher für die unteren Volksschulen vorgeschrieben ist.
§ 26.
Die öffentlichen Lehrer haben die Rechte der Staatsdiener.
Der Staat stellt unter gesetzlich geordneter Betheiligung der Gemeinden aus der Zahl der Geprüften die Lehrer der Volksschulen an.
§ 27.
Für den Unterricht in Volksschulen und niederen Gewerbeschulen wird kein Schulgeld bezahlt. Unbemittelten soll auf allen öffentlichen Unterrichtanstalten freier Unterricht gewährt werden.
§ 28.
Es steht einem Jeden frei, seinen Beruf zu wählen unds ich dafür auszubilden, wie und wo er will.
Artikel VII.
§ 29.
Die Deutschen haben das Recht, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln; einer besonderen Erlaubniß dazu bedarf es nicht. Volksversammlungen unter freiem Hiirimel können bei dringender Gefahr für die öffentliche Ordnung und Sicherheit verboten werden.
§ 30.
Die Deutschen haben das Recht, Vereine zu bilden. Dieses Recht soll durch keine vorbeugende Maßregel beschränkt werden.
§ 31.
Die in den §§ 29 und 30 enthaltenen Bestimmungen finden auf das Heer und die Kriegsflotte Anwendung, insoweit die militärischen Disziplin, Urschriften nicht entgegenstehen.
Artikel VIII.
§ 32.
Das Eigenthum ist unverletzlich.
Eine Enteignung kann nur aus Rücksichten des gemeinen Besten, nur auf Grund eines Gesetzes und gegen gerechte Entschädigung vorgenommen werden. Das geistige Eigenthum soll durch die Reichsgesetzgebung geschützt werden.

§ 33.
Jeder Grundeigentümer kann seinen Grundbesitz unter Lebenden und, von Todes wegen ganz oder theilweise veräußern. Den Einzelstaaten bleibt überlassen, die Durchführung des Grundsatzes ötr Theilbarkeit alles Grundeigentums durch Uebergangsgesetze zu v?tmitteln. Für die Tote Hand sind Beschränkungen des Rechts, Liegenschaften zu erwerben und über sie zu verfügen, im "Wege der Gesetzgebung aus Gründen des öffentlichen Wohles zulässig.
§ 34.
Jeder Unterthänigkeit- und Hörigkeitverband hört für immer auf.
§ 35.
Ohne Entschädigung sind aufgehoben: 1. die Patrimonialgerichtsbarkeit und die grundherrliche Polizei sammt den aus diesen Rechten fließenden Befugnissen, Exemtionen und Abgaben; 2. die aus dem guts- und schutzherrlichen Verbände fließenden persönlichen Abgaben und Leistungen. Mit diesen Resultaten fallen auch die Gegenleistungen und Lasten weg, welche dem bisher Berechtigten dafür oblagen.
§ 36.
Alle auf Grund und Boden haftenden Abgaben und Leistungen, insbesondere die Zehnten, sind ablösbar; ob nur auf Antrag des Belasteten oder auch des Berechtigten und in welcher Weise, bleibt der Gesetzgebung der einzelnen Staaten überlassen. Es soll fortan kein Grundstück mit einer unablösbaren Abgabe oder Leistung belastet werden.
§ 37.
Im Grundeigenthum liegt die Berechtigung zur Jagd auf eigenem Grund und Boden. Die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden, Jagddienste, Jagdfronden und andere Leistungen für Jagdzwecke sind ohne Entschädigung aufgehoben. Nur ablösbar jedoch ist die Jagdgerechtigkeit, welche erweislich durch einen lästigen, mit dem Eigenthümer des belasteten Grundstückes abgeschlossenen Vertrag erworben ist; über die Art und Weise der Ablösung haben die Landesgesetzgebungen das Weitere zu bestimmen. Die Ausübung des Jagdrechtes aus Gründen der öffentlichen Sicherheit und des .gemeinen Wohis zu ordnen, bleibt der Landesgesetzgebung vorbehalten. Die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden darf in .Zukunft nicht wieder als Grundgerechtigkeit bestellt werden.
§ 38.
Die Familienfideikommisse sind aufzuheben. Die Art und Bedingungen der Aufhebung bestimmt die Gesetzgebung der einzelnen Staaten, lieber die Familienfideikommisse der regirenden fürstlichen Häuser bleiben die Bestimmungen den Landesgesetzgebungen vorbehalten.
§ 39.
Aller Lehensverband ist aufzuheben. Das Nähere über die Art und Weise der Ausführung haben die Gesetzgebungen der Einzelstaaten anzuordnen.

Die Zukunft
§ 40.
Die Strato der Vermögenseinziehung soll nicht stattfinden.
Artikel IX.
§ 41.
Alle Gerichtsbarkeit geht vom Staat aus. Es sollen keine Patrimonialgerichte bestehen. I
§ 42.
Die richterliche Gewalt wird selbständig von den Gerichten geübt. Kabinets- und Ministerialjustiz ist unstatthaft. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Ausnahmegerichte sollen nie stattfinden.
§ 43.
Es soll keinen privilegirten Gerichtsstand der Personen oder Guteigeben. Die Militärgerichtsbarkeit ist auf die Aburtheilung militärischer Verbrechen1 undi Vergehen sowie der Militärdisziplinarvergehen beschränkt, vorbehaltlich der Bestimmungen für den Kriegsstand.
§ 44.
Kein Richter darf, außer durch Urtheil und Recht, von seinem Amt entfernt oder an Rang und Gehalt beeinträchtigt werden. Suspension darf nicht ohne gerichtlichen Beschluß erfolgen. Kein Richter darf wider seinen Willen, außer durch gerichtlichen Beschluß in den durch Gesetz bestimmten Fällen und Formen, in eine andere Stelle versetzt oder in Ruhestand gesetzt werden.
§ 45.
Das Gerichtsverfahren soll öffentlich und mündlich sein. Ausnahmen von der Oeffentlichkeit bestimmt im Interesse der Sittlichkeit das Gesetz.
§ 46.
In Strafsachen gilt der Anklageprozeß. Schwurgerichte sollen jedenfalls in schwereren Strafsachen und bei allen politischen Vergehen urtheilen.
§ 47.
Die bürgerliche Rechtspflege soll in Sachen besonderer Berufserfahrung durch sachkundige, von den Berufsgenossen frei gewählte Richter geübt oder mitgeübt werden.
§ 48.
Rechtspflege und Verwaltung sollen getrennt und von einander unabhängig sein. Kompetenzkonflikte zwischen den Verwaltung- und Gerichtsbehörden! in den Einzelstaaten entscheidet ein durch das Gesetz zu bestimmender Gerichtshof.
§ 49.
Die Verwaltungrechtspflege hört auf; über alle Rechtsverletzungen entscheiden die Gerichte. Der Polizei steht keine Strafgerichtsbarkeit zu.
§ 50.
Rechtskräftige Urtheile deutscher Gerichte sind in allen deutschen Landen gleich wirksam und vollziehbar. Ein Reichsgesetz wird das Nähere bestimmen.

Zwischen den Revolutionen
Fünfundzwanzigster Juli 1914. Ueberfüllt, von Laune und Ge rüchten in Sommerhitze überstäubt, fuhr der Speisewagen Zürich-Innsbruck durch Voralberg.
„Dreißig Corps," rief die leicht korpulente hübsche Baronin, die Neues Stahlbad, überstürzt wie Alle, verlassen hatte; „dreißig Corps sind schon mobil! In acht Tagen..."
„Aber wir haben ja nur sechzehn, Gnädigste!"
Und im Tempo der Axen, im Sprü|hfeuer dilettantisch gesunder Improvisationen, in der Keckheit eines friedenssatten Mitteleuropa schwatzten Sankt-Moritzer und Rigi-Firster, Einberufene und Thoren durcheinander, bis die Schlafwagen einige trennten, andere verhüllten und das heitere Feuer eines neuartigen Abenteuers die einen ermüdet, andere elektrisirt hatte.
Wien schien in diesen Tagen über einem Walzer aufgebaut. Festzüge und Ansprachen von Baikonen, Kriegervereine und Fahnenweihen, das Brouillement von Teutschheit , und Geschäftsgeist flirrte durch Straßen, Säle, Theater; Serbien hieß der neue Schlager, Läuse und Schweine waren salonfähig, Prinz Eugen Nationalhymne geworden, Nibelungen und andere wagnerisch Erlöste wurden gehandelt und der alte Herr sprach von Schönbrunn aus zu „Meinen Getreuen Völkern".
Drei Tage später schlug mir ein dumpfes Grollen in Berlin entgegen, als ich ins Sommerlicht der Königgrätzer Straße trat. Der Name der Straße klopfte leise an; rasch' ward es verscheucht. Statt des Dreivierteltaktes schlugen die harten Synkopen einer langsam aufmurrenden Menge dem Ankömmling zu, und wie in den drei letzten Julinächten dies Murren sich in ungeheurem Crescendo zum Brausen hob, wie sich die Hunderttausend, vom Balkon bei Bauer im diffusen Bogenlichte der Linden angestarrt, lungernd und langend vorwärtsschoben, da mahnten selbst seltene Kapellen, die mit Knaben passirten, nicht mehr an die leichtfüßigen Ekstasen des Burgrings.
Mit dem. Zerfall eines anorganischem Waffenbundes hat sich dieser Antagonismus zweier Volfsstimmungen selbst beantwortet.
Dem Anfang glich aufs Haar das Ende. Vierter November 18. Am Tag des Waffenstillstandes für Oesterreich war ich in Wien, am Tag des deutschen hier. Zwei Parallele schneiden sich noch nicht am Pol, noch nicht in der Unendlichkeit.
Wien hatte eben seine Rest-Revolution erlebt (Das heißt: ge-

litten). Verlassen, mit Recht, von sieben Völkern, blieb in der halbdeutschen Hauptstadt, blieben in fünf Kronländern „die Deutschen" zurück, der Abfall der Verächter zwang sie, sich zu einen, widerwillig thats der Haß der Parteien und Konfessionen, lachend, im Tempo eines Festzuges thats die Menge. Der Tag, an dem' ein Volk, für seine Führerwünsche hart gestraft, sich plötzlich allein sah, fand weder Herzen noch Köpfe bereit, und während Ungarn und Polen, Czechen und Ruthenen, Italer und Rumänen, Serben und Slowenen sich gruppirten, einten, trennten, selbst zu bekämpfen anfingen, feierte das einzige Volk der Monarchie, das politisch geschlagen war, die neue Hetz, den Prater der Seele, zog mit Fahnen und Musiken vor die Denkmale, in die Cafes, an die Rampen, johlte und jauchzte und spielte das Spiel der Kokarden. In dieser K. K-Revolution drehte sich das Gespräch der Ringstraße um die Verträge der Hoftheater, ob man Strauß würde halten können, Anekdoten und Medaillen, Festreden und Umzüge, Resolutionen und Wappenfragen, Flaggenprobleme, G'schaftlhuberei, und am Rand ein Weniges de la litterature: Freiheit, die ich nicht meine....

War Einer, der sich für den Kaiser erhob? Hat ein Einziger die Kokarde geschützt? Es ziemt, den Hofrath Mikes zu nennen, Sektionchef im Hofmarschallamt: er, für Tausende, hat sich umgebracht. Die Anderen? Drei Tage nach der Gründung dieses Reststaates kam ein berühmter Feldherr, zuletzt Kommandeur der Arcieres, der doppelt, auch auf den Leib des Kaisers, vereidigten Leibgarde, zum Staatskanzler Dr. Renner und erkundete, ob die „frühere Zugehörigkeit" dieser Offizier-Truppe, die seit fünf Jahrhunderten alle Rechte adeliger Leibtruppen genoß, ihnen nun, „im weiteren Fortkommen", nicht hinderlich würde. Als am vierten November, am Karlstag, in Sankt Stephan die Kaisermesse gelesen wurde, waren von den achtzig Sesseln für Excellenzen zwei besetzt. Aber am selben Tage nagelten die Häscher Weißkirchners, des Hofbürgermeisters, am Kärnthner- und Opernring neue Tafeln an: „Karlsring, Zitaring": und der einzige Gewaltakt der zu einer neuen Freiheit entschlsseneon Hauptstadt bestand in der Abnahme dieser Zeichen unverblaßbarer Loyalität. Wußte man denn, wie es kommen werde?

Und weiß man es heute? Dies Spanische Spiel, das beste in Europa, von hurtig-zarten Händen fein gemischt, ist noch nicht aus; und was Andrassy II. heldenhaft begonnen, könnte

\
Seidler der Sonnige redivivus hoch auf der Konferenz zu Ende
spinnen. Werden die Kronländer Eins? Eins auch ohne Habsburg, dessen katholischem Fürsten sie tiefer verbunden sind,,
als moderner Wille in ein Paar Sozialistenhäuptern glauben
will? Und Böhmen? Hofft noch ein Einsichtiger, daß dieses
deutschredende Hochland, der industrielle Rand dieser Schale,
sich von den Terrassen seiner Nachproduktion, seiner Konsumption trennen wird, um Zollschaden für die Muttersprache zu
tragen, statt im Inneren einer sehr wohlbestellten Czechen-Republik, erträglich gebettet, den Preis seiner Mühen zu heben?
"Denn niemals sah es in einem Theile dieses Völkerstaates
sauberer aus als jetzt in Prag, wo, nach vierhundertährigem,
Traum und Kampf, ein Reich erstand, bereitet, zugerüstet mit
allen Institutionen, zu allen Uebungen. Langsam schlendert
nebenan die wiener Republik ihren Weg, als wäre er schon
Jahrhunderte lang und nicht erst zehn Tagemärsche. Am Tag
der „Revolution", als ein paar Tausend sich vor dem Landeshaus drängten, horchten und riefen die Wiener, wie sichs bei
einem Freiluft-Theater ziemt; nur ein paar, Literaten, an ihr
Stammcafe Central gelehnt, schrien „Rache! Nieder!", bis sie
von braven ottakringer Arbeitern zur Ruhe gewiesen wurden.
Truppen gab es hier nicht, nicht schützende, nicht meuternde;
zu wem sollte man auch „übergehen", da Alles nur ein Uebergang von schwarz-gelber zu schwarz-roth-goldener Rosette war!
Nach Deutschland? Giebt es Volkswünsche drüben, die
heißen Herzens einen Staat umarmen wollen, in dem Groß-Berlin dominirt? Haben wir dazu Schulter an Schulter gekämpft, um uns den sehr Verhaßten nun zu amalgamiren? Soll
die diabolica commedia des Ersten August nach zweiundfünfzig
Monaten mit neuen Worten wiederholt, der cantus mysticus
noch einmal gesungen werden, weil nicht alle Blüthenträume
reiften? Wähntet Ihr etwa, man werde das Leben hassen, in
Wüsten fliehen, wenn sich nicht Sprache zu Sprache findet?
Woher (möge man lieber fragen) schreibt, wie erklärt sich
diese völlige Starrheit auf beiden Seiten, da doch ein Jubel
hier durch sechzig, dort durch zehn Millionen Kehlen dringen
müßte: Endlich wieder vereint! Noch bis zum Achten wünschten die Bürger, heimlich und laut, in Wien, dies Alles wäre doch
ein wüster Traum und morgen, wann wir erwachen, nachher
haben's die Hoflieferanten-Wapp'n überall wieder ausgVickelt,
beim Sacher sieht ma' wieder Orden und Hos'nstreifen, im
Burghof giebts halt wieder an Marsch und an Lanner, und

wenn eh' die Kaiserin lächelnd mit dem hübschen Fratz, dem blonden Otto, vorüberfahrt, nachher hat ma' doch a. Freud in dem Regenwetter und kann abends d' Milowicz in Ruh' den neuen Leo Fall sing'n hör'n, verstehn's wohl, Sie Lackl', Sie rother?"

Berlin war ernster, schneller, überall war Alles plötzlicher, radikaler. Ist es, wie behend es auch begann, nun gut? Hat dies befreite Volk den Hauch der Freiheit in den Augen, den Schleier der Jugend im Nacken, die Rufe der Erneuerung auf halbgeöffneten Lippen? Oder zeigt eine neue Form des Pathos, eine stummere Geste die Religiosität an, deren Rhythmen den Sinn des Ungeheuren belebend künden sollten? Hat sich an packend gute Hände, an die Fäuste der Unabhängigen, die die Gewalt entschlossen faßten, eine Kette von Händen ge hängt, die Eimer um Eimer nicht nur, zum Löschen des selbstgelegten, frommen Brandes, die auch schon Stein um Stein reichen, auf der verwaisten Stätte Fabriken und Tempel zu errichten? Wie heißen die Führer, aus deren Namen Glanz wie aus jenen steigt, die vor hundertdreißig Jahren ein großes, die vor zwölf Monaten ein ernstes Beispiel gaben? Wo ist noch der berliner Marat, Trotzkij, selbst Lafayette und Lenin? Glich schon der Prinz von Baden jenem Mirabeau nur durch die Stellung in der Zeit: nun vollends scheint ein Volk rathlos vor seiner Freiheit zu stehen. Zweiundzwanzig in fünf Tagen: und nur Einer ging durch die Latten? Acht Tote, und seien, es selbst verschwiegene Achtzig: wenig für einen Gedanken vor den Millionen, die draußen ideenloser fielen. Geräuschlos fast, automatisch, preußisch-disziplinirt, fiel dieser erste Streich; und begierig sieht man sich nach der vollkommen aufgebauten Rückweit um, die wartend steht wie im neuen Drittel der Drehbühne. Wurde der Regisseur nicht fertig, draußen? Fiel wohl das Stichwort zu früh?

Man kommt aus der Fremde. Herrlich kündet Trommelwirbel die Befreiung heimathlichen Geistes an, Unruhe ergreift den Deutschen an Italiens Grenze, er will zurück, auf Kisten hockend, in tagelanger Fahrt schneidet er die alte Grenze, er fühlt, indem er im Morgennebel die südlichste Stadt Bayerns auftauchen sieht, zum letzten Mal nach langen Fahrten die Heimkehr als Symbol, die Grenze als Weite, er spürt auf jede Regung, betrachtet, vergleicht die rothen mit den dreifarbigen Beamten, sucht Zeichen, stille, deutlich schweigende, da denn in unserer Art nicht laute Freude liegt. Was findet er?

Dumpfheit. Ein unverändert gehorsames Land. Königliche Preußen ohne König. Diener ohne Herren. Sklaven ohne Kette. War die Gewohnheit allzu lang? Wo ist der Seele Ruf, der eine Welt in sich erschuf? Coupes, Gespräche; durch Bayern und Schleswig, durch Mecklenburg1, bis 'Bremen geht die Fahrt der Heimgekehrten. Was hört er in den überfüllten Kammern? Butter, Thee, Ferkelschlachten, wann schickt Wilson, Butter, Erschwerung der Fahrkarten, Preise in Riga, Polizeistunde, Bier, Nationalversammlung, Butter. Von Freiheit hörte ich nichts, nur sehr viel Spott über die.„neuen Räthe", über „diese Bolschewisten" (worunter rother Mord verstanden wird| und „diese Juden", die an Allem schuld sind.
In Berlin finden Kaiserbilder, Karten mit jedem Prinzen sammt Familie Absatz; fragt man, heißt es: Zum Andenken! Freilich, der Vater, wie konnte er nur! Aber unsere liebe Kronprinzessin ...! Gehorsam stehen Zehntausend in der Hansastadt auf dem Platze, leitbar, ziehen ab, wenns der Führer befiehlt. Im Saal berathen)die Räthe und ein buckliger Schneider mit bösem Auge erklärt, der Augenblick zur Soo-, zur Sozialisirung sei gekommen. Journalisten in der dritten Stadt warnen dumpf vor nahen Unruhen, schreiben indessen Programme. Aber man denkt, am großen Tag der Opfer wird Alles durchbrechen, schweigend, weinend, fühlend. Was geschieht? Durchs Brandenburger Thor ziehen, in der Mitte, statt Wilhelm bis Mackensen, drei Leiterwagen, von Ackergäulen gezogen; die ziehen acht Särge zum' Friedrichshain. Nebel rieselt, Büßtag läßt die Menge frei, sie steht und bildet das Spalier. Sind die Menschen erschüttert? Erhoben? Verwandt? Ordner kommen, zu Pferde, voraus, ihre Stimmen schnarren über unsere Köpfe: „Hüte ab! D»ie Särge kommen! Da hinten hat Einer noch 'n Hut uff!" Johlen, Kichern, Zehenerheben; „och, wat fier Kränze! Det scheene Jeld!" Und als später Einer dem Schnauzenden seinen Ton verweisen will, ergreift die Menge für den alten, geliebten Zuchtmeister Partei, für den Knutenhalter, den eine rothe Binde zum1 Apostel neuer Epoche umfälscht, und sie rufen, lachend: „Laß doch man! Ordnung muß sind! Und wenn er nich schreien thut, da folgt doch Keiner!"
Darf man schon Freiheit feiern? Ist irgendein Gefühl erneut? Sinds nicht nur Namen und Stichworte? Oben, an der Wasserkante, sagt ein junger Idealist, nachts, in dünnem

Mantel, schlurfend, mit bitteren Lippen: „Vier Wochen spät ist sie gekommen. Oder vier Monate zu früh..."

Denn Diese, die Einzigen, die ihr gewachsen scheinen, sie, die sie allein gemacht haben, stehen abseits aller liebend andrängenden Intelligenz, ihre Zimmer sind schmutzig, ihr Essen ist schlecht, ihre Frauen sind hager, Kinder liegen- irgendwo, sie hassen die Zeitung, die ihnen dient, aber da ist Etwas im Blick, Sucht, Wille, Fatalismus, auf bleichen Zügen liegen rosa Flecken inselhaft, ihre Stimme kippt um, ihr Bau erschauert an der Windecke, sie kennen den Kerker, sie haben um diese Freiheit gelitten, sie allein, und hassen deshalb jene peripheren Enthusiasten, so lange die nicht tot sind. Aber Diese sind nicht „deutsch" oder doch nicht Deutschland. Zwar sind sie meist strohblond und , haben schwarze Frauen, aber es sind Wenden, Slawen, Böhmen, Dänen von Blut oder von Halbblut. Sie haben die Revolution gemacht. Ihnen wird sie vielleicht gestohlen. Emil Ludwig.

An Alle, die der Haß nicht blendet*)

Ein Deutscher wendet sich an alle Nationen.

Mit welchem Recht?

Mit dem Recht Eines, der den kommenden Krieg verkündete, der das Ende voraussah, die Katastrophe erkannte, dem Spott, Hohn und Zweifel trotzte und vier lange Jahre den Aftachthabern zur Versöhnung rieth. Mit dem Recht Eines, der das Vorgefühl des tiefsten Sturzes Jahrzehnte lang in sich trug und weiß, daß der Sturz tiefer .ist, als Menschen, Freunde und Feinde, ahnen. Mit dem Recht Eines, der niemals ein einziges Unrecht seines Volkes verschwiegen hat und nun für das Recht seines Volkes eintreten darf.

Das deutsche Volk ist schuldlos. Schuldlos hat es Unrecht gethan. Schuldlos hat es aus alter, kindlicher Abhängigkeit seinen Herren und Machthabern gedient. Es wußte nicht, daß diese Herren und Machthaber, äußerlich unverändert, sich innerlich gewandelt hatten. Es wußte nichts von der Selbstverantwortung der* Völker. Es kannte keine Revolutionen.

*) Dieser Aufruf erscheint in Blättern des neutralen Auslandes.

Es duldete den Militarismus und Feudalismus, es ließ sich leiten und organisiren. Es ließ sich töten und tötete, wenn Das : befohlen war. Es glaubte, was seine angeborenen Führer ihm sagten. Schuldlos hat es das Unrecht begangen: zu glauben.

Unser Unrecht wird schwer auf uns lasten. Unsere Schuldlosigkeit werden die Mächte erkennen, die in die Herzen blicken. T';

Deutschland gleicht jenen künstlich fruchtbaren Ländern, die grünen, so länge ein Netz von Kanälen sie bewässert. Zerbricht eine einzige Schleuße, so stirbt alles Leben, das Land vertrocknet zur Wüste.

Wir haben Nahrung für die Hälfte unserer Menschen. Die andere Hälfte muß Lohnarbeit für andere Völker leisten; Rohstoffe kaufen und Waare verkaufen. Nimmt man ihr die Arbeit oder den Ertrag der Arbeit, so stirbt sie oder wird heimathlos.

Mit der äußersten Arbeit, deren ein Volk fähig ist, ersparten wir im Jahre fünf bis sechs Milliarden. Die dienten dazu, Werkzeuge und Werkstätten zu bauen, Bahnen und Häfen zu schaffen, erwerbsfähig zu bleiben und uns in natürlicher Fruchtbarkeit zu vermehren.

Nimmt man uns die Kolonien, das Reichsland, die Erze und Schiffe, so werden wir ein machtloses, dürftiges Land. Das mag hingehen; auch unsere Vorfahren waren arm und machtlos und haben dem Geist der Erde besser gedient als wir. Beschränkt man unseren Güteraustausch, nimmt man, wie man uns androht, entgegen dem Geist der wilsonischen Grundsätze, das Dreifache oder Vierfache der belgischen oder nordfranzösischen Schäden, die sich auf etwa zwanzig Milliarden belaufen: was geschieht? Unsere Wirthschaft wird ertragjlos. Wir arbeiten, um kümmerlich, ersparnißlos zu leben. Wir können nichts in Stand halten, nichts erneuen, nichts erweitern. Das Land, seine Bauten, Straßen, Einrichtungen verkommen. Die Technik wird rückständig, die Forschung hört auf. Wir haben die Wahl: Unfruchtbarkeit, Auswanderung oder tiefstes Elend. Es ist die Vernichtung.

Es ist die Vernichtung.

Wir werden nicht viel klagen, sondern unser Schicksal auf uns nehmen und schweigend zu Grunde gehen. Die Besten

von uns werden nicht auswandern und sich nicht töten, sondern das Geschick ihrer Brüder theilen.

Die Meisten kennen ihr Geschick noch nicht, sie wissen nicht, was sie und ihre Kinder bedroht. Auch die Völker der Erde wissen noch nicht, daß es um das Leben eines Menschenvolkes geht. Vielleicht wissen es nicht einmal die Völker, gegen die wir gekämpft haben.

Einige sagen: Gerechtigkeit. Andere sagen: Vergeltung. Es giebt auch Einzelne, die sagen: Rache. Wissen sie, daß, was sie Gerechtigkeit, Vergeltung, Rache nennen, Mord ist?

Wir, die wir in unser Schicksal gehen, stumm, nicht blind: noch einmal erheben wir unsere Stimme, so daß die Welt sie hört, und klagen an.

Den Völkern der Erde, denen, die neutral, und denen, die befreundet waren, den freien überseeischen Staaten, den jungen Staatsgebilden, die neu entstanden sind, den Nationen unserer bisherigen Feinde, den Völkern, die sind, und denen, die nach uns kommen, in tiefem, feierlichen Schmerz, in der Wehmuth des Scheidens und in flammender Klage rufen wir das Wort in ihre Seelen:

Wir werden vernichtet. Deutschlands lebendiger Leib und Geist wird getötet. Millionen deutscher Menschen werden in Noth und Tod, in Heimathlosigkeit, Sklaverei und Verzweiflung getrieben. Eins der geistigsten Völker im Kreis der Erde verlischt. Seine Mütter, seine Kinder, seine Ungeborenen werden zu Tod getroffen.

Wir werden vernichtet, wissend! und (sehend, von Wissenden und Sehenden. Nicht wie dumpfe Völker des Altertums, die ahnunglos und stumpf in Verbannung und Sklaverei geführt wurden, nicht von fanatischen Götzendienern, die einen Moloch zu verherrlichen glauben.

Wir werden vernichtet von Brudervölkern europäischen Blutes, die sich zu Gott und zu Christus bekennen, deren Leben und Verfassung auf Sittlichkeit beruht, die sich auf Menschlichkeit, Ritterlichkeit und Civilisation berufen, die um vergossenes Menschenblut trauern, die den Frieden der Gerechtigkeit und den Völkerbund verkünden, die die Verantwortung für das Schicksal des Erdkreises tragen.

Wehe Dem und seiner Seele, der wagt, dieses Blutgericht Gerechtigkeit zu nennen! Habt den Muth, sprecht es aus, nennt es bei seinem Namen: es heißt Rache.

Euch aber frage ich, geistige Menschen aller Völker, Geist-

liehe aller Konfessionen und' pelehrte, Staatsmänner und Künstler, Euch frage ich, Arbeiter, Proletarier, Bürger aller Nationen; Dich frage ich, ehrwürdiger Vater und höchster Herr der Katholischen Kirche, Dich frage ich im Namen Gottes:

Darf um der Rache willen ein Volk der Erde von seinen Brudervölkern vernichtet werden, und wäre es das letzte und armsäligste aller Völker?

Darf ein lebendiges Volk geistiger, europäischer Menschen mit seinen Kindern und Ungeborenen seines geistigen und leiblichen Daseins beraubt, zur Fronarbeit verurtheilt, ausgestrichen werden aus dem Kreis der Lebenden?

Wenn dieses Ungeheuerste geschieht, gegen das der schrecklichste aller Kriege nur ein Vorspiel war, (so soll die Welt wissen, was geschieht, sie soll wissen, was sie zu thun im Begriff steht. Sie soll niemals sagen dürfen: Wir haben es nicht gewußt, wir haben es nicht gewollt

Sie soll vor dem Angesicht Gottes und vor der Verantwortung der Ewigkeit ruhig und kalt das Wort aussprechen: Wir wissen es. Und wir wollen es.

Milliarden! Fünfzig, hundert, zweihundert Milliarden: was ist Das? Handelt es sich also um Geld?

Geld, Reichthum und Armuth eines Menschen bedeutet wenig. Jeder Einzelne von uns wird mit Freude und Stolz arm sein, wenn das Land gerettet wird.

Doch in der traurigen Sprache unseres wirthschaftlicheit Denkens haben wir keinen anderen Ausdruck für die lebendige Kraft eines Volkes ajs den armsäligen Begriff der Milliarde. Wir bemessen nicht die Lebenskraft eines Menschen nach den viertausend Gramm' Blut, die er in sich hat; wir können die Lebenskraft eines Volkes nicht anders messen als nach den zwei- oder dreihundert Milliarden seines Besitzes. Vermögenlosigkeit ist hier nicht nur Armuth und Noth, sondern Sklaverei; und doppelt für ein Volk, das die Hälfte seines nothdürftigen Lebensunterhaltes kaufen muß. Nicht die willkürliche, grausame oder milde Sklaverei der Alterthums, sondern die anonyme, systematische, wissenschaftliche Fronarbeit von Volk zu Volk.

In dem abstrakten Begriff der hundert Milliarden steckt nicht allein Geld und Wohlstand, sondern Blut und Freiheit. Die Forderung ist nicht die des Kaufmanns: Zahle mir Gold, sondern die Forderung Shylocks: Gieb mir das Blut Deines-

Leibes Es ist nicht die Börse, sondern nach der Verstümmelung des Staatskörpers durch Abtretung von Land und Macht ist es das Leben.
Wer in zwanzig Jahren Deutschland betritt, das er als eins der blühendsten Länder der Erde gekannt hat, wird niedersinken vor Scham und Trauer. Die großen Städte des Alterthums, Babylon, Niniveh, Theben, waren von weichem Lehm gebaut, die Natur ließ sie zerfallen und glättete Boden und Hügel. Die deutschen Städte werden, wenn man unsere Lebenskraft tötet, nicht als Trümmer stehen, sondern als halb erstorbene, steinerne Blicke, noch zum Theil bewohnt von kümmerlichen Menschen. Ein paar Stadtviertel sind belebt, aber aller Glanz una alle Heiterkeit ist gewichen. Müde Gefährte bewegen sich auf dem morschen Pflaster. Spelunken sind erleuchtet. Die Landstraßen sind zertreten, die Wälder sind abgeschlagen, auf den Feldern keimt dürftige Saat. Häfen, Bahnen, Kanäle verkommen und überall stehen, traurige Mahnungen, die hohen, verwitterten Bauten aus der Zeit der Größe.
Ringsum blühen, erstarkt, alte und neue Länder im Glanz und Leben neuer Technik und Kraftw ernährt vom Blut des erstorbenen Landes, bedient'von seinen vertriebenen Söhnen. Der deutsche Geist, der für die Welt gesungen und gedacht hat, wird Vergangenheit. Ein Volk, das Gott zum Leben geschaffen hat, das noch heute jung und stark ist, lebt und ist tot.
Es giebt Franzosen, die sagen: Dies Volk sterbe. Wir wollen nie mehr einen starken Nachbar haben.
Es giebt Engländer, die sagen: Dies Volk sterbe. Wir wollen nie mehr einen kontinentalen Nebenbuhler haben.
Es giebt Amerikaner, die sagen: Dies Volk sterbe. Wir wollen nie mehr einen Konkurrenten der Wirthschaft haben.
Sind diese Menschen die wahren Vertreter ihrer Nationen? Niemals. Alle starken Nationen werden die Stimmen der Furchtsamen und Neidischen verleugnen.
Sind die Rachedurstigen die wahren Vertreter ihrer Nationen? Niemals, Diese schreckliche Leidenschaft ist bei gesitteten Menschen nicht von Dauer. Dennoch: wenn die Furchtsamen, die Neidischen und die Rachsüchtigen in einer einzigen Stunde, in der Stunde der Entscheidung, siegen und die drei führenden Staatsmänner ihrer Nationen mit sich reißen, Ist das Schicksal erfüllt.
Dann ist aus dem Gewölbe Europas der einstmals stärkste Stein zermalmt, dann ist die Grenze Asiens an den Rhein ge-

rückt, dann reicht der Balkan bis zur Nordsee. Dann wird eine Horde von Verzweifelten, ein uneuröpäischer Wirthschaftgeist vor den Thoren der westlichen Civilisation lagern, der nicht mit Waffen, sondern mit Ansteckung die gesicherten Nationen bedroht.

Nie kann aus Unrecht Recht und Glück entstehen.

Das Unrecht seiner Abhängigkeit und Unselbständigkeit, das Deutschland schuldlos auf sich lud, büßen wir, wie nie ein Unrecht gebüßt worden ist. Wenn aber die westlichen Nationen in ruhiger, kalter Ueberlegung, aus Vorsicht, Interesse oder Rachegefühl Deutschland langsam töten und diese That Gerechtigkeit nennen, indem sie ein neues Leben der Völker, einen ewigen frieden der Versöhnung und einen Völkerbund verkünden, so wird Gerechtigkeit nie wieder sein u»d niemals wieder wird die Menschheit froh werden. Ein Bleigewicht wird auf dem Planeten liegen und die kommenden Geschlechter werden mit einem Gewissen geboren werden, das nicht mehr frei ist. Die Kette der Schuld, die jetzt noch zerschnitten werden kann, wird unzerreißbar und unendlich den Leib der Erde umschnüren. Der Zwist und Streit der künftigen Epoche wird bitterer und vielspältiger sein als je zuvor, weil er mit dem Gefühl gemeinsamen Unrechts getränkt ist.

Nie hat gleiche Macht und gleiche Verantwortung auf den Stirnen eines Triumvirats gelastet. Wenn die Geschichte der Menschheit, die sinnvoll ist, gewollt hat, daß eine einzige Stunde durch den Entschluß dreier Männer über Jahrhunderte der Erde und eine Menschheit von Millionen entscheidet, so hat sie dies Eine gewollt: eine einzige große Frage des Bekenntnisses sollte den siegreichen, civilisirten und religiösen Nationen gestellt werden.

Diese Frage lautet: Menschlichkeit oder Gewalt? Versöhnung oder Rache? Freiheit oder Unterdrückung?

Menschen aller Völker, bedenkt es! Diese Stunde entscheidet nicht nur über uns Deutsche, sie entscheidet über uns und Euch, über uns Alle. Entscheidet sie gegen uns, so werden wir unser Schicksal tragen und in die irdische Vernichtung gehen. Unsere Klage werdet Ihr nicht hören. Dennoch wird sie da gehört werden, wo noch nie eine Klage aus Menschenbrust ungehört verhallte. Walt her Rathenau.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Herlin. — Verlag du-r Zukunft in Berlin. — Druck von Paß 6. Garleb G.m.b.H. in Berlin.

Die Einheitsschule im In- und Ausland, Kritik und Aufbau. Von Professor Dr. Oskar Kühnhagen. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-Q. Gotha. Preis M. 5,—.

Die Umwälzung, die sich in unseren Tagen vollzieht, wird der Durchführung des Einheitsschulgedankens zugute kommen. Für ihre Verwirklichung ist ein Werk, das unvoreingenommen und von allen Seiten über die Frage zu unterrichten sucht, von besonderem Wert. Das Buch wird weit über die Schulkreise hinaus lebhafte Aufmerksamkeit finden, bietet es doch nicht einen der vielen .Beiträge" zu den heute alle Welt bewegenden Fragen der Schulreform, sondern vielmehr einen vollständigen kritischen Ueberblick über die Ergebnisse des Schulkampfes in den letzten Jahren. Da es sich bei der Schulneugestaltung ja um eine grundlegende Frage nicht nur unserer Volksbildung, sondern unserer gesamten Entwicklung handelt, so wird das Kühnhagensche Buch nicht nur den Fachkreisen, sondern jedem willkommen sein, der sich mit der Weiterentwicklung unseres Volkes beschäftigt, insbesondere allen Eltern, die vor der Frage stehen, welche Schulform für ihre Kinder die angemessene ist.

Infolge der Weihnachtsfeiertage und der verkürzten Arbeitszeit in den gewerblichen Betrieben erscheint die nächste Nummer der „Zukunft" am 4. Januar 1919.
Terlag der Zukunft.

knnf t —

piiiiB'iiiiiiHiiiwirniiiiiMniiiiiiiiiiiiiiiiiiijniiiiiiiiiiij^uiiiiii^

(nilllHlliiimiiiiiniiijiiiuiiiiiiiiiiiiiiiiiiMiiriiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiimiiii'il